



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag zwischen den Festen der Beschneidung und Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 2, 19-23. „In jener Zeit, als Herodes gestorben war, siehe da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh' auf und nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel, denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt des Herodes, seines Vaters, im Judenlande regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen, und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa.“

Die Erscheinung des Herrn.

Der heutige Sonntag ist eine Vorfeier des morgigen Festes der Erscheinung des Herrn oder — wie es bei uns gewöhnlich heißt — des Festes der heiligen drei Könige. Es liegt daher sehr nahe, lieber Leser, daß wir uns schon heute mit dem Feste selbst etwas beschäftigen.

Das Wort Epiphanie (Erscheinung des Herrn) bedeutet die Offenbarwerdung, das Heraustreten an's Licht, — und so zeigt der Name dieses Festes schon hinreichend dessen Bestimmung an: durch dasselbe soll die Erscheinung eines Gottes unter den Menschen geehrt und gefeiert werden.

Mehrere Jahrhunderte hindurch feierte man in der alten Kirche an diesem Tage die Geburt des Herrn; und als um das Jahr 376 die Dekrete des apostolischen Stuhles alle Kirchen des katholischen Erdkreises verpflichteten, das Geheimnis der Geburt des Herrn von da an mit Rom am 25. Dezember zu begehen, wurde der 6. Januar darum doch nicht ganz seines alten Glanzes beraubt. Er vereinte vielmehr nun drei Offenbarungen der Herrlichkeit Jesu: 1) das Geheimnis der Weisen, die unter der Führung des wunderbaren Sternes aus dem Morgenlande gekommen waren, um der göttlichen Königswürde des Kindes von Bethlehem zu huldigen; 2) das Geheimnis der Taufe Christi, der in den Fluten des Jordan durch die Stimme des himmlischen Vaters selbst als der Sohn Gottes verkündet worden; 3) endlich das Geheimnis der göttlichen Nacht Jesu selbst, der bei dem (symbolischen) Hochzeitsfeste von Cana Wasser in Wein verwandelte.

Der aufmerksame Leser wird hier fragen: Ist denn dieser, dem Gedächtnis jener drei Wunder geweihte Tag zu gleicher Zeit der Jahrestag ihrer Vollbringung? Ich kann darauf nur sagen, daß die Gelehrten über diesen Punkt nicht einig sind, wenn auch die weitaus größere Mehrzahl — u. a. auch

der gelehrte Papst Benedikt XIV. — sich bejahend geäußert hat.

Wer Gelegenheit hat, die Gebete und Gesänge der hl. Messe des festlichen Tages zu verfolgen, findet sofort, daß unter den drei Geheimnissen die Anbetung der Weisen es ist, die (heute) ganz besonders gefeiert wird; mit diesem Geheimnisse befaßt sich der größte Teil der Gesänge und Gebete in der Messe und in den Tagzeiten (Brevier). Der Grund liegt sehr nahe: in der Person der Weisen wurden damals alle Völker zur Krippe, und damit zum Lichte des christlichen Glaubens eingeladen. Die Weisen sind die Erlösten, die Repräsentanten des ganzen Heidentums, das in ihrer Nachfolge kommen wird, um an der Gnade der Erlösung Anteil zu nehmen. Jeder von uns, lieber Leser, ist im Geiste, in seiner Liebe, mit gegenwärtig!

Bis dahin hatte man geglaubt, das Judentum allein das Vorrecht der messianischen Verheißungen habe: durch die Berufung der Weisen aber wurde es offenbar, daß alle Nationen daran Anteil haben würden, „daß die Heiden seien Miterben und Mitinhaber und Mitgenossen der Verheißungen in Christo Jesu“ (Ephes. 3, 6). Damals begann der Sinn jener herrlichen Verkündigungen klar zu werden, welche die Herrschaft der Welt Jerusalem versprochen, d. i. der Kirche, deren Vorbild diese Stadt war. Damals konnte man sagen: Bethlehem wird heute die Wiege der entstehenden Kirche Gottes.

Aber (fragen wir) woher kommt den Weisen dieses Glück? Nicht von ihrem eigenen Verdienste; denn ohne den Glauben giebt es überhaupt kein Verdienst; man weiß auch zudem nicht, daß sie mehr als Tausende anderer Heiden gethan hätten. Dieses hohe Glück kommt ihnen von der Gnadenwahl Gottes zu, der, indem Er sie berief, nur Seine Liebe und nicht ihre Verdienste zu Rate zog. So handelt Gott, lieber Leser, auch in Rücksicht auf uns. Warum sind wir nicht im Heidentum,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Januar.** Sonntag nach Neujahr. Eduard, König. Evangelium n. d. hl. Matthäus 2, 19-23. Epistel: Galater 4, 1-7. • St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen Kongregation. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 3 Uhr Vortrag für die Mitglieder des III. Ordens vom hl. Dominikus.
- Montag, 6. Januar.** Heilige drei Könige. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Matthäus 2, 1-12. Epistel: Isaia 60, 1-6. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 7,7 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr feierliches Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Komplet. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachm. 6 Uhr Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 6 Uhr Andacht mit Festpredigt.
- Dienstag, 7. Januar.** Lucian, Priester und Martyrer. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 6 Uhr Vortrag für den Verein christl. Mütter.
- Mittwoch, 8. Januar.** Ehard, Bischof. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Vereinsmesse mit gemeinschaftl. hl. Kommunion für den Verein christl. Mütter.
- Donnerstag, 9. Januar.** Julian und Basilista, Martyrer. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7,9 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 10. Januar.** Agathon, Priester. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachm. 6 Uhr Andacht für die Mitglieder des christl. Mütter-Vereins.
- Samstag, 11. Januar.** Hyginus, Priester u. Mart.

in der Ferne, in einer Familie ohne Religion und christliche Sitte, wie es deren so viele gibt, geboren und aufgewachsen? Der zuvorkommenden Barmherzigkeit Gottes allein verdanken wir es. Warum haben wir mehr, als andere, eine christliche Erziehung, wirksamere Gnadenbeistand, mehr Erleuchtung, gute Ratschläge und Beispiele erhalten? O, ganz unverdiente Vorliebe unseres Gottes! Werden wir dafür genug danken, Ihn genug lieben können? Könnten wir doch mit dem großen Apostel Paulus sagen: „Seine Gnade ist in mir nicht unfruchtbar geblieben!“ (1. Kor. 15, 10.)

Die Weisen, lieber Leser, lebten vor der Erscheinung des wunderbaren Sternes wohl in den Finsternissen des Heidentums, und wahrscheinlich ließ ihr damaliges Leben manches zu wünschen übrig. Allein sobald sie den Stern gesehen und die Gnade, die sie beruft, vernommen haben, bekehrten sie sich, verlassen alles, um ganz Christo anzugehören, und geben sich der Gnade hin, um ihr mit Einfachheit und Mut zu folgen. Von diesem Augenblicke an sind sie ganz himmlisch gesinnt; sie leben und sterben als Heilige, so daß die Kirche ihnen seit nahezu zwei Jahrtausenden öffentliche Verehrung erweisen, sie als Heilige verehren läßt. Unsere herrliche Kathedrale in Köln bewahrt ihre Leiber mit Ehrfurcht, und Priester und Gläubige lieben es, vor ihren heiligen Reliquien zu opfern und zu beten. Das erhebende Beispiel der Weisen aber müßte auch uns wach rufen und zur Krippe, d. i. zu einem gottgefälligen Leben hinführen.

Wer vermöchte es zu schildern, mit welchen Gefühlen die Weisen jene heilige Reise machten! Wie sie sich mit einander von dem Glücke unterhielten, das ihrer am Ende der Reise wartete! Wie sie sich gegenseitig bei Ueberwindung der manigfachen Beschwerden ermutigten! Wie sie in heiliger Ungeduld den Augenblick ersehnten, sich vor dem göttlichen Kinde niederzuwerfen! Wie sie endlich, als der Stern (in Jerusalem) verschwand, ihren Mut bewahrten, — ein schönes Bild eifriger Seelen, die sich durch Prüfungen nicht niederbeugen lassen.

Endlich kommen unsere glücklichen Reisenden an der Krippe an, und — weit entfernt, daß ihr Glaube und ihr Eifer beim Anblicke eines so armen Kindes sich verminderte, — fühlen sie sich vor Bewunderung einer so tief erniedrigten Größe ergriffen: sie werfen sich zur Erde nieder und beten an! Welch' erhebendes Vorbild für uns, lieber Leser, bei unsern Gebeten vor dem heiligsten Sakramente!

Neujahr in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. Theodor Adler.

Es ist eine weit verbreitete Sitte, größere Zeitabschnitte im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit mit Freudenbezeugungen, Gratulationen und ausgelassenen Lustbarkeiten zu feiern. Ob wir dazu, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, wohl immer Ursache haben, mag dahin gestellt bleiben. Die Zahl derjenigen — und es sind ja nicht die schlechtesten — welche in der Wiederkehr des Tages, an dem man vor so und so viel Jahren geboren wurde, keinen Anlaß sehen, sich von allen Seiten angratulieren zu lassen, ist nicht gering und über das Neujahrsest haben nicht wenige die gleichen Gedanken, auch wenn sie dabei nicht in unangenehmer Weise daran erinnert werden, daß Neujahr und die nächste Zeit danach die schwersten Tage im Jahre sind, die vom Familienoberhaupt um so drückender empfunden werden, als kurz vorher schon das Weihnachtsfest auf den goldenen Inhalt des Vormonates wie ein starker Überlaß gewirkt hat. Der Gedanke, daß von der uns auf Erden vergönnten kurzen Zeitspanne wiederum

ein Jahr in das Meer der Vergangenheit gesunken ist, daß wir nicht wissen, was das neue Jahr an Mühsalen und Schmerzen bringen wird und ob wir in abermals 365 Tagen noch am Leben sein werden, sollte einen jeden eigentlich zur ernstlichen Nachdenklichkeit stimmen. Aber, gleich als ob wir uns über die Fragen der Zukunft absichtlich hinwegtäuschen und hinüberlügen wollten, ist das Gegenteil der Fall. Ueberall herrscht Jubel und Fröhlichkeit, ohne daß man eigentlich einen plausiblen Grund angeben könnte; aber es ist nun einmal so und wird schwerlich so bald anders werden.

Von allen denen, welche sich am Neujahrsmorgen, wenn der Tag längst zu neuem Leben erwacht ist, fragen, warum sie eigentlich gestern Abend so viel von der Sylvesterbowlie getrunken haben, daß ihnen die Welt heute nur in unklaren Umrisen erscheint, werden auch die wenigsten wissen, warum gerade jetzt das neue Jahr beginnt und man kann ihnen ihre Unkenntnis auch billiger Weise nachsehen; denn der erste Januar oder — astronomisch und kalendermäßig gesprochen — der 11. Tag nach der Winter Sonnenwende ist ein ganz willkürlich gewählter Zeitpunkt, an dessen Stelle ebenso gut ein beliebiger anderer Tag zum Jahresanfang hätte gewählt werden können, und in früheren Zeiten hat man auch tatsächlich Neujahr vielfach zu ganz anderen Terminen gefeiert.

Die Ehre, das neue Jahr einzuführen, verdankt der 1. Januar keinem anderen als Julius Cäsar, dem ersten großen Reformator des vor 1947 Jahren in eine grenzenlose Verwirrung geratenen Kalenders. Im vorcäsarischen Rom hatte man das Jahr mit dem ersten März begonnen. Da man aber nur 10 Monate zählte, von denen je vier 31 Tage, und je sechs 30 Tage hatten, stimmte die Sache mit dem wirklichen Sonnenjahre in keiner Weise; das römische Neujahr wurde jedes Jahr um 11 Tage und den Bruchteil eines zwölften früher gefeiert, als es eigentlich hätte sein sollen. Numa Pompilius, der zweite sagenhafte König des alten Rom, schob zwar bereits zwei neue Monate, den Januar und Februar ein und setzte für jedes zweite Jahr einen Schaltmonat fest, die Verwirrung war aber damit keineswegs behoben; die Herren Oberpriester waren schlechte Astronomen und ließen in den ihrer Obhut anvertrauten Kalendern eine derartige Verwirrung einreihen, daß man zu Cäsars Zeiten den Januar zur Zeit der herblichen Tage und Nachtgleiche begann. Um in diesem Wirrwarr Ordnung zu bringen, berief Cäsar den alexandrinischen Astronomen Sosigenes, der zunächst zwei Monate, den einen von 23, den andern von 67 Tagen einschaltete, so daß dieses Jahr, welches als das Jahr der Verwirrung — annus confusionis — benannt wurde, nicht weniger als 445 Tage zählte. Der nächste 1. Januar wurde sodann auf den ersten Neumond nach der Winter Sonnenwende des Jahres 46 vor Christus festgesetzt, und von da an begann die julianische Zeitrechnung mit Sonnenjahren von 365 Tagen und einem allemal im vierten Jahre eingeschobenen Schalttage. Daß dieser erste Neumond nun damals 12 Tage nach der Winter Sonnenwende stattfand, ist der Grund, warum noch heute nach fast zweitausend Jahren der kürzeste Tag und der Jahresanfang nicht zusammenfallen, sondern um 11 Tage von einander geschieden sind.

Weit näher hätte es gelegen, den 21. Dezember als den Termin der Winter Sonnenwende, als Anfangstag des Jahres zu machen oder, da sich im Bereiche der christlichen Kultur das ganze festliche Jahr nach den hohen Kirchenfeiertagen richtet, das neue Jahr mit dem ersten Weihnachtstage, dem 25. Dezember anfangen zu lassen. Nach dem ersteren Datum, der Winter Sonnenwendnacht, haben nun auch die alten Germanen in vorchristlicher Zeit gerechnet, ein Brauch der endgültig erst in Vergessenheit geriet, als

Karl der Große den letzten selbständigen deutschen Stamm, die Sachsen, in den langen Kriegen seinem Szepter unterwarf. Der Termin des Weihnachtstages als Jahresbeginn hat aber bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein an vielen Orten Deutschlands in Geltung gestanden.

Das Christentum in seinen ersten Anfängen war überhaupt nicht geneigt, die Zeitrechnung der heidnischen römischen Welt anzulegen, und es erregte besonders der 1. Januar bei ihnen Aufstoß, weil an diesem Tage die sogenannten Saturnalien gefeiert wurden, die der ascetischen Gesinnung der Christen ein Greuel waren, weswegen sie diesen Tag „in Fasten und Trauer für die Heiden“ verbrachten. Sie stempelten daher vielfach den Tag der Fleischwerbung Christi, nämlich den Tag Mariä Verkündigung, zum Jahresanfang, was in Deutschland bis zum 9. Jahrhundert ganz allgemein Brauch war. Später rechnete man das Jahr auch von anderen Marien Tagen an, und so gab es in Europa die verschiedensten „Marienjahre“, die namentlich in Italien und in den rheinischen geistlichen Fürstentümern Mainz, Köln und Trier zu Recht bestanden und eine ungeheure Konfusion verursachten, wenn es galt, den Termin eines etwas weiter zurückliegenden Ereignisses genau zu bestimmen.

Auch auf den 1. März, den Jahresanfang in vorcäsarischen Zeiten, griff man zurück; doch verließ man diesen Brauch frühzeitig mit alleiniger Ausnahme der Republik Venedig, welche diesem Datum bis zu ihrem Untergange treu blieb.

Am allerunbequemsten ist es natürlich, wenn man Neujahr mit dem Tage irgend eines beweglichen Festes zusammenfallen läßt. Dies war in Frankreich der Fall, wo man bis zum Jahre 1566 das neue Jahr häufig mit dem Ostersfeste beginnen ließ und zwar nicht etwa mit Oster Sonntag, sondern mit der Vesper des Karfreitages, an welchem die Osterkerze geweiht wurde. Die Jahre waren dann natürlich recht verschieden lang; aber man fand sich mit diesem Uebelstande im bürgerlichen Leben ebenso ab, wie es noch heute in den Schulen der Fall ist, deren bald kürzere bald längere Semester für die Gleichmäßigkeit des Unterrichts nicht von Vorteil sind.

Auch anderwärts gab es der Willkürlichkeiten bezüglich des Anfangs des Jahres eine große Menge. In England begann man dasselbe bis zum Jahre 1792 mit dem 26. März. Der Orient feierte bis zur byzantinischen Zeit Neujahr am 1. September, eine Sitte, die bald nach Italien verpflanzt wurde und sich dort lange erhielt.

Noch heute fangen die Ägypten das neue Jahr mit dem 1. August an, während die syrischen Christen dies mit dem 1. September und die Nestorianer und Jakobiten mit dem 1. Oktober thun, ein Beweis dafür, daß es diesen auf einander höchst eifersüchtigen Seelen nur darum zu thun ist, daß jede etwas Eigenes für sich hat.

In Deutschland hat erst die Einführung der gregorianischen Kalenderreform vom Jahre 1582 dem 1. Januar zum Siege über seine Konkurrenten verholfen; doch geschah das keineswegs mit einem Schlage, da die protestantischen Länder sich lange gegen diese Verbesserung sträubten, deren Nützlichkeit niemand abstreiten kann. Daß Russen und Griechen noch heute mit Zähigkeit an ihrer veralteten Zeitrechnung festhalten, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts noch um einen weiteren Tag, nämlich um 13 Tage hinter unserer Zeitrechnung herhinkt, ist allgemein bekannt.

Außerhalb des Bannkreises der christlichen Kultur hat natürlich jedes Volk seinen besonderen Neujahrstag. Bei den Juden fiel er auf den ersten Tischi, den siebenten Monat dieses Jahres, an welchem Adam erschaffen sein soll (Mitte September). Da dieser Fest-

tag mit Posaunen und Trompetenschall begrüßt wurde, hieß er auch der Sabbath des Blasens. Die Perser beginnen ihr Jahr mit dem 14. März. In Indien kennt man gar 3 verschiedene Jahresanfänge, von denen der älteste, noch heute in den südlichen Theilen des Landes gültig, welcher von Kalkjuga aus dem Jahre 3102 vor Christus stammt, mit dem 28. Januar beginnt.

Heute, wo China besonders im Vordergrund steht, dürfte es manchen vielleicht interessieren, über das dortige Neujahrsfest einiges zu erfahren. Es fällt im Lande der Popfträger auf den ersten Tag nach dem Neumonde, während die Sonne im Sternbilde des Wassermannes steht, und kann deshalb im Verlaufe eines längeren Zeitraumes auf jeden Tag zwischen dem 20. Januar und 18. Februar fallen. Früher folgte man auch in Japan und in Korea dieser Rechnung; doch hat man in ersterem Lande bereits 1872, in letzterem aber im Jahre 1892 unseren Neujahrstag angenommen.

Man glaubt nun gar nicht, mit welcher breiten Behaglichkeit sich dieses fleißige, emsig schaffende Volk der Feier ihres größten Festes hingiebt. Von „einem“ Festtage kann man da gar nicht sprechen. Es ist vielmehr eine ganze Reihe, die sich durch mehrere Wochen hinzieht und innerhalb welcher das Erwerbsleben fast vollkommen stillsteht.

Sau-Lin — so nennt der Chinese sein Neujahr — ist für ihn der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit. Denn ganz China feiert an diesem Tage sozusagen Geburtstag, weil man die Zahl der menschlichen Lebensjahre von Neujahr an rechnet, und wenn auch seit der Geburt eines Kindes bis Neujahr nur wenige Tage verflossen sind, diesen kurzen Zeitraum einem ganzen Lebensjahre gleich setzt. Es ist ein Abschluß in Handel und Wandel, wie ihn Europa an keinem Tage des Jahres kennt. Der Kaufmann überschlägt „Soll und Haben“ des zu Ende gehenden Geschäftsjahres, treibt seine Forderungen ein, veranstaltet Ausverkäufe, um sich für das Neujahr reichliche Geldmittel zu reservieren. Daneben nehmen die Vorbereitungen zur Gratulation einen bedeutenden Umfang an. Denn der Chinese ist nicht nur gegen Bekannte und Verwandte ein sehr höflicher Mann; er wünscht sich selber auch für das neue Jahr alles erdenkliche Gute und Schöne und begnügt sich nicht damit, dies innerlich zu thun, sondern schreibt diese Wünsche, gespickt mit Citaten der alten Dichter, auf Hunderte von roten Zetteln, die er an die Häuser und deren Eingänge, an Thüren, Zimmerwände, Möbelstücke, Wagen, Schiffe, sämtliche Haustiere und selbst an die Bäume und Sträucher der öffentlichen Anlagen anheftet. Kurz vorher geht es an eine große Reinemacherei, die bei dem sprichwörtlichen chinesischen Schmutz auch sehr notwendig ist, und die Küchenvorbereitungen geben den Hausfrauen Tage und Wochen hindurch ebenfalls genug zu thun. Im Gegensatz zu diesem Treiben herrscht dann am eigentlichen Neujahrstage die tiefste Feiertagsruhe, so etwa wie in rein protestantischen Gegenden am Karfreitage. Sämtliche Geschäfte und öffentliche Amtsstellen sind geschlossen; der sonst so bewegte Straßenverkehr ist gänzlich verschwunden. Nur Sänften werden in großer Zahl durch die Städte getragen; denn die Etiquette verlangt, daß man Personen von Rang und Stand und seinen Freunden persönlich Besuch abstattet, wobei man nagelneue Kleider trägt, die übrigens auch die untergeordneten Kulis an diesem Tage anlegen, um freilich dann das ganze Jahr bis zum nächsten Neujahrsfeste damit auskommen zu müssen. Dann beginnt das große Bacchanal der leiblichen Genüsse, dem durch fünf Tage hindurch alles Sinnen und Trachten gilt. Allmählich kommt dann zwar das kleine Geschäftsleben wieder in Gang; denn die Welt steht nicht still, und es muß verdient werden. Aber noch etwa weitere 14 Tage lang jagen sich Einladungen zu Festlichkeiten und Schmausereien, die endlich

mit einem Gastmahl, zu dem die ganze Verwandtschaft eingeladen wird, ihren Abschluß finden.

Die Sternbuben.

Zum Dreikönigstage. Erzählung von W. Wimmer.

Vor langen Jahren, da war ein gar harter und trauriger Winter für die Leute der Rheinpfalz, im sogenannten Westrich.

Da lag zu Lug, einem kleinen, elenden Dorfe im Goffersweilerer Thale, der Schnee bis an die Dächer der Hütten hinauf. Selbst in den Hütten war nichts oder doch nur soviel, um damit kümmerlich das Leben zu fristen denen, die da darinnen wohnten.

„Leg' ein, Bärbel! Wenigstens wollen wir mit unseren Kindern nicht frieren!“ jagte Jackel, der Holzschuhmann, zu seinem Weibe und schnitzte an den groben hölzernen Schuhen fort, die er hinaus in die Pfalz tragen wollte, um sie dort an die reicheren Bauern zu verkaufen. „Leg' ein, Bärbel, an Holz ist Gott Lob kein Mangel bei uns, — heilige Maria und Joseph, wenn auch das noch wäre!“

Die Frau schürte herzhaft ein und die Kinder froh es zum wenigsten nicht, ob sie auch nicht satt waren.

Da trat der Nachbar Hannesjörg, der Besenbinder, ein und grüßte, indem er sich auf die rohe, hölzerne Bank setzte.

„Wie meinst, Jackel,“ fing er an, „wie meinst, wenn wir unsere Buben mit hinausnehmen in die Pfalz, nach Münster und weiter 'naus, und lassen sie da als Dreikönig aus Morgenland singen? 's ist grad' jetzt die Zeit, und die Leute draußen geben den Armen gern, wie Du ja weißt. 's ist doch besser als gebettelt!“

Der Holzschuhmann sah von seiner Arbeit auf, zuerst nach dem Nachbar und dann nach seinem Buben, dem dreizehnjährigen Hansel, der ihm schon bei seiner Arbeit recht gut helfen konnte und jetzt aufmerksam aufhorchte.

„'s ist halt so ein Ding,“ jagte dann der Vater. „Ich bin zwar auch früher öfters als Dreikönig gegangen, aber es ist doch gar zu schlimmes Wetter, um die kleinen Buben da 'naus aufs Land zu schicken.“

„Nun, wir nehmen unsere Holzschuh' und Besen auf den Buckel und gehen mit ihnen,“ meinte der Hannesjörg, und der Bube fiel ein:

„Ja, Vater, laß uns gehen! Wir wollen recht schön singen, daß uns die Leute recht viel Geld und Brotstücke geben. Das bringen wir dann Alles heim.“

Und der Jackel zuckte ein paar mal mit den Achseln, denn es leuchtete ihm immer noch nicht recht ein, — aber er sagte zuletzt zu, in Aussicht des Geldes und der Brotstücke für seine übrigen Kinder.

Da hatten nun die Buben einen Jubel, als die bunten papiernen Kappen hergebracht wurden, welche für die Kronen der heiligen Dreikönige gelten sollten und schon von den Vätern getragen worden waren. Der Stern war verloren gegangen und Jackel schnitzte einen neuen, strich ihn rot an und heftete ihn auf den Stecken, so daß er im Kreise gedreht werden konnte. Den kriegte des Besenbinders Jürgle, weil er den Melchior machte — Vaterle's Bastianel mußte den Baltasar machen und das Hansel den schwarzen Kaspar, weswegen ihm auch die Mutter mit schwarzen Kohlen die Backen anstrich, damit man sehen sollte, daß er aus dem Morgenlande komme. Alle Drei kriegten sie weiße Hemden an, so gut sie eben aufzutreiben waren.

So ging es nun in den besten Erwartungen mit dem Holzschuhmann und dem Besenbinder durch Thal hinaus nach Klingenstein. Mit dem ersten Tritte aus den Bergen heraus, gleich unten am Schloßberg, fängt Münster an, wie das Dorf auch kurzweg in der Umgegend heißt. Beim ersten Hause

schrie denn auch der Jackel sein: „Holzschuh'! Holzschuh'! Wer braucht Holzschuh'?“ Der Hannesjörg rief: „Bes'n! Bes'n! Kauft Bes'n!“ Und die Dreikönige stellten sich vors Haus in den Schnee, das Jüngle schwang den Stern und sie sangen ihre Lieder. So ging es durchs ganze Dorf, vor das Rathhaus und das Schützenhaus und all der reichen Leute Häuser. Und die Schulkinder liefen herzu und wollten nicht in der Stube bleiben, da es hieß: „Die Sternbuben sind da! Die Sternbuben sind da!“

Wohl wurden die kleinen Sänger oft beim Beginn ihrer Lieder an einem Hause abgewiesen, aber die meisten Leute reuten die Pfennige nicht, die sie den armen, fast erfrorenen westricher Buben gaben, und manche reichten noch dazu ein Stück Brot zum Fenster heraus oder riefen die Buben ins Haus, das Süpplein zu essen, das übrig geblieben war. Als schließlich der Brotsack und das Geldsäcklein geleert wurden, war es besser ausgefallen, als sich die beiden Väter gedacht hatten. Und da der Holzschuhmann und der Besenbinder mit den Buben heim wollten, baten diese ihre Väter, das erlöste Geld und Brot nur mit heim ins Westrich zu nehmen — sie aber wollten weiter hinab aufs Land gehen und ihre Lieder singen. Der Hansjörg bestimmte auch endlich den Jackel, den Buben ihren Willen zu lassen.

So zogen nun die beiden Alten wieder in ihr armes Dörflein, die Dreikönige aber gingen weiter an dem Klingbach hinab, nach Heuchelheim, Klingen, Jagenheim und Sternweiler. So kamen sie bis in die Dörfer am Rhein und kehrten wieder um, sich den Bergen ihrer Heimat zuwendend.

Es war ein recht kalter Tag, so einer, von dem man sagt, daß er Stein und Bein zusammenfrieren macht.

„Wenn wir nur im Dorf wären!“ jagte des Besenbinders Jürgle und nahm den Stern unter den Arm. „Ich friere recht arg.“

„Wollen wir hinüber zu jener Mühle?“ schlug des Holzschuhmachers Hansel vor. „Sie ist viel näher und wir werden dort schon über Nacht bleiben dürfen für unsere Lieder!“

Und die Buben liefen auf die Mühle zu, die zwischen den leeren, entlaubten Erlenbäumen lag. Bald standen sie auch alle drei vorm Thore, daß der Hofsund an der Kette wütend bellte. Sie aber sangen:

Es kommt ein Schiff geladen
Und bringt uns Gottes Sohn,
Den Herren voller Gnaden,
Auf seinem Ehrentron. . .

Da wurde das Fenster der Mühle aufgemacht und der Müller und sein kleines Töchterlein schauten heraus nach den kleinen Sängern. Die singen nun gleich ein anderes Lied an:

Und als wir kamen vor Königs Haus,
Da schaute Herodes zum Fenster heraus! usw.

„Kommt her, ihr kleinen Kerle, und nehmt das Geld!“ rief der Müller jetzt vom Fenster herab. „Wollt Ihr uns nicht lieber über Nacht behalten? Wir haben noch weit ins Dorf,“ sagte Hansel.

„So kommt herein, ihr armen, erfrorenen Kerlchen,“ entgegnete der Müller und besänftigte die großen Hofsunde, die wütend bellten. „Kommt herein, ihr könnt in der Mühle schlafen.“

Die Sternbuben gingen in die Mühle und dann durch die Stubenthür ins warme Zimmer.

„Wo seid ihr her?“ fragte der Müller. „Der Sprach' nach aus dem Westrich.“

„Ja, von Lug, im Goffersweilerer Thal.“

„Von Lug? Da bin ich ja auch her. Lebt der Holzschuhjackel noch und das Besenjörgle?“

„Das ist ja mein Vater!“ rief das Jürgle und Hansel zugleich.

„Nun, dann ist's recht!“ sagte der Müller. „Setzt euch jetzt nur gleich an den Tisch, eßt

mit zu Nacht, ihr armen Tröpfe, — ihr habt was Warmes nötig, und ein Glas Wein und ein gutes Bett werden euch wohlthun."

Und so aßen die Buben mit dem Müller und ließen sich's recht schmecken. Der Müller aber erzählte, daß er auch als kleines Bürschlein mit Vesen daheim fort wäre und nicht mehr heimgekommen sei, weil ihn der Erlennmüller hier in seine Mühle genommen hätte, bis er nachher dessen Tochter geheiratet und nun selbst der Müller sei. Da hatten es nun die kleinen Bestricher, wie gesagt, recht gut bei Wein und Fleisch. Des Müllers kleines Mädchen hatte seine herzliche Freude an den Sternbuben mit den schönen Kappen, und sie mußten ihr wieder singen, bis sie in warme Betten gelegt wurden. Den andern Tag bekamen sie ihr warmes Morgenbrot, Suppe und Kartoffeln.

Als sie nun fort wollten, sagte der Müller: „Bleibt da bei mir bis nach dem Neujahrstag. Dann habe ich Zeit und fahre euch heim in eure Heimat, — ich will Eug auch wieder einmal sehen. Heim kommt ihr vorm Neuen Jahre doch nicht mehr!"

Da bedachten sich die Kleinen und sie kamen endlich überein, die Tage bis zum Neujahrabend noch auf den benachbarten Dörfern zu singen und dann zur Mühle zurückzukehren. Ihr erstbites Brot und Geld ließen sie bei dem Müller zurück und gingen.

So waren die Sternbuben schon wieder zwei Tage herumgezogen und hatten gesungen und Brot und Geld bekommen. Sie bereuten nicht auf der Erlennmühle geblieben zu sein. Dort an dem letzten Hause des Dorfes, als es bereits schon dämmerte, sangen sie noch ein Mal. Es sollte das letzte Mal sein. — Als sie zum Dorfe hinaus waren, kam die Nacht schon ganz schwarz herein.

„Wären wir nur daheim," sagte des Peterles Bastianel halb weinend und zähneklappernd, denn er war der kleinste von den Dreien. „Daheim ist heut' Abend wohl gut sein, — ihr wißt ja, heut gehen, wie in der Christnacht, die Geister um, und in der zwölften Stunde, da — —"

„Sei nur ruhig, Bastianel, wir sind ja bei Dir," tröstete des Jackels Hansel. „Das Jürgle kann hinter Dir gehen, ich will vorausgehen, — fürcht' Dich drum nicht, wir werden bald bei dem guten Erlennmüller sein."

„Ja," meinte das Jürgle. „Aber laß mich vorausgehen, Hansel, ich trag' ja den Stern! Seht, ich freue mich schon auf die warme Stube und das Bett. Aber, heilige Maria und Joseph, was war das?"

„Werda?" rief eine rauhe Stimme dicht vor ihnen und es schien ihnen, als knacke der Hahn einer Plinte, ohne daß sie Jemand in der fürchterlich dunkeln Nacht sehen konnten. Das Bastianel schrie angstvoll auf, das Jürgle hielt den Stern vor, und Hansel, als der Hinterste, sagte:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" antwortete die Stimme und ihr Besizer kam näher. „Wer seid Ihr denn?"

„Die Dreikönig!" antwortete das Hansel.

„Ah, die Sternbuben!" sagte der Mann. „Um Gotteswillen, was thut Ihr denn in dieser Nacht im Walde?"

„Wir wollen auf die Erlennmühle und können sie nicht finden," antwortete das Hansel.

„Ist auch kein Wunder! Seht, da müßt ihr hier den Steg hinab. Der führt euch aus dem Wald und dann könnt ihr das Licht durch die Fenster der Mühle sehen. Da geht ihr drauf los, haltet euch aber rechts, damit ihr nicht auf dem Nied in das sumpfigte, bodenlose Land geratet. Also nur immer rechts! Behüt' euch Gott!"

Die Buben tappten im Dunkeln weiter und kamen auch bald aus dem Wald. Wirklich schimmerte helles Licht durch die Erlennbäume herüber und sie dachten, das flachs-

haarige Mädchen des Müllers habe nun den Christbaum angezündet, siße dabei und erwarte sie. Jetzt sahen sie das Licht nicht mehr, gingen aber dennoch getrost ihren Weg fort, Einer dem Andern nach. Da erblickten sie es wieder, aber weiter links, und sie sahen, daß sie sich zu sehr rechts gehalten hatten. Eiligt liefen sie darauf los. Ihnen war jetzt, als käme es ihnen plötzlich entgegen, — dann wieder, als bliebe es mit einem Mal stehen. Sie starrten nach demselben mit unverwandten Augen, — es sollte ihnen ja den Weg zum Christkindlein zeigen, wie der Stern den wirklichen drei Königen in der Schrift. Wenn es sie nur nicht irreleitet.

„Wie die Nachtwisch' im Niede tanzen!" sagte der Erlennmüller zu seiner Frau, und beide sahen hinüber nach dem iden Sumpflande, wo Zerkichter mit bleichem Schein durch die Nacht strichen. „Aber wo bleiben doch nur die Sternbuben? Wenn den armen Kerlchen nur kein Unglück in dieser finsternen Nacht begegnet ist!"

Die ganze Sylvesternacht über war man wach in der Erlennmühle. Aber die Sternbuben kamen nicht. Auch am Neujahrstag und die folgende Woche ließen sie sich nicht sehen, und der Müller dachte: Sie sind halt doch noch heim ins Bestrich, die kleinen Starrköpfe. Sie werden wohl bei Gelegenheit ihr Brot und Geld bei mir abholen lassen, da ich die Reise nach Eug somit verschieben will bis zum Frühjahr.

Aber zu Eug, in dem kleinen Dorfe zwischen den Felsen des Wasgau, war man bereits in großer Sorge um das Ausbleiben der Kinder. Die Väter, Mütter und Geschwister der Sternbuben warteten alle Tage bis tief in Nacht auf die Ausbleibenden — aber sie kamen nicht.

Da machten sich der Jackel und der Hansjörg wieder mit Holzschuhen und Vesen auf und gingen nach Neujahr hinaus in die Pfalz — überall fragten sie nach den Sternbuben.

Das Frühjahr hatte schon begonnen und warme, sonnige Tage kamen. Da ging der Holzschuhmann Jackel wieder hinaus in die Pfalz. Er hatte diesmal eine grobe Tracht und kam bis in die Gegend von Jenbühl, als ihm im Walde dort ein Mann begegnete, der, mit einer Holzlast auf dem Rücken, auf einem Baumstamme ausrührte. Jackel setzte sich auch nieder.

„Ihr seid auch müd', Bestricher!" sagte der Mann. „Man sieht's Euch an, und habt am Ende nicht viel gelöst aus Euern Holzschuhen, daß Ihr's Euch am Ende am Maul absparen müßt; denn so geht's uns armen Leuten ja; Ihr seht grad' nicht zum besten aus und habt wohl heute noch nichts übers Herz gebracht. Ihr habt wohl Hunger?"

„Das wär's gerade nicht, was mich so bleich macht," sagte der Jackel. „Aber seht, guter Freund, ich hab' mein Lieb Hansel verloren, das gute Kind, und das greift mir so an die Gesundheit!"

„Nun, da muß man sich trösten und denken, der Herrgott hat das Kind zu Lieb gehabt und so hat er's zu sich genommen."

„Das wohl, wenn man's nur gewiß wüßte! Wenn man nur sein Grab sehen könnte!"

„Wie so?" fragte der Mann verwundert, und der arme Jackel erzählte, wie sein Hansel dreikönig mitgemacht und nicht mehr heimgekommen. Da horchte der Mann hoch auf, vertraute ihm dann, daß er am Sylvesternacht durch den Wald gegangen und den Sternbuben begegnet sei, denen er den Weg nach der Erlennmühle gezeigt habe. Dahin eilte jetzt der arme Vater; als er aber am Nied vorbeikam, hörte er einige Knaben, die dort im Gesümpfe Frösche fingen, aufschreien, daß er glaubte, nun einem Unglück vorzubeu-

gen, hinein zu müssen. Aber es hatte das Geschrei der Buben eine Ursache. — sie deuteten auf einen Körper hin, der im Sumpfe saß, — o Gott, es war sein Hansel! —

Dort lagen die Sternbuben, einer hinter dem anderen, das Jürgle noch mit dem Stern in der Hand, das Bastianel mit dem Geldbeutelchen und das Hansel mit dem Brotstücklein.

Der Erlennmüller fuhr erst jetzt nach seiner früheren Heimat, und zwar, wie er es versprochen, mit den Sternbuben, wenn auch nur mit ihren Leichen. Er brachte das Brot und das Geld, das sie ihm hinterlassen, legte aber doch noch für die Eltern der Toten jedem 50 Thaler bei, denn er war ein reicher Mann und wollte den Schmerz seiner Jugendbekannten in etwas lindern. Zudem sollte, wer sich im Orte in großer Not befunde, sich nur an ihn wenden. Des Jackels zweiten Buben aber nahm er mit hinaus auf die Erlennmühle, lehrte ihm die Müllerei, und als der groß war, bekam er selbst die Mühle und des Müllers flachshaarige Tochter. Jackel und sein Weib zogen zu ihrem Sohne, und sie redeten bis zu ihrem Tode noch recht oft von ihrem guten Hansel. Der Ort aber, wo die drei armen Kerlchen in all ihrem Märchenglanz starben, ward später trocken gelegt und heißt noch jetzt „Die Sternbubenwiese".

Allerlei

* Aus der Punsch-Perspektive hat die Sylvesternummer der „Berliner Morgenpost" einige Aphorismen zum Besten gegeben, wie sie sonst in Carnevals-Zeitungen verbrochen werden. z. B.:

König Eduard von England wird in der Geschichte als Prinz von Wales fortleben.

Englische Siege und Berliner Bürgermeister werden selten bestätigt.

Als Johannes v. Miquel ging, wurde Herr v. Rheinbaben Finanzminister. Das konnte Miquel nicht lange mitansehen.

Fürst Hohenlohe soll vor seinem Tode erklärt haben, daß in Wirklichkeit gar kein Regierungswechsel stattgefunden habe.

Als Graf Waldersee heimkehrte herrschte in China Landestrauer.

Kaiser Wilhelm erwies sich auch im vorigen Jahre als einer unserer fleißigsten Mitarbeiter.

Unterhaltungsaufgabe

Ein Mägdelein kam mir jüngst in's
Und bot zum Kaufe Eier aus.
„Nun," dachte ich, „behalt einmal
Die Hälfte von der ganzen Zahl
Und noch dazu ein halbes Ei."
Das Mägdelein freundlich sprach: „Es sei:
Verdeckte drauf den Leberschuh
Und eilte fort auf flinkem Fuß;
Zu gleichem Kaufe willig fand
Sie meinen Nachbar rechter Hand;
Auch er nahm sich zum Eierbrei
Die Hälfte und ein halbes Ei.
Den Rest — ein ganzes Ei — alsdann
Erstand mein linker Nachbarmann.
Die Handelseise sonderbar
Ließ ganz ein jedes Ei noch gar.
Wer meldet ohne Jögern schlau
Die Zahl der Eier ganz genau?"

Suchstabenrätsel.

B r i t i n

Auflösung in nächster Nummer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 42-52. Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Der Knabe Jesus im Tempel.

Ohne Zweifel verrichtete Jesus in Nazareth mit Maria und Joseph täglich bestimmte Andachtsübungen. Zwar kennen wir sie, lieber Leser, im einzelnen nicht; aber aus der im heutigen Evangelium erzählten Reise nach Jerusalem können wir auf dieselben schließen. Er, der Selbst der Tempel der Gottheit war, hatte nicht nötig, diese Reise zu machen, um Seinen Vater zu ehren; aber Er hielt es für so wichtig, uns durch Sein Beispiel die genaueste Beobachtung der äußeren Religionsübungen ans Herz zu legen, daß es Ihm nicht zuviel war, zu Fuß den weiten, beschwerlichen Weg von Nazareth nach Jerusalem zu machen. Im Tempel aber brachte Er nicht nur die acht Tage der Osterfeier zu, sondern auch die drei darauf folgenden Tage. Wohin Er Sich während dieser Zeit des Abends begeben habe, wird uns nicht gesagt; auch nicht, ob Er irgend welche Speise zu Sich nahm, weil Er Sich wahrscheinlich Tag und Nacht im Tempel oder in dessen Umgebung aufhielt, und weil es „Seine hauptsächlichste Speise war, den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen“ (Joh. 4, 34).

Aber das wissen wir, lieber Leser, daß Er den gottesdienstlichen Übungen im Tempel beharrlich anwohnte: Er verrichtete Lob- und Bittgebete, Er hörte das Wort Gottes an, und mit welcher Ehrerbietung und Andachtsglut mag Er den Opfern und Andachtsübungen beigewohnt haben! Wie wird Sein Beispiel alle zur Andacht gestimmt haben, die damals das Glück hatten, Ihn zu sehen! Fürwahr, eine Lehre für uns Christen, daß das Gotteshaus auch unser liebster Aufenthaltsort und

religiöse Übungen unsere größte Freude sein sollten! Gottlob giebt es noch Christen — auch in unsern Tagen — die von dieser echt christlichen Gesinnung thatsächlich beseelt sind.

Es ist wohl keine Frage, daß das Maas der, täglich uns zustießenden, göttlichen Gnade vorzugsweise bedingt ist durch das tägliche Gebet. Bei einem Christen aber, der nicht mehr betet, gewinnt die zum Bösen geneigte Natur die Oberhand. Was das Del für die Lampe ist, das sind die (täglichen) Gebetsübungen für die Seele: wird kein Del zugegossen, so erlöschet das Licht und hinterläßt einen schwarzen, übelriechenden Rauch.

Sogleich nach Ablauf der Oster-Oktav traten Maria und Joseph die Rückreise nach Jerusalem an. Vielleicht ließen sie in lebenswürdiger Gefälligkeit den Jesusknaben unter der Menge, die Ihn umgab, um Seine Gesellschaft und Seine Ansprachen zu genießen. So war es denn sehr leicht für Jesus, Sich von ihnen zu trennen und in Jerusalem zurückzubleiben, ohne daß Maria und Joseph es bemerkten. Abends an dem Orte angekommen, wo sie Nachtherberge nehmen wollten, suchten sie Ihn, halten überall Umfrage nach Ihm, aber vergebens. Sie lehren zurück nach Jerusalem; am dritten Tage suchen sie Ihn im Tempel: dort finden sie Ihn!

Sie finden Ihn, sitzend unter den Lehrern, wie Er ihnen zuhörte und sie fragte. Aber, lieber Leser, warum fragt Jesus die Lehrer? Offenbar nicht, als ob Er etwas nicht gewußt hätte, was die Ihn hätten lehren können, weil sondern er uns darüber belehren wollte, daß die Wahrheit ein Erbteil ist, das vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer

Kirchenkalender.

Sonntag, 12. Januar. Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. Artorius, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 42-52. Epistel: Römer 12, 1-5. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachm. 3 Uhr Predigt und Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben.

Montag, 13. Januar. Agrippinus, Bischof.

Dienstag, 14. Januar. Hilarius, Bischof. Clarrissen-Klosterkirche: Fest des süßen Namens Jesu Morgens 7/7 Uhr Hochamt.

Mittwoch, 15. Januar. Maurus, Abt.

Donnerstag, 16. Januar. Marzellus, Priester und Martyrer.

Freitag, 17. Januar. Antonius, Einsiedler. St. Andreas: Heute ist Anfang der 10 Freitage zu Ehren des h. Franziskus-Xaverius. Morgens 7/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. Die Süßne-Andacht ist während der Xaverius Predigten um 7/4 Uhr.

Sonntag, 18. Januar. Petri Stuhlfest zu Rom

auf den Schüler übergeht; daß es also ein falscher Weg zur Belehrung ist, ohne Rat und Führer sein eigener Lehrmeister sein zu wollen; daß es vielmehr die von Gott gewollte Ordnung ist, Belehrung von andern Menschen anzunehmen, wie einst der König David von dem Propheten Nathan, wie Saulus von Ananias sich belehren ließen. Er wollte uns lehren, daß unsere Eitelkeit sehr groß, unser Wissen aber sehr klein ist, wenn wir nicht einsehen, daß wir Vieles nicht wissen, und daß es ein thörichtes Stolz ist, lieber ununterrichtet zu bleiben, um nicht besser Unterrichtet zu werden, als durch Fragen unser Nichtwissen zu offenbaren. Wie viele Fehler würden vermieden, wie manche Reue erspart, wenn man zu rechter Zeit und an der rechten Stelle Rat einholen wollte!

Jesus antwortet aber auch auf die Fragen der jüdischen Lehrer, und zwar mit einer Weisheit, die alle Zuhörer mit Bewunderung erfüllte. Wie glücklich, lieber Leser, waren diese Zuhörer! Allein wir müssen uns erinnern, daß Jesus zu uns durch Sein Evangelium immerfort redet; daß Er zu uns redet durch die Belehrungen Seiner Diener in der Predigt; daß Er redet durch die inneren Einsprechungen Seiner erleuchtenden Gnade. An uns ist es, zu hören, zu bewundern und das Gehörte zu üben.

Ihre ganze Liebe und ihren Schmerz ergießt Maria in die Worte: „Kind, warum hast Du uns das gethan? Siehe, Dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht!“ Wir erkennen, wie der langverhaltene, unerträgliche Schmerz der Mutter so natürlich überquillt. Die Mutter selbst erwartet keine Antwort auf ihre Frage; aber sie giebt dem Sohne Anlaß, auch Seinerseits mit einer Aeußerung jener Kindesliebe nicht zurückzuhalten, an welche die klagende Mutter sich gewandt hatte. In der Antwort des Messias, worin Er Seine irdischen Bande abzustreifen scheint, erkennen wir daher vor allem auch den Beweis Seiner Liebe zur Mutter: „Ich muß in dem sein, was Meines Vaters ist (antwortet Er), das wußtet ihr, und darum hättet ihr Mich nicht suchen sollen!“ In dem Augenblicke, da durch Seine menschliche Hülle die verborgene Gottheit mit einigen Strahlen ihrer wahren Herrlichkeit hervorleuchtet, hier im Tempel, in Mitte Israels, läßt Er Sich herab, der geliebten Mutter das Geheimnis, die Bedeutung der großen Stunde zu erklären: sie, die Eltern, wissen ja, daß sie Gottes Sohn vor sich haben, und daß ein Rathschluß des himmlischen Vaters auf Ihn ruht, — wohl an, sie mögen nicht vergessen, wo ihr Kind also Seine Aufgabe habe, und heute, im Tempel, haben sie Ihn nur da gefunden, wo der himmlische Vater zur Ausföhrung Seiner Rathschlüsse Ihn hingestellt hat.

Die Eltern, bemerkt der Evangelist, „verstanden diese Rede nicht“. Sie erkennen wohl in diesem Kinde den Sohn des Allerhöchsten, — aber wie räthselhaft trotz allem Klugthum ihnen der göttliche Rathschluß, von dem aus die schmerzliche Erfahrung der letzten Tage Licht und Bedeutung schöpfen soll; erst als das messianische Werk vollendet war und Maria als Schmerzensmutter unter dem Kreuze ihres Sohnes stand, fiel ein klares Licht auch auf diese geheimnisvolle Begebenheit im Tempel.

Uns aber, lieber Leser, lehrt die Antwort Jesu, daß wir den Dienst Gottes allem vorziehen sollen, der Anhänglichkeit an die Eltern, den Interessen der Familie, daß der erkannte Wille Gottes in allem und überall für uns die Richtschnur unseres Handelns sein muß.

Aus dem Jugendleben großer Maler.

Stadie von S.

Bei den großen Meistern der christlichen Kunst kamen die Anlage und die Neigung zu dem erwählten hohen Berufe oft schon in den Kinderjahren zum Ausdruck. Es möge das an einigen Beispielen gezeigt werden. Peter Cornelius wurde zu Düsseldorf am 23.

September 1783 geboren. Bereits in früher Jugend offenbarte sich sein angeborener Kunstsin, indem Abgüsse im Antikensaal und Bilder dazu dienen mußten, den schreienden Knaben zu beruhigen. Im Alter, in dem der Schulbesuch beginnt, reinigte er seinem Vater Pinsel und Palette; bald wurde er zum Zeichnen nach den Stichen Rafael'scher Bilder angehalten. Schon als zehnjähriger Knabe schnitt er Silber in schwarzem Papier aus, die er nach den Stellen der biblischen Geschichte sich erfand. Ueber seine ersten Arbeiten schreibt Cornelius: „Es war nicht leicht eine Gattung der Malerei, worin ich mich nicht geübt, wenn es verlangt wurde. Es waren oft geringfügige Aufträge (Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen), denen ich eine Kunstweihe zu geben trachtete, theils aus angeborenem Triebe, theils nach der Lehre meines Vaters, welcher immer sagte, daß, wenn man sich bemühe, Alles, was man mache, aus beste zu machen, man auch bei allem etwas lernen könne.“

Johann Friedrich Overbeck wurde am 3. Juli 1789 zu Lübeck geboren. Er war der Sohn des Senators Dr. Overbeck; die Mutter Elisabeth, geborene Lang, wachte mit liebevoller Sorgfalt über ihren Sohn, der ein schlichternes, stilles Kind war und dem sie ein tiefes religiöses Gefühl einpflanzte. Merkwürdig ist, daß er, der protestantische Knabe, unzählige Male in die arme und verborgene katholische Kapelle zu Lübeck sich schlich und dort stundenlang vor einem Muttergottes-Bilde weilte, das er mit Ehrfurcht und Entzücken betrachtete, dabei im Stillen erwägend und hoffend, daß er einst als Mann imstande sein werde, ein solches Bild zu malen. Und diese Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Er ist ein gottbegnadeter Künstler geworden und der Begründer der neuen christlich-deutschen Malerschule. In Rom machte er sich mit Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu“ bekannt und las den Thomas von Kempis, den er so lieb gewann, daß er ihn auch anderen empfahl. Durch das Studium der Kirchenväter gewann er allmählich „die volle, feste, vermunftgemäße Ueberzeugung, daß die von der katholischen Kirche aufbewahrte Lehre die wahre, nämlich die von Christus den Aposteln und durch sie der ganzen Welt für alle gegebene Lehre sei“. Wie vor ihm Beil, Schadow und Christian Schloffer, wurde er ein Mitglied der katholischen Kirche. Am Palmsonntage den 13. April 1813 legte er vor dem Altare des hl. Aloysius in der St. Ignatius-Kirche zu Rom das feierliche Glaubensbekenntnis ab und wurde in den Schoß der Kirche aufgenommen, um fortan, wie er selbst es sagt, „für seinen Verstand einen leitenden Stern, für seine Seele unaussprechliche Ruhe, für sein Herz volles Genügen zu finden“. Das erste Bild, das er nach seiner Konversion malte, war die „Madonna mit dem Kinde“.

Die Ahnung und Sehnsucht, welche seine Seele bewegten, als er als Knabe vor dem Marienbilde in der Kapelle zu Lübeck kniete, hatten sich erfüllt. Der verehrungswürdige Mann bewahrte in seinem ganzen Leben ein reines Herz und bei allem Ruhme einen demüthigen Sinn. Die heilige Gottesmutter, zu welcher Overbeck schon als Kind durch Gottes Gnade geführt wurde, hat seine Andacht und sein Verlangen mit Wohlgefallen angenommen und mit herrlicher Gewährung gesegnet.

Melchior Paul von Deschwanden wurde geboren am 10. Januar 1811 zu Stans, dem Hauptorte des Kantons Unterwalden in der Schweiz. Des Knaben frühestes, liebtes Spielzeug war die Kreide, die Kohle, die Bleifeder. Da rutschte er im Elternhause auf dem Hornfußboden der Wohnstube umher und zeichnete auf den glatten Tafeln die Gegenstände, die er sah, sowie die Bilder seiner Phantasie. Später wurden Tische und Bänke mit Kreidebildern überdeckt und jeder Papierstreifen, dessen der kleine Künstler hab-

haft werden konnte. Am liebsten zeichnete er das Bild der heiligen Mutter Gottes. „Mein erstes Erwachen“, so schreibt er in seinem Lebensabriss, „galt der religiösen Malerei; mein erstes Ideal war die liebe Mutter Gottes, wenn ich sie als Kind in einigen unserer Kapellen und auf unserm Frohnleichnams-Altare sah“. In Fruchtbarkeit des Schaffens kommt nicht leicht ein Maler ihm gleich. In der Blüthezeit seines künstlerischen Schaffens von 1840 bis 1861 malte er 761 Oelbilder. Deschwanden fühlte wohl, daß er sich hätte beschränken sollen; aber er war zu edel, zu gut, zu fromm, um einer armen Kirche oder Kapelle ein Bild versagen zu können. Man kann wohl sagen, daß seit den Zeiten des gottseligen Angelico da Fiesole (+ 1454) kein Maler den erhabenen Beruf, für die Religion und die Kirche zu arbeiten, durch die Kunst zu predigen, zum Guten anzuregen, so streng erfährt, so standhaft durchgeführt und ihm sein ganzes Leben geweiht hat, wie Paul Melchior von Deschwanden.

28 Jahre in Sibirien.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Franz Jan y.

Nikolaus der Erste hatte, nachdem der Kaiser Alexander am 1. Dezember 1825 zu Taganrog an Gift gestorben war und sein älterer Bruder Konstantin auf die Krone verzichtet hatte, am 26. Dezember erst eine Empörung zu überwinden, welche Konstantin zum Kaiser verlangte und in welcher zum ersten Male aus Frankreich hinübergekommene konstitutionelle Elemente aufleuchteten, ehe er den Thron besteigen konnte.

Die Anführer der Verbindung (es waren eigentlich zwei; eine im Norden und eine im Süden), welche die Einführung der Konstitution in Rußland sich zum Ziele gesetzt und an deren Spitze der Dichter Conrad Ryleeff stand, hielten schwer. Sergius Murawiew, Apostol, Conrad Ryleeff, Oberst Paul Pestel, Michel Bestuscheff und Kachowski endeten am 26. Juli 1826 am Galgen, die übrigen waren nach Sibirien zur Arbeit in den Minen verurtheilt. Unter ihnen die Fürsten Eugen Obolenski, Sergius Trubetzkoi, Wolkonski, Schachowski, Alexander Jakubowitsch und Alexander Murawiew. Kaiser Alexander II. vermochte bei seiner Thronbesteigung 1854 nur wenige von ihnen aus der Verbannung zurückzuberufen, denn die meisten hatten bereits in Sibirien ihr Grab gefunden.

Die Zurückgekehrten, namentlich der Fürst Obolenski, haben von ihren Leiden während der langen Verbannung in dem unwirklichen Lande erzählt. Niemand wird sie geringer erwartet haben, aber überrascht werden wir durch die nicht seltenen Züge von Mitleid und Aufopferungsfähigkeit, welche das Geschick der unglücklichen Verbannten so freundlich als möglich gestaltet haben.

In dem Gefängnisse von Kronwerk hatte der Fürst Obolenski nach Nikolaus Thronbesteigung mehrere Monate geschmachtet, bis die Untersuchung gegen die Empörer beendet war. Nach kannte er sein Geschick nicht, als ihm am Abend des 21. Juli 1826 ein grauer Ueberrock und Beinkleider von grauem Tuch, wie die Soldaten es tragen, überbracht wurden mit dem Befehle, sich zur Reise bereit zu halten. Darin war sein Urtheil schon ausgesprochen: nach Sibirien!

Nach Mitternacht wurde er aus dem Gefängnisse in das Haus des Festungs-Kommandanten General Sukin geführt, wo er noch mehrere seiner Leidensgefährten traf und Sukin ihnen mit grobem Tone ihr Urtheil verkündete. Es lautete: „Auf Allerhöchsten Befehl sollt Ihr in Ketten nach Sibirien gehen.“ Gleich darauf wurden ihnen Ketten an die Hüfte gelegt und ihnen Gendarmen zur Begleitung beigegeben.

Ehe sie das Haus verließen, trat der Plaj-major Poduschkin an Obolenski heran, drückte ihm eine Rolle mit Geld (150 Rubel) in die Hand und flüsterte ihm flüchtig zu: von Ihrem

Bruder. Am Eingange der Festung standen vier Troikas für sie bereit und mit Windeseile ging es nun dem fernen Exile entgegen. An jeder Station wurden die Pferde gewechselt.

Diese raslose Eile war vielleicht eine Wohlthat für die Unglücklichen, indem dieselbe sie kaum zum Bewußtsein ihres Elendes kommen ließ. Nur die stummen mitleidigen Blicke der Menschen, welche ihnen begegneten, verriet ihnen, welchem Lose sie entgegenlitten.

Doch selbst in dieser traurigen Lage blieben sie nicht ohne einzelne freundliche Ueber-raschungen. Als sie Ende August in Irkutsk anlangten, wurden sie von dem Staatsrat Girloff, der während der Abwesenheit des General-Gouverneurs dessen Stelle vertrat, freundlich und teilnehmend aufgenommen. Ein junger Beamter trat, als Girloff und die anderen Beamten vor kurzer Zeit das Zimmer verlassen hatten, hastig an Obolenski heran und drückte ihm 25 Rubel in die Hand. Dieser weigerte sich, das Geld anzunehmen.

„Am Gotteswillen nehmen Sie — Sie werden es noch nötig haben“, bat der junge Mann mit Thränen in den Augen und gab dann jedem der andern Verbannten dieselbe Summe. Ueberhaupt erfuhren die Unglücklichen in Irkutsk von den Bewohnern, namentlich von mehreren reichen Kaufleuten und Beamten die herzlichste Aufnahme. Alle bestrebten sich, ihre Lage zu erleichtern.

Hier in Irkutsk wurden die näheren Bestimmungen über den ferneren Aufenthalt der Verbannten getroffen. Obolenski und Jakobowitsch wurden von ihren Gefährten getrennt und in die ungefähr 60 Werste entfernten Salzwerke von Ussolje abgeführt, nicht ohne Besorgnis um ihr ferneres Geschick.

In Ussolje angekommen, wurden sie zuerst in das Komptoir geführt, wo ihnen ihr Geld abgenommen wurde, dann in der engen Stube einer Witwe einquartiert. Da der Vorsteher des Salzwerkes nicht anwesend war, genossen sie in der ersten Zeit ziemliche Freiheit, sie waren frei von der Arbeit, wurden indes streng bewacht und durften mit niemand zusammenkommen. Ihr Geschick lag in der Hand des Vorstehers und sie waren verloren, wenn sie zu den Arbeiten der gewöhnlichen Sträflinge in den Salzwerken bestimmt wurden. Täglich sahen sie jene Unglücklichen aus den Salzwerken kommen, Haare, Bärte und Kleider mit dichten Salzkristallen bedeckt, um ihre bestimmte Anzahl Eimer Salzwasser in der Siederel abzuliefern. Alle waren bleich und abgezehrt.

Nach ungefähr vierzehn Tagen erfuhren sie daß die Fürstin Trubetskoi in Irkutsk angekommen sei, um ihrem Gatten zu folgen und dessen Geschick zu teilen. Zugleich kehrte der Vorsteher, der Berghauptmann Kruloff zurück. Ihr Herz schlug schneller und besorgt, als sie zu ihm geführt wurden. Kruloff, ein gebildeter Mann, empfing sie wie Freunde mit der größten Teilnahme und bewirtete sie sogar mit Kaffee, den seine Tochter selbst für sie bereitet hatte. Damit diese unerlaubte Freundschaft nicht durch seine Diener verraten werde, hatte er dieselben zuvor aus dem Hause gesandt. Er teilte ihnen mit, daß er ihnen nur zum Schein Arbeit auferlegen werde, und daß sie durch ihn keine Demütigung erfahren sollten. Am folgenden Tage kam der Polizeimeister zu ihnen und brachte ihnen zwei Aelte, da sie zum Holzfällen bestimmt waren, indes fügte er leise hinzu, ihre Arbeit solle von anderen gethan werden, der Weg in den Wald solle ihnen nur zum Spaziergange dienen. Und so war es auch in der That.

Während Jakobowitsch durch eine Augenentzündung an die Hütte gefesselt war, ging Obolenski allein in den Wald und dort gelang es ihm, mit einem Manne der Dschoborzeff bekannt zu werden, der ihm einen Brief an die Fürstin Trubetskoi zu besorgen versprach. Nach zwei Tagen erhielt er durch denselben Boten von der Fürstin Antwort, in

der sie ihm die beruhigendsten Mitteilungen über seine in der Heimat zurückgelassene Familie machte. Dem Briefe hatte sie 500 Rubel beigelegt und das Versprechen, daß sie Obolenski's Briefe in seine Heimat besorgen werde.

Die Fürstin verließ Irkutsk, um ihrem Manne zu folgen, der nach den Brauntweinbrennereien von Nikolajeff geschickt war. Sie gab ein schönes Beispiel von der Treue und Aufopferungsfähigkeit eines liebenden Weibes, welches freilich in Sibirien nicht selten ist, denn manche Frau, Schwester oder Mutter ist den Verbannten in das kalte Land gefolgt, bereit Alles mit ihnen zu teilen, um ihr hartes Los dadurch zu erleichtern.

Obolenski's und Jakobowitsch's Lage blieb im Ganzen eine erträgliche. Jeden Morgen gingen sie zum Holzfällen in den Wald und kehrten um drei Uhr Nachmittags zurück. Die übrige Zeit gehörte ihnen und sie brachten sie zum großen Teil mit Schachspiel hin. Jakobowitsch hatte sich der festen Hoffnung hingegeben, daß sie am Krönungstage des Kaisers begnadigt werden würden. Dieselbe steigerte sich zur Gewißheit, als am Abende des 5. Oktober der Polizeimeister bei ihnen eintrat und mitteilte, daß sie nach Irkutsk gebracht werden sollten.

Am folgenden Tage reisten sie ab, jeder in einer Troika von zwei Rosaken begleitet. Jakobowitsch fuhr voran und als sie sich Irkutsk näherten, wehte er in der freudigen Erwartung der nahen Freiheit wiederholt mit dem Tuche. Ohne anzuhalten fuhren sie durch die Stadt und hielten erst vor einer entfernten Kaserne. Hier trafen sie die Fürsten Trubetskoi und Wolkonski und andere. Von ihnen erfuhren sie, daß sie in die Minen von Nertschinsk gebracht werden sollten.

In Nertschinsk angelangt wurden sie in die für sie bestimmte Kaserne geführt, ein Gebäude von sieben Sächen (russische Maßen) Länge und fünf Sächen Breite. In demselben befanden sich zwei Isbas. Die erste für die sie bewachenden Rosaken, die zweite für die Gefangenen.

In diesem Raume war links der große russische Ofen, rechts befanden sich drei Verschläge durch dünne Bretterwände von einander getrennt. Dem Eingang gegenüber war noch eine dritte kleine Kammer.

Die beiden ersten Verschläge waren kleiner als der dritte, sie wurden von Dawidoff und Jakobowitsch einzeln bewohnt, in dem Dritten richteten sich Trubetskoi, Wolkonski und Obolenski ein. Des lezten Bett stand so, daß die Hälfte seines Körpers noch auf dem Trubetskoi's lag, während er mit dem Kopf an die Thüre stieß. Murawiew und zwei Brüder Borisowich nahmen die hintere Kammer ein.

Die Wache bestand aus einem Unteroffizier und drei Gemeinen der Bergwerkssoldaten. Sie wechselten nicht, sie kochten für die Gefangenen, bedienten und liebten sie und suchten ihnen auf jede Weise gefällig zu sein.

Nach drei Tagen Raft begann für die Verbannten die Arbeit. Morgens um 5 Uhr erschien der Obersteiger, um sie abzuholen. Jedem der Verbannten wurde ein Arbeiter zur Unterwielung beigegeben. Sie arbeiteten indes nicht vereint, sondern getrennt in verschiedenen Schächten. In den Schächten war es meistens warm, die Arbeit mit Hammer und Grabstich eine leichte, denn all die schwerere Arbeit, das Fortführen und Ueberbauen der Stollen, das Auspumpen des Wassers ruhte auf den gewöhnlichen Sträflingen, und oft nahmen Männer, die in ihrer Heimat Mord und Diebstahl begangen und den härtesten Sinn gezeigt hatten, ihnen das Werkzeug aus den Händen, um in wenigen Minuten zu vollenden, wozu sie Stunden gebraucht haben würden. Und doch konnten sie diese Männer mit nichts weiter als mit einem Worte des Dankes belohnen.

Um elf Uhr verkündete eine Glocke das Ende der Arbeit. Die Gefangenen kehrten in ihre Kaserne zurück und der übrige Tag ge-

hörte ihnen. Jakobowitsch, der lange im Kaukasus gewesen und an einen Soldatenhaushalt gewöhnt war, wurde zum Haushalter gewählt und enger schloffen sie sich in dem engen Raume in kurzer Zeit aneinander, als wenn sie jahrelang wie früher in Petersburg in ihren Palästen nebeneinander gewohnt hätten. Gemeinsames Leid vereint, und sie alle hatten ein noch schlimmeres Geschick befürchtet.

Nur der Gedanke an das Geschick der Fürstinnen Trubetskoi und Wolkonski, von denen sie nichts vernommen hatten, quälte sie in den ersten Wochen. Da langten die beiden Frauen wohlbehalten an und bezogen eine kleine Isba bei den Minen, ungefähr eine halbe Werst von der Kaserne entfernt. Jede der beiden hohen Frauen durfte täglich nur eine Stunde in die Kaserne kommen, und doch schufen sie für die Unglücklichen ein kleines Familienleben und ließen sie zum Teil vergessen, was sie verloren hatten. In jeder Ansofferung waren sie mit Freuden bereit, sie kochten für die Männer, überraschten sie mit selbstbereitetem Petersburger Gebäck und je ärmer und beschränkter ihre Lage war, um so mehr Wert gewannen die kleinen Aufmerksamkeiten und Liebeszeichen.

An den Tagen, an welchen ihnen nicht gestattet war, in die Kaserne zu kommen, setzten sie sich auf zwei Stühlen dem einzigen Fenster derselben gegenüber, um nur ihre Gatten sehen zu können, und harreten dort eine Stunde aus, mochte die Kälte auch bis auf 20 Grad R. steigen.

Die Gefangenen waren mit ihrer Lage zufrieden, indes wäre bald eine schlimme Veränderung derselben eingetreten. Ein junger Bergwerksoffizier, Mik mit Namen, war zu ihrer besonderen Aufsicht geschickt und gab sogleich den harten Befehl, daß sie ihre engen Verschläge in der arbeitsfreien Zeit nicht verlassen sollten. Vergebens zeigten sie Mik diese engen Räume, in welchen sie nur sitzen oder liegen konnten, daß es unmöglich sei, die schlechte Luft darin 18 Stunden zu ertragen. Der Offizier blieb unerbittlich und gab sogar den Soldaten Befehl, die Gefangenen mit Gewalt dazu zu zwingen.

Dieser Befehl mußte ihre Gesundheit untergraben und sie töten. Sie beschloffen deshalb, sich jeder Nahrung, selbst des Wassers zu enthalten, bis der harte, zwecklose Befehl aufgehoben sei. Und er wurde schon am folgenden Tage durch den Oberberghauptmann Burnaschew aufgehoben, nachdem sie ein hartes Verhör bestanden.

Trubetskoi und Wolkonski erhielten kurze Zeit später sogar die Erlaubnis, von einer Wache begleitet täglich ihre Frauen eine Stunde in deren Isba besuchen zu dürfen. Und als der Frühling kam, wurde ihnen gestattet, während ihrer freien Zeit Spaziergänge zu machen in den weichen Wiesen an den Ufern des Urgun. — Dies waren ihre goldenen Tage. Die warme Frühlingsluft nach dem harten Winter, die unglaublich schnell emporgesproßte Pflanzen- und Blumenpracht that ihnen wohl. Sie staunten über die Naturschönheiten, welche Sibirien im Sommer bietet und von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatten.

Nochmals mußten die Verbannten wandern, und zwar nach der alten strengen Festung Tscheta. Dreizehn Jahre verbrachten sie hier in Fesseln, dann kamen sie nach den Hüttenwerken von Petroffski. Nach ungefähr 15 Jahren der Zwangsarbeit, der Ketten und Gefangenschaft wurden sie vom Kaiser soweit begnadigt, daß sie sich als bloß Verbannte in Sibirien niederlassen durften. Sie waren dadurch in ihrer Freiheit weniger beschränkt und dem Familienleben zurückgegeben.

Als Kaiser Alexander II. den Thron bestieg, öffnete er den Verbannten die Heimat wieder, allein nur wenige, unter ihnen Obolenski und Trubetskoi, konnten nach Rußland zurückkehren. Die meisten schliefen längst in Sibiriens Erde. Dort aber lebt das Andenken dieser Verbannten fort, weil sie nicht wenig zur geistigen Entwicklung dieser großen Strafanstalt beigetragen hatten.

Die gelbe Rose.

Eine amerikanische Kriminal-Erzählung aus der Gegenwart von Adolf Hüllerl.

Ich und John Roudy waren Studienfreunde und immer beisammen, hatten fast die gleichen sportlichen Passionen und — das ist das Seltsame und Komische — ein und denselben Geschmack hinsichtlich des schönen Geschlechtes. Als wir zusammen die Tanzschule besuchten, lernten wir die schöne blonde Tochter des Kaufmanns Dundon kennen. Wir verliebten uns in sie wie auf Kommando. Ich hatte bei ihr jedoch mehr Glück als Roudy und daher wurde sie meine Frau.

Eines Tages machten wir eine Kahnpartie, zu der auch mein Freund eingeladen wurde. Durch eine Unvorsichtigkeit fiel er ins Wasser. Meine Frau, als vortreffliche Schwimmerin, rettete ihn vom Ertrinken. In der Liebe gefellte sich nun auch noch bei ihm das Gefühl der Dankbarkeit und so kam es, daß er meiner Frau häufig kleine Aufmerksamkeit erwies, ihr schöne Blumen verehrte, und wenn er sie zufällig auf der Straße traf, sie auch nach Hause begleitete. Dies war besonders dann der Fall, wenn meine Frau mit den eingekauften Gegenständen schwer bepackt vom Markte kam. Dann half er ihr wohl auch das eine oder andere tragen.

Ich war Lehrer an der Gewerbeschule in einer Vorstadt New-Yorks. Mein Fach das der Elektrizität und die mit dieser Disziplin verbundenen Wissenschaften. Da ich ein großer Verehrer des berühmten Edison bin, so ist es erklärlich, daß ich mich für alle seine neuen Erfindungen sehr interessierte. Ich schaffte mir sogar für meine Privatwecke einige seiner epochemachenden Erfindungen an, worunter sich auch die überraschendste des „Phonographen“ befand, mit dessen Mechanismus ich mich oft bis spät in die Nacht hinein beschäftigte.

Eines Tages lehrte ich von der Schule gegen ein Uhr mittags nach Hause, fand jedoch, dort angekommen, die Thüre zu meiner Wohnung verschlossen. Mein Klingeln blieb erfolglos. Ich schloß zum Schloßer und ließ die Thüre öffnen. Als ich meine Wohnung betrat, bot sich mir ein schrecklicher Anblick dar. Meine Frau lag auf dem Fußboden der Küche mit durchschnittenem Hals; an ihrer Brust befand sich eine schöne, gelbe Rose. Es dauerte eine geraume Zeit bis ich mich von meinem Schrecken etwas erholt hatte, dann schickte ich zur Polizei. Kurze Zeit darauf erschienen zwei Herren, die sich als Kriminalbeamte vorstellten und den Thatsachenbestand aufnahmen. Zwischendurch richteten sie seltsame Fragen an mich, über die ich mich wundern mußte, und suchten mich auszuforschen, ob ich wohl einen Verdacht auf jemand hätte. Ich antwortete auf alle ihre Fragen mit „Nein“.

„Wenn wir nur wüßten,“ sprach der eine Herr, „ob sie diese gelbe Rose selbst gekauft oder zum Präsent erhalten habe. Das gäbe vielleicht einen Anhaltspunkt, die Spur des Thäters zu entdecken. Sie werden mich verstehen, Mister Hampden,“ fügte er hinzu, „was ich damit sagen will, denn es ist, wie Sie selbst sagen, nicht das Geringste in Ihrer Wohnung geraubt worden. Wir müssen daher das Motiv der That anderswo suchen.“

„Ich verstehe,“ sprach ich darauf. „Was aber den Spender der Rose angeht, so kann ich Ihnen diesen mit ziemlicher Sicherheit bezeichnen.“ Ich erzählte nun die bereits bekannten Details mit meinem Freunde John Roudy, glaubte aber meine Ansicht nicht verschweigen zu dürfen, indem ich meine Überzeugungen dahin aussprach, daß ich ihn einer solch grauenhaften That nicht für fähig hielt. Trotz dieser Versicherung meinten die Herren, es wäre doch ihre Pflicht, nach dieser Seite hin Nachforschungen anzustellen.

Des anderen Tages erhielt ich eine Zustellung vom Kriminalgericht. Da fast die gleichen Fragen an mich gestellt wurden wie

tags vorher von den Polizeibeamten, so verließ die Vernehmung mit mir resultatlos.

Nach mir wurde Roudy vorgeführt. Er schritt gerade wie ein Mann, der sich nichts vorzuwerfen hat, zwischen zwei Gendarmen in den Gerichtssaal. In dem Knopfloch seines schwarzen Rockes prangte eine schöne, gelbe Rose.

Der Richter beschäftigte sich nun mit ihm. Er fragte ihn, ob er mich und meine Frau kenne, ob er die letztere auf dem Markte gesehen und ob er ihr eine gelbe Rose verehrt hätte. Alle diese Fragen bejahte John. Der Richter legte ihm sodann nahe, daß sich wegen der gelben Rose der Verdacht auf ihn gelenkt und er forderte ihn auf auszusagen, was er von dem Morde wisse oder zu bekennen, daß er der Mörder sei.

John wendete sich ab und mit Thränen in den Augen beteuerte er seine Unschuld. „Meines Freundes Frau,“ sprach er, „hat mir das Leben gerettet, und ehe ich mich zu einer solch schrecklichen That entschließen würde, wollte ich mir weit lieber selbst den Tod geben.“

Aber das half ihm nichts. Man führte ihn wieder ins Gefängnis zurück und ich wurde entlassen.

Acht Tage waren seit dem Morde verfloßen, die Trauerfeierlichkeiten vorüber und ich äng an, mich nach und nach ins Unvermeidliche zu schicken und wieder an meine Berufsgeschäfte zu denken.

Es war schon spät in der Nacht. Ich hatte verschiedene Experimente mit den Edison'schen Apparaten vorgenommen und wollte nun auch noch meinem Phonographen, der sich im Wohnzimmer neben der Küche befand, einen Besuch abstaten und seinen Klänge lauschen. Der Apparat hatte seit dem Tage des Mordes nicht mehr funktioniert; die Platte stand offen und konnte demnach den geringsten Laut in sich aufnehmen. Es war wieder das erste Mal, daß ich die Feder berührte, um ihn sprechen zu lassen. Ich begann damit. Doch was ist das? Stille!

Die Stimme meiner verstorbenen Frau. Ganz deutlich, Klangvoll und in jenem ruhigen Saccato, das ihrem Organ etwas Angenehmes verleiht. „So, nun wären wir hier.“ Mir lief es eiskalt über den Rücken und erschrocken sah ich mich unwillkürlich um. Wie Geisterhauch wehte es mich an. Ich lauschte mit angehaltenem Atem. Der Phonograph begann von Neuem. Barmherziger Gott! Die Stimme meines Freundes John Roudy. Sollte er wirklich? . . . Unmöglich! . . . „Ja, das leidige Treppensteigen. Sie könnten es bequemer haben, Mistreß.“ Und nun? Gott sei Dank! Ein Centnerstein fiel mir vom Herzen. Er ist der Mörder nicht! „Ich muß machen, daß ich nach Hause komme. Grüßen Sie Hampden.“ „Ich danke Adieu!“ sprach wieder die Stimme meiner Frau. Nun hörte man Geräusch in der Küche; Hin- und Hergehen. Plötzlich ein Klopfen an der Thüre. „Herein!“ spricht meine Frau. Eine völlig fremde Stimme sagt: „Guten Morgen! Sie sind doch allein in Ihrer Wohnung? Ich wurde auf der Treppe darum gefragt.“ Die Stimme meiner Frau: „Ja, ich bin allein hier.“ „Wo soll ich das Fleisch hinsetzen?“ „Stellen Sie es dort auf das Fensterbrett.“ Jetzt — ein furchtbarer, markerschütternder Schrei . . . Ein dumpfer Fall . . . Völlige Stille . . .

Der Phonograph ist zum furchtbaren Ankläger geworden. Der Meygerburische Pitt war der Mörder.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich an die Eingänge des Gerichtsgebäudes von New-York. Die Schwurgerichtssitzung begann. Der Saal selbst war bereits überfüllt, und alle Blicke richteten sich nach der Thüre, durch die der Mörder eintreten mußte. Endlich erschien der Gerichtshof und gleichzeitig die Jury; auch der Angeklagte wurde

hereingeführt und von Seiten des Publikums mit lautem Gemurmel empfangen.

Es war ein junger, hochaufgeschossener Mensch von zwanzig Jahren mit feuerrotem Haar und frischem von unzähligen Sommerprossen bedecktem Gesicht.

Pitt befragt, ob er sich schuldig bekenne, antwortet mit einem kräftigen „Rein!“ Als aber sodann der Phonograph herbeigebracht wurde, von dessen Existenz er überhaupt keine Ahnung hatte, da jenen seine Schritte zu schlottern an; eisiger Schweiß perlte in schweren Tropfen auf seiner Stirne, und mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach dem heilberkündenden Instrumente. Und wie der fürchterliche Schrei ertönte, der schauerlich durch den weiten großen Gerichtssaal schallte und sich an den Wänden, ein grauenhaftes Echo hinterlassend, brach, da standen ihm seine Haare zu Berge, wie zur Abwehr streckte er seine Hände dem Phonographen entgegen und mit dem Ausruf: „Ja, ich bin der Mörder!“ stürzte er ohnmächtig zusammen und wurde bestimmungslos aus dem Saale getragen.

Rätsel.

Ich kenn' ein Zuckerbäckerlein,
Das streut auf Feld und Ackerlein
In der Stadt und Land, auf Hof und Haus
Den süßsten weißen Zucker aus.
Es drehselt aus dem Wasserfall
Gar lust'ge Bilder aus Kristall;
Und wer gefrorenes haben will,
Der stehe nur ein wenig still —
Gleich wartet's ihm mit Sturmeslau,
Mit einem ganzen Teller auf.
Der's rät — ein Basler Vetterlein
Schenkt ihm das Zuckerbäckerlein

Charade.

Die erste ist ein halber Dreifuß,
Die zweite ein halber Laumel,
Die dritte halb braufend,
Die vierte ein halber Duft,
Die fünfte halb kalt,
Die sechste ein halber Braten,
Wer diese sechs Silben
Oder drei Worte errät,
Belohnt — dreitausend Dukaten.

Zogogrubb.

1, 2, 3, 4, 5.

Nich kennt schon jedes Mädchen, jeder Knabe
Der kaum die Schul' verlassen hat,
Von mir schwagt Feder, und fast Keinem habe
Ich's so gemacht, wie er es gern gehabt.

1, 3, 2, 4.

Nich jeder hat und kennt

4, 3, 2, 1.

Zum Hauen ist's ein Instrument.

Citaten-Rätsel.

1. Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist
2. Wollt ihr wissen, was mein Preis?
Wollt ihr lernen, was ich weiß?
3. Art läßt nicht von Art.
4. Was steht der nord'schen Fuchterschar
Hoch auf des Meeres Bord?
5. Was soll das mächtige Gedräng?
Was will die große Menschenmeng'?
6. Es fällt kein Meister vom Himmel.
7. In stiller Nacht die Glocken läuten;
Mein Kind was soll das wohl bedeuten?
8. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an.
Als daß er Lieb' erzeigen
Und Treue halten kann.
9. Ich hatt' einen Kameraden,
Einen besser'n findst du nit.
10. Herr deine Güte, reichst du so weit
11. O wie ist es kalt geworden,
Und so traurig, öd' und leer.
12. Ich bin ein Preuze, kennt ihr meine
Farben

Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz
voran.

In diesen zwölf Versen ist ein bekanntes Lied
von Heine enthalten.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Buchstabenrätsel: Großbritannien.
Unterhaltungsaufgabe: Die Zahl der Eier betrug 7; der erste Käufer nahm die Hälfte und ein halbes, also $3\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 4$; der zweite kaufte von dem Rest (3) die Hälfte und ein halbes Ei, also $1\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 2$ der Dritte nahm den Rest, 1 Ei.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. u. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Jesu).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 2, 1-11. „In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Cana in Galiläa; und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das thut. Es standen aber dafelbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn die Gäste genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa; und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.“

Die Hochzeit zu Kana.

Wie glücklich, lieber Leser, waren die Neuvermählten, Jesus und Maria zu ihrem Feste eingeladen zu haben! Dank der erhabenen Gegenwart des Herrn und Seiner heiligen Mutter, war dort alles heilig und erbaulich, — und alles war dort glücklich. Als der Wein fehlte, da bemerkte Maria, die immer ein offenes Auge für die Bedürfnisse derer hat, die sie lieben, die peinliche Verlegenheit der Neuvermählten und ihrer nächsten Angehörigen; und ohne erst abzuwarten, bis man sie um ihre Vermittlung anging, rief sie selbst die Allmacht ihres göttlichen Sohnes an. Nach einer scheinbaren Härte, die uns lehrt, daß in der Ordnung der göttlichen Dinge die natürlichen und rein menschlichen Gefühle kein Recht haben gehört zu werden, — verwandelt Jesus das Wasser in einen kostbaren Wein, der den Speisemeister zu der Frage an den Bräutigam veranlaßt: Warum hast du den besten Wein bis zum Ende aufbewahrt?

Die Güte des Herrn, die uns, lieber Leser, aus diesem ersten öffentlichen Wunder entgegenstrahlt, wird auch uns alle Bitterkeiten des Lebens — selbst die Todesstunde — versüßen, wenn wir Wert darauf legen, in der Vereinigung mit ihm zu leben und alle unsere Handlungen in dieser Vereinigung zu verrichten. Alle Güter dieser Welt vermögen ja das Sehnen unseres Herzens nicht zu stillen: „Du hast uns für Dich geschaffen, o Herr! und unser Herz bleibt unruhig, bis es ruht in Dir“ (Augustinus).

Durch jenen wunderbaren Wein verflüdet und verfürzt der Herr auch das künftige, große und andauernde Wunder des heiligsten

Marrsakraamentes, durch welches in dem „Kelche der Segnung“ der Wein der Traube verwandelt wird in „das Blut des Neuen Testaments“, — das jenes Blut, das dem „wahren Weinstock“ in der Kelter des Leidens entquollen, Seine Braut (die Kirche) nährt und mit übernatürlicher Freude erfüllt.

Es wird dich, lieber Leser, jedenfalls interessieren, den großen hl. Augustinus über das in Kana gewirkte Wunder zu vernehmen. Die Zeit (sagt er), die der Ankunft des Erlösers vorausging, wird überhaupt in sechs Perioden, Epochen oder Zeitalter eingeteilt: Die erste von Adam bis Noe, die zweite von Noe bis Abraham, die dritte von Abraham bis Moses, die vierte von Moses bis David, die fünfte von David bis zur Auswanderung des jüdischen Volkes nach Babylon, die sechste von dieser Auswanderung bis Jesus Christus. Auf diese sechs Zeitalter aber weisen die sechs steinernen Wasserkrüge hin: das Wasser (fährt er fort) ist in der heiligen Schrift das Symbol (Sinnbild) der göttlichen Offenbarungen, der Weissagungen; und gleichwie nun diese Weissagungen und diese Offenbarungen nie in den verschiedenen Zeitaltern der Welt gefehlt haben, so bedeuten die sechs Wasserkrüge deutlich die sechs Zeitalter der Welt, in denen die Offenbarung und die Weissagung nie gefehlt haben.

Diese Wasserkrüge nun, — so wird vom Evangelisten hinzugefügt — standen da, um für die vorgeschriebenen Reinigungen der Juden zu dienen. Auch dieser Umstand ist aus einem guten Grunde angeführt, weil die Schriften des Alten Testaments, in den Wassern dieser Gefäße versinnbildet, dem jüdischen Volke von Gott anvertraut worden waren, damit sie ihm zur Reinigung (zum

Sirchskalender.

Sonntag, 19. Januar. Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. Fest vom hl. Namen Jesu. Kanutus, König. Evangelium nach dem hl. Johannes 2, 1-11. Epistel: Römer 12, 6-16. St. Andreas: Nachm. 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Bruderschaft-Andacht vom guten Tode. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. St. Martinus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- u. an der Nachenerstraße, nachm. 1/4 Uhr Andacht u. Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht u. feierl. Umzug durch die Kirche. Montag, 20. Januar. Fabianus u. Sebastianus, Mär. St. Andreas: Mgs. 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft. Dienstag, 21. Januar. Agnes, Martyrin. Mittwoch, 22. Januar. Anastasius, Martyrer. Vincenz, Martyrer. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Joseph. Donnerstag, 23. Januar. Maria Vermählung. Freitag, 24. Januar. Timotheus, Bischof und Martyrer. St. Andreas: Zweiter Kaverius-Freitag. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr And. m. Pred., 7/8 Uhr Sühneandacht. Samstag, 25. Januar. Pauli Bekehrung.

Helle) dienten. Wenn nun diese Krüge auf Befehl Jesu gefüllt würden, so bedeutet dies, daß die ganze Schrift des Alten Testaments eben diesen Sohn Gottes zum Urheber hat.

Aber Jesus Christus ist nicht nur der Urheber, sondern auch die Hauptperson der heiligen Schriften, da Alles in ihnen sich zuletzt auf Ihn bezieht, da immer von Ihm und durch und für Ihn geredet wird: „Christus ist des Gesetzes Ende“ (Röm. 10). Die sechs, auf Seinen Befehl angefüllten Gefäße sind also die Schriften der sechs verschiedenen Zeitalter der Welt, die von Ihm „ausgefüllt“ wurden und ohne Ihn leer und eitel wären. Obwohl aber die Schriften des Alten Testaments voll von Jesus Christus waren, so wurde dieser doch nicht deutlich darin erkannt: sie waren eben das Wasser, das gewissermaßen den Wein schon in sich enthält, der (im Weinstock) aus ihm gebildet wird, — aber vorerst dem menschlichen Auge verborgen. Durch Jesus Christus Selbst konnte erst das erfüllt werden, was von Ihm geschrieben stand; es sinnbildlich also die Gefäße, die auf Jesu Befehl bis oben angefüllt wurden, die Weissagungen, die allein in Christus erfüllt wurden und den letzten Grad ihrer Vollendung erreichten: das Wunder der Verwandlung des Wassers in den Wein aber stellt uns im Bilde alle Geheimnisse der Erlösung vor, welche die Propheten vorausgesagt, und die Jesus Christus zur vollen Wirklichkeit bringen sollte.

Das Wasser (fährt St. Augustin fort) ist ein kaltes und unschmackhaftes Element. Was ist nun aber unschmackhafter und felsamer, als die Bücher der Propheten, wenn nicht Jesus Christus daraus erkannt, darin wahrgenommen wird? Deshalb entstellen es die Juden, welche nicht Jesum Christum in diesem göttlichen Buche wahrnehmen, durch plumpe und unwürdige Erklärungen; sie haben es in der Hand, ohne es zu kennen; sie lesen es, ohne es zu verstehen; sie verehren es, ohne es zu lieben. Das heißt aber: sie trinken von (dem Wasser) dieser Weisheit des ewigen Heils, ohne Geschmack davon zu haben, ohne Kraft und Freude davon zu erhalten. Hat man aber Jesum Christum vor Augen, so wie verändert sich die Natur dieser heiligen Schriften! Sie werden nicht nur schmackhaft, sondern sie heranschen auch auf eine heilige Weise die Seele mit einer geistlichen Freude.

Was nun der Herr durch das heutige Wunder vorbildlich in Kana that, erfüllte Er nach Seiner Auferstehung wirklich: Er „verwandelte das Wasser in Wein“, als Er den Geist der Jünger erleuchtete und ihnen das wahre Verständnis der Schrift gab (Luk. 24, 45), worauf das schmackhaft zu werden begann, was unschmackhaft war, und das fähig wurde, mit gnadenvoller Kraft zu heranschen, was vorher die Seele kalt und gleichgültig gelassen.

Die Diener aber, denen Jesus befahl, aus den Krügen das Wasser zu schöpfen, das bereits in Wien verwandelt worden war, bedeuten nach dem hl. Augustin die Priester der Kirche, die bestimmt sind, die Geheimnisse Gottes zu verwalten, namentlich insofern sie die Schrift im geistigen Sinne auslegen. An und für sich reden sie ja, wie der hl. Paulus sagt, nur eine menschliche, unwirksame Sprache — sobald aber Christus (durch Seine Kirche) sie sendet, so verwandelt sich ihr Wort bei der Erklärung des Evangeliums in einen geheimnisvollen Wein, der den Geist lieblich heranscht, das Herz stärkt und die Seelen bekehrt. —

Doch für heute genug! Wie sind doch die Kirchenbäter, lieber Leser, von der Erhabenheit der heiligen Evangelien durchdrungen, daß sie in einem anscheinend so einfachen Wunder so große und die Seele wahrhaft erquickende Geheimnisse aufzufinden wissen, an denen die Kinder der Kirche seit so vielen Jahrhunderten sich erheben und erbauen dürfen! Möge auch unsere Seele etwas von ihrem demüthigen Glauben, ihrer kindlichen Einfalt und Gottesliebe durchdringen! 8.

Drahtlose Telegraphie quer über das Weltmeer.

Der größte technische Fortschritt des Jahres 1901.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzhauer.

Das Jahr 1901 ist nicht zu Ende gegangen, ohne auf technischem Gebiete noch in den letzten Tagen die Vervollkommnung einer Erfindung zu zeitigen, welche von sachmännischer Seite als eine kulturhistorische Errungenschaft ersten Ranges bezeichnet werden muß. Der vielgenannte italienische Erfinder Marconi hat jetzt die vor wenigen Jahren von ihm entdeckte und ausgearbeitete Telegraphie ohne Draht in ungeahnter Weise vervollkommenet, da es gelang, quer über den atlantischen Ozean das verabredete Zeichen auf freien elektrischen Wellen herüberzugeben. Noch vor wenigen Wochen mußte das jetzt von ihm geleistete, wenn auch nicht für unmöglich, so doch für im höchsten Grade aussichtslos gelten, während jetzt die Zweifel an dem Gelingen der hochfliegenden Hoffnungen vor der Realität der Thatsachen verstummen müssen.

Es ist im Publikum wenig bekannt, daß auch die Erfindung der Telegraphie ohne Draht keineswegs als reife Frucht dem ersten, der sich damit ernstlich versuchte, in den Schoß gefallen ist. Bevor Marconi das Problem in befriedigender Weise löste, hatten schon Willoughby Smith, Granville, Edison und manche andere an dieser Aufgabe gearbeitet, und auch das kaiserlich deutsche Telegraphen-Ingenieur-Bureau hat schon im Jahre 1896 mit Hilfe der elektrischen Induktion Verständigungen bis zu einer Entfernung von 18 Kilometer erzielt.

Der von Marconi erzielte Fortschritt beruhte darauf, daß er zum Telegraphieren ohne Draht sich der von dem Bonner Elektriker Herz erfundenen elektrischen Wellen von hoher Schwingungszahl (250 Millionen Wellen in einer Sekunde) bediente und diese elektrischen Wellen, damit sie eine weite Wegstrecke überwinden konnten, von jungen Antennen ausjandte, die nichts anderes sind als senkrecht hängende Drähte, welche an einem hohen Mastbaum hoch in der Luft befestigt sind, oder durch einen Flugdrachen oder einen kleinen Luftballon nach Bedürfnis hoch in die Lüfte gehoben werden. Marconi nahm nun anfangs an, daß die Strecke, über die hinweg man ohne Draht telegraphieren könne, im geraden Verhältnis zu der Länge der Antennen stehe, ohne daß er für dasselbe ein allgemein gültiges physikalisches Gesetz angeben konnte. Die Folge davon war, daß man zu immer gigantischeren Sendeparaten gelangte; nach Experimenten, welche auf freier See vorgenommen wurden, hielt man sich zu dem Schluß berechtigt, daß das fünfshundertfache der Antennenslänge die größte erreichbare Entfernung für das wirkliche Telegraphieren sei, und so kam man zu dem Resultat, daß zur Ueberwindung der 1700 englische Meilen = 2700 Kilometer langen Meeresstrecke von Penzance bei Kap Landseind in Cornwallis bis nach St. John in Canada Antennen notwendig wären, welche eine Länge von über 5000 Meter haben müßten. An der Möglichkeit, solche Antennen, hinter denen die Höhe des Mont Blanc noch um 200 Meter zurückbleibt, in die Luft zu heben, scheiterten alle Hoffnungen auf eine transozeanische Verständigung, und man begnügte sich damit, die geniale Erfindung für kürzere Strecken praktisch zu verwerten.

Marconi selber erkannte jedoch bald (und andere bestätigten dies), daß das Gesetz der Antennen überhaupt nicht in dieser Allgemeinheit gültig sei. Es stellte sich heraus, daß ein verhältnismäßig kurzer Sendedraht über einer Wasserfläche auf viel weitere Entfernungen wirksam ist, als ein bedeutend längerer, mit dem man über eine von Wäldern, Hügeln, Bergen, Gebäuden und anderen Unebenheiten bedeckte Landschaft telegraphiert. Ebenso war die senkrechte Lage der Antennen keine unbedingte Notwendigkeit. Dagegen

zeigte es sich, daß die Positionierung des ganzen Sendeparates auf hochgelegenen Punkten der Ueberwindung großer Entfernungen förderlich war, und daß letztere besonders von der gesteigerten Energie der elektrischen Wellen abhängig ist.

Trotz alledem herrschen nach den kurzen, bisher eingetroffenen Mitteilungen über die technischen Einzelheiten der letzten so erfolgreichen Marconischen Versuche noch viele Unklarheiten, und die Fachwelt wird sich behufs eines klaren Verstehens bis zum Eintreffen genauer Berichte gedulden müssen. Wieso jedoch so glänzende Resultate möglich waren, wird dem Laien vielleicht an der Hand der nachfolgenden Betrachtung über den elektrischen Zustand der die Erde umgebenden Luftschicht etwas klarer werden.

Daß die Erde eine mit Elektrizität geladene Kugel ist, dürfte jeder schon von der Schule her wissen, als ihm die Erklärung über die Wirkungsweise der Magnethäute gegeben wurde. Aber auch die Atmosphäre ist der Sitz der lebhaftesten elektrischen Vorgänge und man kann sich die erstere in eine große Reihe von einander umschließenden Kugelschalen zerlegt denken, von denen jede höhere die nächst tiefere samt der Erde einschließt. Innerhalb jeder einzelnen herrscht ein anderes Potential, d. h. eine andere Arbeitsfähigkeit, die elektrischen Wellen fortzupflanzen, während natürlich in den einzelnen Teilen einer und derselben Kugelschale das Potential das gleiche ist. Während nun über große Ebenen und Meeresflächen diese Kugelschalen, welche man auch Niveaulächen nennt, annähernd mit mathematischer Regelmäßigkeit in bestimmten Abständen übereinander gelagert sind, liegen sie auf hochgelegenen Punkten einer unregelmäßig gestalteten Landschaft, auf Bergspitzen, Kirchturm-Mastspitzen usw. dicht übereinander, und sind überhaupt vielfachen Unregelmäßigkeiten unterworfen, welche sich als Hemmnisse den sich ausbreitenden elektrischen Wellen entgegenstellen und diese dämpfen, zersplittern, auffangen und reflektieren. Höhere Luftschichten haben nun auch im allgemeinen höheres Potential, und es ist deswegen ohne weiteres verständlich, daß zwischen zwei hochgelegenen Punkten zu beiden Seiten einer Meeresfläche unvergleichlich viel bessere Vorbedingungen für eine Telegraphie ohne Draht herrschen, als im Binnenlande. Eine von den hohen Kreideseiten der englischen Steilküste abgegangene elektrische Welle eilt sonach nicht in gerader Linie oder Ebene, sondern in der Krümmung derjenigen Kugelschale fort, welche der Höhe des Absendeapparates über dem Erdboden entspricht, und zwar ist die Entladungsgeschwindigkeit und das Leitungsvermögen um so größer, in je größerer Höhe sich der Sender befindet.

Allen diesen Vorbedingungen war bei den jüngsten Marconischen Versuchen aufs Beste Genüge geleistet. Es müssen aber außerdem noch besonders empfindliche Empfangsapparate in Thätigkeit gewesen sein; und daß ausnahmsweise günstige atmosphärische Verhältnisse dem Gelingen gewaltigen Vorschub leisteten, geht schon daraus hervor, daß Marconi seine Versuche nicht nur, um in Cornwallis eine neue und stärkere Station zu bauen, sondern auch wegen des Eintritts von schlechtem Wetter abbrach.

Jedenfalls steht so viel fest, daß, als an dem von Marconi vor seiner Abreise von Europa vereinbarten Tage die englische Station zu sprechen anfing, jenseits des Ozeans in Canada der verabredete Buchstabe S sehr deutlich vom Empfänger in Morsezeichen aufgeschrieben wurde, ein Versuch, der auch an den nächsten Tagen mit Erfolg wiederholt wurde. Eine internationale Kabelgesellschaft, die sich begreiflicher Weise durch Marconis Erfolge aufs Höchste beunruhigt fühlt, setzt auch bereits alle gesetzlichen Handhaben in Bewegung, um dem Erfinder die Fortsetzung der Versuche auf canadischem Boden zu verbieten, was natürlich nur die Folge haben kann, daß diese auf anderem Boden wieder-

holt werden, wo der Egoismus der Gesellschaft ohnmächtig ist.

Mag bis zur praktischen Verwertung der Erfindung für den transoceanischen telegraphischen Verkehr auch immerhin noch ziemliche Zeit vergehen, so kann man doch ihre Tragweite kaum überschätzen, und Marconi hat Recht, wenn er sich in berechtigtem Stolze dahin äußert, daß seine Erfindung für die ganze Menschheit ein hohes Weihnachtsgeschenk bedeute.

Inzwischen hat auch die Indienststellung der Telegraphie ohne Draht für den öffentlichen Verkehr erfreuliche Fortschritte gemacht. In den Sumpfgenden des Peiho, die im vergangenen Jahre der Schauplatz der chinesischen Unruhen waren, funktioniert sie als Zwischenglied der Telegraphenstrecke Tientsin-Peking. Eine bedeutende Anzahl Stationen befindet sich im Gebiete des Kongostaates und im Sandwicharchipel sind Hilo, Honolulu und Lanai in dieser Weise mit einander verbunden. Die eigentliche Domäne der Erfindung sind jedoch die Schiffsstationen, wie Vorkum, ferner Leuchttürme und Marine-Signalfunktionen. So ist z. B. der Rotherland-Leuchtturm an der Wesermündung mit dem Kaiserdock in Bremerhaven, Cuxhaven mit den Feuerschiffen der Elbmündung und mit Helgoland auf diese Weise in Verbindung gesetzt. Sturmwarnungsstationen an den Meeresküsten werden in steigender Anzahl mit den notwendigen Apparaten zur ununterbrochenen Abgabe von Wetterwarnungen an die außer Sichtweite oder bei nebligem Wetter vorbeifahrenden Schiffe eingerichtet und ebenso ist bereits ein großer Teil der Kriegsschiffe unserer deutschen und fremden Marinen entsprechend montiert. Die längste im Betrieb befindliche Linie funktioniert zu Zeit auf der Strecke von Cap Lizard in Cornwallis nach St. Chaterines Point, auf der Insel Wight, wo eine Wasserstrecke von 300 Kilometer zu überwinden ist. Am originellsten ist aber die Einrichtung von Marconistationen auf den zwischen Ostende und Dover verkehrenden Postdampfern, welche dadurch in dauernder Verbindung mit ihren Ausgangshäfen bleiben. Es liegt nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß durch Schaffung besonders kräftiger Stationen auf den überseeischen Schnelldampfern auch diese auf ihrer langen Fahrt über den Atlantischen Ocean in die Lage gesetzt werden können, mit dem Festlande zu sprechen. Die vieltägige Abgeschlossenheit von den Weltereignissen, welche in unserer anspruchsvollen Gegenwart von den Schiffspassagieren unangenehm empfunden wird, dürfte damit ihr Ende erreichen und der Reisende auch mitten auf dem Ocean im Kontakt mit der übrigen Menschheit bleiben.

Unabsehbar sind endlich die Folgen für einen Zukunftskrieg zur See. Während früher manche stolze Flotte vernichtet worden ist, weil man sie vom Heimatlande aus nicht vor dem Herannahen eines übermächtigen Feindes warnen konnte, eröffnet sich jetzt die Möglichkeit, das heimische Geschwader, auch wenn man dessen Aufenthaltsort nicht genau kennt, mit allen wünschenswerten Nachrichten zu versehen, so daß es entweder Zeit zu seiner eigenen Rettung gewinnen oder an einen wichtigen Punkt dirigiert werden kann, wo es momentan von unberechenbarem Nutzen ist.

Sine wakere Chat.

Erzählung von Dr. Kurt Abel.

Das Feuer in dem umfangreichen Kamin stieg und fiel im Einklang mit dem Regen, der draußen herabströmte und, getragen von dem brossenden Ostwinde, der mit seinen starken Armen die plumpe Wohnung der Holzfüßer schüttelte, an das Blockhaus anschlug. Dann und wann kamen grimmige Windstöße den weiten Schlund des Kamins herab und kämpften mit den roten Flammen.

Der rote Feuerschein fiel, während er in dem Raume umhertanzte, auf eine Anzahl

von etwa zwanzig Männern von rauhem Aussehen, welche diesen ganzen Winter die großen Holzstämme an dem Ufer des Flusses aufgeschichtet, der in kurzer Entfernung von dem Blockhause vorüberströmte und dessen weitenweit sich durch den Wald schlängelnde Fluten sich später mit den klar durchsichtigen Bogen des Penobscot mischten.

Die Winterarbeit im Walde war beendet und der jetzt draußen fallende Regen verkündete, daß am nächstfolgenden Morgen die nicht minder schwere Arbeit am Fluß beginnen würde, denn die gefällten Bäume waren bestimmt, auf dem Fluße nach den viele Meilen weit entfernten, nahe dem Ozean gelegenen Sägemühlen gestößt zu werden.

Wir haben gesagt, es seien etwa zwanzig Männer von rauhem Aussehen da gewesen; wir müssen jedoch zwei davon ausnehmen, weil auf diese die von uns gebrauchte Bezeichnung nicht paßt. Allerdings war ihre Kleidung von ebenso groben und derben Stoffen wie die ihrer Kameraden, aber dabei zugleich ganz und sauber und beriet, daß sie mit den großen Holzflößen draußen noch nicht in beschimpfende Berührung gekommen war.

Hätte nicht schon dies bewiesen, daß diese beiden Männer nicht an schwere Arbeit gewöhnt waren, so hätten auch ihre sauberen Gesichter und frauenhaft weißen, weichen Hände den Beweis hierfür geliefert.

Ohne uns auf weitere Einzelheiten einzulassen, wollen wir erwähnen, daß sie zwei Jahre lang eine Universität besucht, aus Mangel an Mitteln aber dieselbe wieder verlassen hatten, um sich durch Handarbeit so viel Geld zu erwerben, als sie brauchten, um ihre Studien zu beenden.

Sie waren Brüder und hießen John und Edward Stach. Der Holzlieferant, bei welchem sie sich um Arbeit beworben, hatte, da er sie als thatkräftige junge Leute kannte, sich bereit erklärt, sie zu beschäftigen und ihnen aufgetragen, sich bei seinem Aufseher Jim Chamberlain zu melden, was sie auch gethan.

Einen Augenblick lang betrachtete Jim Chamberlain die ihm entgegengetretenen weißen Hände mit fast verächtlichem Blick und berechnete, wie lange es wohl, nachdem sie mit dem Flößhaken in Berührung gekommen wären, dauern würde, ehe sie über und über mit Blasen bedeckt wären. Ein anderweiter Blick aber auf die kräftigen Gestalten und breiten Schultern der jungen Männer bewog ihn, seine Ansicht von ihrer Leistungsfähigkeit ein wenig zu modifizieren. Die etwas sarkastische Antwort, die ihm schon auf den Lippen schwebte, verwandelte sich in eine höfliche Entgegnung und er machte die beiden Brüder sodann in kurzer, schlichter Weise mit einigen der umstehenden Männer als ihren Kameraden bekannt.

Unter diesen, welche derselben Meinung waren, die Chamberlain auf den ersten Blick gefaßt, fielen mehrere Bemerkungen, welche für die jungen Männer nichts weniger als schmeichelhaft waren, und mehr als einmal glühten ihre Wangen dunkelrot, weil sie glaubten, diese Bemerkungen hätten ausdrücklich den Zweck, sie zu beleidigen und zu verlegen.

Ganz besonders vermuteten sie dies von einem gewissen Sam Robson, einem anerkannten Kaufbold, der während des Winters mehr als einmal sich seine sämtlichen Kameraden zu Feinden gemacht. Es hatten deshalb auch schon mehrere Faustkämpfe stattgefunden, aus welchen Sam aber infolge seiner riesigen Körperkräfte allemal als Sieger hervorgegangen war.

Seine Kameraden glaubten deshalb, da es kein anderes Mittel gab, es werde am besten sein, wenn man seinen Bemerkungen keinerlei Beachtung schenke, und man ließ ihn nach Herzenslust schimpfen, so viel er wollte, ohne Notiz davon zu nehmen.

Chamberlain, der Aufseher, war mehr als einmal nahe daran gewesen, den Störenfried abzulohnen und fortzuschicken, die guten

Dienste aber, welche Sam leistete, hatten ihn immer noch davon zurückgehalten. Stark wie ein Bibe und ebenso furchtlos in Gefahr wäre Sam nicht so leicht zu erschrecken gewesen. Gab es eine gefährliche Stelle im Walde oder am Fluße, so war Sam stets sofort bereit, dorthin zu gehen. Er schien die Gefahr förmlich herauszufordern, um zu zeigen, daß er mehr Mut besitze als seine Kameraden. Dieser Charakterzug machte ihn Chamberlain fast unschätzbar.

Der Neckereien mit seinen alten Kameraden überdrüssig, begrüßte Sam die Ankunft der jungen Studenten mit großem Vergnügen, und während des ganzen Nachmittags und Abends waren sie die Zielscheibe seiner plumphen Spässe und Witze.

„Wenn es die ganze Nacht so fortregnet,“ sagte endlich einer der Männer, „so werden wir bis morgen Wasser genug haben. Hört nur, wie es gießt!“

Seine Kameraden schwiegen, um auf den Sturm zu horchen, der wie ein Dämon durch den Wald raste.

„Ich hoffe, daß morgen das Wasser hoch genug ist, um die Stämme glatt über den Totenfall zu führen,“ sagte einer der Männer. „Vor dieser Stelle habe ich Respekt, seitdem Billy Brown darüber ging, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.“

„Die Arbeit ist wohl dort sehr gefährlich?“ fragte John Stach den Mann, der diese Bemerkung gemacht hatte.

„Ja, gefährlich für Schulbuben und alte Weiber!“ rief Robson, ehe sein Kamerad den Mund zu einer höflichen Antwort öffnen konnte. „Sagt, warum habt Ihr nicht Eure Bücher mitgebracht? Hier hättet Ihr vielleicht Gelegenheit, dann und wann ein wenig zu studieren,“ setzte er mit rohem Gelächter hinzu.

Das Gesicht des jungen Mannes ward bei diesen beleidigenden Worten dunkelrot bis in die Stirn hinauf. Einige Sekunden lang zögerte er zu antworten, denn er wollte den rohen Gesellen anfänglich gar keiner Entgegnung würdigen. Da er aber sah, daß Aller Augen auf ihn geheftet waren, so sagte er in ruhigem Tone:

„Allerdings wünsche ich beinahe selbst, daß ich meine Bücher mitgebracht hätte; vielleicht hätte ich dann Manchen, dem es in dieser Beziehung fehlt, lehren können, was sich für anständige Leute schickt.“

Robson stieß einen fürchterlichen Fluch aus und sprang auf.

„Meint Ihr mich damit?“ rief er mit wutheiserer Stimme.

„Wen es juckt, der frage sich,“ bemerkte der junge Mann ruhig.

Ein lautes Gelächter auf Kosten des Kaufboldes hallte durch das Blockhaus und dann ward Alles totenstill. Noch nie zuvor war Robson auf diese Weise geantwortet worden und Alle wußten, daß, wenn der junge Mann die Worte, die er gesprochen, nicht zurücknahm, ein Kampf unvermeidlich war.

Robsons Mut war fürchterlich, während er aufstand und Stach gegenübertrat.

„Gleich nehmt Eure Worte zurück oder ich schlage Euch windelweich!“ rief er, indem er seine riesige geballte Faust drohend gegen den jungen Mann ausstreckte, der sich ganz kaltblütig ebenfalls erhoben hatte.

„Nimmermehr!“ rief der junge Student in festem Tone und schickte sich zugleich an, sich zur Wehr zu setzen.

„Na, da hast Du Eins!“ rief Robson und führte nach dem Kopfe des jungen Mannes einen Streich mit solcher Gewalt, daß er ihn, wenn er ihn getroffen hätte, sofort zu Boden gestreckt haben würde.

Durch eine geschickte Bewegung aber wich John Stach aus und verfehlte dann mit Bligheschnelle seinem Gegner einen Faustschlag zwischen die Augen, so daß er beinahe in das Kaminfeuer getaumelt wäre.

Einige Sekunden lang waren die Holzflößer vor Erstarrten ganz stumm und starr, dann aber erhoben sie ein Jubelgeschrei, wel-

ches selbst den draußen rasenden Sturm ruhig zu machen schien, denn er schwieg plötzlich, wie um zu hören, was in dem Blockhaus vorging.

Ob schon Robson infolge des gewaltigen Schlags nicht imstande gewesen war, sich auf den Füßen zu halten, so war er doch nicht im mindesten betäubt, sondern raffte sich sofort wieder auf, um den Kampf zu erneuern. Gerade in diesem Moment aber hörte man den Schall von Hufschlägen draußen und Chamberlain rief: „Jetzt haltet Ruhe, Leute! Ihr könnt Euren Streit ein ander Mal ausfechten. Die Besitzer des Bauholzes sind da und ich wünsche, daß Ihr, so lange dieselben bei uns sind, Euch anständig betragt.“

Die beiden Gegner setzten sich, ob schon Robson es mit Widerstreben that, und einen Augenblick später traten zwei Männer, die Eigentümer des gefällten Bauholzes, in das Blockhaus.

Natürlich ward von dem Streit weder an diesem, noch am nächstfolgenden Tage etwas erwähnt, wo die beiden Bauholzspekulanten sich wieder entfernten. Der Regenschirm war vorüber und alle waren emsig beschäftigt, die gefällten Baumstämme in den Fluß zu rollen, der zum Flößen gerade die rechte Höhe hatte. Dabei ward jedoch allgemein angenommen, daß der Kampf zwischen Robson und John Stacy diesen Abend, wenn die Arbeit des Tages beendet war, ausgefochten werden würde.

Etwa vier englische Meilen weiter flussabwärts befand sich eine Stelle, die unter dem Namen der „Totenfall“ bekannt war, und wo das Wasser über einen fünfzig Fuß hohen steilen Felsen hinabstürzte. Der Name dieses Wasserfalles hatte seinen Grund in der Thatsache, daß drei Jahre nach einander beim Frühjahrsflößen ein Mann hier ums Leben gekommen war, und es war daher kein Wunder, daß dieser Ort bei den Holzfällern in üblem Rufe stand.

Von dem Rande des Wasserfalles erhob sich zu beiden Seiten eine zackige, ungefähr dreißig Fuß hohe Klippe und das Bett des Flusses war mit im Laufe der Zeiten abgebröckelten Felsblöcken besät. Einige davon lagen unsichtbar unter dem Wasserpiegel, während andere ihre schwarzen Köpfe darüber hervorragten ließen, ausgenommen zur Zeit eines ungewöhnlich hohen Wasserstandes, wo sie dann ebenfalls verborgen waren, ihre Gegenwart aber durch das schäumende, strudelnde Wasser verrieten.

Die schlimmsten dieser Felsblöcke lagen an dem äußersten Rande des Wasserfalles und waren nur selten vom Wasser bedeckt. Eben beim Bemühen, hier sitzen gebliebene Bauholzstämme flott zu machen und über den Fall hinunter zu bringen, hatten die vorhin erwähnten Arbeiter das Leben eingebüßt.

Chamberlain zweifelte noch, ob das Wasser hoch genug wäre, um die Bauholzstämme glatt über den Fall hinunter zu bringen. Gegen Mittag hatte er deshalb einen Mann flussabwärts geschickt, welcher gegen drei Uhr mit der Meldung zurückkehrte, daß am äußersten Rande des Wasserfalles sich ein großer „Schuß“ gebildet habe, oder, mit anderen Worten, eine Stöckung entstanden sei.

Der Mann hatte diese Meldung nicht sobald gemacht, als Chamberlain seinen Leuten befahl, die Arbeit einzustellen, sich mit starken Tauern, Flößhaken und Aexten zu versehen und mit ihm nach dem Totenfall aufzubrechen — ein Befehl, welchem natürlich gehorcht ward, ob schon von Mehreren nur mit Widerstreben.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als die Flößer an dem Fall anlangten, und sie blickten mit heimlichem Grauen von der felsigen Uferhöhe hinab auf das Schauspiel, welches sich unter ihnen dem Auge darbot.

Ganz am äußersten Rande des Falls lagen die Bauholzstämme zehn bis fünfzehn Fuß hoch fest, während das Wasser sich unter und

zwischen ihnen mit donnerndem Getöse Bahn brach. Den Fluß hinauf, so weit das Auge reichte, war ein Stillstand in der Flöße eingetreten, während die Fluten zischend und brüllend zwischen den Stämmen emporspritzten. Es war ein Schauspiel, wohl geeignet, selbst das mutigste Herz erbeben zu machen.

Die Flößer wußten, daß diese ganze ungeheure vorwärts drängende Masse von einem einzigen Baumstamm festgehalten ward und daß, wenn dieser ausfindig gemacht und beseitigt werden könnte, die übrigen dann sofort den Fall mit einer Gewalt hinabstürzen würden, welcher, infolge der dann gebrochenen Stauung nichts widerstehen könnte.

Um diesen Stamm zu finden, ward einer der Arbeiter nach dem andern an Tauen auf den „Schuß“ hinabgelassen und das Suchen begann. Dasselbe war nicht von langer Dauer. Man fand den betreffenden Stamm sehr bald und gewann die Ansicht, daß es durchaus notwendig sei, denselben in der Mitte durchzulassen.

Nachdem man hierüber ins Klare gekommen, lehrte der ganze Trupp mittels der Tauer, an welchen man sich herabgelassen, wieder auf die Uferhöhe hinauf zurück.

Als die Flößer hier wieder beisammen standen, ward von keinem ein Wort gesprochen. Sie sahen einander an und warteten auf die Worte, welche, wie sie wußten, Chamberlain sprechen würde.

„Jungens“, sagte er, „dieser Schuß muß beseitigt werden und es werden nur zwei Mann dazu gehören, um dies auszuführen. Sie sollen dann jeder zehn Dollar dafür bekommen. Wer von Euch unternimmt das Werk?“

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen, dann trat Sam Robson vor.

„Ich bin der Erste, der es unternimmt“, sagte er.

„Und ich der Zweite“, sagte John Stacy, indem er sich neben Robson stellte.

„Ihr seid ein Neuling und kennt nicht die Gefahr, welcher Ihr Euch aussetzt, wenn Ihr Euch auf den Schuß wagt. Es ist meine Pflicht, Euch zu warnen“, sagte Chamberlain in eindringendem Tone.

„Jawohl, dieser junge Mensch taugt nicht zu so etwas“, sagte Sam, indem er den neben ihm stehenden jungen Mann mit verächtlichem Blicke maß.

Er hatte ihm die von ihm am Abend vorher erprobte Demüthigung und teilweise Niederlage noch nicht verziehen, sondern wartete ungeduldig auf eine Gelegenheit, ihn zu züchtigen, ob schon die übrigen Arbeiter nach dem Bröckchen, welches sie von der Vorgeschiedlichkeit seines Gegners gesehen, bezweifelten, daß er dies zu thun imstande sein werde.

„Macht Euch samt und sonders meiner wegen keine Sorge“, antwortete John Stacy. „Ich weiß recht wohl, was ich thun will, und ebenso weiß ich auch, daß die Gefahr da drunten nicht klein ist, aber ich fürchte mich nicht davor.“

Mit diesen Worten schritt der junge Mann nach dem Tau, welches von der Uferhöhe auf den Fluß hinabbaumelte.

Chamberlain sah den jungen Mann aufmerksam an und widersetzte sich, nachdem derselbe ausgerebet, seinem Vorhaben nicht weiter.

Robson ließ sich zuerst hinunter und betrachtete, wie man sich leicht denken kann, mit eben nicht freundlichem Blicke seinen Kameraden, der mit ein paar Flößhaken dicht hinter ihm folgte, während er selbst eine Axt trug.

Die beiden Männer kletterten bis zu der Stelle, wo der die Stauung verursachende Stamm zwischen den Felsen eingeklemmt lag. Es dauerte nicht lange, so schlug der Schall der Axtthiebe, welche Robsons starke Hände gegen die Mitte des Stammes führten, an das Ohr der auf der Uferhöhe stehenden Gruppe.

Die Flößhaken, welche John Stacy mitge-

bracht, um damit die Stelle des Stammes zu bezeichnen, wo derselbe zerhauen werden mußte, waren nicht nötig, denn ehe noch die Axtthiebe bis in das innerste Mark des Stammes eingedrungen waren, brach derselbe mit lautem Krachen entzwei und die ungeheure Laubholz- und Wassermasse begann sich, anfangs langsam, dann mit immer größerer Schnelligkeit, über den Rand des Abgrunds zu bewegen.

Krachend und brüllend thaten die gewaltigen Stämme einer nach dem andern den furchtbaren Sprung und die beiden Männer eilten nun nach dem Ufer zu, wo von starken Händen gehaltene Tauer bereit waren, sie auf sichern Boden hinaufzubringen. Es bedurfte der größten Gewandtheit, um auf dem schwimmenden wirbelnden Bauholz Fuß zu fassen, und die Zuschauer sahen mit Erstaunen, wie flink John Stacy von Stamm zu Stamm sprang, während Robson, der bis jetzt für den gewandtesten Fußgänger auf einem sich in Bewegung befindenden Schuß gegolten, hinter ihm zurück blieb.

John Stacy hatte beinahe die Uferwand erreicht, als ein Schrei hinter ihm, welcher das Brüllen des Wassers übertönte, ihn bewegte, Halt zu machen. Als er sich umdrehte, sah er zu seinem Entsetzen, daß Robson zwischen zwei Stämmen ausgeglitten war, die sich sofort wieder aneinander angeschlossen und seine Füße wie in einer eisernen Schraube festhielten. Sein Angstschrei ward von den auf der Uferhöhe stehenden zurückgegeben. John Stacy aber gab keinen Laut von sich, während er, ohne an seine eigene Sicherheit zu denken, zu seinen eingeklemmten Kameraden zurücksprang und mit seinem Flößhaken die beiden Baumstämme von einander zu schieben sich bemühte.

Seine Anstrengungen waren vergebens. Die beiden Baumstämme wurden durch die übrigen so fest an einander gedrängt, daß er sie nicht bewegen konnte, und schneller und immer schneller schwamm er mit seinem Unglücksgefährten dem furchtbaren Tode entgegen, der auf der Tiefe des Wasserfalles ihrer harrete.

„Um's Himmels willen, rettet Euch selbst!“ rief Robson. „Mir könnt Ihr nicht helfen. Mein Stündlein hat geschlagen. Sagt aber, daß Ihr mir mein schlechtes Benehmen gegen Euch vergebt. Sagt das und es wird mir dann nicht so schwer ankommen, mich von dem Rachen dort verschlingen zu lassen.“

Er zeigte, indem er dies sagte, mit der Hand auf den Wasserfall, dem sie sich immer rascher näherten.

„Ich vergehe Euch von Herzen gern“, antwortete John Stacy, „aber verlassen werde ich Euch nicht. Da, jetzt weicht der eine Stamm ein wenig! Gott sei Dank! Eure Füße sind wieder frei.“

„Ja, aber ich kann nicht gehen!“ rief Robson, dessen Füße zerquetscht und zerschunden waren.

„Ich will sehen, ob ich Euch doch noch retten kann“, sagte John Stacy, hob mit einer Kraft, die ihm Niemand zugetraut hätte den des Gebrauchs seiner Füße beraubten Robson in seinen Armen empor und sprang mit ihm über die Bauholzstämme, welche infolge einer neuen, jedoch nur vorübergehenden Stauung sich gerade jetzt viel langsamer bewegten. Zur Freude Aller erreichte er die Tauer und Beide wurden glücklich auf das Ufer hinaufgezogen.

Es dauerte viele Wochen, ehe Robson seine Arbeit wieder aufnehmen konnte, als er dies aber that, war er ein anderer Mensch und John Stacy's unverbrüchlicher Freund, so lange er lebte.

Räthseln aus voriger Nummer:

Rätsel: Winter.
Charade: Drei Tausend Dukaten.
Logogryph: Liebe, Leib, Veil.
Grafen-Rätsel: Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.



Verantwortl. Redakteur: Anton Siehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 20, 1-16. „In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah Andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde wieder ausging, fand er (wieder) Andere da stehen, und er sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu Ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zum Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murmelten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich thue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir überein gekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 26. Januar. Septuagesima. Polikarpus Bischof und Martyrer. Evangelium nach dem hl. Matthäus 20, 1-16. Epistel: 1. Korinther 9, 24-29 u. 10, 1-5. St. Andreas: Nach der 10 Uhr Messe Offizium von Seiten der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Mittags 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Jünglings-Kongregation. Karmeliterinnen-Klosterkirche: Fest der Vermählung der allerheiligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph. Morgens 7 1/2 Uhr erste hl. Messe, 9 1/2 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Andacht u. feierl. Umzug durch die Kirche. Verehrung der Reliquie des h. Joseph.
- Montag, 27. Januar. Johannes Chrysostomus, Bischof u. Kirchenlehrer. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr zu Ehren des Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers feierl. Hochamt. Karmeliterinnen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der St. Josephs-Bruderschaft.
- Dienstag, 28. Januar. Karl der Große, Kaiser. St. Andreas: Morgens 7 1/2 Uhr h. Messe für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
- Mittwoch, 29. Januar. Franz v. Sales, Bischof.
- Donnerstag, 30. Januar. Adelgundis, Jungfrau. Marina, Jungfrau und Martyrin.
- Freitag, 31. Januar. Ludovika, Wittve. St. Andreas: Dritter Kaverins-Freitag. Morgens 7 1/2 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Freibigt, 7 1/2 Uhr Sühneandacht.
- Sonntag, 1. Februar. Brigitta, Jungfrau. Juguatius, Bischof und Martyrer. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Die Kirche ein Weinberg.

Mit dem heutigen Sonntage Septuagesima treten wir, lieber Leser, in den Osterfestkreis ein, dessen Centralgedanke ausgesprochen ist in jenem bekannten Worte des Apostels Paulus: „Er (Jesus) erniedrigte sich Selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode des Kreuzes. Darum hat Ihn Gott erhöht und Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ (Philipp. 2, 8 f.)

In diesen apostolischen Worten wird hervorgehoben der hohepriesterliche Beruf Jesu, der in Seinem bitteren Leiden und dem schimpflichen Kreuzestode sich vollzog, — dann aber auch Seine Verherrlichung und Glorie in der wunderbaren Auferstehung. Und weil nun das Leben Jesu auch in uns, lieber Leser, möglichst zur Darstellung kommen soll, so liegt die Bedeutung des Osterfestkreises für Jeden aus uns darin, daß auch wir uns verdienstlichen und erniedrigen durch Werke der Buße und Abtötung, um dereinst der Verklärung und Verherrlichung teilhaftig werden zu können. In allem sollen wir so geübt sein, wie Christus war, (Phil. 2, 5) und dem Bilde Jesu uns gleichförmig zu machen suchen (Röm. 8, 29).

Aus dem oben Gesagten ist leicht zu ersehen, daß der eigentliche Centralgedanke des Osterfestkreises hauptsächlich in den

beiden Wochen vor und nach dem OSTERFESTE — in der Karwoche und in der Osterwoche — zum Ausdruck gebracht wird. Deshalb erscheint die vorhergehende Zeit als eine Vorfeier, als eine Zeit der Vorbereitung. Diese Vorfeier aber hat selbst wieder mehrere Stufen oder Abschnitte, die wir als die Vorfastenzeit (Septuagesimalzeit), die Fastenzeit und die Passionszeit zu bezeichnen pflegen. So können wir also die heute beginnende Septuagesimalzeit auch als die entferntere — die Fastenzeit und die Passionszeit als die näherer Vorbereitung auf die Gedächtnisfeier des Opfertodes Jesu bezeichnen.

Mit großer Weisheit ist das heutige Evangelium ausgewählt: es enthält eine ernste Mahnung an jeden Einzelnen aus uns, lieber Leser, in dieser nun beginnenden heiligen Zeit nicht „müßig auf dem Markte des Lebens“ stehen zu bleiben, sondern zu eifriger Arbeit „im Weinberge des Herrn“, d. i. zur Arbeit im Sinne und Geiste unserer hl. Kirche, uns aufzuraffen, damit der himmlische „Denar“ am „Abend“ unseres Lebens uns nicht entgehe. Und das um so mehr, weil wir nicht wissen, ob der an uns ergehende Ruf des himmlischen Hausvaters (durch die Kirche) nicht vielleicht der Ruf der „ersten“ (letzten) Stunde ist.

Schon durch die Taufe und durch die

Christliche Lehre, die wir von frühester Jugend an empfangen, sind wir zu Arbeitern in dem kirchlichen Weinberge berufen: wir alle sollen durch Wort und That, durch Gebet und Selbstverleugnung Christum bekennen und Sein Reich, und dafür arbeiten ohne Unterlaß. Im Evangelium geben die Leute, die auf dem Markte untätig stehen, dem Hausvater auf die Frage: „was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ — die Antwort: „es hat uns niemand gedungen!“ Dürfen auch wir etwa, lieber Leser, eine solche Antwort geben? Wir haben (sagt der hl. Papst Gregor) den Glauben, so zu sagen, im Mutter Schoße empfangen, wir haben die Worte des ewigen Lebens schon in der Wiege gehört, haben an den Brüsten der Kirche die Milch der christlichen Wahrheit gesogen! Womit wollten wir uns also entschuldigen?

Wir stehen aber müßig, wenn wir das erhabene Endziel der ewigen Seligkeit, das der Erlöser uns vor Augen gestellt, nicht zu dem Endziel unserer Sehnsucht und unserer Bestrebungen machen. Wir stehen müßig, wenn wir die Stimme der Kirche Gottes nicht achten, den Gebrauch ihrer Gnadenmittel vernachlässigen, und statt im Geiste, der von Oben stammt, im Fleische, das vom Staube ist und an den Staub uns fesselt, leben und wirken. Und wären wir im Irdischen noch so geschäftig und thätig und zeigten einen rastlosen Fleiß in dem, was dieser Welt ist: den noch stehen wir müßig auf dem Markte des Lebens, wenn wir nicht bei allem, was wir denken und erstreben und erkämpfen, das Himmelreich für uns die große Hauptsache sein lassen; wenn wir nicht das Zeitliche gebrauchen als Mittel für die Erreichung und Sicherung des Ewigen, wohin der Erlöser uns auf dem Wege des Kreuzes vorangegangen ist.

Der hl. Augustinus erzählt von einem Possenpieler, der einstmal auf die Bühne trat und seinen Zuschauern ankündigte, daß er bei der nächsten Vorstellung ein ausgezeichnetes Kunststück zum besten geben werde: er werde nämlich einem jeden sagen, was er in seinem Innern wünsche und begehre. Der festgesetzte Abend war gekommen und eine große Zahl von Neugierigen versammelt, die mit Ungeduld den Dingen, die da kommen würden, entgegenharrte, bis jener nach langem Bögern hervortrat und, nachdem er einen schwallstigen Prolog gehalten, endlich zur Hauptsache kam: Ihr alle, wer immer ihr sein möget (sagte er), wünschet wohlfeil einzukaufen und teuer zu verkaufen!

Wenn nun auch dieser Wunsch im irdischen Handel und Wandel selten erreichbar ist, so daß nur sehr Wenige das Glück haben, — wie vordem die Europäer in Westindien — für wertlose Glaswaren Gold eintauschen zu können, so ist doch bezüglich der himmlischen Güter solch ein vorteilhaftes Geschäft einem jeden dargeboten: der Herr Selber ist es, der den Anfang gemacht, einen so vorteilhaften Tausch einzuleiten. Und der hl. Leo sagt: „Reich und barmherzig ist der himmlische Kaufmann in diese Welt gekommen und hat mit uns, in einem wunderbaren Tausche, ein neues und heilsames Geschäft abgeschlossen, das unsere nehmend — das Seinige gebend.“ Und seitdem dieser wechselseitige Verkehr begonnen, sind die geringsten Werke der Nächstenliebe, der Entfagung, der Gottesverehrung, zu solchem Werte gediehen, daß sie die Verheißung des ewigen Lohnes haben.

Wird dies nun als unleugbare Thatsache vorausgesetzt, wie berechtigt, lieber Leser, ist dann nicht die Frage an so viele Christen: „was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Was für Ursachen habt ihr, was für Ausflüchte, um das ganze Leben verdienst- und fruchtlos hinzubringen? Darf mancher wackere Arbeiter — zumal in unseren Tagen — mit Recht klagen, daß ihn Niemand gedungen, daß der Arbeit zu wenig, daß der Lohn gering und unsicher sei: so gelten derartige Ausreden aber niemals, wo es sich um das Tagewerk des religiösen Lebens

handelt. Berufen sind wir alle, die wir der Kirche angehören; nicht bloß zeitweilig ist die Beschäftigung, wie etwa die eines armen Tagelöhners, der nach einem Herrn seufzt, bei dem er lohnende und andauernde Beschäftigung fände: nein, wir haben einen Gebieter, der, ewig und in Seinen Beschläffen unwandelbar, einen Lohn zahlt, der alles Irdische unendlich übersteigt.

S.

Der Druck des Lichtes.

Von Rudolf Curtius.

Außer der staunenswerthen Vollendung, welcher, wie wir in letzter Nummer berichteten, Marconi der von ihm stammenden Erfindung der Telegraphie ohne Draht in den letzten Wochen gegeben hat, erregt noch eine zweite naturwissenschaftliche Entdeckung die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise. Es handelt sich um ein Forschungsergebnis, welches aller Wahrscheinlichkeit nach sich allerdings nicht so geschwind, wie die Entdeckung des italienischen Elektrikers zum praktischen Nutzen der Menschheit verwerthen lassen wird. Nichtsdestoweniger ist es aber doch ein wissenschaftlicher Erfolg von größter Tragweite, und zwar auf einem Gebiete, auf dem ohnehin schon in den letzten Jahren unerwartet viel Bedeutungsvolles an das Licht des Tages gefördert wurde.

Seit Jahrtausenden zerbrechen sich die gelehrtesten Denker und Naturforscher die Köpfe über die Natur der Lichterscheinungen, die mit zu dem rätselhaftesten gehört, mit welchem die in ihren leeren Gründen für ein menschliches Hirn unfaßbare und unbegreifliche Natur uns auf Schritt und Tritt umgiebt.

Wer an der Oberfläche der Dinge klebt, und nicht den tieferen Gründen der Naturerscheinungen nachzugehen liebt, steht den auf räthelhafter Fernwirkung beruhenden Phänomenen des Schalles, des Lichtes und der Elektrizität ebenso gedankenlos gegenüber, wie denjenigen des Geruchs und des Gefühls, und begnügt sich mit der Thatsache, daß es nun einmal so und nicht anders ist. Für jeden andern aber, der nicht zu faul zum Denken und Beobachten ist, liegt in der Thatsache, daß uns Schallwellen, Lichtstrahlen und elektrische Ströme Kunde von einer oft weit entfernten Außenwelt geben, ein reizvolles Problem, welches stets aufs neue zum Nachdenken zwingt.

Am leichtesten sind die Dinge noch auf dem Gebiete der Akustik zu verstehen.

Weit schwieriger liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Lichterscheinungen, die mit einer für die direkte Wahrnehmung absolut unfaßbaren Geschwindigkeit verlaufen, ohne daß wir erkennen, auf welcher Brücke sich der leuchtende Strahl über Entfernungen schwingt, welche unserer Vorstellungen spotten und in Bruchtheilen einer Sekunde eine größere Strecke ausmachen, als die meisten Menschen in einem ganzen langen Leben auf der Reise zurückgelegt haben.

Gewiß muß es ein wunderbares, geheimnisvolles Ding sein, daß auf der lichtempfindlichen Platte des Photographen in einem Augenblick Veränderungen hervorruft, welche diesen mit Hilfe einiger einfachen chemischen Prozesse in den Stand setzen, Bilder zu erzeugen, die die Hand des fleißigsten Künstlers nicht imstande ist, mit gleicher Vollkommenheit herzustellen; und wenn das Licht in jahrelangem Fluge und die Kunde von den entferntesten Welten des Himmelsraumes übermittelt und andererseits die Bedingung alles Lebens ist, dann ist man fast versucht, zu glauben, daß, wenn man über die eigentliche Natur des Lichtes ins Klare kommen könnte, damit auch das Welttrüffel gelöst sei.

Die hier in Rede stehende sensationelle Entdeckung des Professors der Physik an der Universität Moskau, Peter Lebedew, daß die Lichtstrahlen auf die Fläche, welche sie treffen, einen meßbaren Druck ausüben, bedeutet einen

wichtigen Schritt auf dem Wege zu dieser Erkenntnis. Wenn wir uns vorstellen, wie ein Lichtstrahl mit unfaßbarer Geschwindigkeit in den Raum hinausstürmt, dann will es uns fast als selbstverständlich erscheinen, daß dieser dort, wo er in seinem Laufe aufgehalten wird, eine Kraftwirkung hervorbringen muß, weil wir unwillkürlich von der Voraussetzung auszugehen geneigt sind, daß der Lichtstrahl selbst etwas Materielles ist, das von seinem Ausgangspunkt wie eine Gewehrkugel hinausweilt. Das ist jedoch eine durch nichts bewiesene Voraussetzung, denn nicht das Licht selber ist es, was leuchtet, sondern vielmehr diejenigen Teile der Materie, in welchen sich die von uns als Licht bezeichneten Vorgänge vollziehen. Wenn ein Blitz das mächtige Gewölk des finsternen Gewitterhimmels durchfurcht, dann sind es die glühend gewordenen Luftteilchen, und an einem Gasglühlicht ist es der mit Thorium, Osmium, Cer und anderen seltenen Erden imprägnierte Glühstrumpf, und nicht eine besondere Lichtmaterie, welche leuchtet.

Früher war man allerdings allgemein der Ansicht, daß das Licht aus Stoffteilchen bestehe, die von der Lichtquelle mit ungeheurer Geschwindigkeit hinausgeschleudert werden.

Mit Recht wandte man sich von dieser Theorie ab und suchte das Licht als eine Wellenbewegung zu erklären, bei welcher es sich nicht um eine rapide Fortbewegung der Materie oder des hypothetischen Lichtäthers in der Richtung des Lichtstrahls selber handelt, sondern bei welcher die in der Linie des Lichtstrahls befindlichen Stoffteilchen aus der Ruhelage in einer zum Lichtstrahl senkrechten Richtung herausgerissen werden und wobei die vibrierende oder undulierende Bewegung sich in der ganzen langen Reihe mit der angegebenen ungeheuren Geschwindigkeit fortpflanzt. Ob diese zuerst von Huygens ins Leben gerufene und von Fresnel, Young und anderen fortgebildete Theorie in allen Punkten der Wirklichkeit entspricht, mag dahingestellt bleiben; denn eine Theorie präntuliert nie, die letzte und unerschöpfliche Wahrheit zu sein, sondern hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie die beobachteten Thatsachen in zufriedenstellender, einem regelmäßigen Gesetze unterworfenen Weise erklärt. Letzterem Erfordernis entspricht aber die von der Wissenschaft in allen Ländern angenommene undulations-theorie in sehr vollkommenem Maße, besonders, seitdem sie durch den scharfsinnigen englischen Physiker Maxwell elektrische Versuche zu der sogenannten elektromagnetischen Lichttheorie erweitert wurde.

Maxwell wies nämlich experimentell nach, daß zwischen Licht und Elektrizität kein fundamentaler Unterschied besteht. Die Schwingungen des Lichtes sind ebenfalls elektrischer Natur; sie erfolgen nur in einem ungleichlich viel schnelleren Tempo, als die gewöhnlichen elektrischen Wellen und unterscheiden sich von jenen nur dadurch, daß sie außerdem von zu ihnen senkrecht stehenden, magnetischen Schwingungen begleitet sind. Im übrigen ist die Fortbewegung des Lichtes und der Elektrizität die gleiche, nämlich rund 40 000 deutsche Meilen in der Sekunde; aber während die Länge der elektrischen Wellen zwischen 60 Centimetern und mehreren Kilometern variiert, bewegen sich die Wellenlängen der Lichtextreme, nämlich des ultraroten und ultravioletten Lichtes, zwischen 293 Tausendstel eines Millimeters und 2,03 Millimetern.

An der Hand seiner Theorie konnte Maxwell schon vor mehr als 20 Jahren voraus-sagen, daß das Licht in der Richtung seiner Fortpflanzung einen Druck auf die Gegenstände, auf die es treffe, ausüben müsse; und die vor kurzem von Professor Lebedew gemachte Entdeckung, welche diesen Lichtdruck zu messen gestattet, ist eine glänzende Bestätigung der Maxwell'schen Theorie.

Vor dem Moskauer Gelehrten haben schon viele andere diesen Druck zu messen versucht, darunter auch der berühmte — leider zur

Sekte der Spiritisten gehörige — Physiker Sir William Crookes, der sich zu seinen Versuchen der sogenannten Lichtmühle, d. i. jenes bekannten, zuweilen in den Schaufenstern der Optiker befindlichen kleinen Apparates bediente, bei welchem die auf den Enden eines Stäbchenkreuzes angebrachten und auf je einer Seite geschwärtzten vier Aluminiumblättchen, die in einer Glasugel eingeschlossen sind, sich zu drehen beginnen, sobald sie von den Strahlen des Tageslichtes getroffen werden.

Die Versuche von Crookes ergaben ein mindestens hunderttausendfach zu großes Resultat, weil die störenden Einwirkungen der Wärmestrahlung nicht gänzlich vermieden waren. Diese Fehlerquelle hat nun Lebedew eliminiert, indem er zunächst die Energie der von ihm als Lichtquelle benutzten Bogenlampe kalorimetrisch bestimmte und mit in Rechnung zog und das Licht selbst über mehrere, die Wärme absorbierende Spiegel lenkte, bevor er es auf seinen Apparat fallen ließ. Der größtmögliche, theoretisch vorausberechnete Fehler konnte dabei nur 20 Prozent erreichen, und die tatsächlich durchgeführten Messungen blieben weit unter diesem Maximum und kamen den theoretischen Voraussetzungen von Maxwell bis auf 10 Prozent nahe.

Wir wissen nun durch diese klassischen Versuche, daß das Licht auf alle von ihm getroffenen Körper einen Druck ausübt, welche für das Sonnenlicht und eine vollständig schwarze, nicht spiegelnde Fläche 0,4 Milligramm auf den Quadratmeter beträgt.

Der oberflächlichen Betrachtung mag dies vielleicht als recht bedeutungslos erscheinen; eine einfache Berechnung ergibt aber, daß hiernach die abstoßende Kraft des Sonnenlichts auf den Erdball den stattlichen Betrag von 8 Millionen Centner erreicht, und wenn dies auch gegenüber dem Eigengewicht der Erde von 12 Trillionen Kilo als recht geringfügig erscheint, so reicht es vielleicht doch aus, um dem Bestreben der Planeten erfolgreich entgegen zu wirken, immer engere Bahnen um ihren Centralkörper zu ziehen, und endlich in ihn hineinzustürzen.

Die Größe des Druckes hängt, außer von der Intensität des Lichtes, von der Größe der Oberfläche des beleuchteten Körpers ab. Auf einen winzig kleinen Körper wirkt derselbe also stärker, als auf einen großen; wenn wir nun auf dem Wege zu den Atomen, zu immer kleineren Stoffpartikeln, herabsteigen, müssen wir endlich einmal an die Grenze kommen, wo die Abstoßung die Centripetalkraft übersteigt, und es erklärt sich hieraus vielleicht sehr einfach die wunderliche Thatsache, daß die aus feinsten Stoffteilchen bestehenden Kometenschweife stets von der Sonne abgekehrt sind. Noch weit wichtiger dürften die neu enthüllten Thatsachen aber für die Wärmetheorie sein. Wir wissen, daß nach dem Gesetze der Erhaltung der Energie und der Wärme äquivalente Schlag, Fall und Stoß Wärme erzeugen und Wärme wieder in Bewegung umgesetzt wird. Die unausgesetzten Stöße, welche die Erde durch Vermittelung der Lichtstrahlen von Seiten der Sonne erhält, erzeugen also jedenfalls wenigstens einen Teil der Wärme, welche von dem großen Centralkörper ununterbrochen zu unserem Stern herüberströmt.

Die angeführten Beispiele sind natürlich nur einige der Möglichkeiten, durch welche die neue Entdeckung befruchtend auf unsere Naturerkenntnis einwirken wird, und es steht zu erwarten, daß namentlich die Astronomie binnen kurzem weitgehende Schlussfolgerungen aus Lebedew's Experimenten ziehen wird.

Durch Schönheit bezwungen.

Geschichtliche Erzählung von Dr. Curt Abel.

Selten hat wohl ein Mann eine so außerordentlich schwierige Stellung eingenommen, als Bonaparte während der Zeit, wo er zum

ersten Konsul der französischen Republik erhoben worden war, und nur ein Mann von seinem Genie und seinem Glück vermochte all den vielfachen Gefahren, die diese Stellung sowohl, wie sein Leben bedrohten, glücklich zu entgehen, und sogar noch Vorteile daraus zu ziehen.

Seine größten Feinde waren weniger seine vielfachen Feinde im Civil- und Militärstande, als die beiden politischen und sehr mächtigen Parteien der Radikalen (Jakobiner) und die Anhänger des gestürzten Königtums (Royalisten). Während er auf die ersteren mit großer Verächtlichkeit hinblickte und sie mit einem verwerfenden Leichname oder einer zerplatzten Bombe verglich, die nicht mehr schaden könne, trat er gegen die Anhänger des Königtums, die nicht allein in der Vendre gegen die republikanischen Staatslenker die Waffen ergriffen hatten, sondern auch als Emigranten in Deutschland und England ihre Sendboten und Spione bis in die nächste Umgebung des Konsuls zu führen wußten, mit der allergrößten Strenge auf.

Beide Parteien bedrohten sein Leben und der erste Anschlag auf dasselbe ging nicht von diesen letzteren, sondern von der „zerplatzten Bombe“, den Jakobinern, aus.

Am Abende des 10. Oktober 1800 fuhr Bonaparte auf den Wunsch seiner Gattin Josephine und einiger vertrauter Freunde in die Oper, obgleich er nicht die geringste Lust dazu verspürte und das größte Verlangen hatte, zu Hause zu bleiben.

Er mußte, als die Oper ihren Anfang nehmen sollte, geweckt werden. Er schlief unter einem Traghimmel.

Der General Lannes brachte ihm den Hut, Bessières überreichte ihm das Schwert, und so wurde er fast in den Wogen hineingedrängt, wo er, noch immer von Müdigkeit überwältigt, sofort wieder einschliefe, jedoch im Traume fortwährend von den Gefahren gepeinigt wurde, die er einige Jahre zuvor, bei dem Versuche über den Tagliamento in Italien zu setzen, zu bestehen gehabt hatte.

Zu demselben Augenblick vernahm man einen wahrhaft entsetzlichen Knall, der sogar mehrere Meilen weit von Paris gehört wurde. Der ganze Wagen und die ganze Straße schienen mit einem Mal in Flammen zu stehen.

„Wir sind — — in die Luft gesprengt!“ rief Bonaparte, sich an Lannes und Bessières wendend, aus.

Dies geschah in der Straße St. Nicaise.

Die Maschine, die diesen Knall hervorbrachte hatte und bestimmt war, den ersten Konsul zu töten, war sogar anfangs dem Vorbeifahren des Wagens hinderlich gewesen. Sie war nicht eine mit Flintenkäufen versehene Höllemaschine, sondern bestand aus einer auf einem Karren befestigten Pulvertonne, die rings mit Kartätschenschnellen umgeben war, welche durch die Kraft des entzündeten Pulvers nach allen Richtungen fortgeschleudert wurden. Die Entzündung geschah durch eine brennende Lunte, und es fehlte in der That nicht viel, so war der Zweck der Attentäter, an deren Spitze ein gewisser St. Rogent stand, erreicht. Bonaparte verdankte sein Leben nächst der göttlichen Vorsehung lediglich — der Betrunktheit seines Kutschers, welcher sehr rasch fuhr, und zwei Minuten früher vor der Maschine vorbei war, ehe der knallende Ausbruch erfolgte.

Die den Wagen begleitenden Diener versuchten in ihrer Bestürzung den Wagen anzuhalten, jedoch der Kutscher hieb auf die Pferde und fuhr noch schneller als zuvor.

Als Bonaparte wohlbehalten im Opernhause angelangt war und die Zuschauer ihm durch Erheben von ihren Sitzen ihre Ovation dargebracht und durch lebhaftes Zurufen ihm ihre Freude wegen seiner Lebensrettung kundgegeben hatten, wußte der Betrunkene immer noch nicht, was vorgefallen war; er meinte, der erste Konsul habe eine Artilleriefalbe erhalten.

Die Wirkung der Explosion war so furchtbar gewesen, daß drei Häuser nicht unerheblich beschädigt, zwanzig Menschen getötet und dreihundertfünfzig schwer oder leicht verwundet wurden.

Unter diesen befand sich St. Rogent selbst.

Bonaparte, der jetzt noch mehr als vorher der Gegenstand des allgemeinsten Interesses für die Franzosen und namentlich für die Pariser wurde, die nachgerade anfangen, in ihm ein besonders bevorzugtes Schicksal des Glücks zu sehen, wußte den bestmöglichen Vorteil aus diesem Angriffe auf sein Leben zu ziehen und sich vor allen Dingen dadurch in seiner Stellung zu befestigen. Auch benutzte er natürlich diese Gelegenheit, gegen die Häupter der Jakobiner den letzten Streich zu führen.

Einhundert und dreißig derselben, darunter aber auch mehrere, die ihm, wie der ehemalige Präsident des Kriegsausschusses Aubry, in seiner Karriere hinderlich gewesen, oder ihm überhaupt feindlich gesinnt waren, obgleich sie mit den Jakobinern keine Gemeinschaft hatten, wurden übers Meer in die Verbannung geschickt.

Die Urheber und Mitbeteiligten der Höllemaschine: Chevalier, Beycer, Arens, Gerassi, le Brun und Demerville, Carbon und St. Rogent wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Nicht minder gefährlich für den ersten Konsul war die Verschwörung der bourbonischen Partei, als deren Haupt der General Moreau angesehen wurde, der Sieger von Hohenlinden, obgleich er, gleichfalls eines Advokaten Sohn wie Bonaparte, auch durch die Revolution emporgekommen und folglich von Haus aus den Bourbonen nicht sehr gewogen war. Er wurde aber durch die öffentliche Meinung und durch die Umstände selbst in eine solche revolutionäre Stellung hineingedrängt. Der unersehliche Ehrgeiz seines ehemaligen Kollegen Bonaparte war ihm zuwider, und als sich zu diesem Widerwillen noch die militärische Eifersucht auf den ausgewählten Sohn des Glücks gesellte, wurden sich Beide mit jedem Tage immer freuder, und Moreau immer mehr auf die Seite der Royalisten gedrängt; und so kam es, daß er bald als der Führer der mißvergnügten Soldaten und als Bonapartes erklärter Feind angesehen wurde.

Ihm zur Seite stand der General Bichgru, der aus Cahenne, wohin er verbannt gewesen, zurückgekehrt war. Russit fand derselbe in London Zuflucht und Unterstüzung, wo er aus seinen royalistischen Meinungen, sowie auch aus seinen Beziehungen zu der verbannten Königsfamilie durchaus kein Hehl machte, und von der englischen Regierung in seinen Machinationen gegen den ersten Konsul mehr ermuntert als zurückgehalten wurde.

Auf einem von dem Kapitän Wright besetzten Schiffe wurde er mit seinen Gesinnungsgenossen an die französische Küste gebracht, und hielt sich seitdem heimlich in Paris auf, wo er mit Moreau wöchentlich mindestens zwei mal abendliche Zusammenkünfte hatte, welche in der Vorstadt Chailot Bouvet bei einer Witwe St. Leger stattfanden.

Da Bichgru mit allen bedeutenderen Anhängern der Bourbonen und mit allen Feinden Bonapartes bekannt war, wurden die Zusammenkünfte immer besuchter und die Debatten belebter, besonders seitdem ein gewisser Georg Caboudal, ein fanatischer Royalist nebst den zum alten Adel gehörenden Herren Armand von Polignac, Karl de la Riviere und Anderen mit eingeführt waren.

Während Georg Caboudal den ersten Konsul durch Mordanschlag aus dem Wege schaffen wollte und als Bedienter verkleidet in die Tuilleries, ja selbst in die Gemächer Napoleons schlich, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, seinen verzweifeltsten Entschluß in Ausführung bringen zu können, gingen die Ratschläge und Anschläge Moreaus dahin, seinen und der Bourbonen Feind wie ein ehrlieber Soldat zu bekämpfen.

Dieser Letztere, ein gutmütiger und milder

Charakter, faßte daher einen grenzenlosen Widerwillen gegen Cadoudal, und hat seinen Freund Bichgru, diesen „tollen Wilden“ nicht wieder mit zur Beratung zu bringen.

Diese genannten Männer waren die Leiter der Verschwörung und hatten noch einige dreißig bis vierzig Royalisten unter sich, die, durch ganz Paris verteilt, von ihnen ihre Befehle erhielten.

Die Polizei kam jedoch dem Treiben bald auf die Spur.

Alle Barrièren wurden geschlossen und ein Teil der Napoleonischen Garden erhielt den Auftrag, Keinen aus der Stadt zu lassen.

Am 15. Februar 1804 schritt man zu der Verhaftung Moreaus. Sie geschah auf seinem Landhause, wo er ruhig verweilte, und erregte ein ungeheures Aufsehen.

Vielen schien eine solche Verschwörung sehr unwahrscheinlich. Andere aber, die daran glaubten, meinten, daß der mißlungene Versuch Bichgrus, Cadoudals und Polignacs dem ersten Konjul eine willkommene Gelegenheit gewesen sei, seinen Nebenbuhler im Kriegsruhm zu beseitigen. Ferner gab es Leute, die sogar behaupteten, daß Bonaparte eine Verschwörung in London durch seine vertrauten Agenten selbst angestiftet habe, um Moreau zu verderben.

Die Polizei, die nun einmal den Verschworenen auf der Spur war, bemächtigte sich auch bald des Generals Bichgru.

Derselbe wurde durch einen falschen von der Polizei bestochenen Freund, dem er sich anvertraut hatte, verraten. Man bemächtigte sich seiner im Schlafgemache, nachdem man zuvor die neben ihm liegenden Waffen beseitigt hatte.

Fast gleichzeitig fiel auch Georg Cadoudal in die Hände der Polizei. An seiner Haftverurteilung schien ihr am meisten gelegen, und sie saß ihm immer so nahe auf den Fersen, daß er zuletzt kein Haus mehr zu betreten wagte, sondern Tag und Nacht in einem Cabriolet sich umherkutschieren ließ.

Als er ergriffen wurde, tötete er einen Gendarm durch einen Pistolenschuß und einen zweiten verwundete er tödlich.

Armand von Polignac hielt sich seit seiner Verfolgung in seinem eigenen Hause versteckt, welches er mit seiner Gemahlin und Tochter, einem kleinen Mädchen von sechs Jahren, bewohnte.

In fortwährender Angst brachten beide Ehegatten daselbst seit der Verhaftung Moreaus und Bichgrus qualvolle Stunden zu.

Am Fenster ließ Polignac sich niemals blicken, und so oft er ein Geräusch im Hause vernahm, entschlüpfte er in ein durch eine Tapetenthür mit dem Wohnzimmer verbundenes Kabinett.

Es war unmöglich, die Thür sowohl wie das Kabinett zu bemerken, so genau schlossen die Jugen und paßten die einzelnen Teile der Tapeten auf- und ineinander. Außerdem war die ganze Breite der Wand und folglich auch die Tapetenthür noch mit Familienbildern geschmückt.

Als Polignac in den ersten Tagen des März, seine kleine Eugenie auf dem Schoße, sich mit der neben ihm sitzenden Gattin vertraulich unterhielt und gerade den Vorschlag that, bei einbrechender Nacht dennoch lieber das Haus und, wenn irgend möglich, das Reichthum der Stadt zu verlassen und, bis alle Gefahr vorüber, in der Vendée einen Zufluchtsort zu suchen, da hörte man plötzlich schwere, aber auch rasche Schritte auf der Treppe.

Erschreckt sprang das Ehepaar auf, und eine Minute später war Polignac, nachdem er sein Töchterchen eiligst auf den Fußboden niedergelegt hatte, hinter der Tapetenthür verschwunden.

Leichenblässe überdeckte das Gesicht der Gattin. In ihrer Verwirrung ergriff sie rasch ein auf einem Tische stehendes Theeservice, um es hinauszutragen und um dem gefürchteten Unkömmlinge schon draußen entgegenzutreten. Doch streifte ihr Aermel die Lehne des Stuhles, so daß dieser mit großem Geräusch zur

Erde fiel. Um keinen Argwohn dadurch zu erwecken, wollte sie ihn wieder aufheben und ließ bei dieser Gelegenheit auch noch eine Tasse auf den Boden fallen.

Schon vernahm sie die Tritte auf den obersten Stufen der Treppe und fand es geratener, das Service wieder auf seinen alten Platz zu stellen.

Der Schreck, die grenzenlose Angst und Verwirrung beraubten sie fast ihrer Sinne. Schreiend lief nun auch die kleine Eugenie herbei, das Kleid der Mutter umfassend und ängstliche Blicke nach der Thür richtend, die in jedem Augenblicke sich öffnen mußte.

Fast einer Ohnmacht nahe und nicht mehr wissend, was sie that, lehnte die schöne Frau sich gegen die Wand, als wollte sie die Tapetenthür den Blicken der Häscher noch mehr verschließen und den Gemahl mit ihrem eigenen Körper schützen. So stand sie, Leichenblässe auf ihren Wangen und Entsetzen in ihren Blicken, als die Stubenthür geöffnet wurde und drei Gendarmen eintraten.

Der eine derselben war Offizier, ein Mann, der sich aus der Heise des Volkes zu diesem Range schon unter Robespierres Diktatur emporgeschwungen und bereits dem Henker Ludwigs XVI. seinen Beifall gellacht hatte. Aus seinem gemeinen, mitleidslosen Gesichte war wenig Trost zu lesen.

„Sind Sie die Bürgerin Polignac?“

„Die bin ich,“ antwortete sie mit matter Stimme; „was sucht Ihr?“

„Ihren Gatten! — Er ist des Hochverrats gegen den ersten Konjul dringend verdächtig.“

„Welche abscheuliche Beschuldigung! Habt Ihr Beweise für ein solches Vergehen?“

„Wenn nicht die dringendsten Verdachtsgründe vorhanden wären, würde man ihn nicht verhaften lassen!“

„Verhaften?“ schrie sie; „großer Gott, wer giebt Euch ein Recht dazu?“

Der Offizier lachte, und seine beiden Begleiter, die Karabiner in den Händen, accompagnierten ihn pflichtschuldigst.

„Hier ist der Verhaftsbefehl,“ sagte er, indem er denselben aus der Tasche hervorzog und der unglücklichen Frau entgegenhielt.

„Nacht nur nicht lange Umstände, Bürgerin,“ fuhr er fort, „und sagt mir, wo Ihr ihn versteckt habt?“

„Versteckt? — er ist gar nicht in Paris — er ist vor einigen Tagen nach der Vendée abgereist.“

„Sacre bleu! Das ist nicht wahr, denn aus Paris kam er nicht entkommen.“

„Er wird dennoch einen Ausweg gefunden haben, denn zurückgekehrt ist er nicht wieder,“ lautete die Antwort.

„Seit wann ist er fort?“ fragte der Offizier.

„Seit — seit vier Tagen.“

„Er müßte über die Dächer gestiegen sein, Herr Leutnant,“ ließ sich einer der Gendarmen jetzt vernehmen, „denn seit acht Tagen ist der Bürger Polignac nicht aus dem Hause gegangen. Man hat ihn hineingehen, aber nicht wieder herauskommen sehen.“

„Wenn Ihr mir keinen Glauben schenken wollt,“ erwiderte sie, „so bitte ich sämtliche Räume meiner Wohnung gefälligst zu durchsuchen.“

„Gut,“ sagte der Offizier, „und wir wollen mit diesem Zimmer den Anfang machen.“

Ogleich die Frau von Polignac sich endlich, nachdem sie wieder zum Bewußtsein ihrer selbst und der verrätherischen Stellung, die sie vor der Tapetenthür einnahm, gelangt war, auf einem Sopha niedergelassen hatte, war den Gendarmen dieser verdächtige Umstand doch keineswegs entgangen, und sie glaubten das ängstliche Sitzen der Frau anderen Beweggründen, als dem Zufalle zuschreiben zu müssen. Ein leises Klopfen an der Wand überzeugte den Offizier bald, daß dieselbe nur von Brettern war. Einige Minuten später war auch schon die Thür entdeckt, die das kleine Kabinett vom Wohnzimmer trennte.

Mit einem lauten Aufschrei sank Frau von Polignac in die Kissen des Sophas zurück, als

ihr unglücklicher Gemahl aufgefunden und in die Stube gezerrt wurde. Man gestattete ihm nicht, sich noch einige Augenblicke mit der Gemahlin zu unterhalten. Der Abschied war daher eben so kurz als schmerzlich.

Als die Gendarmen darauf den Unglücklichen in ihre Mitte nahmen und mit ihm das Zimmer und das Haus verließen, drückte die schwer geprüfte Frau ihr Kind küßend an das Herz und fand einige Linderung ihres grenzenlosen Schmerzes in ihren Thränen.

Mit ängstlicher Spannung verfolgte sie seit jener Stunde den Prozeß der Verschworenen. Ach, sie wußte es nur zu gut, daß ihr Gemahl einer der eifrigsten Royalisten, einer der erbittertesten Feinde Bonapartes und eben so tief in der Verschwörung gegen das Leben des Letzteren verwickelt war, wie Bichgru und Moreau.

Die Besorgnis um das Geschick ihres Gatten wurde aber noch größer, als sie einige Tage später erfuhr, daß auch der englische Schiffskapitän Bright, welcher die Verschworenen an die französische Küste gebracht hatte, verhaftet, daß ferner der Herzog von Enghien auf dem Schlosse Ettenheim in Baden bei nächtlicher Weile aufgehoben und zu Vincennes erschossen worden sei, und daß Bichgru sich selber im Gefängnisse aufgehängt habe, oder, wie man sich heimlich zuflüsterete, auf das Geheiß des ersten Konjuls von dessen Kamelufen oder anderen dienstbefähigten Sklaven erwürgt worden sei.

Moreau wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, doch auf Fouques Verwendung ward dieselbe in Verbannung verwandelt. Georg Cadoudal bewahrte vor Gericht denselben Trost, den er immer gezeigt. Er gestand es offen ein, in der Absicht, Bonaparte persönlich zu bekriegen, nach Paris gekommen zu sein, und er bedauerte nichts, als das Mißlingen seines Unternehmens. Einen seiner Richter, den ehemaligen Jakobiner Thuriot, welcher mit für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, nannte er ungeachtet aller dagegen eingelegten Verwahrung stets Monsieur Tus-roi (Königsmörder).

Er, wie neunzehn seiner Genossen, wurden zum Tode verurteilt. Auch Armand von Polignac war unter ihnen. Kaum hatte seine Gemahlin Kenntnis von diesem Urtheile erlangt, als sie in die Tuilerien eilte und sich eine Audienz bei dem ersten Konjul erbat. Sie erhielt dieselbe und that einen Fußfall.

Weinend beschwor sie den Beherrscher der Republik, das Leben ihres Gemahls zu retten.

Lange und ernst weilte Napoleons Auge auf ihren schönen Zügen. Dann ergriff er ihre Hand und bat sie, sich wieder zu erheben.

„Madame,“ sagte er, „Ich kann Ihrem Gemahl verzeihen, weil es mein Leben war, wonach er trachtete.“

War das wirklich der Grund, weshalb der erste Konjul dem Verurteilten verzieh? War er wirklich so edel denkend? Nein, der Herzog verzieh, weil die Schönheit ihn bestieg und seinen Zorn und seine Rachsucht entwaflnet hatte!

Aus demselben Grunde verzieh er auch im folgenden Jahre dem Grafen Jaksfeld, dessen Gemahlin, die ihrem Manne verderblichen Papiere auf Napoleons Rat ins Feuer warf.

Die Schönheit allein konnte den Unbestechlichen und Unerschütterlichen bewältigen.

Während die übrigen Verurteilten die Todesstrafe erleiden mußten, lehrte Armand von Polignac aus dem Dunkel des Kerkers in die Arme seines glücklichen und schönen Weibes, dem er das Leben dankte, wieder zurück.

Dies geschah im März; am 2. Dezember desselben Jahres wurde der erste Konjul zum Kaiser von Frankreich gekrönt.

Somonym.

Du findest mich im Ungarlande
Als eine wohlbekannte Stadt;
Doch auch im lieben Vaterlande,
Wo mich fast jede Stube hat.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Beilagen verboten.)

Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 4-15. „In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwachsen erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeuete. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen: den Andern aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wohlthäten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Geduld.“

Die Parabel vom Sämann.

In diesem Jahre trifft das Mariä-Lichtmessenfest mit dem Sonntage Sexagesima zusammen. Deshalb findet heute zwar die Lichterweihe und die Prozession in der üblichen Weise statt, aber die heutige hl. Messe ist die von Sexagesima, während die Festtagsmesse auf den folgenden Tag verlegt wird.

Ueber die Lichterprozession sagt der große hl. Bernhard sehr schön: „Heute hat die jungfräuliche Mutter den Herrn des Tempels in den Tempel eingeführt; Joseph bringt Ihn dem Herrn dar nicht als seinen eigenen Sohn, sondern als den vielgeliebtesten Sohn des Herrn, an welchem Er Sein Wohlgefallen hat. Der gerechte Simeon erkennt in Ihm das Licht der Welt, auf das Er geharrt, und die Witwe Anna verkündet Sein Lob. Diese vier Personen bildeten zum erstenmale die heutige Prozession, die in der Folge auf der ganzen Erde, an allen Orten und unter allen Völkern, voll Freude begangen werden sollte. Verwundern wir uns nicht über die kleine Zahl derer, die an dieser ersten Prozession teilnehmen; Derjenige, der sie geleitet, hatte sich ja Selbst klein gemacht. Aber unter den Teilnehmern war kein Sünder: alle waren sie heilige Menschen.“

Nun soll uns, lieber Leser, das Sonntageevangelium beschäftigen. Der göttliche Säemann Jesus Christus ging aus, Seinen Samen zu säen, als Er, der Gottmensch, in diese Welt kam, um durch Rede und Vorbild die Worte des Lebens zu lehren,

— des ewigen Lebens, das Er uns durch Seinen Opfertod am Kreuze erkaufte. Wiederum verließ Er die Welt, um zum Vater zurückzukehren; deshalb sandte Er Seine Boten und Diener aus mit dem Auftrage, die Samenkörner Seiner göttlichen Lehre überall auszustreuen.

So ist denn ein Säemann jeder Diener des Herrn, der von der Kirche zum Predigtamte, zur Verkündigung des Wortes Gottes, berufen ist. Wenn wir darum, lieber Leser, die Predigt das „Wort Gottes“ nennen, so ist dies natürlich nicht so zu verstehen, als ob jedes Wort des katholischen Predigers Gottes Wort wäre, oder als ob wir die Predigt in demselben Sinne Gottes Wort nennen wollten, wie die hl. Schrift Gottes Wort genannt wird. Die Predigt heißt vielmehr Gottes Wort, insofern als der katholische Prediger die Lehre des Sohnes Gottes vorträgt, dessen Lehre — die christliche Offenbarung — ja „Gottes Wort“ an die Menschen ist. Und dieses Wort (diese Offenbarung), ist, so verschieden auch in der ganzen katholischen Welt gepredigt wird, in sich selber doch nicht verschieden; es hat sich auch nicht im Geringsten geändert, es ist noch immer dasselbe göttliche Wort, das Christus und Seine Apostel einst gepredigt haben.

Die Predigt der von Christus empfangenen Lehre wurde aber auch durch alle Jahrhunderte so offenkundig vor aller Welt gehalten, daß die geringste Abänderung, die irgendwo und irgendwann durch menschlichen Irrtum oder hochmüthige Verblendung einzu-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 2. Februar.** Sexagesima. Maria Lichtmess. Evangelium nach dem hl. Lukas 8, 4-15. Epistel: 2. Korinther 11, 19-33 und 12, 1-9. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 2, 22-32. Epistel: Malachias 3, 1-4. St. Andreas: Feiertag der Marian. Jungfrauen-Sodalität. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Sodalen, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, Komplet, Umzug und Leidenm. St. Lambertus: Nachm. 4 Uhr Bestunde von Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft für das Mitglied des eucharistischen Männerbundes, Herr Theodor Lindemann.
- Montag, 3. Februar.** Plinius, Bischof u. Martyrer. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Seelenmesse für das verstorbene Mitglied des eucharistischen Männerbundes Th. Lindemann von Seiten der Rosenkranzbruderschaft.
- Dienstag, 4. Februar.** Veronika, Jungfrau. St. Andreas: Morgens 7,10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Sodalität.
- Mittwoch, 5. Februar.** Agatha, Jungfrau und Martyrin.
- Donnerstag, 6. Februar.** Dorothea, Jungfrau u. Martyrin.
- Freitag, 7. Februar.** Romuald, Ordensstifter. St. Andreas: Bieter Laverius-Freitag. Morgens 7,10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt, 7,1/2 Uhr Sühneandacht.
- Samstag, 8. Februar.** Johann von Natha. Ordensstifter. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

schleichen drohte, ebenfalls weltkundig wurde. Ich erinnere beispielsweise an Arius im 4. Jahrhundert. Er war katholischer Priester in Alexandria; von Wissensdübeln geblendet, versuchte er es, in dem, was bis auf seine Zeit gepredigt und geglaubt worden war, ein einziges Wort, ja, nach dem griechischen Text, nur einen einzigen Buchstaben zu ändern; er predigte nämlich, der Sohn Gottes sei dem Vater ähnlich, aber nicht gleich^{*)}. blieb diese (irrtümliche) Aenderung etwa unbekannt? Oder war es gar möglich, sie einzuschmuggeln in die Kirche? Wir hörten es jüngst noch, lieber Leser, daß Morgenland und Abendland vereint nicht ruhten, bis die Irrlehre auf der Kirchen-Versammlung zu Nicäa (325) feierlich verworfen ward.

Die Offenbarungen Gottes an die Menschheit sind mit der öffentlichen Predigt Jesu und der Apostel — als göttlicher That — abgeschlossen. Von diesen Offenbarungen darf aber auch, nach dem Worte des Herrn, kein Jota, kein Pünktchen vergehen (Matth. 5, 18) aber auch kein Jota, kein Pünktchen geändert werden. Dessen ist der hl. Paulus so sicher, daß er im Briefe an die Galater also sagt: „Wenn auch wir oder ein Engel vom Himmel euch ein Evangelium verkündigen sollte wider das, was wir euch verkündigt haben, so sei er verflucht!“ (Gal. 1, 8.) Die Worte des Apostels enthalten eben den, von alters her befolgten, katholischen Grundsatz: Nichts neues! nur, was überliefert ist! An Gottes Worten, die Er an die Menschen gerichtet, können und sollen die Menschen nicht herummodellern, nichts wegnehmen, nichts zusetzen, nichts verändern.

Das Gleichnis vom Säemann hat nun eine tiefe Bedeutung sowohl für die lehrende wie für die hörende Kirche. Zunächst für die lehrende Kirche: denn seitdem der Heiland, der zuerst Selbst den Samen der ewigen Wahrheiten ausgestreut hat, wieder in Seine Herrlichkeit eingegangen ist, hat die lehrende Kirche in Folge Seines Auftrages („Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker etc.“ Matth. 28.) die Pflicht und Aufgabe des Säemannes. Wenn da oft genug der Erfolg der aufgewendeten Mühe nicht sehr erfreulich ist, so mag sie sich mit dem Worte des hl. Chrysostomus trösten: der Heiland habe dieses Gleichnis vorgetragen, um Seine Jünger zu üben und zu belehren, daß sie nicht mutlos werden dürften, wenn unter denen, die den Samen aufnehmen, viele wären, die ihn wieder zerstörten. Denn auch Ihm sei so geschehen, und obwohl Er gewußt, daß es so kommen werde, habe Er dennoch nicht unterlassen, zu säen.

Auch für die hörende Kirche hat das Gleichnis eine tiefe Bedeutung: es macht nämlich so wunderbar anschaulich und klar, welche Hindernisse die Hörer des Wortes Gottes hinwegzuräumen und welche Bedingungen sie zu erfüllen haben, damit es in ihnen Frucht bringe. Aus unserm Verhalten zu dem Worte Gottes können wir leicht auf die innere Herzensverfassung schließen, in der wir uns befinden. In keinem Augenblicke aber ist uns die Möglichkeit genommen, uns anders — d. i. besser — dem Worte Gottes gegenüber zu verhalten, als dies bisher der Fall war, um dann auch durch wahre Gottes- und thätige Nächstenliebe dreißig^{*)}, sechzig^{*)}, ja hundertfältigen Fruchtreichthum zu erzielen.

Eine höchst musterhafte Frau aus dem Orden der hl. Theresia, Franziska von Jesu genannt, hörte einem jeden Prediger mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, er mochte nun die Gabe der Beredsamkeit besitzen oder nicht. Als nun einst ein Prediger durch reizlosen und schleppenden Vortrag die ehrwürdige Zuhörerschaft sehr ermüdete, und Franziska, während ihre Mitschwester das Ende kaum erwarten konnten, mit sichtlichem Interesse

^{*)} Im Griechischen: Homoiostos (ähnlich) statt homousios (gleichen Wesens).

ihm zuhörte, gaben ihr die Schwestern ihre Bewunderung in unerbittlicher Weise kund. Sie aber erklärte sich darüber in sehr überzeugender Weise: Wenn Jemand (sagte sie) in weiter Ferne von der Heimat oder gar an einem Orte der Verbannung sich aufhielt, und es gingen ihm von seinen Eltern, Geschwistern oder Freunden Briefe oder mündliche Nachrichten zu, so würde er sicherlich wenig darauf achten, ob diese Briefe zierlich und kunstgerecht geschrieben, ob die mündlichen Nachrichten im Schmucke der Redekunst ihm mitgeteilt würden. Vielmehr je bündiger und einfacher die Berichte abgefaßt, desto lieber wird er sie hören, desto freudiger wird er sie glauben! Ebenso verhält es sich auch mit den Nachrichten aus dem himmlischen Vaterlande, von Gott, Seiner Vorsehung, Seiner Liebe, Seinen Verheißungen und Geboten, — was soll hier gesuchter Redeschmuck, wo es um die religiöse Wahrheit, um die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Lebens sich handelt?

Wie entsteht die Kälte?

Von Dr. Wilhelm Leichen (Berlin).

Wo kommt die Kälte her, der bitter kalte Frost? Diese Frage kann man in jedem Winter hören und die verschiedensten Antworten darauf. Ein klares Bild aber machen sich über die Entstehungursache der Kälte nur wenige Menschen. Im Sommer fällt es keinem Menschen ein, zu fragen, wo kommt die Hitze her, diese tropische Gluth, denn Jeder weiß, daß die Sonne es ist, welche die ausstrahlt. Von einer Kältequelle ist wenig die Rede, ja selbst die Wissenschaft spricht wenig davon, denn streng genommen ist ihr der Ausdruck Kälte in unserem Sinne unbekannt. Die Wissenschaft macht keinen Unterschied zwischen Wärme und Kälte; was wir im gewöhnlichen Leben Kälte nennen, ist für die Wissenschaft nur ein geringer Grad von Wärme. So sind natürlich auch die Grade unter dem Nullpunkt auf unseren Thermometern für die Wissenschaft eine höchst willkürliche und veränderliche Sache, die eben jeden Tag anders eingestellt werden kann; es ist durchaus kein Zwang, daß der Gefrierpunkt des Wassers der Nullpunkt, daß der Siedepunkt des Wassers der achtzigste oder hunderste Grad sein muß. Benutzen doch die Engländer und Amerikaner ein Thermometer nach Fahrenheit, welches keine negativen, also keine Grade unter Null kennt, denn bei diesem Thermometer ist der Gefrierpunkt des Wassers, also unser Nullpunkt, mit 32 Grad bezeichnet, also nach unseren Thermometern von Reaumur und Celsius mit + 32 Grad. Um Fahrenheit in Reaumur oder Celsius umzurechnen, muß man von den Fahrenheit-Graden 32 abziehen und durch 9 dividiren. Den erhaltenen Quotienten multipliziert man mit 4, so hat man die Reaumur-Grade, mit 5, so erhält man die Celsius-Grade.

Die Kälte stammt wie auch die Wärme aus den höheren Regionen, je mehr man sich nämlich von der Erde entfernt, je höher man in die Lüfte steigt, desto mehr nimmt die Temperatur ab. Diese Abnahme beträgt nach sorgsam ausgeführten Messungen einen Grad Celsius bei einem Aufstieg von je 220 Metern.

Diese Abnahme mit der Höhe erklärt sich dadurch, daß die Sonnenstrahlen nur zum kleinsten Teil von der atmosphärischen Luft aufgenommen werden; den größten Teil nimmt die feste und flüssige Erdoberfläche auf und zwar merkwürdiger Weise die feste schneller als die flüssige, wofür allerdings das Wasser die Wärme länger bei sich behält, also langsamer ausstrahlt, als die feste Erde.

Diese Abnahme der Temperatur mit der Höhe bedingt auch den Charakter und das Aussehen unserer hohen Berge. Diese Abnahme macht es möglich und erklärlich, daß Länder, die unten in ihren Thälern niemals Schnee sehen, auf ihren hohen Bergesrüden ewigen

Schnee haben. Die Abnahme der Temperatur übt auch auf die Vegetation einen mächtigen Einfluß aus, indem jede Pflanzenart in ihrer räumlichen Verbreitung auf diejenigen Höhenzüge beschränkt ist, innerhalb derer die zu ihrem Gedeihen erforderliche Temperaturverhältnisse stattfinden. So ist z. B. der Bau des Weinstocks und der Getreidearten nur bis zu einer für jede Art bestimmte Höhe über dem Meerespiegel möglich. Auf hohen Bergen in südlichen Ländern finden wir nur bis zu einer ganz bestimmten Grenze die immer grünen Nadelhölzer, dann höher noch die Alpen- und Flechtenarten, und dann kommt die Region des ewigen Schnees. Diese ewige Eisregion wird dadurch bedingt, daß die Strahlen der Sonne, selbst im Sommer, nicht mehr im Stande sind, die Schneemassen zu schmelzen, welche im Laufe des Winters in dieser Höhe fallen und liegen bleiben.

Mit der Höhe wird die atmosphärische Luft nicht nur kälter, sondern auch dünner, ja schließlich so dünn, daß kein lebendes Wesen mehr in derselben athmen kann. Jeder Luftschiffer weiß es, daß es für ihn da oben in den Lüften eine Grenze gibt, die er nicht überschreiten darf, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Dieses Kälter- und Dünnerwerden der Luft erfolgt so langsam und allmählich, daß erst in einer Höhe von 300 Kilometern unsere Atmosphäre ganz aufhört und die Region des Weltäthers beginnt. Aus dieser Region, aus diesem Raum des Weltäthers, aus diesem unendlichen Raum des Weltalls stammt unsere Kälte, in diesem unermesslichen Raume herrscht stets eine Durchschnittskälte von Minus 125 Grad Reaumur. Aus diesem so weit entfernten Raum bezieht auch unsere Erde die Kälte. Wie zwei furchtbare Gegner stehen sich die Wärme der Sonne und die Kälte des Weltalls gegenüber, es findet ein ewiger Kampf statt zwischen diesen beiden Giganten.

Dieser Kampf, dieser Ausgleich schützt uns vor sengender Gluth, vor tödtlicher Kälte. Und dennoch würden wir, sowie jedes lebende Wesen, entweder dem einen oder dem anderen Giganten zum Opfer fallen, wenn unsere Atmosphäre nicht wäre mit ihrem Wasserdampf. Dieser in der Luft feinvertheilte, unsichtbare Wasserdampf schützt uns im Sommer gegen allzu große Hitze und bewahrt uns im Winter vor tödtlicher Kälte. Dieser Wasserdampf ist ein vorzüglicher Regulator, er hält wie das Wasser die Wärme länger an als jeder andere Körper und giebt sie nur langsam ab. Dieser Wasserdampf ist uns gleichsam im Sommer, dadurch daß der Himmel bedeckt ist, ein Sonnenschirm; eine Schutzdecke gegen die Kälte dagegen im Winter bei trübigen Tagen.

Auf diesem Umstand des langsamen Annehmens und Abgebens beruht das Seeklima, welches im Sommer kühl und im Winter milde ist.

Durch den ewigen Kampf der Sonnenwärme mit der Kälte des Weltäthers entsteht stets eine Luftbewegung, durch den steten Ausgleich der Wärme und Kälte entstehen die Luftströmungen, die Winde, Stürme und Orkane. So lange Wärme und Kälte um den Vorrang streiten, solange werden wir Winde auf Erden haben. Es giebt also naturgemäß kalte und warme Winde. Kalte Winde sind solche, welche aus den Polargegenden kommen. Die warmen Winde wehen vom Aequator her. In der Aequatorialzone steigt die warme Luft in die Höhe, um nach den gemäßigten Zonen abzufließen. Zum Ausgleich strömt dagegen die kältere Luft der Polargegenden zum Aequator hin. So entstehen die zwei Hauptwinde, der obere und der untere Passat.

Durch die ungleiche Wärmevertheilung auf unserer Erde wird das Gleichgewicht unserer Luft stets gestört. Hierdurch wiederum wird der Wasserdampf verschieden vertheilt. Auf diese ungleiche Wärmevertheilung lassen sich alle meteorologischen Erscheinungen zurückführen, und das Beispiel dieser meteo-

rologischen Erscheinungen an einem Orte nennt man „Klima“.

Warum ein Ort ein warmes Klima, ein anderer dagegen ein kaltes hat, das erklärt sich aus sehr verschiedenen Ursachen. Hohe Berge können kalte Winde abhalten; viel Wasser verleiht einer Gegend eine gemäßigtere Luft. In Sibirien beispielsweise kann man eine Kälte von 60 Grad Celsius erleben. Diese Gegend ist so kalt, weil das Land sehr wasserarm ist, weil der Himmel stets heiter, die Luft stets trocken ist und weil das Land in hohen Breiten liegt. Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß die Kälte aus dem Aetherraum sich mit möglichst wenig Hindernissen auf das Land niederlassen kann. —

Wer von den beiden Giganten einmal, nach Jahrtausenden, siegen wird, das ist eine noch durchaus offene Frage, die wohl sobald nicht gelöst werden wird.

Das verräterische Photographum.

Novellette von Karl Koda.

„Liebes Hänschen...“ Frau von Wendelstein ließ den martialischen Schnurrbart ihres stattlichen, siebenundzwanzigjährigen Jungen, des Oberleutnant der Garde-Mann, Hans von Wendelstein kosend durch ihre Finger gleiten, „willst Du Deiner Mutter noch immer keine Tochter zuführen? Es giebt doch so viele liebe und nette Mädchen, die meinen Hans glücklich machen könnten.“

„Hahahaha...!“ Hans lachte auf und schaute seiner Mutter mit jenem entzückenden Liebermüde in die Augen, der der Stolz aller Mütter herangewachsener Söhne ist. „Hahaha, mein Herzensmütterchen, eine ganze Menge Damen hast Du gleich für Deinen Sohn im Sinne?! Hahahaha!“

„Lache nicht, mein alter Hans...!“ aus den Augen der Edelfrau leuchtete das stolze Mutterglück heraus. „Du weißt, wie ich es meine, und wie gern ich noch erleben möchte, daß...“

„Der Herr Oberleutnant von Wendelstein unter den Pantoffel kommt!“ fiel Hans seiner Mutter lustig in das Wort, „damit wird mein Herzensmütterchen aber kein Glück haben. Habe Dich ja, Gott sei Dank, Du treuestes Mutterherz...“ Hans stand auf und schloß die Mutter in seine Arme, „da ist das Heiraten noch lange nicht nötig...“ damit griff er zu Müze und Reitgerte, um sich zum Dienst zu begeben.

„Und ich erlebe doch noch, daß ein liebes und schönes Weib meinen wilden Jungen in Rosenfesseln legt...!“ drohte Frau von Wendelstein hinter ihm her, während Hans sporenklirrend davonschritt.

Hätte dem Herrn Oberleutnant irgend ein anderer etwas Derartiges gesagt, dann würde er in bekannter Melodie: „Du bist verrückt, mein Kind,“ geprüffelt haben; bei seiner über alles verehrten Mutter kam ihm ein derartiger Gedanke natürlich nicht in den Sinn.

Aber lächerlich fand er die Drohung doch. Ihm Rosenfesseln anlegen! Wem sollte das wohl gelingen?!

Er liebte, natürlich! — Alle Welt liebt ja, warum er nicht? Aber von allen weiblichen Wesen war es einzig seine Mutter, welche er mit dieser Regung seiner Seele beglückte, und — eine Schwester hatte er nicht — seine Großtante Ulrike, die ihm jeden Monat einen Hundertmarkschein sandte. Seine sonstigen zärtlichen Empfindungen konzentrierten sich auf seine beiden Säule, Bleh und Nero, zu denen in letzter Zeit als besonderer Günstling eine junge deutsche Dogge, Karo genannt, gekommen war. Sollten ihn diese drei Individuen in Rosenfesseln legen wollen? „Bah!“

Der Dienst war kaum beendet, da vertauschte Hans sein Chargenpferd gegen den „Nero“, ließ dem Karo einen Maulkorb umlegen und trabte nach dem Tiergarten hinaus. Hier ging es in den schattigen Reitwegen bald schneidig hin, Trab und Schritt, Galopp und

Sprung, wie die Saune es eingab; und Karo mit lustigem Gebell hinterdrein.

Nero war ein herrliches Tier, schwarz und feurig und mit so tadellosen Gängen; er hätte dem Leutnant nicht besser unter dem Sattel wachsen können. Dabei war er erst dritthalbjährig und seit einem halben Jahre in Hansens Training. Es war eine Lust, ihn zu reiten.

Möglich — „Hoppla! — Nerochen, was fällt Dir denn ein?!“ Als der Herr Leutnant eben aus der Jägerhof-Allee in die Kaiserstraße einbog, richtete ein Gartenarbeiter seinen Wassererschlauch auf die Reitbahn hin und traf den Nero mit der vollen Kraft des Wasserstrahles gegen die Beine. „Donnerwetter, Kerlchen...“ das war dem Nero noch nicht passiert und dem Herrn Leutnant ebensowenig... „bist Du denn nicht recht gescheit, das ist ja bloß kaltes Wasser...!“ Der Gaul sprang hoch auf, hoppste ein paar Sekunden lang wie eine Prima Ballerina auf den Hinterbeinen herum und... „das ist ja zum Radschlagen, Pferdchen!“ — zwang den Herrn von Wendelstein allerschleunigst abzuspringen, da er andernfalls abgeworfen worden wäre.

Damit war Nero aber noch nicht beruhigt. Er sprang mit einem grobachtigen Satz zur Seite auf den Fußgängersteig, und ehe der Herr Leutnant es zu verhindern vermochte, hatte er hier eine junge Dame derartig in den Zügel gefangen, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war.

„Gott nein...!“

„Tausend mal Verzeihung, mein gnädiges Fräulein...!“ die Situation war heillos. Dort der stampfende Nero, dicht unter seinen dampfenden Rüstern, von den Zügeln seit unwickelt, die junge Dame, und neben dieser Herr Hans von Wendelstein mit der Aufgabe das Pferd zu beruhigen, die Dame zu beschützen, bei alledem aber auch den Nero festzuhalten.

„Ich bin untröstlich, mein gnädigstes Fräulein...!“ Das kleine, elegante Hütchen des jungen Mädchens fiel unter Neros unruhigen Stößen auf die Erde.

„O Gott, welches Mißgeschick...!“

Hans sah ein ungemein liebliches Gesichtchen vor seinen Augen glänzen, und eine außerordentlich sympathische Stimme tönte in sein Ohr. Aber Gesichtsausdruck und Stimme waren frei von Bitterkeit; es lag eine, dem jungen Offizier wohlthuende vornehme Anmut darin, die sich zurecht zu finden wußte.

Er bückte sich nach dem Hute und hob ihn auf. Das war die höchste Zeit, sonst hätte Karo sich damit befreundet, dem der Austritt augenscheinlich Spaß machte. „Zurück, Karo...!“

„Meine armen Haare!“ Mit komisch-klaglichem Stimmenfall legte die junge Dame ihre perglaube behandschuhete Rechte auf ihr läppiges Blondhaar, das allerdings in Gefahr war, von Neros Schnauze übel zugerichtet zu werden... „

Bitte unterthänigst um Vergebung, mein gnädigstes Fräulein, der Gaul ist sonst so fromm. Nur eine Sekunde Ruhe noch, dann...“

„Dieser unartige Hund kommt nun auch noch...“

In der That sprang das Tier jetzt lustig bald auf Hans, bald auf Nero, bald auf die Dame zu und verschlimmerte die Lage.

Natürlich hatte sich auch eine Menge Menschen angefundet, welche in respektvoller Entfernung von Neros stampfenden Hufen, die Gruppe umstehend, jene liebenswürdig-spöttischen Glossen laut werden ließ, welche sich bei solchen Anlässen schwer zurückhalten lassen, und in welche man gern mit einstimmen würde, wenn man nicht selber gerade in der Falle säße.

Endlich gelang es dem Herrn Leutnant, die Zügel und die Dame derart zu lockern, daß sie aus der Schlinge schlüpfen konnte.

„Gott sei Dank...!“ Unart, geh doch fort...!“

„Zurück Karo!“ Hans riß den Hund bei

seinem Maulkorbe heftig zurück. „Aber so können Sie unmöglich nach Haus gehen, gnädigstes Fräulein...!“

„Gott ja, ich sehe auch übel aus...!“ Das Klang wieder weit mehr wie vornehmes Verständnis für die Komik der Situation, als wie wirkliche Klage. Hans hätte der jungen Dame die Hände küssen mögen.

„Es wird hoffentlich ein Wagen in der Nähe sein... gestatten gnädigst...“ Der Herr Leutnant wollte sich nach der Fahrstraße wenden, wo, wie immer, alle möglichen Gefährte her und hin rollten. Da richteten sich zum ersten Male die Blicke der schönen Unbekannten, welche bis dahin unter den schraubenden Rüstern Neros, wie unter den täppischen Angriffen Karos zur Erde gerichtet gewesen waren, nach seinem Antlitz empor.

„Huha...!“ Als ob ein jäher Schreck ihre Herzthätigkeit plötzlich lähme, so erlöste ihr Gesichtchen bei Hansens Anblick. Dann rief dieselbe Stimme, die noch kurz vorher mit ihrem melodischen Weichklänge dem Herrn von Wendelstein ungemein sympathisch berührt hatte, kurz: „Nein, nein, ich danke, Sie haben ja mit Ihrem Pferde zu thun. Ich benutze die Straßenbahn...“ Und dann eilte das junge Mädchen nach der anderen Seite der Straße, bestieg eine gerade vorbeikommende „Elektrische“ und ließ dem Herrn Leutnant das Nachsehen.

Der hatte große Lust seinem Karo das Fell durchzugerven. Als er sich jetzt aber nach dem Hunde umwandte, sah er denselben mit einem Damenledertäschchen im Maul hinter sich stehen.

„Ranu?“ Was ist denn das, Hundchen?“

Darauf wußte das Tier allerdings keine Antwort. Aber das Täschchen selbst vielleicht. Es war ja kein Zweifel, die schöne Unbekannte hatte es verloren, wenn nicht gar der Hund es ihr entriß hätte.

Hans nahm dem Karo die Tasche ab. Dann bestieg er der Nero wieder und trabte nach Hans.

Daher war sein erstes das Täschchen zu untersuchen.

„Es ist zwar indiskret, lieber Wendelstein, aber Du mußt doch sehen, ob Du auf diese Weise die Eigentümerin ermitteln kannst.“

Es war ein Täschchen von schwarzem Leder mit in Feuer vergoldetem Bügel und enthielt eine kleine Häkelarbeit, einen Brief, dessen Umschlag die Adresse: Fräulein Lotte von Kettlingen, Kürfürstenstraße Nr. ... trug, und endlich... den braven Hans krabbelte es plötzlich bis in die Haarspitzen hinein, — sein eigenes Photographum in Kabinettformat. „Daß Du die Motten kriegst!“

Aber es war keine Täuschung. Er mochte sich auf die Lippe beißen oder beim Ohr zupfen, es blieb sein Bild, dieselbe Aufnahme, welche er erst wenige Wochen vorher auf Tante Ulrikes Wunsch hatte anfertigen lassen, und von der er... will doch mal nachsehen, müßte ja mit dem Teufel zugehen!“ Hans begab sich an seinen Schreibtisch und öffnete die Schublade desselben, ... erst ein einziges Exemplar und zwar an Tante Ulrike fortgegeben hatte. Von dem angefertigten Duzend lagen noch elf in dem Karton, das zwölste hatte Tante Ulrike bekommen. Wie gelangte dieses Bild nun in das Arbeitstäschchen von Fräulein Lotte von Kettlingen?“

Am folgenden Morgen war Frau von Wendelstein rein „baff“ über das veränderte Wesen ihres Sohnes.

„Was hast Du denn, mein alter Junge?“

„Das wüßtest Du wissen, mein liebes Mutterle, gelt?“ Hans nahm den Kopf seiner Mutter zärtlich zwischen seine schlanken weichen Hände und küßte ihr Stirn und Wangen. Dann eilte er mit einem lustigen Triller davon.

Frau von Wendelstein schaute ihm mit glücklichem Lächeln nach. „Wenn mich nicht alles täuscht, dann ist mein Hänschen bis über die Ohren verliebt.“

Es war auch so. Das Damentäschchen mit dem Photographen darin hatte seine Wirkung gethan. Mehr allerdings noch die Erinnerung an die tragikomische Begegnung im Tiergarten, an das vornehm-liebliche Wesen des reizenden Mädchens und ihr feines Verständnis für die Komik der gegebenen Situation.

Gegen elf Uhr ließ Hans seinen Wagen spannen und fuhr nach der Kurfürstenstraße.

Er fand die Gesuchte, nur schöner noch, bescheidener, anmutiger und liebewerter in ihrer schlüchternen Häuslichkeit, als auf dem Spaziergange im Tiergarten. Sie war die Tochter einer „Majorswitwe“ in beschränktem Verhältnissen. Aber trotzdem fand Hans nicht den Mut, von dem Photographen zu reden. Es lag ein so echter Zauber keuschester Jungfräulichkeit über dem schönen Mädchen, daß er lediglich das Täschchen abgab, nochmals um Verzeihung bat, und sich nach einigen verbindlichen Worten wieder empfahl.

Aber noch am selbigen Nachmittage kniete er vor seiner Mutter nieder: „Meine liebe Mutter, willst Du Deinem Hans eine recht, recht große Bitte erfüllen?“

„Mein alter Junge, mußt Du darum noch fragen?“

Und nun beichtete Hans. Bloß von dem Photographen sagte er nichts.

„Ich werde den Damen morgen meinen Besuch machen“, lächelte Frau von Wendelstein, „und meinem Hans dann berichten, ob seine Wahl eine gute ist.“

Wenige Tage später fuhr Hans selber schon wieder nach der Kurfürstenstraße, dieses Mal aber um sein liebreizendes Bräutchen, Lotte v. Kettlingen, nebst ihrer Mutter seiner eigenen Mutter zuzuführen.

Jetzt endlich fand er den Mut nach seinem Photographen zu fragen.

„Mein einziger Hans . . .“, Lottchen barg ihr in tiefstem Purpur erglühendes Köpfchen an seine Brust, „ich habe für den Photographen gearbeitet, Bilder in Oel übermalt, um die Mutter ein wenig zu unterstützen, und da habe ich auch Dein Bild dort gesehen. Es gefiel mir so ungemein, daß ich es mir vom Photographen ausbat und . . .“

„So . . .!“ Hans jubelte laut und glücklich auf, indem er seinem Bräutchen ein paar Thränen von den Augen küßte. „Na, wenn Dir das Bild schon so sehr gefallen hat, dann wird das Original ja doch wohl auch nach Deinem Geschmack sein.“

Ein seltener Heirathsvermittler.

Humoreske von Paul Alexander.

Auf meiner jüngsten Ferienwanderung kam ich eines Tages in das Städtchen F., fern von allen Knotenpunkten des Verkehrs. Es ist ein ländliches, urgemüthliches Nestchen, aber das heimlichste Plätzchen darin ist gleich das erste Häuschen an der Landstraße, halb verdeckt hinter alten Linden und lieblich umrankt von Ephen und Weinreben. Ueber der altwäterischen Thür mit dem Wetterhahn verrieth ein Schild seine Bestimmung: „Herberge und Gastwirtschaft.“

Dort lehrte ich ein und fand da einen dicken, freundlichen Wirth nebst seiner forypulenteren, hausbackigen Ehehälfte, zwei Sinnbilder des Behagens, welches man auch alsbald empfand. Der Wirth hatte als echter Herbergsbater die Gewohnheit, jeden Einkommenden zu fragen, weß Zeichens er sei. Als ich ihm mein Metier kundgab, sagte er schmunzelnd, er sei ein Freund von solchen Leuten.

Im Hintergrunde des Zimmers bemerkte ich in einem Glaschranke eine mannhohle Maske, eine Art von Stadtsoldaten-Uniform, aber mit großen Epauletten, großem Dreimaster und darüber ein breitem Bandel einer Infanteriesäbel hängen. Neugierig fragte ich nach der Bestimmung dieser „Vogelscheuche“. Der Wirth nahm das Wort keineswegs übel.

„Vogelscheuche, das ist der rechte Titel“, entgegnete er; „Ihr aber hab' ich mein Glück zu verdanken. Lassen Sie sich die Geschichte erzählen.“ Bei diesem Eingange ward die dicke Wirthin über und über roth und zupfte verlegen an der Schürze.

„Na na, Alte, brauchst Dich nicht zu genieren“, scherzte der Wirth; „Du spielst in der Geschichte die Hauptrolle und kannst Dir was drauf einbilden. Also hören Sie. Ich wanderte vor vierzig Jahren als junger Bursch mit bescheidenem Felleisen in dies Städtchen ein, war auf meine Tischlerprofession schon zwei Jahre in der Welt, heißt das in allen Gegenden Deutschlands umhergezogen, und hatte, wie das solchen Zugvögeln geht, außer dem Kronthal, den mir Mütterchen beim Abschied zugesteckt und den ich ins Westenfutter eingenäht trug, kaum sechs Heller in der Tasche. Was blieb mir also übrig, als milde Seelen anzusprechen? Früher trugen die Gesellen Degen, zu meiner Zeit durften sie kaum noch mit Bittworten sechten.“

„Ich geh' also gleich aufs erste Haus zu, dasselbe, wo ich heut' wohne. Es sah so gemüthlich einladend aus. Da drinnen, denk' ich, können nur gemüthliche Menschen wohnen. Gehe auf das Haus los und sehe am Fenster ein allerliebtes rotwangiges Mädchen sitzen, mit ein paar Augen, die mir wie Sonnenschein ins Herz schauten. Da, sehen Sie, wie meine Alte wieder rot wird! Sie kanns nicht hören, daß sie nicht bis heute das junge, schmucke Ding geblieben ist, das sie damals war. Wie ich das Mädchen sah, schoß mir gleich das Blut zu Kopfe; ich war' fast wieder umgekehrt, weil ich mich genirte, als Bettler aufzutreten. Denk' aber: ein Heller aus hübscher Mädchenhand bringt mehr Glück, wie zehn Thaler von einem Negrimm, und schreite auf die Hausflur los.“

„Wetter, wie erschreckt ich da! Vor mir steht im Zwielicht ein uniformirter Mann, mit dem Rücken nach Außen, einen Sarras umgehängt. Unserer denkt natürlich gleich an Polizei und Gendamerie, und fürchtet das Einstecken. Ich pralle zwei Schritte zurück und reiße den Hut herunter. Holla, denke ich mit dem da ist nicht zu spaßen! Er sieht Dir's an der Nase an, daß Du sechten willst, „grüß' die Kunst“ und bringt Dich in Nummer Sicher. Leise wie ein Kästchen ziehe ich mich zurück. Da auf einmal schallt ein Gelächter vom Fenster her — ich blicke hin und seh' einen Alten mit weißer Zivelmütze, ein hageres abgelebtes Gesicht, das sich über mich vor Vergnügen ausschütten will; aber das Mädchen daneben lachte nicht mit, es ward über und über rot und sah sehr mitleidig aus. Ich blick' wieder nach meinem Uniformierten und denke, was der dazu sagt. Der rührt sich nicht. Ich sehe genauer hin und — beim heiligen Hieronymus, ich hab' einen alten Kleiderstock für'n Menschen angezehen.“

„Heinrich, Du bist blamiert!“ sage ich mir und mache mich wie ein begossener Pudel aus dem Staube. Nach dem Fenster wage ich vor Verschämtheit nicht mehr zu blicken. Erst als ich ein hübsches Stück weg bin, schau ich mich um. Kommt ein alter Priester äger daher, geht ans Haus, nickt ins Fenster und schiebt dem Uniformierten eine Zeitung oder so etwas in die Pracktasche. Drauf kommt das Mädchen heraus und holt das Päckchen. Aha, denk' ich, der Alte drin ist ein Geizhals, der die Zugvögel mit seiner Scheuche abhalten will, weil er an der Landstraße wohnt. Und dann lacht er sich obendrein gesund.“

„Ich gehe nachdenklich weiter. Das Mädchen stak mir im Sinn; sie hatte nicht mitgelacht, sie hatte also ein gutes, teilnehmendes Herz. „Wenn Du die Kriegen könntest, Heinrich — Du kannst ein teilnehmendes Herz brauchen!“ Da fährt mir ein Gedankentelegramm durch den Kopf. „Was sollst Du noch weiter wandern? Bleib' im Städtchen, wenn's Arbeit giebt! Die Stiefelsohlen sind durch, die Nähte halten an Frack und Hose

nicht mehr recht zusammen — Du könntest das Mädchen wiedersehen.“

„Gesagt, gethan! Ich bekomme Arbeit und lef wieder in der Abenddämmerung ans liebe Häuschen. Richtig stand die Vogelscheuche noch da, aber das Mädchen sah ich nicht. Die Liebe macht erfindertisch, das ist eine bekannte Sache. Ich gehe also in meine Schlafstelle, schreibe einen Brief ans Mädchen, wickle einen Strauß hinein und denke, Du machst es wie der Briefträger — Seine Gnaden, der Herr General, soll als Bote dienen. Richtig säte ich den anderen Tag mein Päckchen in die Uniformtasche.“

„Mit bangen Herzen wandere ich zwei Tage später am Hause vorbei. Das Mädchen sieht mich, wird rot und lächelt vor sich hin. An ihrem Busen sehe ich eine von meinen Blumen. „Hurrah, Du hast gesiegt, Heinrich!“ Ich mache das Ding noch einmal und bitte um ein Stelldichein. Glücklicherweise war ich wie ein König. Das Mädchen kam Abends heraus und that, als wollte es Wasser holen. Das andere können Sie sich denken — wir wurden stille Liebesleute. Meine Marie wohnte bei ihrem alten Onkel, der ungefähr 20,000 Mark Vermögen hatte und mutterseelen allein war. Der Onkel war etwas geizig und sehr streng mit ihr. Wir verabredeten, daß der General im Hausflur ferner als Briefträger dienen sollte, weil sie immer die Zeitung aus seiner Tasche für den kränklichen Alten holte. Das ging so eine Weile. Bald steckte ich einen Strauß, bald ein hübsches Band, bald eine Räscherei in die Tasche. Eines Tages that ich eine allerliebste Mettwurst hinein — fällt's dem Artem ein, selber die Tasche zu holen, findet die Wurst, wundert sich und läßt sie sich wohl schmecken. „Siehst Du, Mariechen“, sagt er, mein alter Stadtsoldat bringt Segen!“

„Etwas später sollte unser Briefträger meiner Marie ein zuckernes Herz und ein Briefchen bringen. Der Alte findet's, — „aha“, sagt er, „schaut's da heraus! Also für Dich sind die Süßigkeiten, mein lockeres Vögelchen!“ — Von dem Tage an räumte er den Stadtsoldaten weg. Meine Arbeit ging vierzehn Tage später zu Ende — ich hatte keine Aussicht, mein Mädchen zu heiraten und mußte weiter wandern. Ich schnürte mein Bündel und wollte vorher einen Abschiedsbrief zu meiner Marie tragen. Wie erschrak ich! An derselben Stelle, wo sonst die Uniform gehängt, stand ein aufgebahrter Sarg. Meine Marie lag glücklicher Weise nicht darin; sie kam mir mit rotgeweinten Augen entgegen: ihr alter Onkel hatte das Zeitliche gesegnet; sie fiel mir weinend um den Hals.“

„Ich will Abschied nehmen“, sagte ich und weinte auch.“

„Du wirst fort, jetzt, wo ich ganz allein bin?“

„Ja, ich muß, meine Arbeit ist zu Ende.“

„Heinrich“, flüsterte sie, „der Onkel hat mich zum Erben eingesetzt.“

Den Wink verstand ich. Ich blieb und übernahm an Stelle des Stadtsoldaten die Hauswache. Wir trauerten mit einander und nach einem Jahr heirateten wir uns.“

„Weißt Du was“, sagte ich zu meiner jungen Frau, „das Häuschen hat eine herrliche Lage — wir wollen ein Wirtshaus daraus machen. Und dann kommt unser Briefträger zum ewigen Andenken in einen Gl. Schrank.“

„Da sehen Sie ihn nun — er hat alle Liebesbriefe, die er einst meinem Schätzchen zugetragen, wieder in der Tasche und soll sie auch ferner tragen.“

Der Alte schmunzelte vergnügt und umfaßte seine Frau, der er einen herzhaften Kuß gab.

Ich hatte meine helle Freude an den biederen Leuten.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Homonym: Ofen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 31-43. „In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angepöbeln werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die Vorangegangenen, die ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir thun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Der Blinde von Jericho.

In die Vorhöfe seines heiligen Leidens führt der Erlöser uns mit dem heiligen Evangelium: Sein Erdenlauf neigt sich dem Ende zu; Sein göttliches Werk naht der Vollendung. Das Heil, von Gott bereits unserm Stammvater Adam verheißen, worauf die Menschheit durch Jahrtausende geharrt, darin unserer Seelen Seligkeit ruht — soll auf Golgatha vollbracht werden: wir finden uns heute an Jesu Seite auf dem Wege dahin. „Siehe, ruft Er aus) wir gehen hinauf nach Jerusalem und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist.“

Wenn große Erscheinungen ihrer Entwicklung nahezuhören, dann steigert sich immer unsere Aufmerksamkeit, und um so mehr, in je näherer Beziehung sie zu unserem Wohl und Wehe stehen. Wie sehr aber, lieber Leser, muß unsere Aufmerksamkeit hier wachsen, wo sich begibt, was vorher sich nie begeben, was später sich nie mehr begeben wird; was einzig, wie die Schöpfung, ein zweites und doch höherer Schöpfungsakt ist, daran das Heil der Menschheit gehangen hat und noch hängt.

Bei nicht wenigen Gelegenheiten hat der Heiland von Menschen gesprochen, die da sehen und doch nicht sehen, die hören und doch nicht verstehen. Im heutigen Evangelium finden wir beide wieder: denn als der Herr, auf dem Wege gen Jerusalem, den Jüngern Seine Leiden, Seinen Tod und die nachfolgende Auferstehung vorher sagte, hörten sie zwar Seine Worte, doch begriffen sie nichts davon: die Rede blieb ihnen verborgen. Und als nun endlich diese Vorhersagung in Erfüllung gieng, da fand sich eine ungeheure Schaar

von Menschen, die Augen hatten, ohne zu sehen; nicht umsonst sagte darum der Apostel: wenn sie den Herrn der Glorie erkannt hätten, würden sie Ihn nicht gekreuzigt haben.“

Ist es in unsern Tagen etwa besser? Unzählige hören das alte Wort vom Menschensohn, von Seiner Erniedrigung und Hingabe, von Seinem Tode und wieder erneuerten Leben, aber die Rede bleibt ihnen verborgen und geht in ihr Verständnis nicht ein. Es kann wohl (meinen sie) ein Unschuldiger und Gerechter gar oft das Opfer der Bosheit werden, — aber an einem Menschgewordenen Gott glauben, der gekommen ist, um für uns zu leiden, wer darf wohl den gesunden Menschenverstand mit dieser Forderung belästigen? Sie erkennen, lieber Leser, den Herrn der Glorie in Seiner heiligen Liebe nicht, sonst würden sie Ihn nicht verschmähen.

Da sitzt aber ein armer blinder Mann an der Straße von Jericho, der eine andere Sprache führt: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Obwohl blind, sieht er doch den Herrn mit seinem geistigen Auge: der Arme kennt Ihn offenbar längst, den berufenen Wunderthäter, hat von Seinem Erbarmen und Seiner geheimnisvollen Macht gehört und daraus ein festes Vertrauen geschöpft.

„Sohn Davids!“ ruft der Blinde. Er huldigt dem Herrn mit dem Ehrentitel, den der Israelit ausschließlich für seinen Messias aufbewahrt und worin er all sein gläubiges Sehnen, die Weissagungen der Propheten, die Hoffnung seiner Väter zusammenfaßt. Der Messias — ein Sprößling Davids — wird sich seines Volkes erbarmen, den Thron Seines Vaters glorreich, unvergänglich aufrichten: wenn diese Gewissheit nicht unerschütterlich im

Sirajenkalender.

- Sonntag, 9. Februar.** Quinquagesima. Apollonia, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 18, 31-43. Epistel: 1. Korinther 13, 1-13. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachm. 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. Dominikaner-Klosterkirche: Der Sonntag der sechs Sonntage zu Ehren des hl. Thomas von Aquin. Nachm. 3 Uhr Vortrag für die Mitglieder des III. Ordens.
- Montag, 10. Februar.** Scholastika, Abessin. St. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachm. 5 Uhr Rosenkranzandacht. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Segens-Andacht.
- Dienstag, 11. Februar.** Euphrosina, Jungfrau. St. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 5 Uhr Rosenkranz-Andacht. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.
- Mittwoch, 12. Februar.** Sabalia, Jungfrau und Martyrin. Anfang der geschlossenen Zeit. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliche Weihe der Nische und nach derselben feierl. Hochamt. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr zweite St. Josephs-Andacht. St. Anna-Stift: Fünfter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. Dominikaner-Klosterkirche: Dritter der sieben Mittwoche zu Ehren des hl. Joseph; 8 Uhr Vereinsmesse für den dritten Orden, 9 Uhr feierliches Hochamt; abends 7 Uhr Rosenkranz, Predigt zu Ehren des hl. Joseph und Segensandacht.

Herzen lebte, konnte ein wahrer Israelit nicht sein! Freilich wissen wir, lieber Leser, auch dieses: der „Sohn Davids“ wird endlich wirklich in der Davidsstadt Bethlehäm geboren, aber Niemand in ganz Israel — abgesehen von einigen armen Hirten — hat ein Ahnen von dem geheimnisvollen Kinde. Weil aus dem fernen Osten Magier (Weise) kommen, um dem „geborenen Könige der Juden“, dem Sprößling Davids, zu huldigen, muß Er, um unbehelligt zu bleiben, die Fremde aufsuchen, sodann ungekannt in Mitte Israels, in dem kleinen Nazareth sich verbergen. Endlich tritt Er hin vor Sein Volk, macht als „Sohn Davids“, als Königs Israels Seine Rechte geltend, fordert als solcher Anerkennung (Glauben) doch siehe! den erwarteten „Sohn David“, den ersehnten König, will man in diesem „Jesus von Nazareth“ nicht erkennen! Freilich können diese verblendeten Kinder Israels sich der Macht Seiner Erscheinung nicht erwehren: die Not des Lebens, die Unruhe ihres Herzens treibt sie immer wieder in Seine Nähe, zu Seinen herrlichen Wundern, zu Seinem milden, tröstenden Worte, daß sie kammend und tief erschüttert dastehen. Sie sprechen wohl von dem „großen Propheten“, der unter ihnen aufgestanden, und wie Jehova Sein Volk heimgesucht habe, allein zu dem letzten entscheidenden Schritte — zum wirklichen Glauben an den Messias — kommt der große Haufe nicht. Warum denn? Was hält sie ab? Es ist hauptsächlich Menschenfurcht, die Scheu vor den „Schriftgelehrten und Pharisäern“. Das ist, lieber Leser, die schmerzliche Erfahrung, die den Herrn auf Seinen Wanderungen durch Palästina begleitet und die sich steigert mit den wachsenden Gnaden und Wundern Seiner barmherzigen, unerschöpflichen Liebe und Güte.

Wie sympathisch, lieber Leser, berührt uns darum heute der Ruf des armen blinden Bettlers: „Jesus, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Nun verstehen wir, was dieser Ruf bedeutet: das ganze Sehnen seines Herzens, den festen Grund seiner Hoffnung, der Hoffnung Israels, kommt hier zur Aussprache; und wie sticht die Unterschiedlichkeit dieses Blinden so erfreulich ab von dem ratlosen Schwanken seines Volkes; wie hoch überragt der Blinde seine sehenden Brüder, da er laut und wiederholt, trotz allen Beschwichtigungsversuchen der Vorüberziehenden, seinem Messias huldigt!

Den Herrn, der einst gesprochen: „es werde Licht!“ — ruft er an, und seine ganze Bitte lautet: „Herr, ich möchte sehen!“ Das Wort des Herrn öffnet ihm die Augen, und er sieht nun Himmel und Erde und alles um sich her, — er sieht vor allem aber Jesum und folgt als treuer, gläubiger Jünger seinem Messias, seinem Erlöser und Besieger. Möge es auch uns, lieber Leser, durch einen festen Glauben, der mit einem wahrhaft christlichen Lebenswandel sich verbindet, gelingen, einst denselben Heiland in unendlicher Seligkeit dort droben zu schauen.

S.

Fasnachtsbrände aus aller Zeit.

Kulturgeschichtliche Studie von Peter Blüth.
Wie noch heutzutage an Fasnacht alles in Freude schwimmt und sich ganz weltlichen Genüssen hingiebt, so geschahs auch schon in alter Zeit. Während man aber jetzt mehr am tolen, närrischen Treiben Genüge findet, bildete im 12. Jahrhundert das Festgelage die Hauptsache. Da gab's in allen Bürgerfamilien zu Fasnacht ein „lecker Mahl“. Ein solider Schinken, ein Schweinestopf, geräucherter Ochsenfleisch, Mettwurst und ein „Faslebens-Gesöff“, wie es die derbe Sprache jener Zeit nannte, fehlte da nicht. Gegen diese Sitte zog im Jahre 1373 ein norddeutscher Landpfarrer mit heiligem Eifer ins Feld. „Sie gießen das Bier ein“, sagt er, „wie die Kuh das Wasser“. Da gehen nicht allein die Kinder, lange mit grünem Laube bewundene

Strecken tragend, in den Häusern herum und singen allerlei liederliche Pöffen, sondern sonderlich die Knechte, unter welchen einer mit einem grünen Weiberrode behangen, gehen in zwei Parteien mit einem Dudelsack durchs Dorf, von Haus zu Haus, singen, saufen, tanzen und rasen als Wahnsinnige in den Häusern. Dies währt mehrere Nächte“.

Doch trieb man auch dazumal andere Kurzweil. Anno 1386 konnte man in Lübeck sehen, wie man zwölf blinden Leuten am „Fasleabend“ ein großes Schwein zum besten gegeben, das man an einen Pfahl auf dem Marktplatz angebunden hatte. Jedem Blinden hatte man eine Keule in die Faust gegeben, das Schwein damit zu tödten. Nun aber trafen die Blinden sich selbst mehr als das Schwein, weshalb man ihnen einen Harnisch anlegte, damit sie einander nicht verwunden konnten. Nachdem so die armen Leute sich eine Zeit lang „gefickt“, was alles „sein, lustig und kurzweilig, anzusehen gewesen, kommt einer von ihnen auf den Einfall, daß jeder nach der Reihe schlagen sollte; als alle zugestimmt, nimmt er die Keule wieder zur Hand, tappt mit den Füßen so lange umher, bis er an den Strick gekommen, tritt dann immer näher und näher, bis er merkt, daß er nahe bei dem Schweine ist, und tödtet es nun. Auch war es im Mittelalter Gebrauch, daß drei oder vier Blinde, mit einem sehenden Jungen vor ihnen her, um die Fasnachtszeit in der Bürger Häuser gingen und solche Gesänge sangen, über die man wohl lachen mußte. Sie hatten seltsam geformte Hüte auf dem Kopfe, mit grünen Hülfeblättern zugerichtet, als wenn es Kronen wären. Da hat man ihnen denn Almosen gegeben, einen oder zwei Schilling zum Bertrinken; aus bedenklichen Ursachen aber und weil es auch ein altes „heidnisches“ Thun gewesen, sind diese Umzüge eingestrichelt worden.

Ebenfalls wurde schon 1544 ein Mandat wider das „Fasnachtslaufen“ erlassen und von den Kanzeln verlesen. Darin war das Umherlaufen, Vermummten, die Trinkgelage und das Gesammeln, das die Verletzten und Arbeitsleute in der Bürger Häuser trieben, ernstlich verboten; „indessen“, sagt ein Chronist, solches wurde nicht gehalten“, und wirklich wurde das Mandat im Jahre 1773 noch wiederholt; dann war auch dies „Fasnachtslaufen“ beseitigt.

Aber auch die Patrizier benutzten im Mittelalter die Fasnachtszeit, ihren Glanz und ihren Wig leuchten zu lassen: sie feierten mit ihren Frauen den Karneval nach italienischer Weise. In prachtvollen Verkleidungen durchzogen sie die Straßen und verführten durch Darstellungen in menschlicher und thierischer Gestalt Gegenstände aus der Geschichte oder der Moral; diese Darstellungen waren aber nicht bloß pantomimisch, sondern es wurde dabei gesprochen und zwar in Versen, welche die „Fasnachtsdichter“ eigens dazu verfaßten oder verfaßen ließen. Was gelangte nun zur dramatischen Darstellung? Im Jahre 1430 war in Lübeck der Aufzug, wie der Esel ein Bein bricht; 1447, wie der Löwe vom Stuhle verstoßen wird; 1551 wie jener auf dem Esel keinen Dank verdienen konnte, ob er ritt oder ging; 1452, wie einer dem Wolfe ein Weib geben wollte; 1464, von dem Wöhrentbeig, den wollten sie weiß waschen u. s. w. Die Personen, welche in diesen Darstellungen Rollen übernommen, befanden sich auf einem großen Wagen, oder vielmehr auf einem großen Gerüste, „de Vorsch“ genannt, das sich langsam durch die Gassen bewegte. Bei Gelegenheit eines Unglücksfalles, der sich 1458 ereignete, indem die „Vorsch“ umstürzte, erfährt man, daß sich nicht weniger als 25 Personen darauf befanden. Die älteren Patricier jedoch zogen in feierlichem Zuge, mit brennenden Fackeln und unter klingendem Spiel in den Rathswinkel, wo sie sich an den Spässen der Narren ergötzen und unter der „Linde“ mächtige mit perlendem Nebenblute gefüllte Humpen leerten.

Zwar wurden von den Patriciern noch im 16. Jahrhundert Turniere gehalten und noch sah man alljährlich um Fasnacht den so genannten „Roland“ auf den Markt führen — eine hölzerne Figur, die in der einen Hand eine Scheibe, in der andern einen mit Sand und Kreide gefülltenbeutel hielt; war die Scheibe mit der Lanze getroffen, so wandte sich die Figur um und versetzte dem Ritter, wenn er nicht schnell und gewandt vorüber sprangte, mit dem Beutel einen bezeichnenden Schlag auf den Rücken.

Allein diese und ähnliche Übungen arteten allmählich in Spielereien aus und es erweckt eben keinen großen Begriff von dem ritterlichen Geiste des 16. Jahrhunderts, daß die Turnierenden ihre ausgehöhlten Lanzen mit Mäusen und Vögeln füllten, um durch das Brechen der Lanzen das Gelächter des männlichen, die Bestürzung des weiblichen Publikums zu erregen. — Noch und noch nahm dann der Karneval die Gestalt an, in der er sich heute zeigt und in der er auch noch vieles zu wünschen übrig läßt.

Eine Enttäuschung.

Karnevalshumoröste von Erich Hundtjeser.

„Erlaubst Du mir, mich zu Dir zu sehen, schöne Maske?“ fragte auf dem Maskenballe im Kurhause zu W. der junge Graf v. B., der gelommen war, einmal das Maskentreiben anzusehen, sich aber nicht hatte entschließen können, auch ein Kostüm anzulegen.

So war er im Salonganzug, eine Karrenmütze auf dem Haupte, schon lange Zeit in den Sälen herumgegangen, als er plötzlich an einem der Rarmortische eine reizende Maske sah, ein allerliebste schwarzwälder Banernmädchen, das er dann auch sofort anredete.

Auf seine Frage antwortete die Maske: „Mit Vergnügen! Und ich weiß Dir's Dank, daß Du den Platz an meiner Seite wählst, während so viele Schönheiten im Saale glänzen. Kennst Du mich vielleicht?“

„Nein, bis jetzt nicht und ich würde Dich wahrscheinlich ebensowenig kennen, wenn Du Deine Maske abnähmest. Aber was liegt daran? Wir können heute Abend den Anfang machen und uns kennen lernen, wenn's Dir recht ist. Die Bekanntschaften, die man auf einem Maskenballe macht, pflegen nicht die schlimmsten zu sein.“

„Sie führen aber nur zu oft zu großen Enttäuschungen.“

„Das will ich nicht bestreiten, denn ich habe es mitunter selbst erfahren.“

„Und ebenso werden andere sich in Dir getäuscht haben.“

„O nein! Wer sich nie anders zeigt, auch im Karneval nicht, als ohne Maske, über den wird Niemand sich täuschen.“

„Das ist wahr! Du hast aber auch keinen Grund, Dein Gesicht zu verstecken, und das läßt sich nicht von jedem behaupten.“

„Sehr verbunden, schöne Maske,“ lächelte der Graf. „Aber nun möchte ich auch Dir eine Artigkeit sagen und ich frage Dich deshalb: Ist es nicht möglich, das ich Dein Gesicht sehe?“

„Unmöglich! Der Wunsch, Dir zu gefallen, rät mir, ich solle meine Maske behalten.“

„Deine Unterhaltung entzückt mich und jedes Wort von Dir erhöht meine Ungeduld, Dich kennen zu lernen.“

„Ist es denn so notwendig, mein Gesicht zu sehen, um es sich schon zu denken? Glaube mir's in Deinem eigenen Interesse wie in dem meinigen widersehe ich mich der Nachgiebigkeit, die Du von mir verlangst. Solange ich verschleiert bin, bin ich sicher, aus Deinem Munde Schmeicheleien zu hören, wie sie mir nicht immer geboten werden; verschwände aber die schützende Hülle, dann — fahr' wohl, liebliche Täuschung! Dann würden feise Höflichkeit und trockener Ernst an die Stelle der Lobprüche, der hübschen Worte, der feinen Aufmerksamkeit treten, mit denen Du mich

— ich will nicht sagen, stolz machst, aber mich außs angenehmt unterhältst.“

„Diese Bescheidenheit ist mir der augenscheinlichste Beweis Deines Wertes.“

„Nun ja; wenn kein anderes, hab' ich das Verdienst, bescheiden zu sein, oder richtiger gesagt, anfrichtig und wahrhaft.“

„Wenn mir's möglich wäre, Dich mit anderen gewöhnlichen Frauen zusammenzustellen, so könnte ich versucht sein, Dir zu glauben. Der Karneval ist nur die Rückseite der Schamünze, welche die Welt vorstellt, und gewiß sind die Damen unterm Schuß der schwarzen Hülle, die sie zur Täuschung aufzufordern scheint, sehr oft wahrhafter als ohne Maske. Haben sie doch so selten Gelegenheit, ungestraft die Wahrheit zu sagen! Aber Du? Du bist nicht häßlich, das will ich beschwören. Ich habe mich so oft getirt und bin so oft angeführt worden, daß ich endlich einen gewissen Takt, eine gewisse Erfahrung in der Kunst erlangt habe, Masken zu beurteilen. Nein, ich täusche mich nicht so leicht — ich habe eine feine Nase!“

Als der Graf dies Wort gesprochen, machte die Maske eine Bewegung, als hätte sie sich durch etwas verletzt. Der Graf kam auf den Gedanken, die eben von ihm gebrauchte Redensart habe auf ihr einen unangenehmen Eindruck gemacht und fing an, sich zu entschuldigen, daß er nicht in so gewählten Ausdrücken gesprochen, als sich's für sie gezieme; die Bäuerin aber fing an zu lachen, reichte ihm die Hand und erklärte, sie nehme nicht den geringsten Anstoß an seinen Worten. Der Graf fuhr dann fort: „Nur eins wird mir leid sein, wenn Du die Maske abnähmst.“

„Und das wäre?“

„Daß mir's dann nicht länger erlaubt wäre, mit Dir zu reden wie mit einem Landmädchen, wie mit einer Maske. Wäre es denn nicht ein Schmerz, dieser lieben, vertraulichen Plauderei, diesem reizenden Vortrage, Dich zu nennen zu dürfen, entzagen zu müssen? Jetzt rede ich mit Dir, wie vertraute Freunde, wie Geschwister miteinander reden.“

„Nun, und wenn ich die Thorheit beginge, mir die Larve abzunehmen, so würdest Du nicht schnell genug aufstehen können und etwa ein zögerndes und verführtes „Ich küsse die Hand!“ hervorstoßern.“

„Welch ein Vergnügen Du daran findest, mich zu kränken! Hältst Du mich denn einer solchen Un dankbarkeit für fähig? Ich will einmal einen Augenblick denken, Du seiest wirklich häßlich, abschreckend. Könntest Du denn mit der abscheulichen Maske, die mich in Verzweiflung bringt, der Unmut Deiner Unterhaltung entzagen? Dem Zauber Deiner Stimme, die mich entzückt? Der Liebendürstigkeit und Grazie, die mich fesseln und verwirren? Wem könnte eine Dame mit solchen Vorzügen und Gaben mißfallen? Wenn Dein Gesicht häßlich ist — ich verzeihe Dir's!“

„Gieb wohl Acht, was Du sagst! Solltest Du nachsichtiger sein als alle anderen Männer, oder weniger von Eigenliebe beherrscht? Häßlichkeit gilt bei Euch allen für das größte Verbrechen, das man einer Frau vorwerfen kann.“

„Entweder gehöre ich zu den Ausnahmen, allerliebste Maske, oder Du verleumdest die Männer. Binde die neidische Larve los und Du wirst sehen, wie mein Entzücken, statt lau zu werden, sich erhöhen wird. Du weißt ja selbst am besten, daß meine Bitte keine vorwitzige ist. Wie kommst Du zu der Häßlichkeit, die mich erschrecken soll? Sehe ich denn nicht die Feinheit Deiner schlanken Taille, die Schönheit Deiner Hand? Entzückt mich nicht Dein neidisches Fächchen? Treffst mich nicht die Strahlen Deiner zauberischen schwarzen Augen? Verstehst Du mich so schlecht auf die anmutigen Bewegungen Deines Kopfes, daß ich nicht wissen sollte, wie reizend Deine Lippen lächeln?“

„Und dennoch, trotz all der Vorzüge, die Du so hoch überschätzt, versichere ich Dir,

daß, wenn ich mich entlarve, Du vor Entsetzen zurückschauern wirst.“

„O nein, nimmermehr! Ganz unmöglich! Deine Figur — Deine Züge —“

„Hast Du denn meine Züge gesehen?“

„Ich darf behaupten, ja! Deine Nase ist das Einzige —“ Die Maske lachte leise.

„Du lachst? Hättest Du vielleicht eine Stumpfnase?“

„Wer weiß? Fange es nicht darauf an, es zu ergründen!“

„Nein, es ist nicht denkbar, daß eine widrige Nase die schöne Harmonie so vieler Reize stören sollte. Sei's aber wie es wolle, ich will alle Folgen der Gunst, um die ich Dich bitte, tragen. Mit diesem Mund, mit diesen Augen, mit dieser unvergleichlichen Figur erlaube ich Dir die Nase einer Negerin.“

„Unvorsichtiger!“

„Nun also, nimm die Maske ab! Laß mir die Sonne hier im Saale aufgehen!“

„Nein!“

„Aber ich bitte!“

„Genug, es mag denn geschehen! Du sollst mich ohne Maske sehen! Du hast's gewollt! Warum müssen wir Frauen so schwach sein! Aber wenigstens sollen meine Hände die Blässe der Pandora nicht öffnen! Empfange denn durch Deine eigenen die Strafe für Deine thörichte Ungeduld!“

„Auch das noch! O Glück! Veneidet mich, ihr Sterblichen! In diesem Moment bin ich blind, bin ich Tyrtaus!“

„In diesem Moment bist Du ein Thor!“

„Verwünschte Bänder — ich werde nicht fertig mit diesem Knoten — ich zerreiße ihn — ach, jetzt hab ich's! Aller schön —“

Dem Grafen erstarrte das Wort auf den Lippen, so groß war sein Erstaunen, sein Schrecken, sein Entsetzen. Diese Nase! Diese Nase! Welche Nase! — Nein, das war keine menschliche Nase, das war eine Rübe, ein Säbel, ein Meilenstein, eine ägyptische Pyramide! War das möglich?

Witlen in dem Grauen, das dem Grafen dieser entsetzliche Dekorationswechsel verursachte, hätte er sich gern von der Dame ohne allzu große Unhöflichkeit verabschiedet; er machte übermenschliche Anstrengungen, um einige gelehrte Phrasen zusammenzubringen — unmöglich!

Zu seinem Glück fing die Bäuerin, die gewiß schon längst mit allen Wirkungen ihrer Mißgestalt vertraut war, ungezwungen und herzlich an zu lachen. Das gab dem Grafen den Mut, aufzustehen. Unter dem Vorwand, einen Freund begrüßen zu müssen, und ohne das Herz zu haben, sie noch einmal anzusehen, empfahl er sich mit einem trockenen und verdrießlichen „Ich küsse Ihnen die Hand.“

Die Beschämung beflügelte seine Schritte, der Aerger machte ihn blind; er fand kaum Platz für seine eilige Flucht, stolperte über Seffel, über Menschen, über seine eigenen Füße und wäre nach Hause geeilt, ohne seinen Wagen zu erwarten, ja ohne seinen Mantel einzulösen, hätte ihm nicht seine Gemütsbewegung einen Hunger zugezogen, der ebenso gewaltig war als die ungestaltete Nase, deren Schatten sein Glück verbunkelt hatte. Er drängte sich demnach ins Buffetzimmer, bemächtigte sich eines Tisches, griff zur Speisekarte, verlangte, was man ihm am schnellsten bringen könne, aß, schon nicht mehr hungrig, aber noch immer in vollem Zorn, von drei Schüsseln, und eben bringt man ihm die vierte, als sich ihm gegenüberseht — o himmlische Mächte! — jene nämliche Bäuerin, oder besser gesagt, jene nämliche Nase, die ihn eben noch mit Grauen erfüllt hatte. Seine erste Bewegung war, aufzuspringen und die Flucht zu ergreifen, aber die durchtriebene Schöne machte ihm das Blut erstarren, als sie mit einer diabolischen Freundlichkeit sagte: „Wie! Sie stehen auf, um mich nicht einladen zu müssen, mit Ihnen zu sonnieren?“

Der Graf ward rot wie ein Schulknaube Die Nase lachte und zu seinem Unglück lachte ihr Begleiter, der ihr den Arm gab, nicht.

„Fräulein —“

„Ich werde Ihnen keine großen Unkosten machen. Ein Glas Eisbismut, weiter nichts.“

Sobiel Unbefangenheit war dem Grafen denn doch zu viel. Er nahm sich vor, Spott mit Spott zu vergelten und sagte: „Ich wäre allzu glücklich, Ihren Wunsch zu erfüllen, Fräulein, aber ich fürchte, diese Nase wird mir's unmöglich machen; denn ich sehe nicht ein, wie Sie ein Glas —“

„Zum Munde bringen können? Sehr richtig! Aber ich wollte auch nicht mit dieser Nase trinken; ich werde sie weghun.“

„Was? Was sagen Sie? — Also —“

Indem führte sie die Hand an die Nase und nahm sie ab.

Sie war falsch, war von Karton, und unverhüllt blieb die wirkliche, nicht minder vollkommen und reizend als alle übrigen Züge ihres Gesichts.

In großer Verwirrung stand der Graf da, als er die wunderliebliche Schöne vor sich sah und sich an die Leichtgläubigkeit, die Unhöflichkeit, die Ungerechtigkeit seines Betragens erinnerte. Er wollte sie tausendmal um Verzeihung bitten, seinen Irrtum mit Thränen bereuen und den Boden zu ihren Füßen lässen; aber die Grausame gab ihrem Begleiter den Arm, warf dem Grafen einen strengen Blick zu und verschwand, indem sie ihm mit lächlichem Ausdruck nachrief: „Ich empfehle mich Ihnen!“

Karneval.

Ein Bild aus dem Leben von Ferd. Hermann.

Als Georg Hartwig das hübsche, von einem leichten Veilchengesicht süß durchduftete Vouloir seiner jungen Frau betritt, ist sein Blick unruhig und seine Stirn von tiefen Falten durchzogen. Aber als Frau Eva, die lesend auf der Chaiselongue liegt, ihm mit einer lässigen Kopfbewegung ihr reizendes Gesichtchen zuwendet, gibt er sich ersichtlich Mühe, eine sorglose und unbefangene Miene zu zeigen.

„Entschuldige, wenn ich Dich störe, liebes Kind — aber ich habe Dir leider eine unangenehme Neuigkeit mitzutheilen.“

Eva rümpfte ein wenig das niedliche Näschen.

„Ich finde, daß Du seit einiger Zeit sehr freigebig bist mit unangenehmen Neuigkeiten, mein Lieber. Ist es Dir denn nicht möglich, mich wenigstens mit der heutigen zu verschonen? Ich möchte mir die Stimmung für die Museums-Redoute doch nicht gern ohne zwingende Notwendigkeit verderben lassen.“

„Eine solche zwingende Notwendigkeit aber liegt unglücklicherweise vor, liebes Herz! Ich muß in einer halben Stunde verreisen.“

Sie sieht ihn ungläubig an.

„Verreisen? — heute — am Tage des Maskenfestes? Das ist doch wohl nicht Dein Ernst?“

„Es handelt sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Ein eben eingetroffenes Telegramm unterrichtet mich von plötzlich zu Tage tretenden Zahlungsschwierigkeiten einer Firma, mit der ich in engster Geschäftsverbindung stehe. Es kommen gewaltige Summen in Frage, und wenn es mir nicht durch schleunige persönliche Intervention gelingt, ein Arrangement herbeizuführen —“

„Hör' auf, hör' auf! Du weißt, daß ich nichts von Deinen Geschäften verstehe. Deine persönliche Intervention kommt wohl auch morgen noch früh genug.“

„Ich fürchte vielmehr, daß sie schon heute zu spät kommt, Eva!“

Unter solchen Umständen aber wirst Du hoffentlich selbst einsehen, daß von dieser Reise nicht die Rede sein kann. Oder soll ich vielleicht ohne Kavaliere auf die Museums-Redoute gehen?“

„An eine derartige Möglichkeit habe ich allerdings nicht gedacht, Eva“, erwiderte er ernst, während seine Augen sich mit mehr traurigem als vorwurfsvollem Ausdruck auf das unwillige Gesichtchen richteten, das er so innig liebt. „Wenn mein Prokurist Hinrichsen

hier wäre, hätte ich ihn statt meiner fahren lassen, um Dir das erhoffte Vergnügen nicht zu verderben. Du wirst also diesmal auf den Maskenball verzichten müssen, mein geliebtes Herz!

Nicht ohne Zagen hat er es ausgesprochen, auf einen so heftigen Ausbruch des Unmuths aber, wie er ihn jetzt über sich ergehen lassen muß, ist er doch wohl nicht vorbereitet gewesen, denn er wird sehr bleich, als ihm Eva vorwirft, daß er lieblos und rücksichtslos sei, ein trauriger Egoist, der nur auf den eigenen Vortheil bedacht sei, während er seiner armen Frau die harmlosesten Vergnügen mißgönne und ihr die ungeheuerlichsten Opfer zumuthe. Er unterbricht sie mit keinem Wort, sondern steht mit fest zusammengedrückten Lippen vor der Erregten, und erst als ein Strom zorniger Thränen ihre Rede ersticht, sagt er mit gedämpfter Stimme:

„Laß uns nicht so Abschied nehmen, Eva! Es sind schwere Stunden, denen ich entgegen gehe.“

Leidenhaftlich fährt sie empor. „Geh doch! Du könntest sonst möglicherweise Deinen Zug versäumen.“

Sie glaubt natürlich nicht im Ernst, daß er es über's Herz bringen wird, sie zu verlassen. Aber er geht wirklich ohne ein weiteres Wort des Abschieds hinaus.

Nach stundenlangem, schmerzvollem Grübeln und ungezählten Thränen bittersten Kummers ist Eva zu dem Schluß gekommen, daß sie sich geradezu selbst verachten müßte, wenn sie diese Tyrannei ertrüge, ohne sich in trotzigem Stolz dagegen aufzulehnen und das Recht ihrer Persönlichkeit zu wahren. Sie weiß, daß er es als eine Kränkung empfinden wird, wenn sie ohne ihn den Maskenball der Museums-Gesellschaft besucht, und eben deshalb will sie es thun. Der prächtige Domino, den sie sich für den heutigen Abend hat anfertigen lassen, liegt in ihrem Toilettenzimmer bereit, und nicht umsonst will sie sich seit Wochen auf die heitere Ungebundenheit des Karnevalsfestes gepreßt haben. Um die zehnte Abendstunde entspringt sie klopfenden Herzens der Droschke, die sie vor das festlich erleuchtete Gebäude der Museums-Gesellschaft gebracht hat. Allerdings ist sie entschlossen, vor der Demaskirung unauffällig zu verschwinden, bis dahin aber will sie das unschuldige Vergnügen der Maskenfreiheit in vollen Zügen genießen und nicht einen Augenblick daran denken, daß es doch eigentlich etwas Unerlaubtes und Sträfliches ist, was sie damit thue. Es gelänge ihr auch vielleicht vollkommen, wenn da nicht ein fatales Etwas wäre, das von Minute zu Minute störender auf sie wirkte. Dieses Etwas sind die sonderbaren Blicke, mit denen sie sich unablässig von einer Maske im schwarzen Domino verfolgt sieht. Der Mann ist etwa eine Stunde nach ihr in den Ballaal eingetreten und er hat sich bis zu diesem Moment ebenso wenig am Tanze beteiligt, als er auch nur den allergeringsten Versuch gemacht hat, ein Gespräch mit einer der ihn umschwirrenden Masken zu beginnen. Ein paar Mal streift sie absichtlich an ihm vorüber, aber er bleibt stumm und unbeweglich, auch als die Schleppe ihres Dominos seine Füße streift; nur seine Augen haften an ihr und folgen jeder ihrer Bewegungen, so daß sie ein Unbehagen verspürt wie unter einer lästigen körperlichen Verührung. Und endlich kann sie es nicht länger ertragen. Mit einem raschen Entschluß tritt sie auf ihn zu und flüstert hinter dem vorgehaltenen Fächer:

„Weshalb fixiren Sie mich fortwährend, mein Herr? Fühlen Sie denn nicht, daß Sie mir damit lästig fallen müssen?“

Er ist bei ihrer Anrede ein wenig zusammengefahren, dann aber klingt es zu ihrer Ueberraschung von einer wohlbekannten Stimme sehr höflich und bescheiden zurück:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie es bemerken würden.“ Eva ist in Versuchung hell anzulachen.

„Sie sind es, Herr Hinrichsen, und vor Ihnen hätte ich mich beinahe gesücht! Ja, wie kommen Sie denn hierher auf die Redoute? Mein Mann glaubte Sie doch in Magdeburg.“

„Ich bin gegen zehn Uhr abends zurückgekehrt und hätte gern Herrn Hartwig sofort gesprochen, da ich ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. In Ihrer Wohnung erfuhr ich, daß er verreist sei, ohne daß man mir hätte sagen können, wohin. Weil ich nun von dem Mädchen hörte, daß gnädige Frau auf die Redoute gefahren seien, kam mir der verwegene Gedanke, Sie hier aufzusuchen, um von Ihnen zu erfahren, wohin Herr Hartwig sich begeben hat, damit ich ihm vielleicht noch in dieser Nacht auf telegraphischem Wege meine Nachrichten zukommen lassen kann.“

„Nun, und warum haben Sie mich nicht längst danach gefragt? Es schien doch, daß Sie mich sogleich erkannten.“

„Ja, aber gnädige Frau schienen sich so gut zu amüsieren, daß ich nicht den Mut hatte.“

„Mein Gott, eine einfache Frage nach dem Aufenthalt meines Mannes wäre doch nicht danach angethan gewesen, mein vermeintliches Amüsement zu stören. Im übrigen kann ich Ihnen die gewünschte Auskunft leider auch nicht geben. Mein Mann hat mir nur gesagt, daß er schnell abreisen müsse, um durch persönliche Intervention einen drohenden Verlust abzuwenden.“

„Allmächtiger Gott — wenn das Koft und Söhne sind, so ist alles verloren!“

Der halbblaue Schreckensruf ist dem Prokuristen wider seinen Willen entfahren, und eine so grenzenlose Bestürzung ist im Klang seiner Stimme gewesen, daß sich auch die junge Frau plötzlich wie von einem Schauer überrieselt fühlt.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Hinrichsen?“ forscht sie eindringlich. „Es handelt sich also wirklich um große Verluste?“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — wenn Ihr Herr Gemahl Ihnen nichts darüber mitgeteilt hat, so habe ich wohl kein Recht.“

„Nein, nein, keine Ausflüchte!“ drängt sie. „Wenn so viel auf dem Spiele steht, daß Sie sagen konnten, es sei alles verloren, so darf es mir nicht verborgen bleiben.“

„Aber hier auf dem Maskenball, Frau Hartwig —“

„Nein, nicht hier!“ stimmt sie ihm zu. „Ich bitte Sie, mich nach Hause zu bringen. Auf der Heimfahrt können wir ungestört mit einander reden.“

Ein paar Minuten später sitzt ihr Begleiter in der Droschke ihr gegenüber, und mit heißen ungeheuren Fragen holt sie alles aus ihm heraus, was seine unbedachte Aeußerung sie bereits hat erraten lassen. Das Haus Hartwig befindet sich durch die ungünstige Geschäftslage und durch den Sturz einiger befreundeter Firmen seit Wochen in einer furchtbaren Krise. Fast übermenschlich hat der junge Chef gekämpft und gearbeitet, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Aber wenn jetzt auch Koft und Söhne fallen sollten, so ist an Rettung nicht mehr zu denken.

Die junge Frau sitzt ganz starr.

„Und mein Vermögen — meine Mitgift von zweihunderttausend Mark, die mein Mann in seinem Geschäft angelegt hat, ist sie schon ganz verloren?“

„Welch' ein Gedanke, gnädige Frau! Das Kapital ist stets unangetastet geblieben, und es ist durch die Zinsen, die Herr Hartwig stets gewissenhaft zugeschrieben hat, sogar erheblich gewachsen. Es hätte mich beinahe meine Stellung gekostet, als ich einmal in dringender Verlegenheit Ihrem Gatten vorschlug, einen Teil des Geldes vorübergehend in Anspruch zu nehmen.“

Frau Eva sinkt in die Polster des Wagens zurück und verbirgt ihr Gesicht in den Händen. Erst als Hinrichsen ihr beim Aussteigen behilflich gewesen ist und sie bis an die Thür des Hauses geleitet hat, sagt sie:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen — und besonders auch dafür, daß Sie mich auf dem Balle gesucht haben.“

Der Morgen ist nicht mehr fern, als wieder eine Droschke vor dem Hausthor hält. Aber sie kommt nicht wie die andern von einer Stätte jubelnder Karnevalsfröhlichkeit, sondern vom Bahnhofe, und der Fahrgast, der ihr entsteigt, sieht bleich und erschöpft aus wie Einer, der schwere Anstrengungen und furchtbare Aufregungen hinter sich hat. Er wirft einen Blick zu den Fenstern seiner Wohnung empor, und lebhaftere Ueberraschung spiegelt sich auf seinem Gesicht, da er einige von ihnen erblickt sieht. Hastig schließt er die Hausthür auf und eilt die Stiegen empor. Aber als er den Schlüssel in die Entree Thür stecken will, wird sie von innen geöffnet, und noch ehe er recht weiß, wie ihm geschieht, fühlt er zwei weiche Arme an seinem Nacken und zwei süße, schwellende Lippen auf seinem Munde. Es ist, als wolle sein junges Weib ihn mit ihren Küssen erlösen, und eine geraume Zeit vergeht, ehe sie Beide Atem genug finden, das erste Wort zu tauschen.

„Eva! Mein Liebling! Du hast Deine Nachtruhe geopfert, um mich zu erwarten.“

„Ja, und um Dir zu sagen, daß ich die schlechteste, oberflächlichste und herzloseste aller Frauen gewesen bin, — um Dir zu gestehen, daß ich heute ohne Dich die Museums-Redoute besucht habe — und um mich jeder Strafe zu unterwerfen, die Du über mich verhängst.“

Er fühlt sich wie mit einem Strom eiskalten Wasser übergossen.

„Ah, deshalb also —“

„Nein, nicht deshalb allein. Wenn Du Dich jetzt in gerechtem Zorn von mir abwendest, muß ich's demütig tragen. Soweit aber darfst Du die Grausamkeit der Vergeltung nicht treiben, daß Du mir's verweigert, Dich mit meiner Mitgift aus Deinen Verlegenheiten zu befreien. Es ist ja leider in diesem Augenblick alles, was ich thun kann, um wenigstens zu einem kleinen Teil wieder gut zu machen, was ich gefehlt.“

Noch fällt es ihm schwer, sie zu verstehen; bald aber ist er durch ihre reumüthige Erzählung über alle Vorgänge des verflohenen Abends unterrichtet. Und nun wendet er sich nicht, wie Eva es gesücht hat, in strafendem Zorn von ihr ab, sondern schließt sie voll verzeihender Zärtlichkeit in seine Arme.

„Was Du gefehlt hast, ist hinlänglich gesühnt, mein Liebling! Und nicht einen Augenblick würde ich mich bedenken, Dein großmüthiges Anerbieten anzunehmen, wenn es dessen noch bedürfte. Aber es ist mir gelungen, die Gefahr abzuwenden, und meine Firma ist gerettet. Von nun an werden meine Geschäfte, die Dir so „gräßlich“ waren, mich nicht mehr verhindern, Dich auf einen Maskenball zu führen.“

Frau Eva birgt ihr erglühendes Gesichtchen an seiner Schulter.

„Nein, nein, Du Liebster — der heutige Faschingsball war der letzte, den ich besucht habe! Das Vergnügen an diesen Freuden ist mir durch die Qual meiner Neue für alle Zeiten verleidet.“

Sirshenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 13. Februar. Jordan, Bekenner. • Dominikaner-Klosterkirche: Fest der hl. Katharina von Ricci. Jungfrau aus dem Orden des hl. Dominikus. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt; abends 7 Uhr feierl. Segens-Andacht.

Freitag, 14. Februar. Valentin, Priester u. Martyrer. • St. Andreas: Fünfter Xaverius-Freitag. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. • St. Lambertus: Morgens 8 1/2 Uhr Segensmesse verbunden mit Fastengebete. • Maria Himmelfahrtspfartriche: Morgens 1/8 Uhr Segensmesse, abends 1/8 Uhr Kreuzweg mit Predigt.

Samstag, 15. Februar. Faustinus, Martyrer. Siegfried, Abt. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. u. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 4, 1—11. In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich da hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdaun verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten hinzu und dienten ihm.

Die Versuchung Jesu.

Was sucht doch der Teufel bei Jesus? — fragst du, lieber Leser, — und was schmeichelt er sich wohl vom Herrn erlangen zu können? Offenbar wollte er dahinterkommen, ob Jesus von Nazareth wahrhaft der Sohn Gottes sei, und damit zugleich der Erlöser der Welt sei. Er hatte Seine Geburt gesehen, die von der Ankündigung der Engel und von dem Wunder des Sterns begleitet war, der die huldigenden Weisen nach Bethlechem geführt. Er hatte Jesus durch den Mund Simeons im Tempel das „Heil Gottes“ nennen gehört. Ja, vor wenigen Tagen noch bei Gelegenheit der Taufe Jesu durch Johannes, hatte er Ihn durch eine geheimnisvolle Stimme, die längs der Ufer des Jordan erscholl, von Gott Selbst als „Seinen geliebten Sohn“ verkündigen gehört. Alles das war wohl geeignet, Jesus von Nazareth wirklich für den Sohn Gottes zu halten.

Allein, sagt der hl. Johannes Chrysostomus, diese seine Meinung war noch schwankend und ungewiß, denn er hatte Jesus von Nazareth doch auch im Glende geboren werden sehen; hatte gesehen, wie Er im Tempel am vierzigsten Tage gleich einem Sünder dargestellt, wie Er dann nach Aegypten geflüchtet wurde, als einer, der auf andere Weise der Verfolgungswuth des Herodes nicht entgehen könne. Und auch jetzt sieht der Teufel Ihn der Müdigkeit, dem Hunger, dem Durst, kurz, allen Nothen unierer Menschheit unterworfen. Wie hätte es nun aber sein Stolz über sich gewinnen können, denjenigen für einen Gott zu halten, den er da in der äußersten menschlichen Noth sah!

Und da er so offenbare Widersprüche nicht zu vereinigen wußte, wie sie sich ihm in dem Gottmenschen Jesus darbieten, so will er den Herrn veranlassen, daß Er durch irgend ein Zeichen göttlicher Macht zu erkennen gebe, ob Er denn wirklich Gott sei.

Darum beginnt der Versucher seine böshafte Einflüsterung in der uns bekannten Weise: ich sehe, du hast Hunger, du Armer! Die Wüste, in der du dich hier befindest, vermag dir keine Erquickung zu bieten. Bist du nun wirklich der Sohn Gottes, so gieb es dadurch zu erkennen, daß du durch dein Wort diese Steine in Brod verwandelst! — Der Teufel (sagt hierzu ein Schriftklärer) spricht hier in einem Atem zwei Wahrheiten aus, aus denen seine „Kinder“ wohl lernen könnten; denn glaubte er, daß Jesus (als Sohn Gottes) jene Steine in Brod verwandeln könne, so glaubt er auch an Seine Macht, im Abendmahle das Brod in Seinen hl. Leib verwandeln zu können. Ferner die, welche nicht glauben wollen, daß die Welt von Gott erschaffen sei durch die bloße Kraft Seines Wortes, können ebenso vom Teufel lernen, der ja sagt: „Sprich, daß diese Steine in Brod verwandelt werden!“ Der Teufel giebt seinen Glauben zu erkennen, daß der Sohn Gottes gar nicht nötig habe zu handeln, sondern daß Er nur zu sprechen (zu „wollen“) braucht, um Wunder wirken zu können. Und hätte also Jesus mit einem „Es werde“ jene Steine wirklich in Brod verwandelt, so wäre dieser einzige Beweis für den Teufel mehr als hinreichend gewesen, Ihn für den wahren Sohn Gottes zu halten, der mit einem Worte einst das Weltall geschaffen.

Kirchenkalender.

Sonntag, 16. Februar. Erster Sonntag in den Fasten. Juliana, Jungfrau u. Martyrin. Evangelium nach dem h. Matthäus 4, 1—11. Epistel: 2. Korinther 6, 1—6. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Gymnasisten. Nachm. 3 Uhr Predigt mit Andacht. Morgens 11 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Bruderschafts-Andacht vom guten Tode. St. Lambertus: Monats-Sonntag des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. St. Martinus: Morgens 7,30 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und Achenerstr. und Marian. Jünglings-Kongregation, nachm. 1,4 Uhr Andacht u. Ansprache für die Marian. Jünglings-Kongregation. Während der hl. Fastenzeit ist an allen Wochentagen abends 7,30 Uhr Rosenkranz-Andacht und Segen.
Montag, 17. Februar. Konstantia, Jungfrau. St. Andreas: Morgen 10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der Abgestorbenen.
Dienstag, 18. Februar. Simeon, Bischof u. Martyr. St. Andreas: Morgen 10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
Mittwoch, 19. Februar. Leontius, Bischof. (Quatemoer.) St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Fastenpredigt nach derselben Rosenkranzandacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
(Fortsetzung siehe letzte Seite)

An und für sich hätte Jesus wohl ein Wunder wirken können, um Seinen Hunger zu stillen, wie er ja auch, da es Ihm beliebte, bei dem Hochzeitsmahle in Kana das Wasser in Wein verwandelte. Daß es aber hier, aus diesem Anlasse, nicht in der Ordnung gewesen wäre, sehen wir, lieber Leser, leicht ein, wenn wir bedenken, daß Gott nie Wunder wirkt zur Schau, sondern um die Frömmigkeit zu trösten; daß Er keine Wunder wirkt auf Verlangen eines düffelhaften Unglaubens, sondern auf Bitten eines demütigen Glaubens, der sich dadurch gestärkt und gehoben fühlt.

Was thut also der Herr? Er weist den tückischen Versucher ab mit dem inhaltsschweren Worte: „Es steht geschrieben: der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Wie der Mensch aus zwei Teilen, einem leiblichen und einem geistigen Teile, besteht, so hat er auch zwei Arten von Wesen und Leben: das physische oder natürliche Leben, das in der Vereinigung des Leibes mit der Seele besteht, — und das übernatürliche, welches in der Vereinigung der Seele mit Gott besteht. Wie nun (sagt der hl. Augustin) der Leib, der von der Seele getrennt wird, eine Leiche wird, so stirbt auch die Seele, wenn ihre Verbindung mit Gott (durch die schwere Sünde) gelöst wird.

Vergebens also (ruft der hl. Hieronymus aus) rühmt sich ein solcher Mensch, daß er lebe: denn was hilft es ihm, daß er in den Sinnen lebe, wenn er im Geiste tot ist! daß er als Heide lebt, wenn er als Christ tot ist! daß er in der flüchtigen Zeit lebt, wenn er für die Ewigkeit tot ist! Auf ihn bezieht sich das Wort der „Geh. Offenbarung“: „Du hast den Namen, daß du lebest, aber du bist tot“ (Offb. 3).

Die Worte des Herrn bedeuten aber auch, daß, wie das gewöhnliche Brot dem Leibe das Leben erhält und ihn sättigt und erquickt, so auch das Wort Gottes eine wesentliche Speise der Seele zum ewigen Leben ist. So verstehen wir auch, lieber Leser, die Kirche Gottes, die in der quadervollen Fastenzeit das Wort Gottes reichlicher verkünden läßt, als es sonst das Jahr hindurch der Fall ist: während wir (sagt der hl. Leo) einerseits dem Leibe von der gewohnten Nahrung entziehen, sollen wir unsere Seele mit dem Worte Gottes desto reichlicher nähren. Wir werden neue Kräfte gewinnen, um unsererseits auch den Kampf gegen den Versucher siegreich zu bestehen, nachdem unser Erlöser uns darin Muster und Vorbild geworden ist.

S.

Schiffstaupe und Stapellauf.

Von Alfred Stavenhagen

Selten hat der Stapellauf eines Schiffes die allgemeine Aufmerksamkeit in dem Maße auf sich gezogen, wie es hinsichtlich der Kaiserjacht der Fall ist, welche von dem deutschen Kaiser bei dem berühmtesten Yachterbauer der vereinigten Staaten in Auftrag gegeben wurde und binnen wenigen Tagen im New-Yorker Hafen von der Helling am Hudson in das nasse Element gleiten wird, auf dem es nach dem Willen seines Erbauers und seines fürstlichen Besitzers des letzteren Flagge im friedlichen Wettstreit zum Siege führen soll. Während die vielgerühmte Yacht Meteor, das Rennschiff, mit dem der Kaiser so manchen Preis gewonnen hat, als Geschenk in den Besitz des Offizierkorps der Marine übergeht, tritt in die Ausübung des deutschen und internationalen Segelsports ein neues Schiff, welches, da die Amerikaner in der Konstruktion derartiger Fahrzeuge den Europäern nun einmal bei Weitem voraus sind, auch jenseits des Ozeans erbaut wurde.

Mit Recht sind der Ablauf des Schiffes und die Namengebung auf das nasse Element einander verbunden; denn der Stapellauf ist die Krönung des großen Werkes, in dem hundert von fleißigen und geschickten Händen meistens Jahre hindurch beschäftigt waren, und es giebt für den Marine-Ingenieur wie für den Seemann kaum einen feierlicheren, spannungsvolleren Moment, als wenn, nachdem die letzten Stützen und Kessel entfernt sind, ein leises Beben und Schwanken durch den Schiffsrumpf geht und dieser sich auf seiner gegätteten und geneigten Unterlage langsam, fast unmerklich in Bewegung setzt, um wenige Augenblicke darauf in die hochaufschäumenden Wogen zu gleiten.

Wird auch alles ordnungsmäßig von Statuten gehen und die Ansammlung geistiger und körperlicher Arbeit, wie sie auf ein modernes Seeschiff verwendet werden muß, ihren befriedigenden Abschluß finden? Es ist vorgekommen, daß trotz der sorgfältigsten Vorbereitungen der Schiffskörper, der doch ein Vorbild der Schnelligkeit sein sollte, unbeweglich wie ein Klotz auf seiner Unterlage verharrte und daß die Illustre, zu diesem Zweck zusammengekommene Gesellschaft in Frack und Uniform resultatlos auseinandergehen mußte. Das ist jedoch nur ein kleiner Mergel im Vergleich zu der Blamage, wenn, wie es sich ebenfalls schon oftmals ereignet hat, nachdem das Schiff glücklich im Wasser war, schon der erste Augenschein lehrte, daß der Rumpf nicht richtig ausbalanciert war und somit im Wasser stand, ein Fehler, der mindestens einen vielmonatlichen Umbau notwendig macht und nicht selten selbst durch diesen nicht gänzlich korrigiert werden kann. Endlich sind eben vom Stapel gelaufene Schiffe sogar in dem ersten Moment, wo sie ihre Schwimmfähigkeit beweisen sollten, gekentert und angeichts der Taufgesellschaft untergegangen.

Sind derartige extreme Unfälle heute auch als nahezu ausgeschlossen anzusehen, dank den sorgfältigen Berechnungen der Konstrukteure, die der Bauausführung obendrein praktische Schwimmversuche an stattlich großen Modellen voranzusetzen lassen, so beginnt doch die Sorge bereits in dem Augenblicke, wo der Kiel, so zu sagen der Grundstein des schwimmenden Hauses, auf die Helling gelegt wird. Diese Helling ist eine ungeheure hölzerne, das Schiff während seiner Bauzeit tragende Konstruktion, welche sich als schiefe, gegen das Wasser zu geneigte Ebene als „Vorhelling“ weit in die See fortsetzt, damit das Schiff, von derselben abgleitend, sofort schwimmen kann. Sie ruht auf kolossalen Balkenköpfen von 1 bis 1½ Meter Höhe, und auf seinen Querbalken erhebt sich, je weiter der Bau fortschreitet, ein Wald von mächtigen Strebe- Pfeilern, die zur Stütze des schweren Schiffsrumpfes wie dazu bestimmt sind, das komplizierte Bauwerk zu tragen. Bald ist der emporwachsende Schiffskörper hinter dem einem kalen schier unentwirrbar blinkenden Durcheinander von Balken und Laufbrettern verschwunden; aber dem aufmerksamen Beobachter bieten sich fast täglich neue Einblicke; denn die Schiffsbaukunst von heute arbeitet schnell, und um hohe Konventionstrafen zu vermeiden, darf kein Stillstand in dem Werke eintreten.

Wir können über diese Arbeiten, deren Schilderung in die Einzelheiten des Schiffbaues führen würde, hinweggehen und betrachten das zum Ablauf fertige Schiff, an welchem die Strebe- Pfeiler zur Rechten und Linken entfernt sind, wie es, sich selbst im Gleichgewicht haltend, frei auf dem Lauffchitten ruht, der seinerseits wieder von den Kiellöcher der Stellung getragen wird. Den Heck, d. h. den rückwärtigen Teil, dem Wasser und dem Bug, also den vorderen Teil dem Lande zulehrend, wird es durch zahllose Holzkeile etwas in die Höhe getrieben und dann beglückt kurz vor der Tauf- feierlichkeit das Einschmieren des Lauffchit-

tens mit Teife und Fett. Das sind die aufregendsten Stunden für den Ingenieur, der weiß, daß eine unerwartete kurze Verzögerung des Stapellaufes nun die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen kann; denn so ein Schiffskörper, der nur noch durch geringe Widerstände auf der Helling festgehalten wird, ist eine schwer zu beherrschende Masse und darum mißt der Ingenieur mit seinem feinen Instrumenten sorgenvollen Blick in kurzen Zwischenräumen, ob sein Werk noch unbeweglich ruht oder schon eine leise Bewegung zeigt, die, wenn sie auch nur nach Millimetern zählt, das ganze Programm über den Haufen werfen kann.

Endlich ist alles fertig. Auf der Kommando- brücke des zum Ablauf bereiten Fahrzeuges steht, umgeben von seinem Stabe von Ingenieuren und Meistern und Arbeitern der bauleitende Oberingenieur, und am Bug erhebt sich die Tribüne, auf welcher der Taufpate und die sonstigen geladenen Ehrenäste Platz gefunden haben. Tief drunter sind zwischen Schlitzen und Kiel eine Anzahl Sandfässer eingezwängt. Dann ergreift der Taufpate zu feierlicher Rede das Wort und wünscht, nach dem er dem Schiffe den Namen gegeben, daß dasselbe allezeit auf den Gewässern eine glückliche Fahrt haben möge. Im weit n Schwunge fliegt die Flasche deutschen Schaumweines oder anderen edlen Nebenblutes von den Bringärten des Rheines gegen den scharfkantigen Bug und neigt mit seinem schäumenden Wah die Schiffswand. Und nun treten die bereitstehenden Arbeiter in Tätigkeit. Unter wuchtigen Antrieben fallen die letzten Stützen; blinkende Peile schlagen die unter dem Kiel am Bug liegenden Sandfässer, deren feinkörniger Inhalt in weißen Wäcken herausriint. Hebel setzen sich in Tätigkeit, um die Bewegung des Schiffskörpers einzuleiten, während die letzten mächtigen Trossen (d. h. die stärksten Schistane) gekappt werden. Atemlos harren die Versammelten der ersten Bewegung, die unmerklich einsetzt und dann in schnelles Tempo übergeht, bis der Schiffskörper unter feillicher Musik und laitem Jubel des Publikums wie spielend in das Wasser hinabgleitet, in das er weit hinausdrift, bis er in seinem Laufe durch Taut aufgehalten wird.

Seitdem die ersten phönizischen und griechischen Seefahrer ihre Schiffe dem Meere anvertrauten, ist es üblich, den Schiffen bestimmte Namen zu geben; denn für den Seemann ist sein Schiff ein lebendes Wesen und die nordische Sage erzählt von der Glida, dem berühmten Drachenschiff des Wikinges Krithiof, daß es die Rede seines Herrn und Meisters verstand, daß es mit ihm fröhlich und traurig, still und langsam, kraftvoll, gesund und stark sein konnte, wie ein Mensch, und daß seine Spanten mit dem Kiel zusammengewachsen waren, wie die Rippen eines Lebewesens mit der Wirbelsäule. Diese Namen, auf welche einzugehen den Raum eines besonderen Aufsatzes erfordern würde, sind ein getreuer Spiegel des Charakters ihres Zeitalters und bewegten sich einstmals zwischen dem Erhabenen, was Menschen kennen und Ausdrücken der Pächerlichkeit, die natürlich heute längst verschwunden sind und nur noch zum stillen Ergötzen des Geschichtskundigen dienen. Handels- wie Kriegsflotte bedienen sich in der Gegenwart vorzugsweise der Personennamen von Familienangehörigen, Helden und Herrschern oder der Bezeichnung von Landschaften, Provinzen und Städten, in den Marinen der Schiffahrtsvölker germanischen Stammes, natürlich auch der Namen der nordischen Heldengedichte, des Nibelungenliedes und der Gudrun.

Wenn das Schiff die Helling verlassen hat, ist dasselbe selbstredend noch keineswegs fertig. Es steht jetzt vielmehr nur der rohe Schiffskörper da, in welchen erst die tausenderlei Details hineingebaut werden müssen, welche zur vollständigen Einrichtung gehören. Es bedarf also meistens noch der Arbeit von Monaten, bevor das Schiff in Dienst gestellt

werden kann, wobei natürlich für die modernen Panzerkolosse und die Balastdampfer der großen Schiffsahrtsgesellschaften ungleich mehr Zeit erforderlich ist als für Schiffe vom Umfange der Kaiserjacht. Daß letztere trotzdem keineswegs billig sind, folgt schon daraus, daß das ansehnlichste Material an Holz und Metall zur Verwendung kommt. Gerade diese modernen Segelyachten, welche in der neuesten Zeit eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren haben, sind Kunstwerke ersten Ranges, schon deswegen, weil das Problem zu lösen ist, wie der relativ kleine und leichte Schiffskörper eine möglichst große Segelfläche erhalten kann, was nur durch die Konstruktion eines ungeheuer schweren Rieles möglich ist, dessen sichere Verbindung mit dem übrigen Schiffskörper eine der Glanzleistungen des heutigen Yachtbaues ist.

Ein Verirrter.

Erzählung von Thelma von Thalan.

In ein elegantes Hotel in einer Stadt am Rhein trat ein junger feingekleideter Herr und verlangte ein Zimmer. Der Kellner führte den Gast in ein hübsches Gemach und fragte nach seinen Befehlen.

„Bringen Sie mir eine Flasche Wein und lassen Sie auf dem Postamt nach Briefen für mich fragen, es werden poste restante Briefe für mich da sein, hier meine Karte.“

Der Kellner las: Baron Hartenau, verbogte sich und ging.

Als sich der Baron allein befand, warf er sich in einen Stuhl und seufzte tief. Er sah sehr unglücklich aus.

Der Kellner brachte den Wein, öffnete die Flasche und verließ schnell das Zimmer, da er wohl bemerkte, daß der Fremde nicht Lust zum Sprechen habe. Kellner beobachtet alles. Ihm war nicht entgangen, daß der Brillantiring an dem Finger des Barons ein Kapital gekostet haben könnte; er hatte die Goldstücke aus der Börse schimmern sehen, als der Herr den Kutscher bezahlte, der ihn zum Hotel gefahren hatte.

Und doch war der reiche Mann unvollständiger als Mancher, welcher sich im Schweize seines Angeichts das tägliche Brot verdienen muß. Seine Eltern hatte er so früh verloren, daß er ihren Verlust nicht betrauern konnte, er hatte ihn nicht verstanden. Er wurde zärtlich verpflegt, wuchs in ein Knabeninstitut verpflanzt, wo es ihm gut ging, und er erhielt mit einundzwanzig Jahren die Disposition über ein ansehnliches Vermögen. Er reiste umher, besah sich die Welt, genoß sein Leben und kam nach einigen Jahren ziemlich blaffert zurück, um sich seine Güter zu besichtigen. Arbeiten hatte er nie gelernt, welcher ein Segen die Arbeit für Jedermann ist, wußte er nicht. Hartenau lernte in dem eleganten Badeorte B. ein lebenswürdiges Mädchen kennen, welches auf sein Herz einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Er suchte Zutritt in ihrer Familie und das Benehmen der jungen Dame sowie ihrer Eltern war von der Art, daß er sich ermutigt fühlte, um sie zu werben. Mit einem Herzen voll Hoffnung und Liebe betrat er das ihm so teure Haus, um heute den glücklichen Moment zu erleben, wo er Lulle unter vier Augen sein Geständnis machen konnte. In seinem Schrecken fand er das Haus leer, am Fenster hing der Kettel mit den vielverheißenden Worten: „Hier sind Zimmer zu vermieten.“

Er fühlte sich tief gekränkt, daß die ihm so werte Familie von B. abgereist war, ohne ihm ein Abschiedswort zu hinterlassen, daß auch für ihn der Aufenthalt in diesem reizenden Badeorte unerträglich wurde. Er fuhr den Rhein herauf, ohne sich um irgend einen der vielen Reisenden zu kümmern, mit welchen diesen Tag das Dampfschiff belebt war. Jetzt, als er schon dem heutigen Ziele seiner Reise nahe war, hörte er den Namen der ihm

so interessanten Familie nennen und vernahm, daß ein Telegramm den Herrn v. Werdeck plötzlich nach K. gerufen, worauf er mit Frau und Tochter B. eiligst verlassen habe.

Jetzt war für Hartenau das Benehmen der Werdecks erklärt und entschuldigt. Der Baron beschloß mit seiner Erklärung nicht zu zögern. Er schrieb, sobald er gelandet war, an Herrn von Werdeck, schilderte diesem aufrichtig seine Familienverhältnisse und bat um die Erlaubnis, sich um das Herz und die Hand seiner Tochter bewerben zu dürfen. Am Schlusse seines Schreibens bat Hartenau den Baron von Werdeck, ihn nicht lange in qualvoller Ungewißheit zu lassen.

Die Antwort erwartete er heute und zwar mit großer Spannung. Der Kellner kam, er hatte einen Brief für Hartenau in der Hand. Hastig erbrach er ihn und las:

„Mein sehr geehrter Herr Baron!

Ihr wertiges Schreiben beantwortete ich mit schmerzlichen Empfindungen, denn gewiß würde ich einem solchen Manne, wie Sie sind, ruhig das Glück meiner Tochter anvertrauen, allein sie ist seit drei Monaten mit Herrn von Köller verlobt. Was dieselbe betrifft, so hoffe sie —“

weiter las Hartenau nicht, er zerriß den Brief in kleine Stücke und warf diese durch das offene Fenster. Hierauf legte er ein Goldstück neben den Wein und verließ das Hotel.

Die schönste und, wie er damals glaubte, einzige letzte Hoffnung seines Lebens war vernichtet. Was nützte ihm sein Reichthum, wozu besaß er ein herrliches Schloß, wenn er einsam darin leben sollte?

Er wanderte zur Stadt hinaus. Vom Strome stiegen weißgraue Nebel auf, es wurde immer dunkler, in sich versunken, planlos schritt er weiter. Jetzt brauste der Eisenbahnzug an ihm vorüber, er sah ihn nach, bis er verschwand.

„Wie viele Unglückliche lassen sich vom Dampftröb in ferne Gegenden tragen, dort das Glück zu suchen, das sie daheim nicht fanden“, sagte Hartenau zu sich selbst. „Ich wollte, der Zug wäre über mein gepeinigtes Herz weggefahren und ich wüßte nichts mehr von mir!“

„Und warum mache ich denn nicht meinen Leiden ein Ende?“

Er setzte sich auf einen Wiesenrain. Tiefe, dunkle Schwermut trübte seinen Geist. Ueber eine Stunde mochte Hartenau so hingebachtet haben, da vernahm er wieder das Schreien der Lokomotive, sah durch die Nacht die Feuerfunken aufsteigen, welche ihre Nähe verkündeten. Sein Entschluß war gefaßt. Rasch stand er auf und legte sich, das Gesicht auf die Erde gedrückt auf die Schienen. „Bald“, dachte er, „und alles ist vorüber?“

In der Finsternis und Gemütsaufregung hatte Hartenau nicht sehen können, wo er sich niedergeworfen hatte. Er glaubte, die Dampfmaschine müsse ihn sofort zerschmettern, aber er war nicht auf, sondern zwischen die Schienen geraten. Er hörte das Brausen der Lokomotive über sich, er bemerkte, daß ein langer Zug über ihn weg ging, aber da er tief genug lag und die Wagen nicht allzu kleine Räder hatten, er auch zu den schlanken Gestalten zu zählen war, berührten ihn die Wagen nicht, aber sie waren höchstens einen halben Zoll über seinem Körper und einige heiße Wassertropfen von der Lokomotive hatten seinen Kopf getroffen. Wie der junge Mann so regungslos zwischen den Schienen lag in der größten Lebensgefahr, erwachte in seinem Herzen die Lust zum Leben wieder mit steigender Gewalt. Unwillkürlich betete er ein Vater unser und als er damit zu Ende, fühlte er wieder einen frischen Luftzug, ferner tönte das Brausen des Zuges, endlich vernahm sein Ohr gar nichts mehr.

Jetzt erhob sich Hartenau, er blickte auf zum tiefblauen Sternreichen Himmel, er freute

sich seines Daseins und machte einen Freuden sprung. Unbekannt in der Gegend schritt er vorwärts, jetzt leuchtete ihm aus dem Häuschen des Bahnwärters Licht entgegen, eine tiefe starke Stimme rief ihm: „Wer da!“ zu.

Der Baron ging auf den Bahnwärter zu und sagte freundlich: „Ein einsamer Wanderer, welcher sich verirrt hat, lieber Mann.“

„Belieben der Herr nur näher zu treten. Wirklich nur ein Wanderer? Aber die Straße liegt ja weit ab. Spazieren Sie nur in mein Häuschen und bleiben Sie da, bis es Tag wird, eher kann ich Sie nicht fortlassen.“

„Herzlich gern, lieber Mann, allein warum wollen Sie mich nicht fortlassen?“

„It gegen meine Vorschrift. Und nun kommen Sie nur hier herein.“

Mit diesen Worten öffnete der Bahnwärter die Thür seiner Wohnung und Hartenau folgte ihm in ein kleines, aber höchst gemütliches Stübchen, in welchem eine junge, saubere Frau sie bewillkommnete.

„Ich habe jetzt erst Zeit zu Nacht zu essen“, sagte der Bahnwärter, „ist's dem Herrn gefällig auf ein Gericht Gerngesehen?“

„Ich nehme Ihre freundliche Einladung mit Dank, mit großem Danke an.“

Die Frau trug in blanker Schüssel dampfende Kartoffeln auf und setzte sie auf ein schneeweißes Tuch. Auch frische Butter, gutes Brot und ein Krug bayerisches Bier fehlte nicht.

Hartenau hatte seit Jahren nicht mit solchem Behagen gespeist.

„Warum wollen Sie mich denn nicht fortlassen?“ fragte er seinen gastfreien Wirt.

„Ich darf nicht, lieber Herr. Es ist schon vorgekommen, daß durch ruchlose Hände, welche die Schienen gesprengt, oder wohl gar weggenommen haben, großes Unglück entstanden ist. Bisweilen legt sich auch einer mit Selbstmordgedanken auf die Schienen, und ist es einem guten Christen möglich, einen solchen Unseligen zu ändern, so ist das ein Glück.“

„Halten Sie den Selbstmord für eine Sünde?“ fragte der Baron.

„Gewiß ist er das. Herr über mein Leben ist nur der, der es mir gegeben. Nie würde ich mein Seelenheil durch eine solche Sünde dahingeben.“

Der Baron horchte verwundert auf. Er hatte sich schon längst im Stillen über die Bildung seiner Gastfreunde gewundert. Jetzt fragte er: „Wie lange sind Sie denn hier, und wie lebt es sich denn im Winter hier, doch ziemlich einsam.“

„Vier Jahre leben wir in dem Häuschen, es ist klein, aber von Liebe und Frieden verschönt. Morgen sollen Sie mein Gärtchen sehen und meine beiden Kleinen, welche in der Kammer daneben gesund schlafen.“

„Sein Gesicht erstrahlte vor Freude.“

„Sehen Sie,“ so fuhr er fort, „mein Vater war Lehrer, er hatte das Gymnasium durchgemacht, war jedoch zu arm, um studieren zu können. Er arbeitete fortwährend an meiner Ausbildung und lehrte mich das, was er selbst gelernt hatte. Ich liebte schon als Kind die Natur über alles und kam zu einem Kunstgärtner in die Lehre, welcher Gartenmeister eines Prinzen war. Unter den Blumen fühlte ich mich glücklich, es war mir oft zu Mute als verständen sie mich und wollten mir durch ihr Gedeihen für meine Pflege danken. Ich bekam auch, nachdem meine Lehrzeit beendet war, die besten Zeugnisse und eine Stelle in Frankreich im Garten eines Herzogs. In dieser Zeit erkrankte mein Vater, ich reiste heim, pflegte ihn, bis er starb, und suchte dann wieder eine Stelle, welche mich in den Stand setzte, meine gute Mutter zu unterstützen, welche sich kümmerlich vom Weizen nähren ernährte. Weit in die Fremde konnte ich nicht wandern, meine Mutter hatte nach des guten Vaters Tode nur mich, die Trennung von mir würde ihr das Herz gebrochen haben. Ich fand keine feste Stelle, aber in dem nahen M. Gelegen-

heit, meine Kenntnisse zu verwerten, indem ich in diesen und jenem Garten arbeitete und die Glashäuser besorgte. Zu M. lernte ich meine Frau kennen und mein sehnlichster Wunsch war, recht bald mit ihr vor den Altar treten zu können. Sie hatte im Innersten ihrer Seele denselben Wunsch, allein ihr Vater wollte in unserer Verbindung nur einwilligen, wenn ich eine feste Anstellung hätte, gleichviel ob große oder kleine, sie müsse aber fest sein. So nahm ich denn die Stelle eines Bahnwärters an, meine Braut und ihr Vater waren zufrieden. Meine Mutter gab mit Freuden den ganzen Hausrat her, und meine Therese wurde auch von ihrem Vater nach Kräften ausgestattet. Meine Wissenschaft kommt mir noch immer zu statten, denn ich ziehe Jahr aus Jahr ein die schönsten Blumen, meine Mutter, welche noch rüstig ist, befördert sie nach der nächsten Stadt und der Blumenhandel wirft etwas Hübsches ab. Wenn Sie nun mit einem einfachen Lager im oberen Kämmerchen zufrieden sein wollen, bieten wir es Ihnen gern an."

Seit Jahren hatte Hartenan sein Abendgebet nicht mit solcher Innigkeit zu Gott gesandt wie heute, seit Jahren nicht so fest geschlossen. Die durch das kleine Fenster schauende Sonne weckte ihn, es kam ihm vor, als habe sie seit Jahren nicht so herrlich geleuchtet. Rasch machte er seine Toilette und eilte hinaus in den wohlgepflegten Garten, wo er die Mutter des Bahnwärters fand, welche noch einige frische, in der Nacht erblühte Spätrosen abhaupte. Eine Weile unterhielt er sich mit der verständigen Frau, dann sagte sie ihm Adieu, um nach der Stadt zu fahren.

Als der Zug vorübergeflogen war, holte ihn der Bahnwärter zum Frühstück, auch die Kinder erschienen später, nette, freundliche Gesichter.

Der Anblick der guten Menschen, welche durch so Weniges nicht nur zufrieden, sondern beglückt waren, rührte Hartenan innig. Er schämte sich, daß er bisher noch so wenig gethan hatte, um von seinem Ueberflusse anderen zu nützen.

"Würden Sie gern wieder einzig Ihrem früheren Berufe leben, z. B. gern einen sehr großen, etwas verwilderten Garten umgestalten? Einen Park anlegen?"

"Natürlich, aber dazu gehört Glück, auch denke ich nicht gern daran, ich will zufrieden bleiben!"

"Wenn ich Ihnen nun eine Stellung, wie sie Ihren Kenntnissen angemessen ist, verschaffe? Schloß Hartenan ist mit einem großen, aber seit Jahren vernachlässigten Garten umgeben, acht bis zehn Morgen Land stoßen an den Garten, sie liegen brach, weil ihr Besitzer sich bisher wenig darum kümmerte, das gäbe schon einen kleinen Park."

"Gewiß, ich möchte Ihnen einmal meine Zeichnungen zeigen."

"Später, später, ich will mit dem nächsten Gilzuge fort. Vorher lassen Sie uns ins Reine kommen. Der Schloßgärtner auf Hartenan — jetzt existiert keiner — kann das hübsche Haus, welches der frühere inne hatte, bewohnen, das Gehalt wird anständig sein und dazu ein Stückchen zur Anlegung des Parks und Wiederherstellung des Gartens. Wollen Sie die Stelle annehmen? Ich bin der Baron Hartenan auf Hartenan."

"Was sagst Du dazu, liebe Therese?"

"Ich überlasse die Entscheidung Dir. Aber auf Lebenszeit ist diese Anstellung doch?"

"Auf Lebenszeit, ich will alles auf das Festeste gerichtlich verknüpfen," sagte der Baron.

"Dann bin ich sehr glücklich, wieder in mein Element zu kommen, ich bin der Eheige, Herr Baron."

Vier Wochen später besaß sich die Conrad'sche Familie in Hartenan, in dem angenehmen Gärtnerhause. Was sich noch im Herbst thun ließ, ward gethan. Im Winter entwarf Conrad Zeichnungen, und der Baron lobte, verwarf, zeichnete selbst und fand hinreichende Beschäftigung auf seinen Gütern, denen man es ansah, daß des Herrn Auge gefehlt hatte. Im Mai fuhr er wieder einmal den Rhein hinab, die schönen Gärten eines Herrn v. L. zu besuchen, denn die Kunstgärtnerei war jetzt des Barons liebste Unterhaltung geworden. Vor einer prachtvollen Strelizia, welche später erblüht war, als ihre Schwestern, sah er eine Dame stehen. Es war Louise von Werdeck.

Als sie Hartenan sah, erröthete sie lieblich, er wurde blaß, doch besah er zu viel Lakt, um sie nicht zu grüßen und nach ihrem Befinden zu fragen.

"Sind Sie allein hier?" fragte er endlich, nach einer für beide peinlichen Pause.

"Nein, mein Papa ist im Garten mit meiner Kousine und deren Manne, dem Hauptmann Köller."

"Also wohl ein Better Ihres Herrn Gemahls, meine gnädige Frau?"

"Ich bin nicht verheiratet!"

"Herr von Werdeck schrieb mir aber doch, daß der Herr von Köller mit seiner Tochter verlobt sei!"

"Allerdings, er hat meine Kousine geheiratet."

"Sie sind aber doch Herrn von Werdeck's Tochter?"

"Seine Nichte. Ich verlor meine Eltern, als ich drei Jahre alt war, und lebte seitdem im Hause der gütigsten Verwandten, welche ich wie Eltern liebe und Papa und Mama nenne."

"Himmel, welch ein Lichtstrahl! Aber wie konnte Ihr Herr Papa oder Oheim glauben, daß ich mich um seine Tochter bewerben würde, welche ich niemals gesehen habe?"

"Doch, doch! Erinnern Sie sich nicht einer jungen blonden Dame, welcher Sie vor Jahresfrist auf einer Reise von Brüssel bis Köln gegenüber saßen, und welcher Sie etwas den Hof gemacht haben?"

"Ach wirklich, es war eine unterhaltende Dame, sie kam vom Brüsseler Konservatorium, wo sie singen gelernt hatte. Ich erfuhr ihren Namen nicht und obgleich ich artig war, so hielt ich doch meine Galanterie durchaus nicht für so ernst, daß —"

"Wanz recht, mein Oheim schrieb Ihnen auch damals: was meine Tochter betrifft, so hofft sie, und ich thue es auch, daß Sie sich diese Abweisung nicht tief zu Herzen nehmen werden, da Ihre Begegnung mit ihr eine so flüchtige war."

"Aber bestes Fräulein, ich dachte nicht an Ihre Kousine, meine Werbung galt — Ihnen!"

"Die Worte, welche Luise sagte, verstand Hartenan nicht, aber ihr liebliches Erröthen, ihre Thränen erklärte er sich, wie es ihm geneh.

Als die Georginen im schönsten Flor standen und die Spätrosen knospten, stand Conrad im Garten, der jetzt ein ganz anderes Ansehen hatte, und fügte den schönsten Strauß, den er in seinem Leben gebunden hatte, für die glückliche Braut zusammen, welche heute in der Kirche zu Hartenan getraut werden sollte.

In einer traulichen Stunde erzählte Hartenan seiner Luise sein Erlebnis im Bahnwärterhause und fügte hinzu: "Mag da kommen, was da will, ich werde es ertragen und bedenken, daß die Aufgabe unseres Lebens mit darin besteht, nicht nur für uns, sondern auch für andere da zu sein!"

Rätsel.

Der Buchstab' klein
Ernährt mich fein;
Nicht kenn' ich ihn
Und wohne d'rin;
Hab' ausstudiert,
Nichts profitiert.

Charade.

Das erste im Walde,
Das zweite am Fuß;
Das Ganze dem Armen
Für's Zweit' dienen muß.

Palindrom.

Ein Mensch im Leben, merk' es dir,
Ist gleich wie 1, 2, 3, und 4.
Drum ließen Manche schon bei Zeiten
Sich 4, 3, 2, und 1 bereiten

Pomonym.

An Köpfen, Füßen, Würfeln, Bäumen
Sieht man mich glänzen, sitzen, fallen, keimen.

Pyramidenrätsel.

```

      a
     a i
    i i i
   i i i i
  i i i i i
 i m m m n

```

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß wenn man mit der untersten Reihe beginnt, jede vorhergehende durch Fortlassen eines Buchstabes entsteht. Der oberste Buchstabe ist ein Konsonant. Die folgenden 4 Reihen sollen ergeben — aber in anderer Reihenfolge — einen ehemaligen König von Serbien, ein hinesisches Wegemah, eine Stadt Südamerikas, ein Fluß Thüringens.

Scherzfragen

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen?
Warum ging Moses durch das rote Meer?
Was machen die zwölf Apostel im Himmel?
Wann schrieb Paulus an Philemon?
Welche Dichter brennen länger, die von Wachs oder Stearin?
Wieviel Erbsen gehen in ein Litermaß?
Wie kann man Wasser in einem Siebe tragen?
Wann ist der Müller ohne Kopf in der Mühle?
Wie weit läuft der Hase in den Wald?
Warum läuft der Hase über den Berg?
Warum schießt die Katze sich um, wenn sie verfolgt wird?
Welches sind die höflichsten Fische?
Welches Tier kann verhältnismäßig am weitesten springen?
Wo steht der Trompeter, wenn er bläst?
Warum hängt der Dieb?

Auslösung in nächster Nummer.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 19. Februar. Leonins, Bischof. (Quatember.) • St. Anna-Stift: Sechster Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.

Donnerstag, 20. Februar. Eucherius, Bischof. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.

Freitag, 21. Februar. Eleonore, Königin. (Quatember.) • St. Andreas: Sechster Xaverius-Freitag. Morgens 7/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. • St. Lambertus: Morgens 7/11 Uhr Segensmesse verbunden mit Fastengebete. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7/11 Uhr Segensmesse, abends 7 Uhr Andacht mit Fasten-Predigt. • St. Martinus: Abends 7/8 Uhr nach der Rosenkranzandacht Fastenpredigt. • St. Petrus: Während der ganzen Fastenzeit ist an jedem Freitag abends 7/8 Uhr Kreuzwegandacht und um 8 Uhr Fastenpredigt.

Samstag, 22. Februar. Petri Stuhlfeier zu Antiochien. (Quatember.) • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. u. d. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 17, 1-9. „In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollt ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesus allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dies Gesicht, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.“

Die Versuchung Jesu.

II.

Wir haben unsere vorige Betrachtung noch nicht zu Ende geführt, lieber Leser, darum kommen wir heute noch einmal auf das Evangelium vom verflohenen Sonntage zurück.

Die Versuchungsgeschichte ist für uns nicht nur sehr lehrreich, sondern auch sehr tröstend und beruhigend. Wir ersehen nämlich daraus, daß dem Teufel niemand zu heilig und gerecht ist, daß er vor keinem zurückschreckt, sondern allen sich nahet mit seinen Verführungskünsten. Diese Eindringlichkeit des gefallenen Geistes aber muß für uns alle eine ernste und eindringliche Aufforderung zur Wachsamkeit sein, — besonders aber auch für jene die bereits längere Zeit auf dem Wege der Tugend gewandelt und in der Frömmigkeit Fortschritte gemacht haben. Sie dürfen ja nicht denken, daß sie vor den Nachstellungen der alten Schlange gesichert seien, daß sie von den teuflischen Angriffen verschont bleiben: Sorglosigkeit ist daher hier durchaus nicht am Plage. — Wir sehen aber auch, lieber Leser, daß die Versuchungen an sich uns keinen Schaden bringen und uns nicht verderben können, wenn wir nicht in dieselben einwilligen und an den Anreizungen zum Bösen kein Wohlgefallen finden.

Jede Versuchung, sagt der hl. Gregor, vollzieht sich in den drei Stufen der Anreizung, des Wohlgefallens und der Einwilligung. Wenn wir nun versucht werden, so fallen wir meistens in das Wohlgefallen od r auch in die Einwilligung, weil wir in Folge der Erbsünde das in uns selbst heruntfragen, woraus die Versuchungen entstehen. Der Sohn Gottes aber, der im Schoße der reinsten Jungfrau Fleisch angenommen

hatte, trug in sich selbst nichts Widersprechendes, wie wir; Er konnte also wohl durch Anreizung versucht werden, aber von einem Wohlgefallen Seinerseits an der Sünde konnte natürlich keine Rede sein. So war denn die ganze Versuchung des Teufels nur äußerlich und nicht innerlich. So sollen auch wir die Versuchungen, die äußerlich an uns herantreten, nicht innerlich werden lassen; wir sollen an den sündhaften Gedanken, Vorstellungen und Begierden kein Wohlgefallen haben und innerlich denselben nicht zustimmen, nicht in sie einwilligen.

Es ist bekanntlich ein alter Kunstgriff des Teufels, daß er diejenigen mit den Versuchungen des Stolzes zu überwinden sucht, welche er durch die Lockungen der Sinnlichkeit nicht besiegen konnte. Als er daher sah, daß Jesus (sagt der hl. Cyprian) der ersten Einflüsterung der Sinnlichkeit widerstand, machte er sich mit einer zweiten — der eitlen Ehre — an ihn: denn er nahm ihn, sagen die Evangelisten, auf seine Arme und entführte ihn in die nahe heilige Stadt und stellte ihn auf die Spitze der inneren Vorderseite des Tempels.

Der Tempel Jerusalems war nicht ganz bedeckt; die große Vorhalle, worin der Brandopferaltar stand, und worin von den Priestern die Opfertiere geschlachtet und verbrannt wurden, war ohne Bedachung. Das Dach begann erst über dem Teile des Tempels, welcher das „Heilige“ hieß, und erstreckte sich weiter über den andern Teil, der das „Allerheiligste“ genannt wurde. Gerade da nun, wo das Dach begann, war eine Art Wölbung, die sich zum Teil über den Tempel erstreckte, die sich zum Teil über den Tempel erstreckte, die sich zum Teil über den Tempel erstreckte. Hier war es also, wo der Versuchung zu Jesus sagte: „Bist Du wirklich der Sohn Gottes, so stürze Dich hinab!“ Aber

Kirchenkalender.

Sonntag, 23. Februar. Zweiter Sonntag in den Fasten. Petrus Damianus, Bischof. Evangelium nach dem hl. Matthäus 17, 1-9. Epistel: 1. Thessalon. 4, 1-7. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Marian. Jünglings-Kongregation, 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Während der hl. Fastenzeit ist an allen Wochentagen abends 1 1/8 Uhr Rosenkranz-Andacht u. Segen. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Verjüngung der Jünglings-Kongregation. • St. Anna-Stift: während der hl. Messe um 6 Uhr ist gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marian. Dienstmädchen-Kongregation. • Franziskaner-Klosterkirche: Wegen des Papstjubiläums Ansehung des Allerheiligsten vom Hochamt bis 12 Uhr und Festpredigt. Nachmittags gleichfalls Festgottesdienst. • Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marienverein.

Montag, 24. Februar. Mathias, Apostel. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der Abgestorbenen.

Dienstag, 25. Februar. Rochus, Abt.

Mittwoch, 26. Februar. Alexander, Bischof. • St. Lambertus: Nachm. 6 Uhr Fastenpredigt nach derselben Rosenkranzandacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1 1/8 Uhr vierte St. Josephs-Andacht. • St. Anna-Stift: Zehnter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

wie konnte er doch, sagt der hl. Chrysostomus, verlangen, daß Jesus gerade in dieser Weise Seine Macht offenbare, da ja, sich selbst zu stürzen, wohl die Thorheit eines verzweifelten Gemütes, und nicht eine göttliche Thätigkeit ist. Wie weit passender wäre es also gewesen, bemerkt der hl. Petrus Chrysologus, wenn der Versuchter Jesu zugemutet hätte, Er solle zum Beweise Seiner Gottheit sichtbar zum Himmel aufsteigen. Doch der Feind des Himmels wagt das nicht: es ist ja zudem seine Gewohnheit, die Menschen in die Tiefe zu treiben, dahin, wohin er zuerst von allen einst gestürzt ist.

Beachten wir auch, lieber Leser, daß der Versuchter Jesum bereden will, Sich Selbst hinabzustoßen; woraus wir lernen, sagt der hl. Hieronymus, daß der Teufel uns wohl zum Falle bereden, aber nicht dazu zwingen kann.

Und wie nun Jesus jene erste Versuchung mit Worten der hl. Schrift zurückschlug, so auch hier wieder, weil der Teufel es wagt, Ihn mit den Worten der Schrift zu einer zweiten Sünde zu bereden.

Aber die letzte Zumutung — sagt der Leser — übersteigt denn doch alles: „Siehe, dieses alles will ich dir geben, wenn du nieder fällst und mich anbetest!“ — Ist das aber nicht der helle Wahnsinn? Wie sollen wir uns diese schändliche Zumutung denken? — Ein Erklärer der hl. Schrift spricht sich hierüber also aus: Durch diese schändlichen Worte (sagt er) glaubte der Teufel in seinem stolzen Dünkel fest, Jesum zum Aeußersten zu bringen, so daß Er — vor Unmut — Sich nicht mehr verbergen könne; denn Lucifer sprach bei sich; Ist Er Gottes Sohn, so wird Er mit Entsetzen meinen Vorschlag, mich anzubeten, vernehmen; Er wird mir vielmehr zornen und verlangen, daß ich Ihn anbeten soll als meinen Schöpfer und Herrn.

Doch der Herr sagt ihm ein Wort, auf das er nicht gefaßt war: „Weiche, Satan!“ Schweigend voll Scham und Schmach, verschwindet er sogleich. Auch dieser Sieg, so glorreich für Jesus, ist ebenso tröstend für uns; aus ihm lernen wir, daß der Teufel nicht die Macht hat, uns zu versuchen, solange es ihm gefällt, sondern solange es Gott zulassen will, daß wir versucht werden; daß der Versuchter auch uns auf einen Wink Gottes in Ruhe lassen muß, wie er damals auf der Stelle von Jesus wich (Chrysostomus).

S.

Der Bauernstand in China.

Kulturhistorische Skizze von C. v. Bodmann

Der Ackerbau ist von der chinesischen Regierung immer geschützt und unterstützt worden. Jedes Jahr wird in den Hauptstädten des Reichs zu Ehren des Ackerbauers ein Fest gefeiert, bei dem der Kaiser mit eigener Hand einen Acker umpflügt, welcher sich in der Nähe von Peking befindet. (Dieses Fest wird aber in diesem Jahre nicht stattgefunden haben, da der Hof nicht in Peking war.) Zu einem alten kaiserlichen Gehege liest man: „Wenn es einen Mann giebt, der seinen Acker nicht bestellt, oder eine Frau, die nicht spinnt, so wird es auch Menschen im Reiche geben, die Frost und Hunger leiden.“ Keiner der chinesischen Reformatoren hat diesen weisen Spruch vergessen, und viele von ihnen haben sich gerade durch ihren Eifer für die Förderung des Ackerbaues berühmt gemacht. So ordnete der Kaiser Yong-Ching, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts regierte, an, daß die Gouverneure der Provinzen die Namen derjenigen Ackerbauer einbringen sollten, welche sich durch Fleiß und gute Sitten auszeichneten. Man erhob diese braven und verständigen Leute in den Rang der Mandarinen achter Klasse, eine Auszeichnung, welche ihnen das in China sehr beneidenswert erscheinende Vorrecht gab, bei dem Gouverneur der Provinz Thee zu trinken und in seiner Gegen-

wart sitzen zu bleiben. Bei seinem Tode wurden dem fleißigen Landmann viele Ehren erwiesen und sein Name mit großer Ehrlichkeit im Saale der Ahnen eingeschrieben. Die Folge dieser weisen Politik war nicht nur, daß sich die Zahl der Ackerbauer bedeutend vermehrte, sondern auch, daß ihr Stand in der allgemeinen Achtung stieg. Nirgend ist der Landmann höher geachtet als in China, wo er im Range weit über den Gewerbetreibenden der Städte und den Kaufleuten steht.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die Kaiser von China fortwährend für den Ackerbau zeigten, suchten sie sich auch vermittelst eines Generalkatasters einen genauen Ueberblick über die Hülfsmittel zu verschaffen, welche die Bodenkultur dem Lande gewährte. Diese Kataster, welche bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, sind mit der musterhaften Genauigkeit angefertigt, die dem Chinesen bei fast allen Arbeiten eigen ist. Man findet nicht nur die Ausdehnung und den Wert jeder Landstrecke genau verzeichnet, sondern auch die Beschaffenheit der einzelnen Aecker, ihre Entfernungen von den Hauptstädten und den Betrag der Steuern, welche sie der Regierung zahlen. Die Prinzipien, die man bei diesen schwierigen Arbeiten befolgte, dienen noch jetzt bei ähnlichen Arbeiten den damit Beauftragten zur Richtschnur.

Auch bei der Verteilung der öffentlichen Lasten hat die chinesische Regierung den Landmann außerordentlich bevorzugt. Die Steuern, welche er zahlt, sind seit dem Jahre 1711 nicht erhöht worden, obgleich die Preise der Bodenerzeugnisse seitdem bedeutend gestiegen sind. Wenn die Einwohner eines Dorfes in den Fall kommen, sich an der Ausbesserung der Straßen oder bei den anderen öffentlichen Arbeiten zu beteiligen, so wird ihnen der Tagelohn, welchen sie verdienen, an den Steuern erlassen. Freilich ist diese Einrichtung nicht so ganz günstig, als es den Anschein hat, denn der Lohn für diese Leistungen ist noch so, wie er vor mehreren Jahrhunderten bestimmt wurde, und folglich — da die Arbeit seitdem im Preise gestiegen ist — sehr ungenügend.

Gewöhnlich ist der chinesische Bauer nicht Eigentümer des Bodens, den er bebaut, sondern er hat ihn in Pacht oder teilt die Erzeugnisse mit dem Besitzer. Der Pachtzins wechselt von 1 bis 2 Francs pro Mou^{*)}, aber der Pächter muß auch die Grundsteuer zahlen, welche sich je nach der Beschaffenheit des Landes auf 15 bis 50 Cent. pro Mou beläuft. Wenn der Bauer dem Grundbesitzer die Hälfte der Ernte liefert, so wird die Grundsteuer natürlich von letzterem getragen. Der Grundbesitz gewährt übrigens, trotz des geringen Pachtzinses, ansehnliche Einkünfte. Die Ländereien, welche die russische Missionsgesellschaft in der Umgegend von Peking besitzt, sind z. B. zu 80 Cent. pro Mou verpachtet und tragen dennoch jährlich 10 Prozent. Der wahre Wert der liegenden Gründe ist übrigens schwer zu bestimmen, da sie nur verkauft werden, wenn die Eigentümer durch Hypothekenschulden oder andere Umstände dazu gezwungen sind.

Die Privilegien und Ehren, womit die chinesische Regierung die ackerbauende Klasse der Bevölkerung überhäuft hat, sind indessen nicht ganz ohne Nachteil auf andere Verhältnisse geblieben. Der Bauer zahlt nämlich seine Abgaben an den Staat außerordentlich pünktlich, aber er erfüllt seine Verpflichtungen gegen den Grundbesitzer oft mit viel geringerer Gewissenhaftigkeit, ja dieser ist zuweilen im offenbaren Nachteil. Wenn sich nämlich der Pächter einmal ein Haus auf dem gepachteten Boden gebaut hat, so ist es schwer, ja beinahe unmöglich, ihn daraus zu vertreiben — und oft identifiziert er seine Person so ganz und gar mit der des Besitzers, daß er nicht mehr daran denkt, Pacht-

*) Ein Mou ist ein Quadrat von ungefähr 240 Fuß (chinesisch).

zins zu zahlen. Man kann sich in diesem Falle an die Behörde des Kantons wenden, aber dieser Schritt ist mit so vielen Umständen und Kosten verknüpft, daß der größte Teil der Besitzer Anstand nimmt, ihn zu thun. Im ganzen sind übrigens solche Interventionen seltener, als man denken sollte, denn so bevorzugt der Landmann auch ist, müssen die Gerichte doch schließlich dem Besitzer sein Recht sprechen. Diesem steht es dann frei, den ungetreuen Pächter zu verjagen und dieser steht sich in die Notwendigkeit gezwungen, seinen Familienflehof weiter mit sich zu führen, eine Prozedur, die kostspielig und deshalb gefürchtet ist.

Aber das Los des chinesischen Landmannes ist trotz der mannigfachen Vorteile, die er genießt, gewöhnlich ein trauriges. Die Ursachen dazu sind zweierlei Art. Viele der unteren Beamten sind in Bezug auf den Bauer durchaus nicht der Ansicht der Regierung und weit entfernt, ihn zu schützen, benützen diese kleinen Machtthaber und besonders die Sekretäre des Distriktsverwalters jede Gelegenheit, den Landmann zu bedrücken. Die Regierung weiß das allerdings, aber das Uebel ist stärker als ihre Gewalt und sie muß sich damit begnügen, die Folgen nach Kräften zu mildern.

Der zweite Grund für die Armut des chinesischen Landmannes liegt in der Einteilung des Landes in zu kleine Parzellen und in der großen Anzahl der Ackerbauer. Das Stück Land, welches jeder von ihnen bewirtschaftet, ist oft kaum hinreichend, einer Familie den notwendigsten Unterhalt zu gewährleisten, so bescheiden auch ihre Ansprüche sind. Der Bauer nährt sich fast ausschließlich von Reis oder in anderen Provinzen von Buchweizengröße, und wenn die reichsten unter ihnen wöchentlich ein- oder zweimal Fleisch essen, so ist es fast immer das gefallene Lamm, welches der ärmste europäische Tagelöhner zurückweisen würde.

Der chinesische Landmann verdient ein besseres Los, denn er ist außerordentlich fleißig und betriebsam und gönnt sich niemals einen Augenblick Ruhe. Er bringt sein ganzes Leben, im buchstäblichen Sinne des Wortes auf seinem Acker zu, den er auf die geschickteste Weise auszubenten weiß.

Im Norden des Landes, wo man vorzugsweise Weizen baut, säet man, sobald er aufgegangen ist, in die Zwischenräume Buchweizen, welcher auch im Schatten wächst. Ist der Weizen reif, so reißt man ihn aus, um ihn durch eine Art schnellwachsender Erbsen zu ersetzen, die dann wieder im Schatten des Buchweizens wachsen; und so Jahr für Jahr. Trotzdem man die Aecker in diesem Teile des Landes niemals düngt, bleibt ihre Fruchtbarkeit stets dieselbe.

Die Reiskultur, die besonders in den südlichen Provinzen betrieben wird, fordert noch mehr Sorgfalt und Mühe. Die Felder werden hier mit allerlei Abfällen, die man in den Städten sammelt, gedüngt und durch vortreffliche Vorrichtungen überschwemmt. Bis an die Knöchel im Wasser stehend, bearbeitet der Landmann den Boden viermal nacheinander. Schließlich wird noch jeder Erdkloß zer schlagen, jede kleine Erhöhung beseitigt und endlich der ganze Acker mit einer Egge, die von einem Ochsen gezogen wird, mit großer Genauigkeit geebnet, bis das Wasser überall in gleicher Höhe über der Erde steht. Ist dies mühselige Geschäft beendet, so säet man den Reis aufs Gerathewohl, ist er aber aufgegangen und haben die Pflanzen die Höhe von etwa 1 Fuß erreicht, so werden sie herausgenommen und in kleinen Büscheln in gewisser Ordnung verpflanzt. Die Zwischenräume benützt man wie die der Weizenfelder: man säet schnellwachsende Pflanzen hinein und zwar so, daß die Felder jährlich nach und nach drei Ernten gewähren.

Besonders glänzend zeigt sich der Fleiß und die Betriebsamkeit des chinesischen Bauern in den Gebirgsdistrikten. Wie unfruchtbar die

Sandstrecke auch sein mag, er weiß sie endlich nutzbringend zu machen. Keine Schwierigkeit schreckt ihn ab; er türmt an den Abhängen der Berge eine Terrasse über die andere und bewässert sie mit Hilfe hydraulischer Maschinen, die ebenso zweckentsprechend wie einfach und billig sind. Wenn zwei bebante Bergwände sich sehr nahe liegen, so führt man das Wasser in langen Bambusröhren von einer zur andern. Man kann wohl sagen, daß es in ganz China keine Spanne Land giebt, die nicht benutzt würde, aber Weidenpläze, Blumenärten und Parks sind fast unbekannt.

Im Ganzen ist die Lage des chinesischen Bauern, trotz der lobenswerten Maßregeln der Regierung, viel schlechter als die des europäischen Landmanns. Dazu kommt, daß ungeachtet des unermüdblichen Eifers, mit welchem er jedes Mittel zur Verbesserung der Felder benützt, und trotz seines fast unerhörten Fleißes das Land dennoch häufig von Mißwachs und Hungersnot heimgesucht wird. Man rechnet, daß ein Drittel der Bevölkerung des Reichs aus völlig beschloßenen Menschen besteht, welche ohne Heimat und Obdach umherirren, um Existenzmittel zu suchen, und selbst in reichen Jahren giebt es Tausende von Unglücklichen, die sich nur von Wurzeln und den Blättern der Bäume nähren.

Ein Hauptcoup.

Preis-Novelle von Edgar Dhall.

Autorisierte Uebersetzung von Hans Leonardi.

Bob und ich waren, wie ich leider gestehen muß, ein wenig heruntergekommen. All unsere Pläne waren fehlgeschlagen. Fast einen Monat hatten wir an dem Projekt gearbeitet, Lord Tallport um sein Silberzeug zu erleichtern, und gerade als alles bereit war, kam der Sheriff und nahm — im Auftrage der zahlreichen Gläubiger seiner Lordchaft — uns alles sozusagen vor der Nase weg.

„Sacredien, die Sache ist verfracht,“ sagte ich, Bob die Zeitung überreichend, worin ich diese Mitteilung gefunden.

Er murmelte eine Verwünschung und versank dann in Schweigen.

„Bill Jack,“ sagte er plötzlich (er nannte mich immer Bill Jack, weil ich William John getauft bin), „hör' mal dies hier:“

„Verlangt. Ein herrschaftlicher Diener, der bei Tische aufwarten und dem Hausmeister behilflich sein muß. Nur mit guten Referenzen Versehene wollen sich melden.“

Sandilands Hall, Egham.

„Du, das wäre etwas für uns,“ meinte er. „Ich kenne Sandilands Hall noch von früher her, als der alte John Errol dort hauste, der vor einem halben Jahr gestorben ist. Sollten die Errols noch dort wohnen, so ist das Silber ein kleines Vermögen wert. Du mußt Dich jedenfalls um den Dienerposten bewerben, so viel wie möglich auslandschaften und mir mitteilen.“

„Das läßt sich hören,“ sagte ich. „Wo aber Referenzen hernehmen?“

„Heilige Unschuld, ich schreibe Dir ein halbes Dugend, eine immer schmeichelhafter als die andere und alle in verschiedener Handschrift.“

Der nächste Tag fand mich in Sandilands Hall, wo ich, Bobs Weisung gemäß, nach dem Hausmeister, Mr. Bloyam, fragte.

„Ihre Zeugnisse sind ja recht gut,“ meinte dieser nach Besichtigung derselben. „Ich will sogleich mit Miß Curzon darüber reden. Sie ist die Herrin des Hauses bis Mr. Rupert heimgekehrt. Eine Adoptivtochter des verstorbenen Sir John Errol. Stärken Sie sich unterdessen.“

Damit schob er mir eine Flasche Porter und ein Glas hin und verließ mich, um nach wenigen Minuten mit der Botschaft zurückzukehren, daß Miß Curzon mich zu sehen wünschte.

Alle Wetter, war die süßlich! Die reine Pfrisch! Und so zart und fein, wie eine Keel! Und eine Stimme, wie eine Silberglocke.

Sie unterzog mich einem Kreuzverhör von Fragen, aus dem ich mich indes geschickt herauswickelte.

„Sie können vorläufig einen Monat zur Probe eintreten,“ sagte sie schließlich.

Ich verneigte mich dankend und verließ mit Bloyam das Gemach. Dieser, ein gemütlicher, alter Knabe, führte mich in sein Zimmer und setzte mir — zur Feier meines Eintrittes, wie er sagte — eine frische Flasche Porter und Cigarren vor.

Die Gelegenheit schien mir günstig, um ihn anzuhören.

„Viel Leben und Gesellschaft hier?“ fragte ich.

„Bewahre, wir führen hier das reine Familienleben. Es ist niemand da als Miß Curzon. Sobald Mr. Rupert heimkommt, wird das freilich anders werden. Das ist nämlich ein richtiger Roman. Vor etwa acht Jahren entzweite Mr. Rupert sich mit seinem Vater, weil er Miß Curzon, die Tochter des Geistlichen, heiraten wollte. Der alte Squire wollte partout nichts davon hören und schickte ihn nach Amerika. Und Mr. Rupert schwor damals, nicht eher zurückzukehren bis er seines Vaters Einwilligung erlangt habe. Während der ersten drei Jahre hatten wir bisweilen Nachricht von ihm, doch seit fünf Jahren hat er nichts mehr von sich hören lassen. Als alle Nachrichten ausblieben, packte den alten Herrn die Neugier, und als Miß Curzons Vater starb, adoptierte er sie und nahm sie hierher, bis Rupert kommen und sie heimführen würde.“

„Aber der mag längst tot sein.“

„Miß Curzon hofft, daß er noch am Leben ist und hält deshalb die vollzählige Dienerschaft, um für den Fall seiner Heimkehr jederzeit alles in Bereitschaft zu halten.“

Bald darauf verließ ich Bloyam und Sandilands Hall, angeblich, um meine Sachen zu holen, eigentlich aber um dem schönen Bob Bericht zu erstatten.

Dieser war von meinem Erfolg höchlichst entzückt und rieb sich vergnügt die Hände.

„Und nun gib mir eine Woche Zeit,“ schloß ich. „Dann werde ich dafür sorgen, daß eines schönen Abends Mann und Maus auf geheimnisvolle Weise in tiefen Schlaf versinken, sodaß wir das Haus in Seelenruhe ausräumen können.“

„Nein, Bill Jack, das wollen wir anders machen. Du weißt, ich bin Spezialist in solchen Dingen. Ueberlass die Sache also mir. Ich garantiere Dir dafür, daß wir bei dieser Gelegenheit genug herauszuschlagen, um für den Rest unseres Lebens von unseren Renten zehren zu können. Doch vor allen Dingen muß ich ein Photographum von Rupert Errol haben, falls ein solches irgend zu erlangen ist. Dann brauche ich dringend einen Hüter zur Bestreitung der Hin- und Rückreise nach Southampton und sonstiger Geschäftskosten. Ich werde mich daher irgendwo im Gedränge auf Tischensittation verlegen müssen. Du aber gehst sofort nach Sandilands Hall zurück. Nach einigen Tagen erhält Miß Curzon ein Telegramm aus Southampton mit der Meldung, daß Ruppert Errol daselbst angekommen ist.“

„Und?“

„Und einige Stunden später ist er da. Aber das laß Dir gesagt sein: Untersteh' Dich nicht, eine Privatunterredung mit ihm herbeiführen zu wollen, bis er selbst Dich dazu veranlaßt. Eine Woche nach Rupert Errols Verschwinden von Sandilands Hall erwartet der schöne Bob Dich hier an dieser Stelle, um ein fürstliches Vermögen mit Dir zu teilen.“

„Aber Mensch,“ rief ich atemlos, „das kannst Du unmöglich ansfilhren.“

„Fah,“ meinte er, „daß ist doch kein so großes Wagnis? Du kennst ja meine Geschicklichkeit im Maskieren, und natürlich kehrt Rupert Errol aus der Fremde mit großem

Bart zurück. Und daß wir ungefähr von gleicher Größe sind, weiß ich.“

„Aber Miß Curzon?“

„Sie war ein siebzehnjähriges junges Ding als er fortging, und in acht Jahren kann ein Mann sich mächtig verändern. Ueberdies ist mir aus ihren früheren Tagen genug bekannt, um sie zu überzeugen, daß ich ihr geliebter Rupert bin. Ich sage Dir, es wird ein Hauptcoup.“

Noch an demselben Abend trat ich meine Stellung an, und schon am nächsten Tage war ein Photographum von Rupert Errol auf dem Wege zum schönen Bob. Beide ähnelten sich nicht im entferntesten, mit Ausnahme der Nasen, aber ich kannte meinen Kameraden als unübertrefflichen Verwandlungskünstler und fürchtete nichts.

Am Mittwoch war ich eingetreten. Am Samstag Vormittag erschien ein Telegraphenbote auf dem Landstige, und bald verbreitete sich wie ein Wildfeuer die Kunde: „Mr. Rupert kommt heute Nachmittag!“

Ich lachte still in mich hinein.

Um fünf Uhr gruppierte Miß Curzon die gesamte Dienerschaft zu beiden Seiten des Portals, während sie selbst oben auf der Freitreppe des Kommanden harrete.

Endlich fuhr die zur Station gesandte Equipage vor, welcher, von lauten Hochrufen begrüßt, ein schöner, braunbärtiger Mann entstieg. Ohne die Dienerschaft zu beachten, stürmte er die Freitreppe hinan und hielt Miß Curzon im nächsten Moment — vor unser aller Augen — im Arm.

„Rupert! Rupert! Endlich — endlich wieder daheim!“ sagte sie unter Thränen.

„Endlich!“ entgegnete er. „Wie glücklich bin ich darüber.“

Und dann küßte er sie wieder und immer wieder.

Wahrhaftig, der schöne Bob nahm es für voll. Dann wandte er sich an die Dienerschaft und dankte dieser für die Bewillkommung.

Abends wartete ich beim Diner auf. Obwohl ich Bob von jeher als Virtuosen im Plunkern und Erdichten gekannt, war ich an diesem Abend geradezu paß, als er ihr von seinen Reisen durch die Welt erzählte, von seinen Goldgräbereien in Kalifornien, den ausgedehnten Ländereien, die er dort erworben und dem schönen Palais, das er sich dort erbaut hatte. Es sei ein paradiesisches Heim, sagte er, dem nur eines fehle.

„Was denn, Rupert?“ fragte sie unschuldig.

„Eine Königin, mein Lieb,“ entgegnete er.

„Und sobald mein Palais fertig war, habe ich mich auf den Weg nach England gemacht, in der Hoffnung, Dich mit mir heimzubringen, um meinen Thron zu teilen.“

„O Rupert, meinst Du damit, daß wir England verlassen sollen?“

„Warum nicht, mein Lieb? Wir beide stehen allein in der Welt und an Deiner Seite wird mein kalifornisches Heim mir zum Eden werden. Ich möchte Dir den Vorschlag machen, Sandilands Hall schleunigst zu verkaufen und dorthin überzusiedeln.“

Also da wollte er hinaus! Ich war so verblijft über Bobs Kühnheit, daß ich eine Seltersflasche fallen ließ. Ich hatte bisher in der Erwartung gelebt, daß er sich nachts zu mir gesellen und gemeinschaftlich mit mir das Haus ausräumen würde; doch als ich ihn nun so keck von einem Verkauf des Gutes reden hörte, ging mir ein neues Licht auf.

Das Diner war vorüber, und ich bekam Bob an diesem Tage nicht mehr zu Gesicht.

Am nächsten Morgen sandte Miß Curzon einen der Diener zu einem gewissen Mr. Woodrow nach Richmond mit dem Ersuchen, sogleich nach Sandilands Hall zu kommen.

„Wer ist Woodrow?“ fragte ich Bloyam.

„Der Anwalt der Familie.“

Bobs Spiel erschien mir immer gewagter, und ich begann ein wenig nervös zu werden. Der Anwalt langte gegen Mittag an und wurde zum Lunch genötigt.

„Nichts hätte gelegener kommen können,“ hörte ich ihn bei Tische sagen. „Erst vor-

gestern kam Lord Sandpipe zu mir und fragte, ob Sandlands Hall verkäuflich sei. Meines Wissens nicht, sagte ich. Schade, meinte er, sonst hätte ich es gekauft, wie es geht und steht, mit Ausnahme der Pferde."

"Nun, er kann es haben. Die Pferde können an Tatterfalls verkauft werden."

"Und bitte, senden Sie mir morgen meine Juwelen. Rupert wünscht durchaus mich im Glanze des Familienbesitzes zu sehen," sagte Miß Curzon.

"Ich werde sie selbst herüberbringen."

Ich schmunzelte. Dieser Bob war doch ein geradezu bewundernswürdiger Schlauberger. Ich suchte Gelegenheit, mit ihm zu reden, doch oft ich Miene dazu machte, erschien er so unnahbar, als wolle er mich an unsere Verabredung erinnern, abzuwarten, bis er mich aureden würde.

Doch ehrlich gestanden, begann es mir um Miß Kelly leid zu thun. Bob ging wahrhaftig zu weit. Sich als Bräutigam einer jungen Dame aufzuspielen und sogar den Tag der Hochzeit zu bestimmen hieß — meines Erachtens — die Sache unnötig kompliziert machen.

Tags darauf erschien der Anwalt mit einem großen, eisenbeschlagenen Kasten, den er Miß Kelly persönlich überreichte, und blieb zum Diner.

Bob und Mr. Woodrow waren bereits im Speisezimmer als Miß Kelly erschien. Allmächtiger! wie das blitze und funkelte! Diese Brillanten, diese Rubinen und Saphire! Ich schloß unwillkürlich die Augen. Mir schwindelte. Das also sollte unser sein!

Doch auch Bob sah wie ein leidenschaftiger Herzog aus in seinem feinen schwarzen Anzug und seiner Brillantnadel. Der Himmel mochte wissen, wo er die her hatte!

Während des Diners erfuhr ich, daß Lord Sandpipe zum Ankauf entschlossen und geneigt war, 20 000 Pfund für den gesamten Grundbesitz zu zahlen. Das bedeutete zehntausend Pfund für jeden von uns.

Nach Tisch berief Blogam die Dienerschaft in die Halle, und dann erschien Bob und hielt eine Ansprache, die mit begeisterten Hochrufen aufgenommen wurde.

Miß Curzon und ich werden also am nächsten Mittwoch in aller Stille Hochzeit feiern und Sandlands Hall auf Zimmerwiederkehr verlassen, um nach Kalifornien zu segeln," schloß er. "Das wird für manchen von Euch ein herber Schlag sein, und so habe ich zur Milderung desselben die Bestimmung getroffen, daß die von Euch, welche seit zehn Jahren hier bedienstet gewesen sind, einen Check im Betrage Ihres Lohnes für 5 Jahre erhalten, und ebenso sollen auch alle übrigen eine Entschädigung erhalten, die der Hälfte ihrer bisherigen Dienstzeit entspricht."

Als er geendet, ertönten abermals laute Hochrufe auf ihn und sie.

Es ging alles vortrefflich; dennoch quälte mich eine stete Unruhe. Die Hochzeit schien mir keineswegs notwendig und ich war entschlossen, es Bob zu sagen.

Als die Leute vom Tatterfall zur Abholung der Pferde kamen, fand ich endlich Gelegenheit dazu. Bob und Miß Kelly hatten sich in die Stallungen begeben, um von den Pferden Abschied zu nehmen. Ich folgte ihnen dorthin. Bob stand allein, im Begriff, eine Cigarre anzuzünden.

Bei meiner Annäherung blickte er auf.

"Nun, was giebt's?" fragte er.

"Geh nicht zu hart in's Zeug," begann ich leise.

"Was wollen Sie, Higgins?" unterbrach in diesem Augenblick Miß Kelly, die unmerklich herzutreten war.

"Ich weiß nicht," entgegnete Bob. "Er sagt etwas von 'zu hart sein'."

"O, ich verstehe," meinte sie. "Er ist erst ein paar Tage hier, und daher von den verheißenen Checks ausgeschlossen."

"Armer Teufel! Nun, das müssen wir ändern. Sie scheinen ja ein ganz brauchbarer

Mensch zu sein — wie wär's, wenn Sie mit nach Kalifornien kämen?"

"Ich würde Miß Curzon bis an's Ende der Welt folgen," erwiderte ich.

Er lachte.

Für diese Ergebenheit sollen Sie einen Check auf hundert Pfund und unsere Adresse erhalten. Finden Sie den Weg dorthin, gut, wenn nicht, so ist's Ihre eigene Sache."

Ich bedankte mich natürlich und beschloß, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Bob wußte offenbar was er wollte, und ich durfte sein Spiel nicht verderben.

Als der Hochzeitstag gekommen, erschien Mr. Woodrow, und um zehn Uhr fuhren wir alle zur Kirche, um der Trauung beizuwohnen.

Beim Abschiede händigte die junge Frau jedem von uns die verheißene Entschädigung ein und auch ich erhielt den besagten Check über hundert Pfund. Bob gab allen der Reihe nach die Hand. Bei mir angelangt, sagte er: "Wir sehen Sie ja wohl bald wieder." Und dabei schien er mir heimlich zuzublinzeln, was ich ebenso erwiderte.

Dann reiste das junge Paar ab, und ich kehrte noch am selben Abend nach London zurück.

Während der nächsten Tage lebte ich in gespanntester Erwartung, eingedenk der Worte meines Kameraden:

"Eine Woche nach Rupert Errols Verschwinden aus Sandlands Hall wird der schöne Bob Dich hier erwarten, um ein fürstliches Vermögen mit Dir zu teilen."

In höchster Erregung harrete ich seiner an der bezeichneten Stätte. Er erschien sehr bald, doch in wie trauriger Gestalt!

"Bob!" rufe ich entsetzt, "was ist mit Dir geschehen? Wo in aller Welt kommst Du her?"

"Aus dem Gefängnis," sagte er.

"Wie?!" rufe ich betreten. "Und wo ist Kelly?"

"Kelly? Wer ist Kelly? Bist Du nicht recht gefeiert?"

"Kelly Curzon, mit der Du vorigen Mittwoch in der Kirche von Eggham getraut worden bist."

"Du bist toll — ich habe die ganze vorige Woche im Loch desessen."

"Glaubst Du vielleicht, ich werde mir so was aufbinden lassen? Du hast das Vermögen eingesteckt, und ich verlange jetzt meinen Anteil."

"Hör, mein werter Bill Jack, Du scheinst zwar nicht betrunken zu sein — dazu wär's auch etwas früh am Tage — aber Deinem Gerede nach wäre es anzunehmen. Ich bin weder in Eggham gewesen, noch habe ich ein Vermögen eingesteckt. Im Gegenteil, — bei dem Versuch, eine Börse zu annectieren, deren ich zur Bestreitung der Unkosten unseres Unternehmens bedurfte, wurde ich abgefaßt und vierzehn Tage eingesperrt. Heute früh bin ich herausgekommen."

"Aber wer — wer war denn in Sandlands Hall, wer hat Miß Kelly geheiratet, das Gut verkauft und die Dienerschaft ausgelohnt?"

"Na, doch höchstwahrscheinlich der echte Rupert Errol. In der heutigen Zeitung steht ein Bericht über seine Vermählung und den Verkauf von Sandlands Hall. Hast Du denn wirklich im Ernst geglaubt, daß ich es war?"

"Gewiß, Herr des Himmels! Und der Check, den er mir gegeben . . . einen Check über hundert Pfund . . .!"

"Na, das ist doch wenigstens etwas, wenigstens ein kleiner Herzensstreich," meinte Bob.

"O, ich Gsel!" ächzte ich. "Ich unglückseliger Gsel! Ich dachte, es wäre Dein falscher Check und habe ihn als Fidius benutzt!"

Bobs Entgegnung will ich nicht wiederholen, aber unsere Freundschaft hat bei dieser Gelegenheit ein Leck bekommen."

Mein einziger Trost im Leide war mir das Bewußtsein, daß Miß Kelly vor jener Enttäuschung bewahrt geblieben.

Arithmogryph.

1 16 7 9 17 Singvogel.
2 9 8 6 7 10 4 Gähne.
3 9 11 3 12 1 13 4 Erdkundiger.
4 9 12 14 1 12 6 15 16 Pflanzen-Sammlung.

1 16 15 17 9 8 Ein Zauberbesen.
5 9 13 8 15 5 Gott des Meeres.
6 7 17 1 16 Eine Religion.
7 11 16 18 9 12 Eine Jahreszeit.
8 11 16 14 11 17 1 Eine Lotterie.
1 1 10 4 9 5 Stadt in Westdeutschland.
5 6 17 Ein großer Fluß.

Die Anfangsbuchstaben ergeben ein jetzt vielgenanntes Land Asiens.

Pyramidenrätsel.

a
a a o
d e e g
h i l l m m
m n n r s t w

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wahren Reihen nennen: 1. einen Konsonanten, 2. einen der zwölf Stämme Israels, 3. ein flüssiges Nahrungsmittel, 4. einen schwedischen See, 5. eine berühmte Römerin. Richtig gefunden nennt die senkrechte Reihe eine Insel im Mittelmeer.

Ergänzungs-Aufgabe.

D - w . . t . . - n . r . o - w . . t . . - n . r .
D . r - f . . e . . n . - f . . . t - m . t -
S . . g - u . b - S . h . l .
M . t - i h . m - G . . e . -
f . h . . e . . t - f . . h - b . e - f . . r .
E . - f e . t - i . - B . . . h - b . s
- R . h . . g . . l .

Buchstabenrätsel.

S. 12. A.

Aufösungen aus voriger Nummer

Rätsel: Bäckermotte.
Charade: Holzschuh.
Palindrom: Gras, Sarg.
Homonym: Augen.
Pyramidenrätsel: 2, 11, 11m, Lima
Scherzfragen: 1. Auf den Kopf. 2. Weil keine Bräute da war. 3. Ein Duzend. 4. Weil er nicht selbst da war: denn dann hätte er es ihm mündlich sagen können. 5. Beide brennen länger. 6. Keine! man muß sie hineinschütten. 7. Wenn's gefroren ist. 8. Wenn er zum Fenster hinaus sieht. 9. Bis zur Mitte, denn dann läuft er wieder hinaus. 10. Weil er nicht unten durch kann. 11. Weil sie hinten keine Augen hat. 12. Bild(Dinge). 13. Der Floh! Er springt 200 mal weiter als er lang ist. 14. Vor dem Loch. 15. Weil's Lau zu kurz ist. Wäre dieses lang genug, so könnte er dran spazieren gehen.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 27. Februar. Leander, Bischof. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segensamt.
Freitag, 28. Februar. Romanus, Abt. ● St. Andreas: Siebter Laverins-Freitag. Morgens 7/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt, 7/11 Uhr Sühne-Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 7/11 Uhr Segensmesse verbunden mit Fastengebete. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7/11 Uhr Segensmesse, abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht und Fasten-Predigt. ● St. Petrus: Während der ganzen Fastenzeit ist an jedem Freitag abends 8 Uhr Kreuzwegandacht u. um 8 Uhr Fastenpredigt. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr Kreuzweg mit Predigt.
Samstag, 1. März. Eutibertus, Apostel des Bergischen Landes u. Bischof. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. u. v. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 11, 14-28. „In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euer Kinder sie aus? Also werden sie selbst euer Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Rüstung, auf welche er sich verließ und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und geschmückt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind, als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger, als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind die selig, welche das Wort Gottes hören und daselbe beobachten.“



Kirchennatender.

Sonntag, 2. März. Dritter Sonntag in den Fasten. Simplicius, Papst. Evangelium nach dem hl. Lukas 11, 14-28. Epistel: Epheser 5, 1-9. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Schulkinder. St. Albertus: Morgens 7 Uhr monatliche Kommunion der Kinder. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation.
Montag, 3. März. Kunigunde, Jungfrau. St. Augustinus: Abends 8 1/2 Uhr Vortrag für Männer und Jünglinge.
Dienstag, 4. März. Kasimir, Bekenner.
Mittwoch, 5. März. Friedrich, Abt. St. Lambertus: Nachm. 6 Uhr Fastenpredigt nach derselben Rosenkranzandacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7 1/2 Uhr fünfte St. Josephandacht. St. Anna-Stift: Achter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.
Donnerstag, 6. März. Coleta, Jungfrau.
Freitag, 7. März. Thomas v. Aquin, Kirchenlehrer. St. Andreas: Achter Kaverins-Freitag. Morgens 7 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt, 1/8 Uhr Sühne-Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 1/4 Uhr Fastenmesse mit Segen. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 1/4 Uhr Fastensegense. Abends 7 1/8 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Fastenpredigt. St. Petrus: Während der ganzen Fastenzeit ist an jedem Freitag abends 8 Uhr Kreuzwegandacht u. um 8 Uhr Fasten-Predigt.
 (Fortsetzung siehe letzte Seite)

Die Wunderthaten Jesu.

Im Evangelium des letzten Sonntags sahen wir, lieber Leser, den Heiland auf den Höhen des Tabor in einem himmlischen Verklärungsglänze; Lichtgestalten einer höheren Welt - Moses und Elias - umgaben uns; Gottes Stimme tönte zu uns hernieder: alles war dort angethan, unsere Blicke in das überirdische Reich der triumphierenden Kirche Gottes zu erheben.

Heute dagegen sehen wir den Heiland in den Niederungen der sündigen Erde als Den, Der gekommen war, um den Fürsten dieser Welt auszusstoßen, auf daß er nichts habe, wie an Ihm, so auch an Allen, die im Glauben darnach trachten Kinder Gottes zu werden. - Gestalten einer finsternen, unheimlichen Welt umgeben uns; Stimmen der Verläumdung und Gotteslästerung dringen an unser Ohr; alles ist hier angethan, unsere Blicke auf das Reich jenes schweren, unausgesprochenen Kampfes hin zu richten, der wider Christum und seine Kirche geführt wird.

Unser Evangelium (um mit dem ehrwürdigen Beda zu reden) zeigt uns drei Wunder, die Jesus zugleich wirkte: Ein vom Teufel besessener, stummer und, wie Mathäus hinzusetzt, blinder Mensch steht und redet sogleich, sobald er durch den Erlöser

von dem Dämon befreit ist. Was sich nur in diesem Menschen auf eine sinnliche Art zuträgt (so fährt der ehrwürdige Vater fort), geht alle Tage auf eine geistige und unsichtbare Weise bei denen in Erfüllung, die sich zum Glauben bekehren. Denn nachdem der Satan, der sie in trauriger Gefangenschaft hielt, aus ihrem Herzen vertrieben ist, öffnen sie auf einmal ihre Augen dem göttlichen Lichte, das sie erleuchtet, und lösen ihre Zunge, um dem Herrn Dank zu sagen und das Lob des allmächtigen Gottes, der sie befreit hat, zu verkünden.

Die uns von den Evangelisten berichteten Wunderthaten Jesu sind von ganz besonderer Wichtigkeit für uns, lieber Leser, denn in ihnen zeigt sich (nach den Worten des heil. Johannes) eine solche Herrlichkeit und Macht, wie sie nur allein dem Eingeborenen vom Vater zukommt, so daß einst die Menschheit aus diesen Wundern den Sohn Gottes erkannt hat: „Und wir (Apostel) haben gesehen Seine Herrlichkeit, - eine Herrlichkeit als die des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14). Wenn wir daher heute eine eingehendere Betrachtung über die Wunderthaten Jesu anstellen, so thun wir etwas, was für unser religiöses Leben zweifellos von größter Tragweite ist.

Die göttliche Macht des Herrn zeigt sich zunächst als unmittelbare Herrschaft über die willenlosen Geschöpfe: in der Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana, — in den beiden Brotvermehrungen, — im reichen Fischfange, — in der Stillung des Seesturmes, — im Wandeln auf dem Wasser des Gallaäischen Sees. Sehen wir uns denn diese Wunder im Einzelnen etwas genauer an.

Durch Seinen Willen verwandelt Jesus dort in Kana das Wasser in Wein. Dieselbe Verwandlung ereignet sich nun alljährlich im Kreise der Natur durch die Fügungen der Allmacht Gottes. Das Wasser des Bodens wird durch das Zusammenwirken vieler Naturkräfte, die wir teils kennen, zum Teil nicht kennen, binnen Jahresfrist am Weinstocke in Traubensaft verwandelt; weitere Wirkungen der Naturkräfte, verbunden mit entsprechenden Anstrengungen der Menschen, vollenden dann den Wein. — Wie immer, so wirkt auch hier die Natur an Zeit gebunden; die eine Kraft muß sich mit der anderen vereinigen, die andere dabei folgen. Wärme, Meer und Atmosphäre müssen die Wolken bilden, damit diese dem Boden das Wasser bringen; die Sonne muß mit ihrem Lichte und ihrer Wärme, im Wechsel von Tag und Nacht und im regelmäßigen Ablauf der verschiedenen Jahreszeiten, die Reife der Trauben am Weinstocke vollenden. Dabei muß die chemische Zusammensetzung des Bodens und die organische Natur des Weinstockes durch viele uns bekannte und unbekannte Naturwirkungen sich richtig gestaltet haben. — Wenn wir nun, lieber Leser, alles das übersehen, so finden wir bei der jährlichen Verwandlung des Wassers in Wein die ganze Natur, vom Kleinen bis zum Großen, in mitwirkender Thätigkeit. Hier kann das Kleinste stören, während das Größte mitwirken muß; ein kalter Luftzug kann beispielsweise in einer einzigen Stunde den ganzen Erfolg verderben, — während ja andererseits die großen Bewegungen unseres Erdballs und die Macht der Sonne dabei dienen müssen, um die Vollenkung herbeizuführen. Welch' ein ungeheurer Aufwand von willenlos wirkenden Naturkräften ist also erforderlich, lieber Leser, um Wasser in Wein zu verwandeln!

Siehe! Alles, was diese Gewalten der Natur bis zur Sonne hinaus bewirken, vermag der Wille Jesu allein und zwar augenblicklich zu bewirken. Er vollführt dasselbe unmittelbar, ohne dabei des Dienstes der Naturkräfte zu bedürfen; die Macht Seines bloßen Willens wirkt neben diesen Kräften und unabhängig von ihnen. Daher ist das Wirken Jesu nicht, wie das Wirken der Kräfte der Natur, an Zeit gebunden; hier braucht nicht eins auf das andere zu warten und nicht eins nach dem andern sich zu fügen. Das Wirken der Macht Jesu ist unmittelbar und eben darum augenblicklich.

Aus dieser einen Thatsache kann jeder denkende Mensch die ganze Größe der Macht erkennen, die im Willen Jesu liegt. Derjenige, der durch Seinen bloßen Willen ein so großes Werk der Natur — unabhängig von den Kräften derselben — augenblicklich vollendet, indem Er Wasser in Wein verwandelt, der erscheint nicht bloß als Herr über das Wasser und den Wein, — sondern Herr ist er notwendig auch über all jene willenlosen Kräfte, denen einzig und allein die Gewalt des Allmächtigen ihr Wirken und Zusammenwirken verliehen hat, auf daß sie nach Seinem Willen alljährlich in der Natur das Wasser in Wein verwandeln; — Herr muß Er ferner sein über den Boden und seine Kräfte — Herr schließlich über die Sonne selbst! Die Gestaltung des kleinsten Sandkörnchens im Boden und die Bildung des Thautropfens müssen ebenso in Seiner Macht allein liegen, wie die gewaltigen Bewegungen

des Erdballs. Da erscheint also vor uns, lieber Leser, jene „Herrlichkeit“, wie sie paßt für den „Eingeborenen vom Vater“.

S.

Das Schlittschuhlaufen.

Studie von F. S.

Wer hat noch nicht beim Anblick seiner Schlittschuhe gedacht: „Wer ist der Erfinder?“ Diese Frage ganz sicher zu beantworten, ist unmöglich. Die Bibliothek zu Bern besitzt einen Schlittschuh aus Pferdeknochen von Schweden und einen noch schöneren und größeren, den man bei den Ausgrabungen des Moos-Sees bei Bern fand. Der Schlittschuh war also schon vor 4000 Jahren den ersten Bewohnern der Pfahlbauten in der Zeit der Stein- und Knochenwerkzeuge bekannt. Das British-Museum zu London besitzt ebenfalls ein paar Schlittschuhe von Knochen. Fitz-Stephan, Gerichtsschreiber von London, erzählt, daß im zwölften Jahrhundert die Sümpfe um London schon von jungen Bürgern besucht wurden, welche grobe Schlittschuhe an den Füßen trugen und mit eisenbeschlagenen Stöcken versehen waren, die als Stütze benutzt wurden. Der stählerne Schlittschuh mit Holzgestell und Riemen scheint in Friesland erfunden worden zu sein: in England wenigstens soll er erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aus den Niederlanden eingeführt worden und in Gebrauch gekommen sein.

Der heutige Schlittschuhläufer bedient sich auf dem Eise keiner Stütze; er rennt, fliegt und verrichtet Wunder der Geschicklichkeit und Gewandtheit. Man trifft bei uns in Deutschland Schlittschuhläufer, die auf Schlittschuhen einen Raum von beinahe sieben Fuß überspringen, indem sie über zwei oder drei aufeinander gestellte Hüte, sogar über kleine Stuhlschlitten setzen. Der Baron v. Brinken, ehemaliger Page des Königs von Westfalen, führte diese Kunststücke aus. Eine Berühmtheit in dieser Kunst, J. Garcin, ist der Erfinder der Röllschlittschuhe.

Es ist bekannt, daß der Dichter Goethe dieser Kunst ebenfalls sehr eifrig oblag. Weit entwickelter als bei uns ist das Schlittschuhlaufen in Holland. Im Winter sieht man Verkäuferinnen über das Eis laufen, um ihre Waaren nach ziemlich entfernten Orten zu bringen. Im achtzehnten Jahrhundert liefen die geschicktesten Schlittschuhläufer von Leyden nach Amsterdam, einen Weg von sechs Stunden in fünfviertel, ja sogar in einer Stunde.

In einem Werke aus dem Jahre 1697, „Die Bergnügungen in Holland“, wird von einem Vater erzählt, der mehr als vierundzwanzig Meilen in einem Tag zurücklegte, um seinen Sohn zu besuchen, der ohne seinen schnellen Beistand in Todesgefahr gekommen sein würde. Eine holländische Bäuerin läuft zehn Stunden weit zum Markte mit einem Kinde und einem Korb Eier auf dem Rücken. Im Winter wurde früher der Amsterdamer Gemüßmarkt meist durch Schlittschuhläufer, verproviantirt. Ein englischer Offizier in Kanada soll bei ausgezeichnetem gütigem d. h. glatttem und hartem Eise, auf dem St. Lawrencestrom in einem Tage von Montreal nach Quebec gefahren sein, eine Entfernung von sechsunddreißig deutschen Meilen: eine kolossale Leistung, wenn der Betreffende auch achtzehn und zwanzig Stunden dazu brauchte.

In Kriegszeiten wurde auch schon vom Schlittschuhlaufen Gebrauch gemacht, wie man aus dem folgenden Falle ersehen wird. In dem frühzeitigen Winter von 1806, nach der Schlacht bei Jena, erhielt der Marschall Mortier vom Kaiser den Befehl, sich unverzüglich der Hansestädte zu bemächtigen. Der in der Nähe befindliche Stabsoffizier, welcher diesen Befehl überbringen sollte, mußte die Mündung der Elbe passieren, welche an dieser Stelle über anderthalb Meilen breit ist. Bis zu einer Brücke zu gelangen, hätte er eine-

Weges von 4 1/2 Meilen und eines gleichen Umweges bedurft, um den Bestimmungsort zu erreichen, welcher dem Ausgangspunkte gegenüber lag. Der Offizier wußte welchen Wert die Zeit bei solchen Gelegenheiten hat und zögerte nicht, einen Entschluß zu fassen, der für ihn einen unglücklichen Verlauf hätte nehmen können. Er verschaffte sich Schlittschuhe, überschritt schnell den Zwischenraum bis zum anderen Ufer, und auf diese sinnenreiche und kühne Weise gelang es demselben, die Depesche zehn Stunden früher zu überbringen, als auf gewöhnlichem Wege ihm möglich gewesen wäre.

Auch in der neuesten Zeit leisten unsere Schlittschuhläufer und -Läuferinnen Staunenswerthes.

Josephine Beauharnais.

Ein Lebensbild von Paul Alexander.

Im Jahre 1794, während der Schreckenszeit, saßen in den Carmes, einem der furchtbarsten Revolutionsgefängnisse von Paris, drei Frauen, welche alle drei jung, schön, geistvoll und von vornehmer Abkunft waren. Eine niedrige und enge Zelle vereinigte sie hier mehrere Monate lang, welche sie in beständiger Furcht vor dem Tode verbrachten. Von der Seite einer dieser jungen Frauen wurde ihr gleichfalls noch jugendlicher Gemahl gerissen, ein General der Republik, angeklagt, die Armee schlecht geführt zu haben, schuldig gesprochen und guillotiniert. Die beiden anderen Frauen weinten mit ihrer Freundin und suchten sie zu trösten. Ein inniges Band umschlang diese drei Herzen; sie teilten ihre Hoffnungen, so lange es deren noch für sie gab, dann ihre Verzweiflung, und sie hatten zuletzt nur noch den Wunsch, zusammen zu sterben. Die drei Frauen waren Bürgerin d'Aiguillon, Bürgerin Tallien, Bürgerin Beauharnais.

Aber der neunte Thermidor befreite sie. Der Sturz Robespierres war ein Werk Talliens, ein Akt der Liebe. In Bordeaux hatte dieser junge, stürmische Anhänger Robespierres und der Revolution eine Dame von blendender Schönheit gesehen, die Tochter eines Aristokraten, die Gemahlin eines Aristokraten, eine Aristokratin selber: Therese, Gräfin von Cabarrus, vermählt mit dem Herrn von Fontenay. Therese Cabarrus-Fontenay hatte durch die Revolution ihren Vater und ihren Gemahl verloren, und ihre Rache war, daß die Revolution durch sie zuerst einen ihrer feurigsten Jünger, dann ihr Haupt und zuletzt Halt und Richtung verlor. Der junge Tallien, welcher als Konvents-Deputierter nach Bordeaux geschickt worden war, um dort im Namen der Republik füsilieren und guillotinierten zu lassen, ward durch die Erscheinung Thereses bezaubert. Sie ward sein guter Stern. Statt grausam zu sein, wie er hätte sein sollen, war Tallien barmherzig gegen die Gefangenen von Bordeaux, und Thereses Liebe lohnte ihm dafür. Therese ward die Seine und folgte ihm nach Paris. Aber hier warf Robespierre sie als Aristokratin in den Kerker der Carmes und bestimmte sie dem Tode. So ward sie das Mittel zum Sturze Robespierres.

Um sein Weib zu retten, formte Tallien jene Verschwörung der sogenannten „Thermidorianer“, deren Mittelpunkt er war. Der kühne Handstreich gelang, das Regiment des Schreckens ward gebrochen, und an dem Tage, an welchem Robespierre zur Guillotine geführt wurde, am 27. Juli 1794, führte Tallien triumphierend sein Weib und deren Freundinnen zum Leben, zur Freiheit, zum Sonnenschein des Glücks und der Liebe zurück.

In dem glänzenden Salon Thereses saßen sich die Freundinnen nun wieder. Es war einer der brillantesten Cirkel des damaligen Paris: die Schönheit, der Geist, das Genie vereinigten sich dort unter dem graziösen Szepter Thereses. Niemand war dort mehr bewundert, als Madame Josephine Beauharnais, die junge Witwe des Generals,

welcher kurze Zeit vor dem Sturze Robespierres unter der Guillotine gefallen war.

Josephine war eines der anmutigsten Wesen, das man sich denken kann. Sie war nicht nur schön, sie war lebenswürdig, sie war glütig, sie war munter, ihr Gesandter war voll Geist und ihr Lächeln war reizend. Die Tropensonne hatte dies liebliche Geschöpf lange umschimmert. Sie war in der französischen Kolonie von St. Martinique, inmitten des westindischen Ozeans geboren. Ihr Mädchenname war Josephine Tascher de la Pagerie. Dort hatte sie der Vicomte Beauharnais kennen gelernt, hatte sich mit ihr dort vermählt und war dann nach Frankreich, nach Paris gekommen, wo sie ihn so bald verlieren sollte. Zwei Kinder waren ihr als Pfänder dieser ersten, frühzeitigen Liebe zurückgeblieben: ein Knabe, Eugen, später Herzog von Leuchtenberg, und eine Tochter, Hortense, nachmals Königin von Holland und Mutter Louis Napoleons.

In dem Salon Theresens machte Josephine die Bekanntschaft eines jungen Artilleriegenerals, dessen erste Waffenthat das Bombardement der englischen Flotte im Hafen von Toulon gewesen, und der sich zum zweiten Male ausgezeichnet hatte, indem er am 5. Oktober 1795 den Nationalkonvent rettete und die letzten Reste der Revolution mit einem Kartätschenschuß auseinanderyrenkte. Dieser Kartätschenschuß schloß die französische Revolution, und der Mann, der ihn hatte abfeuern lassen, hieß Napoleon Bonaparte.

Napoleon hatte, seitdem sie sich zuerst im Salon von Therese Cabarrus begegnet waren, eine tiefe und aufrichtige Neigung für die schöne, junge Witwe gefaßt, und kurz bevor der Konvent in dankbarer Anerkennung seiner glänzenden Verdienste dem 26jährigen Sieger den Oberbefehl der italienischen Armee gegeben hatte, war Josephine die Gemahlin Napoleons geworden.

Von nun an ward sie die treue Begleiterin des Mannes, dem ihre Liebe und Bewunderung gehörten. Seine Siege flochten Lorbeeren auch um ihre Stirn. Sein Ruhm bestrahlte mit unergänglichem Licht auch ihren Namen. Sein Glück und Unglück ward auch das ihre.

Josephine war der lichte Engel, der an Napoleons Seite ging. Sie begleitete ihn in das Schloß der Tuilerien, als er erster Konful geworden. Sie begleitete ihn in die Kirche von Notre-Dame, als er zum Kaiser gesalbt wurde, sie begleitete ihn nach Mailand, als er sich die eiserne Krone Karls des Großen selbst auf das Haupt setzte.

Als Josephine ihn verließ, da hatte ihn sein guter Genius verlassen. Es war im Jahre 1801, als Napoleon glaubte, der Staatsflugheit dieses Opfer bringen zu müssen. Er trennte sich von Josephinen, dieser echten Tochter des französischen Volkes, die alle Grazie, alle Anmut, jede Lebenswürdigkeit desselben hatte, um eine Tochter des kaiserlichen Hauses von Oesterreich zu heiraten. Am 1. April 1810 ward die jugendliche Erzherzogin Maria Louise die Gemahlin Napoleons.

Und Josephine? Wie ertrug sie die Trennung? Wie edle Naturen jeden edlen und gerechten Schmerz ertragen: schweigend! Sie zog sich in die Einsamkeit des Schloßes von Malmaison zurück, welches ihr zur Residenz angewiesen worden war. Hier vereinigte sie ihre ehemaligen Freunde um sich, hier pflegte sie die Blumen, die sie liebte, hier that sie Gutes für die Armen und Kranken der Nachbarschaft, hier verfolgte sie mit Stolz zuweilen und zuweilen mit banger Besorgnis die fernere Laufbahn des Mannes, der sie einst geliebt und den sie ewig lieben wird, — und hier, wenn es Niemand sah, weinte sie leicht . . .

Auch nach seiner Vermählung mit Marie Louise von Oesterreich besuchte Napoleon Malmaison und Josephine zuweilen; ihren Sohn Eugen machte er zum Vizekönig von Italien, und ihre Tochter Hortense, die er ganz be-

sonders liebte, vermählte er mit seinem Bruder Louis Napoleon, König von Holland.

Aber Josephine verließ den Ort freiwilliger Verbannung niemals.

Hier lebte sie fünf einsame Jahre — fünf Jahre: Man bedenke, wie viel das war für sie, die im wechselnden Leben so viel Großes gesehen und erfahren, aber immer handelnd — und hier zur Unthätigkeit, zum stummen Duldnen verurteilt! Und immer mit der einen bange Empfindung, daß der Mann, mit dem sie zum Gipfel menschlicher Größe hinaufgestiegen, verwirrt von dem Glanze seines Ruhmes eines Tages vielleicht stürzen könne, stürzen müsse! „Ich verlasse Dich,“ hatte sie ihm damals gesagt, als der Entschluß der Scheidung gefaßt und ausgeführt wurde, „ich verlasse Dich, ohne daß mein Herz weniger stark für Frankreich schlägt als ehedem. Aber ich fürchte, daß diese Krone, die Du mir jetzt vom Haupte nimmst, der Vorbote größeren Leides ist. Ich wollte, ich irrte mich.“

Die Stimme ihres Herzens sollte sie nicht betrogen haben! Sie hatte nur zu wahr prophesiezeit!

Und es war am 31. März 1814, daß die Heere der Verbündeten ihren Einzug in Paris hielten.

Die Weltherrschaft Napoleons war zertrümmert, er selbst ein Flüchtling. Verlassen von den Meisten, düster, schwankend zwischen bitterem Trost und den Ratschlägen der Vernunft, verbrachte er mehrere Tage in Fontainebleau, und in einer Nacht versuchte er durch ein Morphiumpräparat, welches er seit dem Brande von Moskau stets bei sich getragen, seinem Leben ein Ende zu machen. Aber die Vorsehung hatte ihn für noch härtere Prüfungen aufbewahrt.

Während er so in Fontainebleau war, bedroht von den nächsten Entschlüssen, den Alliierten, war Malmaison der Versammlungs-ort ihrer ausgezeichneten Männer und Josephine der Gegenstand ihrer wärmsten Verehrung. Der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, Kesselrode, Humboldt und viele Andere von den berühmten Fremden waren ihre häufigsten Gäste.

Eines Tages gab sie denselben ein Diner. Infolge desselben verschlimmerte sich ein Halsübel, an welchem sie schon seit längerer Zeit gelitten. Es nahm einen beunruhigenden Charakter an, und ihrem Arzt blieb es kein Geheimnis, welchen Ausgang die Krankheit nehmen würde. Aber auch während der letzten Tage noch bewahrte sie ihre Sanftmut und Geduld. Redouté, der berühmte Blumenmaler, kam auf ihren besonderen Wunsch nach Malmaison. Sie bat ihn, nicht an ihr Bett zu kommen, weil sie für ihn Aussteckung befürchtete. Alsdann bezeichnete sie ihm zwei Pflanzen, die er zeichnen möge, und während Redouté zeichnete, erhob sich die Kranke, trotz ihrer früheren Abmahnung, als sei ihre Nähe gefährlich, und blickte dem Maler über die Schultern, bald auf die Zeichnung, bald auf die Blumen, diese Tropenblumen, die noch vor kurzem weit, weit über die See, aus der Heimaterde von Martinique gekommen waren, um hier, unter dem kälteren Himmel zu sterben, wie sie! Dabei lehnte sie am Kamin, matt, halb zusammengebrochen. Am 29. Mai 1814 war Josephine tot.

Ihr letzter Gedanke war bei dem unseligen Manne gewesen, der vom Thron gestoßen, von Frankreichs Erde verbannt war. Der Tod hatte sie in einem für sie und für ihn schrecklichen Moment dahingegenommen, aber das Schrecklichste hatte er ihr doch ersparen wollen, das Auslösen von Napoleons Herrlichkeit, jenen Traum von hundert Tagen, und den gräßlichen Zusammensturz für immer.

In der Dorfkirche von Neuve, dicht bei Malmaison, wurde Josephine begraben. Denn hier wollte sie ruhen, nicht in jener rauschenden Metropole, wo sie groß und glücklich gewesen, nein hier in der Stille des Dorfes, wo sie gelernt hatte, dem Glück und der Größe zu entsagen. Die beiden kleinen En-

kel der Kaiserin folgten dem Trauerzuge, ebenso die russischen Generale Sacken und Cernitschew, die auf Befehl ihrer Kaiserin erschienen waren, die Herren von Kesselrode, von Humboldt, eine große Schaar von Marschällen, Künstlern und Gelehrten, zuletzt ein Detachement russischer Kavallerie. Und so mit militärischen Ehren wurde eine Frau bestattet, die nicht aufgehört hatte, Kaiserin zu sein, nachdem man ihr die Krone genommen; und auf ihrem Grabe gab ihr Hortense, die Mutter eines künftigen Kaisers, das letzte Lebewohl!

Ein Jahr später stand ein Flüchtling, ein Verbannter an ihrer Gruft. Vier Tage blieb er in Malmaison, vier Tage lang konnte er sich von den Erinnerungen, den Qualen, den Selbstanklagen nicht losreißen. Immerfort war es ihm, als rufe die Stimme eines Geistes ihm die Worte zu: „Ich fürchte, daß die Krone, die Du mir jetzt vom Haupte nimmst, der Vorbote größeren Leides ist!“ Diese Worte, die einst Josephine in einem verhängnisvollen Augenblicke gesprochen, hatten sich erfüllt — jetzt, wo sie tot war, und er, ein Proskribierter, an ihrem Grabe stand. Es war Napoleon. Die hundert Tage waren zu Ende, die sieben martervollen Jahre von St. Helena lagen vor ihm. Er ging ihnen entgegen mit dumpfem Gefühl, den Schutzhengel, den ihm die Vorsehung gegeben, mit eigener Hand von sich gestoßen zu haben!

Nächtliche Gäste.

Reise-Erinnerung von C. v. Bobman.

Der Winter 1901/1902 brachte in Rußland und Polen große Massen Schnee's; die Folge davon war, daß Rudel von Wölfen, vom Hunger getrieben, sich bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen heranwagten und manchen Schaden anrichteten. Menschen und Vieh sind den Bestien zum Opfer gefallen, so manches Gefährt wurde im Schnee von den Wölfen überrascht und die Insassen trotz aller Gegenwehr von den wütenden Thieren zerissen. Jüngst noch meldeten die Zeitungen einen solchen aufregenden Vorfall, den die Passagiere eines die Steppe durchbrausenden Eisenbahnzuges wahrnehmen konnten. Solche Meldungen erinnern mich lebhaft an ein Abenteuer, das ich vor mehreren Jahren auf meiner Reise im asiatischen Rußland erlebte.

Wir waren während des ganzen Tages in einem zum Schlitten umgewandelten Kiosk gefahren und erreichten endlich gegen Abend S., eine der auf der Grenze liegenden Festungen, welche die Bestimmung haben, der Regierung jeden Augenblick feste Punkte darzubieten, um die räuberischen Horden der Tartaren und Kirgisen im Zaume zu halten. Wir hatten in der furchtbarsten Kälte und bei häußerhohem Schnee, welcher jedoch schon vor vierzehn Tagen gefallen war, eine Reise von zwölf Stunden gemacht und waren sehr froh, endlich unter Menschen zu kommen. Die kleinen Pferde hielten vor einem der niedrigen Häuser, welche das Dorf zu bilden schienen und im Schnee fast vergraben waren. An Hausknecht oder Stellner zu denken, wäre lächerlich gewesen. Ich trug daher meinen Koffer selbst ins Haus und schenkte die grämlichen Blicke des Wirthes, welche zwischen der bis in die Augen gedrückten Pelzmütze und dem struppig langen Seitenhaar hervorglöhnten, nicht zu bemerken, da ich aus Erfahrung wußte, daß diese halbwilden Automaten nur durch herrisches Betragen angeregt werden können. Dem Empfange entsprach die Belöstigung. Da Suppe, Kaffee, Rumtsch oder Grog unbekanntere Größen waren und mein süddeutscher Magen an dem aus Pfeffer, Branntwein, Honig und kochendem Wasser bereiteten, dort sehr beliebten Getränk kein Behagen fand, so mußte ich mich für Klöße und Hering entscheiden. Die Babuschka, die Mutter des Wirthes, ein würdiges Seitenstück zu demselben, bereitete aus Roggenmehl und Wasser einen Teig, schnitt ihn in mehrere

gleiche Stücke und walzte diese so lange, bis sie die Form eines Stückes von zwei bis drei Ellen angenommen hatten. Dann trat sie an den Kamin, auf dessen heller Flamme schon ein eiserner Kessel mit siedendem Wasser stand. Nun schwang sie das eine Ende des strickförmigen Teiges unter den linken Arm, drückte es mit dem Ellbogen fest und hielt das untere Ende mit der linken Hand. Während nun die rechte Hand abriß und in den Kessel warf, schob die linke den Strick immer weiter vor, je nachdem er sich durch das Abreißen verfürzte. Jetzt goß die Babuschka das Wasser ab, bereitete eine Sauce von Speck und gebratenen Zwiebeln und brachte die Klöße in Gesellschaft mehrerer Niesenhöringe auf den Tisch. Wir speisten Table d'hôte. Ich versuchte einen Klöß, allein da ich mich meine zusammengesetzten Zähne nach dem Durchbeißen nur mit der größten Mühe auseinander bringen konnte, so mußte ich Verzicht leisten auf diese Speise. Unbegreiflich aber war es mir, wie meine Tischgenossen diese sibirischen Leckerbissen so schnell überwandten, denn der Inhalt des Kessels verringerte sich zusehends; allein das Räthsel löste sich bald: die Klöße wurden ungekaut verschluckt. Der Häring war thranig und ungenießbar, aber nicht so ohne Salz, wie die zähen Klöße. Als mein Wirt bemerkte, daß ich nur trockenes Brod aß, gab er mir zu verstehen, daß ich, da er mich für einen Militär halte, wohl in der Zitabelle eine bessere Aufnahme finden möchte. Entschlossen, wie jeder Reisende sein sollte, zog ich die nötigen Erkundigungen ein und begab mich mit einem Führer nach der Zitabelle, die kaum hundert Schritte entfernt war. Wir passirten einige Schanzen und Zugbrücken, ehe wir in den ersten Hof eintraten. Es war sehr finster, doch konnten wir die Hofmauer und dunklen Häusermassen erkennen. Ich war gemeldet, eingelassen, legitimirt und sehr freundlich empfangen. Da die Offiziere ein einförmiges, der Verbannung ähnliches Leben führen, so mußte ihnen die Erscheinung eines Fremden, der alle Länder Europas kannte, mehr als willkommen sein. Nur fünf Offiziere waren gegenwärtig. Wir setzten uns um das Kaminfeuer, eine dampfende Bowle, Bärenschinken, Astrachaner Kaviar u. ließen mich bald die Ambrosia der Babuschka vergessen. Ich mußte bis in die Nacht hinein das Buch meiner Erinnerungen ablesen. Endlich wurde es zu spät, daß ich aufbrechen wollte. Eben als ich das Versprechen gab, auch den andern Tag bei ihnen zu bleiben, trat ein junger Kosak herein. Beim russischen Militär regierte, wie noch heute, der Kantschu; das Benehmen des bildhübschen Kosaken war daher mehr knechtisch, als soldatisch. Wir schenkten dem Rapport, der nur an den Kommandanten gerichtet war, wenig Aufmerksamkeit, als aber die Worte: „Schoitim Lak“ (die Teufel sind da) erfolgten, sprangen alle kampfbereit und mit blitzenden Augen auf, und drängten sich um Zwankoi, welcher nun erzählte, daß die äußersten Posten das immer näher rückende Geheul von Wölfen vernommen hätten.

„Ist noch Alles gut im Stände?“ unterbrach ihn der Kommandant.

„Ja, Pan!“ antwortete Zwankoi. „Soll ich?“

Nach einem bejahenden Wink entfernte sich Zwankoi mit leuchtenden Blicken, worauf sich der Kommandant zu mir wendete: „Wir sind vielleicht im Stände, Ihnen ein Abenteuer anzutreiben, das Ihnen unvergesslich werden dürfte. Wir müssen den Wölfen eine derbe Lektion geben, um sie uns einige Zeit vom Hals zu halten. Schon vor vierzehn Tagen war der Plan vorbereitet, wurde aber durch Unvorsichtigkeit eines Soldaten vereitelt. Da Zwankoi jetzt mit seinen Gehälfen schon in voller Beschäftigung ist, so müssen wir auch das Unserige thun.“

Auf Befehl des Kommandanten wurden die Lichter ausgelöscht und wir begaben uns in die Hintergebäude, so daß auf dem Hofe die

tieffte Ruhe herrschte und Alles im Schlafe begraben schien.

„Sie glauben nicht,“ flüsterte mir der Kommandant zu, „welche wunderbare und unbegreifliche Schärfe der Sinne, welche Vorsicht und welcher Instinkt diesen Bestien zu teil geworden ist. Nur der wütendste Hunger vermag sie in die Falle zu locken, obgleich sie auch da keinen Augenblick eine ihnen drohende Gefahr vergessen. Vor vierzehn Tagen hatten wir sie bereits zwischen den beiden Zugbrücken, als sie zu unserem Staunen plötzlich Kehrt machten und entflohen. Zwankoi, welcher bei Jagden dieser Art groß geworden ist und sich dadurch den Beinamen „Wolfsjäger“ erworben hat, entdeckte endlich nach vieler Mühe, daß die Bestien ganz frische Menschenspuren in dem Lehm aufgefunden hatten, und wirklich ergab es sich, daß einer von meinen Leuten aus Neugierde nach den Wölfen ausgehen hatte.“

Das Geflüster des Kommandanten wurde durch das Stampfen und Wiehern eines Pferdes unterbrochen. „Gut, gut!“ sagte er, „Zwankoi ist also fertig, wie ich höre. Erwarten wir die Dinge, die da kommen werden.“

Ich drängte mich an den Kommandanten, um die nötige Auskunft zu erhalten. Kaum hörbar sagte er zu mir: „Zwankoi hat eine Bitterungskline von großen Nasstücken bis in den innern Hof geleitet. Welche Ingredientien er sich zu dieser Bitterung bedient, habe ich niemals von ihm erfahren können. Einen alten Hengstklepper haben Sie selbst gehört; diesen hat nämlich Zwankoi im Hofe angebunden. Ein Stück glimmenden Schwammes unter dem Schweife bewirkt nun, daß der Klepper seine letzten Kräfte zu einem schmerzlichen Geschrei anstrengt, um die Wölfe, die den angelegten Nasstücken der Bitterungskline folgen, bis in den innern Hof zu locken. Wenn sie herein sind, so schließt sich das Hofthor durch eine Vorrichtung, welche der auf der Lauer liegende Zwankoi leitet, und wir haben dann wieder einige Zeit Ruhe vor diesen ungeliebten Nachtgästen.“

Jetzt wurde Alles still. Man unterbrückte fast das Atmen, denn wir waren in der gespanntesten Erwartung. Milde vom Reiten und der Erwartung verfiel ich bald in einen leisen Schlaf, aus dem mich etwa nach einer Stunde ein Pistolenschuß weckte. Jetzt folgte das regste Leben. Schnell wurde Licht angezündet. Zwankoi stürzte mit brennender Fackel herein, die hellen Freudenthränen rollten in seinen kranken Bart.

„Lak! Lak!“ schrie er und eilte wieder hinaus. Wir hatten Mühe ihm zu folgen, und begaben uns nun in das zweite Stockwerk des Vordergebäudes, wohin der unermüdete Zwankoi schon die nötigen Diener und Soldaten beordert hatte. Fünfzehn bis zwanzig Fackeln, die an der Außenseite des Hauses in dazu bestimmte Ringe gesteckt waren, wurden nunmehr angezündet und verbreiteten Tageshelle. Jetzt traten wir an das geöffnete Fenster, von welchem aus wir den ganzen Hof übersehen konnten. Nie wird der entsetzliche Anblick aus meinem Gedächtnisse entschwinden, der sich hier meinen Augen darstellte. Der innere Hof wimmelte von Wölfen, so daß man gar nicht imstande war, sie zu zählen, aber sie berührten weder den Klepper, der in seiner Todesangst nach allen Seiten ausschlug, noch die Nasstücke, sondern rissen die blutgerigen Rachen weit auf und heulten so gräßlich, daß wir, selbst an meinem sicheren Standorte, das Haar zu Berge stieg. Sie ahnten nur zu deutlich das Schicksal, das ihnen bevorstand. Einige von ihnen griffen in verzweiflungsvollem Kampfe einander an; andere raunten in gestrecktem Galopp hin und her und suchten vergeblich einen Ausgang; sie stießen die Köpfe an das Thor, wühlten die Erde auf und bissen sich in ihr eigenes Fleisch; ja sie setzten sich auf die Hinterfüße und streckten die Vorderbeine mit heulendem Grollen in die Luft. Zwankoi

stand neben mir. Er deutete auf die Bestien, erklärte mir manches und legte ihnen die zärtlichsten Namen bei.

„Ei, mein Kästchen!“ rief er, „hast du heute die Rolle mit der Maus vertauscht? Und du, mein teurer Freund! Ist dir zu warm? Warte, ich will dir nachher dein Röcklein ausziehen, das mir recht behaglich sitzen soll. Aber du, süßer Junge! sitzt ja so still und lanernd da. Noch will sich das sanfte Lämmlein nicht zu deinem Abendjuchmause einfinden. Ist heute Nacht nichts mehr, liebes Herz, es möchte dir wie Blei im Magen liegen.“

Die weiteren Befehle des Kommandanten setzten diesen zärtlichen Ergießungen ein Ziel. Man reichte mir ein Gewehr und ich erlegte sieben der Bestien. Zwankoi, der mir immer laden mußte, zitterte, als ob er das Fieber hätte, denn die Schießgier ließ ihm keine Ruhe. Allein an die strengste Subordination gewöhnt, warf er nur sehnüchlich bittende Blicke auf den Kommandanten, bis dieser ihm lächelnd erlaubte, zu feuern. Auch hier zeigte sich Zwankois Ueberlegenheit, denn sein Schuß ging jedesmal durch den Kopf, um das kostbar gestreifte Pelzwerk nicht fehlerhaft zu machen.

Unterdessen waren die anderen Herren auch nicht unthätig gewesen, und endlich lagen sämtliche Bestien tot auf dem Plage. Aus Vorrecht, daß eine derselben noch nicht ganz verendet sein möchte, gingen wir erst am folgenden Morgen hinab.

Da dieser Anblick aber nur ein blutiger und jenes unerklärliche Jagdvergnügen mit dem Tode der Tiere verschwunden war, so will ich hier den Vorhang fallen lassen und nur so viel sagen, daß ich nach zwei Tagen meine Reise fortsetzte und noch heute einen Pelz von jenen durch mich erlegten Wölfen trage.

Allerlei.

* Doch et was. „Haben Sie denn gar kein Andenken von Ihrer Schwiegermutter, die auf so traurige Weise in Afrika angekommen ist?“ — „Leider nicht; das Einzige, was wir haben aufreiben können, das ist die Photographie des Kannibalen — der sie geirresen hat.“

* Rückblicksvoll: Chef (zum neuen Kommiss); Ihr Vorgänger war ein sehr anständiger Mensch. Zum Beispiel, wie er gestorben ist, hat er das im Urlaub gethan.“

* Die Millionärstochter. „Siehst Du, liebe Laura, hier ist mein Lieblingsplätzchen... und hier auf dem Kissen, da knien immer die Leutnants!“

Buchstabenrätsel.

AK ¹/₂

Ankündigungen aus voriger Nummer:

Arithmogryph. Amstel, Fetisch, Geograph, Herbarium, Amulet, Neptun, Jellam, Sommer, Tombola, Nachen, Nil, — Afghanistan.

Pyramidenrätsel; Messalina. Ergänzungsaufgabe: Warte nur, Warte nur, — Der Frenkeling kommt mit Sang und Schall, — Mit frischem Ornen schmeißt sich die Flur, — Es schlägt im Busch die Nachtigall.

Sirienkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 7. März. Thomas von Aquin, Sirienlehrer. • St. Rochus: Abends 8 Uhr Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter mit Predigt. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Karmelitesen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Fest. Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachm. 1/2 8 Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenjelen-Andacht. Samstag, 8. März. Johann von Gott, Ordensstifter. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 11, 14-28. „In jener Zeit fuhr Jesus über das galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brod kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Philippus antwortete ihm: Brod für 200 Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas Weniges bekomme. Da sprach Einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrode und zwei Fische hat; allein was ist das für so Viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, theilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; dergleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stückein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stückein von den fünf Gerstenbroden, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermal auf den Berg, er allein.“

Die Wunderthaten Jesu.

II.

Es war um die Zeit des Osterfestes. Aus allen Gegenden von Judäa und Peräa, ja, von Idumäa, von Tyrus und Sydon, zihen die Juden in Schaaren hinauf gen Jerusalem, um Jehova im Tempel anzubeten und zu preisen dafür, daß Er einst so wunderbar Sein Volk aus der Knechtschaft der Ägypter befreit. Auf diesem Pilgerzuge nach Jerusalem oder begegnen viele dem Gott menschen, der gekommen war, nicht allein Israel, sondern die ganze Menschheit von einer schwereren, als bloß äußerer Knechtschaft, zu erlösen. — Die jüdischen Pilger haben alleamt von dem großen Propheten von Nazareth bereits gehört; der Ruf Seiner Wunderthaten ist längst bis zu ihnen gedrungen, und seit langem haben sie sich gelehnt, Ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen: jetzt sehen sie Ihn in der That vor sich! Und was sie sehen, ist mehr, viel mehr als sie erwartet haben: diese Hoheit und Güte in Seinem äußeren Wesen, diese Weisheit und Gewalt in Seinen Worten, diese staunenerregende Gotteskraft in Seinen Werken, — das hat sich ihnen vordem an Niemanden geoffenbart! Gleichwohl mögen manche Pilger vorübergezogen, manche nur kurze Zeit verweilt und dann weiter gen Jerusalem gewandert sein, aber die Weisen können sich nicht von Jesus trennen, sie folgen Ihm, wohin Er Seine Schritte wendet, neue Schaaren treten hinzu, und bis auf fünf-

tausend (die Weiber und Kinder nicht mitgerechnet) mehret sich ihre Zahl. Da sie aber bereits drei Tage in den abgelegenen Gegenden jenseit des Galiläischen Sees Ihn gefolgt sind, und ihr kleiner Reisevorrat aufgezehrt ist, so entsteht die Frage: Woher werden wir Brod kaufen, daß diese essen? Denn sollten sie ungepekt von dannen ziehen, so würden viele unterwegs verhungern. Wenn Jesus sich zunächst an Philippus, weil dieser aus jener Gegend (aus Bethsaida) stammte, wenn der Herr an die Jünger überhaupt mit jener Frage sich wendete, so geschah es, sie zu rufen: Er weiß, woher Er Brod nimmt für so Viele!

Zweifellos bewunderst Du, lieber Leser, mit mir das Verhalten der vieltausendköpfigen Volksmenge, die da den Herrn umgibt. Wir sehen es wohl alle Tage vor uns, wie eitle Neugier oder Gewinnjucht oder eine sinnliche Leidenschaft die Menschen so zu beherrschen vermag, daß kein Weg ihnen zu lang, keine Mühe zu groß scheint; — wie erfreulich, ja, wie erhebend ist es, daß hier auch einmal das wahrhaft Gute und Heilame eine so große Menge mit der gleichen Macht anzu ziehen vermag! Wenn eitle, nützige Zwecke so oft hinreichen, ganze Schaaren mit einem Mute zu erfüllen, der allen Schwierigkeiten und Beschwerden trotzt, — hier fand sich eine große Volksmenge, die, obchon den herben Mangel empfindend, trotzdem sich nicht entschließen konnte, aus der Nähe Jesu zu

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. März.** Vierter Sonntag in den Fasten. Franziska, Ordensstifterin. Evangelium nach dem hl. Johannes 6, 1-13. Epistel: Galater 4, 22-31. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Marian. Jungfrauen-Kongregation. Nachm. 1/4 Uhr Andacht und Vortrag für dieselben. Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben.
- Montag, 10. März.** 40 Martyrer von Sabaste.
- Dienstag, 11. März.** Rosina, Jungfrau.
- Mittwoch, 12. März.** Gregor der Große, Papst. St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Fastenpredigt nach derselben Rosenkranz-Andacht. Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr sechste St. Josephs-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. St. Anna-Stift: Neunter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 13. März.** Ernst, Abt. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensamt. Nachmittags 5 Uhr Versammlung der Mitglieder des christlichen Mütter-Bereins mit Vortrag. Clarissen-Klosterkirche: Abends 6 Uhr Bestraube vor ausgelegtem Hochwürdigstem Gute.
- Freitag, 14. März.** Mathilde, Kaiserin. St. Andreas: Neunter Freitag zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Predigt mit Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 1/4 Uhr Fasten-Segensmesse.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

Scheiden. So feierlich hatte Er einst ermahnt und verheißen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das Andere wird euch hinzugegeben werden.“ — und wie herrlich hat Er dieses Wort nun hier erfüllt! Und Viele haben seitdem dieselbe göttliche Fürsorge dankbar rühmen und preisen dürfen!

Doch es wird Zeit, daß wir — im Anschlusse an die vorige Betrachtung — uns mit dem Wunder selbst beschäftigen: mit fünf Broten und zwei Fischen speist der Herr weit über fünftausend Menschen, wobei zwölf Körbe voll Brotsamen übrig bleiben, nachdem alle gesättigt sind. — Auch hier, lieber Leser, steht wieder das Wunder in Parallele neben den uns bekannten regelmäßigen Erscheinungen der Natur. Alljährlich wird wenig Nahrungsmittel (Körner) ausgesät; dieser vermehrt sich in Jahresfrist durch das Wirken der Natur so, daß zuletzt die vielen Millionen ihre Sättigung finden; ja in reichen Jahren bleibt nach dieser Sättigung mehr in der Hand der Menschen übrig, als sie ursprünglich ausgesät hatten. Auch hier begegnet uns wieder jenes wunderbare Zusammenwirken in den Kräften der Natur vom Kleinsten hinauf bis zu den Gewalten, die den Erdball bewegen. Auch hier ist wieder das Eine durch das Andere bedingt, und die eine Kraft muß in ihrem Wirken auf die andere warten, sodas der Zeitraum eines Jahres zur Vollendung erfordert wird. Allein — ebenso wie beim Weine — reicht das Erzeugnis dann auch für die Bedürfnisse eines ganzen Jahres aus. Jesus aber vollendet durch Seinen bloßen Willen in einem einzigen Augenblicke jene Vermehrung der Nahrung, zu der alle Gewalten der Natur ein Jahr hindurch wirken müssen.

Auch hier erscheint Jesus also wieder nicht nur als der Herr unserer Nahrung, sondern der eine nämlliche Wille, der diese Brotvermehrung wunderbar vollführte, muß auch die Herrschaft besitzen über Boden, Wasser, Luft, Licht und Sonne; er allein kann in jenen Gesezen herrschen, durch die sich der Erdball bewegt, auf daß der dem Wachstum auf Erden nötige Wechsel der Jahreszeiten entstehe.

Bekanntlich vollendet die Erde im jährlichen Prozesse des Wachstums unsere Nahrung nicht vollkommen; was sie uns im Getreide bietet, das kann der Mensch nicht ohne Weiteres als Nahrung gebrauchen: es muß vorher durch menschliche Thätigkeit gleichsam zu einer vollkommeneren Reife gebracht werden. Andererseits aber hat das gebackene Getreide in der Brotsform, die es zur Nahrung geeignet macht, zugleich seine Lebenskraft zur Fortpflanzung vollständig eingebüßt. Allein für die Macht des Herrn verschwindet dieses Hindernis: fertiges Brot, das die Natur nicht mehr im Wachstum nach ihrer Art zu vermehren im Stande ist, muß in der Hand Jesu dennoch sich unmittelbar vermehren, denn diese Hand ist die allmächtige Hand Gottes.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu der Anordnung des Herrn bezüglich der übrig gebliebenen Brotsamen: Der hl. Franz v. Assisi sah einst in einem merkwürdigen Traumgesichte sich selber emsig damit beschäftigt, zerstreute Brotsamen zu sammeln; darauf ward ihm befohlen, eine Art von Brotscheibe daraus zu kneten und unter seine Ordensbrüder zu verteilen; viele von ihnen nahmen die Gabe willig, andere aber lehnten sie verächtlich ab und wurden sogleich vom Auszuge befallen. Die Deutung dieses Traumes blieb Franziskus nicht fremd, und sie mag auch uns lehrreich werden. Die Brotsamen sind die einzelnen Begebnisse und Lehren, die die Evangelien enthalten; sie sind mannigfaltig und oft vereinzelt; jeder pflegt sie und da etwas davon aufzulesen, doch nicht im lebendigen Zusammen-

hange. Die Kirche aber, als die vom Geiste Gottes Belebte, hat alle diese Einzelheiten in den Normen der Glaubens- und Sittenlehre vereinigt und bietet sie als nährendes Brot ihren Kindern dar. Wer dieses Brot annimmt, wird hier das Leben der Gnade und droben das Leben der Herrlichkeit in Jesu gewinnen. S.

Eine Schlittensfahrt.

Eine Skizze aus dem Beamtenleben von Joseph Buchhorn.

„Das war im Winter 1878 oder 79 — genau weiß ich's nicht mehr“, begann der alte Bohlmann. „Der Kalender pendelte Winter; aber nicht nur der Kalender. Denn allen Wetterpropheseungen zum Trost lockte die prächtige Frühjahrs Sonne; die Bäume und Sträucher begannen zu knospen und hie und da steckten verfrühte Blüten ihre Köpfe aus dem Erdrich. . . . Mit einem Male wechselte die Scenerie. Im Frühling legten wir uns zur Ruhe und im Winter wachten wir auf. Fühhoch lag der Schnee auf den Straßen — und draußen, auf dem freien Lande, grühte ein dem Lande ganz ungewohntes sauberes Wesen. . . .“

Ich stand damals in Geldern, einem historisch denkwürdigen, von baumbestandenen Wäldern eingeschnürten und langreihigen Straßen durchquerten Ort, in den die kleine Garnison — eine Schwadron Düsseldorf'scher Mannen — etwas Farbe trug. Wie's heute aussieht, weiß ich nicht; ich bin seit ca. 20 Jahren nicht mehr dort gewesen. . . .“

Ich war berittener Grenzaufseher, hatte eine Unmenge zu thun. Der Oberkontrolleur war kurz nachdem ich in das Amt versetzt worden, gestorben, jetzt hatte ich meinen und seinen Dienst zu versehen. Tag und Nacht im Sattel, das war kein Vergnügen!

Mittlerweile war der Nachfolger meines Vorgesetzten ernannt worden. Es d uerte nicht lange, da traf er „frisch gestieft und frisch gepornt!“ in Geldern ein.

Nun ging der Ruck erst recht los! Der junge Herr wollte im Handumdrehen seinen in Paranthese ausgedehnten Bezirk kennen lernen — hierhin und dorthin, bei gutem und bei schlechtem Wetter und — immer zu Fuß. In den ersten Tagen machte mir die Sache Spaß. Gott, wozu hat man seine gesunden Gliedmaßen? Wozu war man mit Leib und Seele Soldat gewesen? Als aber eine Woche vergangen war, und meine Liebe das Stallleben überdrüssig war — sie philosophierte anscheinend, daß sie als königlich preussisches Beamtenpersönlich nicht nur dazu engagiert worden war, jeden Mittag in die Schwemme geritten zu werden — erklärte ich dem Oberkontrolleur, daß ich als berittener Grenzaufseher angestellt wäre.

Was das heißen sollte? Ob ich wagte, ihm Vorschriften zu machen? . . . Ich bedeutete ihm in aller Subordination, daß von „Vorschriften machen“ keine Rede wäre, daß ich aber — — bei ihm gäbe es kein „aber“. Er wolle, ich müsse. . . .“

„Wart nur“, dachte ich; „wir werden schon sehen, wer von uns beiden den anderen nötiger hat, Du oder ich. . . .“

Obwohl dieser Satz ganz leise gedacht wurde, hatte der Ober in der nächsten Zeit bereits Gelegenheit, das Ergebnis meines Denkens sehr deutlich zu merken.

Bisher hatte ich den Dienst gemacht und er hatte ihn gutgeheißen. Jetzt ließ ich ihn den Dienst machen, und den konnte niemand, selbst er nicht, nicht einmal bei der ausgesprochensten Vorliebe für sich gutheißen. Das war ein Durcheinander! Ganze Posten blieben unbelegt. Kam man zur Kontrolle, fand man keinen Beamten; mußte man am an-

dern Tage auf: „ja, ich hatte gestern P. 15.“ Natürlich, da P. 15 im Süden von Geldern lag, konnte der Betreffende nicht gleichzeitig auf D. 12 im Osten zur Stelle sein.

Von 9—11 Uhr des Morgens war der Herr Oberkontrolleur nicht zu sprechen, weder persönlich noch dienstlich, oder er wäre sehr persönlich geworden. Was er während der Zeit trieb! Das hatte ich bald heraus. Ein paar Mannenunteroffiziere, die ich von Köln her kannte, erzählten mir, daß er zwischen 9 und 11 Uhr die schwierigsten Reitskudens trieb. Viel wäre dabei bislang noch nicht herausgekommen; wohl aber wäre er im Laufe der Zeit schon sehr weit heruntergekommen.

Das kam davon! . . . Warum machte man Assistenten zu Oberkontrolleuren, die keine Ahnung vom Reiten hatten, die einen Gaul nur vom Hörensagen kannten. Sporen und Schlepplabel allein thun's nicht, sondern das Reiten „so mit und bei den Sporen ist“ . . .“

Solange die verfrühte Lenzesonne vom Himmel lachte, war gegen die Spaziergänge nichts einzuwenden. Nun aber der Schnee fuhhoch den Boden bedeckte, rebellierte ich ganz energisch. Herrgott, ich war doch nicht umsonst alter Artillerist, der seinen Gaul auf österreichischen und französischen Schlachtfeldern gezügelt hatte; ich war sogar ein Jahr bei den schwarzen Husaren gestanden. Zur Erinnerung an einen Wetter, der bei Königgrätz neben mir verblutet war — ich hatte die Lauferei satt und —

Als ich aller Vorschrift zuwider bei dem Bestrengen eintrat, streckte er mir jovial die Hand entgegen, hieß mich niedersitzen, bot mir eine Cigarre an, und meinte: „Sagen Sie 'mal, mein lieber Bohlmann (lieber Bohlmann — na das kann gut werden, dachte ich), was halten Sie von meiner Idee (.o Gott, jetzt hatte er auch noch eine Idee! Diese hatte ich vorher nie bei ihm bemerkt) — der Schnee liegt ziemlich hoch; das Wetter ist klar; es wird sich halten — Wie wär's mit einer Schlittensfahrt durch den Bezirk? Heute Abend Punkt 10 von meinem Hause ab?“

Ich hielt natürlich von der beabsichtigten Schlittenspartie nichts, gar nichts. Eritens kannte ich die Kluppen seines Gauls nicht, zweitens die des meinen um so besser; der ging nie im Schlitten; drittens, wer sollte fahren; ich konnte ein wenig, er aber konnte nichts und ich wettete 100 gegen 1: er wollte fahren. Dazu kam, daß ihm das Terrain so gut wie unbekannt war, und wenn, was absolut nicht ausgeschlossen schien, ein Schneegestöber losbrach, dann saßen wir in der Patzche drin. . . .“

„Na, erlauben Sie 'mal,“ unterbrach er meinen Gedankengang und seine Stimme klang schon bedeutend weniger lebenswürdig als bei der Begrüßung, „was in des Ruckucks Namen überlegen Sie denn so lange —? Ich hoffe doch,“ — sein Organ gewann zischend an Festigkeit — „daß Ihnen mein Vorschlag gefällt?“

„Rein,“ erwiderte ich ihm mit derselben Tonstärke, „Ihrem Vorschlage vermag ich nicht beizutreten; denn erstens —“

„Oho! Sie wollen nicht —?“

„Rein!“

„Und wenn ich verlange, daß Sie sich meinen Anordnungen fügen?“

„Ich bemerke nochmals, daß ich berittener Grenzaufseher bin —“

„Schön,“ hohnlächelte er; „das Argument ist schlagend. . . . Aber Ihren Gaul bitte ich um 9 Uhr an meiner Wohnung bereit zu halten.“

„Auch das bedauere ich, ablehnen zu müssen. Mein Gaul geht nicht im Schlitten und dann, wenn ein Unglück passiert — tragen Sie den Schaden?“

„Unglück —? Hahaha! Das ist also des Pudels Kern? Sie sind zu — feige mitzufahren?“

„Herr Oberkontrollleur, ich muß Sie ganz gehorjam, aber auch ganz energisch bitten, sich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen! Ich habe drei Feldzüge mitgemacht — so werden Sie mir gegenüber wohl kaum die Berechtigung haben, von Feigheit zu reden.“

Er stugte.

„Regen Sie sich nicht gleich so auf — Ihr Ton ist eigentlich nicht recht passend —“

„Das kann ich von Ihrer letzten Bemerkung auch nicht behaupten —“

„Sie wollen also nicht —?“

Er schien ein „Nein“ zu erraten. Da packte mich, ich weiß nicht war's Wut über die „Feigheit“, war's Trost? War's, was es immer war, — ich richtete mich straffer auf:

„Schön, Herr Oberkontrollleur, Sie sollen Ihren Willen haben — wir fahren heute Abend. Mein Gaul steht zu Ihrer Verfügung. Was aber nachfolgt, kommt auf Ihre Rechnung.“

Kurz nach 10 Uhr fuhren wir in die Nacht. Am Himmel stand kein Stern und der Wind schüttelte den Schnee von den Bäumen.

Meine Niese hatte einen „schlechten Tag“. Beim Satteln bockte sie, und nur schwer gelang es mir, sie in eine vernünftige Gangart zu bringen, als ich durch Gelderns stille Straßen der Wohnung des Oberkontrollleurs zritt...

Der war fidel und siegesmuthig.

„Geben Sie acht,“ meinte er, „die Fahrt wird famos.“

Am Anfang ging's auch. Die Niese tänzelte zwar etwas seitwärts; aber das gab sich, sobald wir die offene Chaussee vor uns hatten. Wacker griffen die beiden Säule aus. Ich brauchte die Peitsche fast garnicht.

„Na, nun werde ich 'mal fahren —“

Ich wollte ihm wehren.

„Nee, lassen Sie man; ich kann's gerade so gut wie Sie.“

Das sollte sich sehr bald schon als irrig erweisen. Er knallte den Thiere die Peitsche um die Ohren und diese, einer derartigen Behandlung nicht recht zugänglich, rissen aus. Die Bäume hasteten im Fluge vorbei; der Schlitten holperte über die zur Linken und Rechten des Weges liegenden Chausseesteine. Jeden Augenblick befürchtete ich ein Malheur: mich im Graben wiederzufinden oder mit dem Schädel an einen Baumstamm anzuschlagen.

„Nehmen Sie die Zügel wieder an sich, Bohlmann! Donnerwetter das wird doch —“

Rack, der Schlitten flog zur Seite — das war noch einmal gut gegangen...

Ich versuchte mein bestes, die Thiere in eine weniger gefährvolle Gangart überzuleiten. Zu spät! Da war jede Anstrengung vergeblich. Stumm gab ich ihm die Riemen zurück. Er biß die Zähne zusammen und murmelte etwas, was schwerlich einer Schmeichelei ähnlich war.

Ich wollte mich orientiren und spähte in das Dunkel. Auch das gelang nicht...

Man hört oft sagen: ein Unglück kommt selten allein. Ich habe das immer für einen Unsinn gehalten. Aber an jenem Abend ward das Wort Wahrheit...

Langsam erst, dann immer schneller fielen die weißen Flocken hernieder, und nach einer kurzen Zeit schon deckte eine ziemliche Schicht den Boden. Die Säule wurde erregter und unruhiger; sie bogen in bedenklicher Weise vom Wege ab, so daß — — —

Herrgott! Da sah ich plötzlich zur Rechten ein paar Lichter aufleuchten und wieder verschwinden. Das war der Engshof. Noch 5 Minuten und wir mußten über die schmale Niesbrücke, die aus ein paar zusammengelegten Brettern ohne Geländer bestand. Das konnte nett werden. Ich machte den Oberkontrollleur auf das Gefährliche der Situation aufmerksam.

„Mir gleich,“ brummte er.

„Aber mir nicht“ entgegnete ich. „Meine Frau.“

Meine Frau!? Die saß zu Hause und bangte sich um mich. Jetzt beschwichtigte sie vielleicht das Jüngste. „Gleich kommt Papa wieder. Der bringt Dir was Schönes mit. Nur still, Maus, still —“

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Immer näher ging's auf die Brücke zu — schon hörte ich das Plätschen des Wassers — da schnallte ich meinen Säbel ab, warf ihn auf die Straße und im Augenblick darauf lag ich im Schnee; ich fühlte einen Druck am Schädel, einen Moment nur, dann war's vorüber...

Als ich wieder zur Besinnung kam, hatte das Schneetreiben aufgehört. Ich richtete mich auf und versuchte, die erstarrten Hände warm zu reiben. Die Stirne schmerzte. Ich fuhr mit den Fingern über die wehe Stelle — sie blutete. So gut es ging, wusch ich die Wunde mit dem frischen Schnee rein. Meinen Säbel fand ich dicht neben mir. Langsam kam ich in die Nähe. Der linke Fuß wollte nicht recht. Die Waffe als Stock humpelte ich Schritt vor Schritt vorwärts. Hinter der Brücke stieß ich auf ein paar Ueberbleibsel des Schlittens. Von dem Oberkontrollleur und den Pferden keine Spur.

Nach einem viertelstündigen qualvollen Marsch kam ich an eine Chausseeschenke. Ich pochte an. Die Leute waren schon wach.

„He is all hier“, flüsterte die alte Mutter.

„Wer?“

„Dä Inschpektor.“

„Ja“, sagte der junge Wirth, der aus einer Seitenthüre trat. „wi hebb öm in 't Bett legt. He is en bäten better. Aeres sin Fot is broken.“

Als ich in die Stube trat, streckte er mir die Hand entgegen.

„Nehmen Sie's nicht krumm, Bohlmann; Sie haben Recht gehabt. Ein berittener Grenzaufseher gehört auf den Gaul. Ich bin heilfroh, daß Sie da sind — ich hatte solche Angst —“

Das war ehrlich.

Kräftig erwiderte ich seinen Händedruck.

„Lassen Sie's gut sein, Herr Oberinspektor. Die Nacht hat uns näher gebracht, als wenn wir schon Jahre zusammengearbeitet hätten.“

Am andern Morgen fuhr uns der Bauer nach Geldern zurück.

Die Freude meiner Frau, daß ich lebend zurückkam, ist nicht zu beschreiben. Eine Woche freilich lag ich fiebernd darnieder.

Und die Pferde? Das war das Drolligste an der ganzen Sache. Die waren bis Kevelaar durchgerast und hatten vor der „Post“, meinem Absteigequartier gehalten.

Ihnen war nichts zugestoßen.

Der Oberinspektor hat niemals wieder, mochte der frisch gestrorene Schnee auch noch so locken, nach einer Schlittensfahrt Verlangen getragen. Die eine hatte ihm für viele genügt.

Die Preußen kommen!

Humoreske aus vergangenen Tagen.

Von W. Wimmer.

Sanft und freundlich schien die warme Sonne hernieder auf das friedliche Städtchen im Sachsenlande und keine Wolke war am ganzen blauen Sommerhimmel zu bemerken. Desto mehr aber hatte sich der politische Horizont umzogen mit gewitterschwangerem Gewölk. Vor drei Tagen nur erst war der für den deutschen Bund so verhängnisvolle Majoritätsbeschluß gegen Preußen in der Frankfurter Bundesversammlung gefaßt worden und heute bereits ging das Gerücht, daß sich

die preussische Armee gegen die Grenze des Königreichs Sachsen in Marsch gesetzt habe. —

Im Ratzkeller, am Markt des Städtchens, ging es ziemlich lebhaft zu. Es war Nachmittag und die Honoratioren des Städtchens meditierten über die möglichen Chancen der Politik auf Grund der neuesten Nachrichten in den aus Dresden und Leipzig eingetroffenen Zeitungen, und wie immer gab es auch hier Optimisten und Pessimisten, von denen erstere noch immer nicht recht an den Ausbruch ernstlicher Feindseligkeiten glaubten, während letztere Sachsen bereits als ein einziges Blut- und Leichenfeld mit Trümmerhaufen anstatt der Städte und Dörfer ansahen.

Auf dem Marktplatz vor den Fenstern des Ratzkellers hatte eine Seiltänzertruppe die Bewohner des Städtchens wie auch Landleute aus den umliegenden Dörfern um ihre künstlerischen Produktionen versammelt, welche die Masse des Volks die politischen Verwicklungen vergessen ließen, wogegen drinnen im Ratzkeller die politische Unterhaltung derjenigen durch die Seiltänzer vorgezogen wurde.

„Sehen Sie, Herr Rathmann, ich habe es immer gesagt, daß es einmal zwischen Preußen und Oesterreich zum Kriege kommen mußte,“ äußerte ein behäbiger Bürger gegen seinen Nachbar am Viertisch, einen sehr würdig aussehenden kleinen Mann mit einem vollen Gesicht, indem er sein Glas Patriarch zum Munde führte und einen Zug daraus that.

„Ja,“ erwiderte der Andere, „das ist schon richtig, es hätte sich aber jedenfalls vermeiden lassen, unser Sachsen mit hinein zu verwickeln, aber unsere Regierung ist leider auf die preussischen Bedingungen nicht eingegangen.“

„Leider? wollen Sie sagen?“ entgegnete der Erstere heftig; „haben Sie nicht in der letzten Zeit die Leipziger Abendpost gelesen? Solche Bedingungen! Und da wollen Sie leider sagen?“ —

„Was ist denn da draußen auf einmal los; es wird doch kein Unglück passiert sein!“ fuhr hier plötzlich ein anderer Gast, welcher bis dahin zum Fenster hinausgesehen hatte, von seinem Stuhle auf.

Die beiden Politiker nebst sämtlichen anderen Gästen sprangen ebenfalls auf und drängten sich an die offenen Fenster des Lokals.

Unter der Volksmenge entstand plötzlich von einer der auf den Markt einmündenden Gassen her ein Gewühl und: „Es klang herauf wie Stimmengewirr,“ so daß auch der auf „dem hohen Trapez“ seine Virtuosität zeigende Künstler stuhig wurde, einen Augenblick auf dem Seil balancierend in seinem Gange innehielt, plötzlich, die Balancierstange wegwerfend, pfeilschnell an einem der niedergehenden Seile herabglitt und im nämlichen Augenblick auch unter der Volksmenge verschwand.

Gleichzeitig erscholl aber auch schon der Schreckensruf aus hundert Kehlen: „Die Preußen kommen!“

Die Menge zerstob sofort in alle Winde. —

Nur einzelne Gruppen bemerkte man noch hier und da, größtenteils vor den Thüren der Häuser. Die größte dieser Gruppen stand vor der Thür des Ratzkellers und zählte etwa sieben oder acht Mann, unter ihnen der Kellerwirt und ein Fremder.

„Wer hat denn die Nachricht gebracht?“ fragte eben der Fremde.

„Ja, ich kenne den Mann auch nicht,“ entgegnete der Wirt; „er sagte mir nur, er sei vom nächsten Dorfe hereingelaufen, weil es dort Flüchtlinge erzählt hätten. Das zwei Stunden von hier gelegene Dorf B. stehe in hellen Flammen, es sei bei dem Gefecht, was die wenigen Sachsen dort mit den Preußen, die in Uebermacht angerückt seien, gehabt hätten, in Brand geschossen worden.“

„Das scheint mir nicht gut glaublich,“ bemerkte der Fremde. „Denn wir müßten doch bei einem so nahen Gefecht den Geschützdonner hier gehört haben!“

„Nun,“ entgegnete der Wirt, „er wird es aber doch nicht lügen, der Mann, er hat ja übrigens selbst den Rauch überm Walde drüben gesehen! Schüsse sind auch gehört worden.“

Es entstand eine kleine Pause im Gespräch. Ein dumpfer Knall ließ sich jetzt hören.

„Da, da hören Sie, daß der Mann recht hat!“ rief der Kellerwirt angsterfüllt und mit kläglicher Miene; „das Gefecht kommt immer näher.“

„Aber Sie sollten doch sehen, daß Sie unter diesen Umständen nach Leipzig kämen,“ wandte sich der dicke „Abendpostpolitiker“ vorwurfsvoll an den Fremden.

„O, was das betrifft, davor ist mir gerade nicht bange,“ erwiderte dieser. „Die Preußen sind ja keine Menschenfresser und . . .“

Seine Rede wurde hier durch den Ton eines Hornsignals unterbrochen.

„Mein Gott, da sind sie schon!“ rief der Katskellerwirt, indem er das Hasenpanier durch die Hausthür nach der Gaststube ergriff.

Die Anderen stürzten ihm nach, nur der Fremde, in der That ein Leipziger, blieb vor der Hausthür stehen.

Raum aber hatten sich die wackeren Kleinstädter in den Restaurationsräumen geborgen, als der draußen stehende Fremde in ein schallendes Gelächter ausbrach; denn die Horntöne erklangen wiederholt und gleich darauf bog aus der Gasse, welche nach außen auf die Chaussee mündete, ein Postwagen auf den Markt ein — die lustigen Weisen des Postillons hatte man in der Angst und von fern für preussische Signale gehalten.

Daß aber der Postwagen nicht zu gewöhnlicher Stunde kam, war wieder ein böses Omen und man beschloß, sich beim Herrn Postmeister sofort nach diesem Zusammenhange zu erkundigen.

Man erfuhr denn dort auch, daß die Post nach Leipzig bestimmt, in G. nicht weiter befördert worden wäre, weil man dort bestimmt wissen wolle, daß Leipzig bereits bombardiert worden und teilweise ein Aischhaufen sei.

Raum hatten die Herren den Postmeister verlassen, als ein neuer Unglücksbote ihnen begegnete und erzählte: die Preußen, welche nichts verschonten und auf ihrem Wege alles verwißtet hätten, seien bereits im Anmarsch auf die Stadt, man könne sie auf der Chaussee auf der Höhe vor der Stadt heranmarschieren sehen.

„Nun, das könnten wir uns ansehen, es ist ja ganz nahe bis zu dem bezeichneten Standpunkte,“ meinte der Fremde.

Zurück und zögernd folgten ihm seine Begleiter bis vor die Stadt.

Wirklich sah man in der Entfernung von etwa dreiviertel Stunden von der gegenüberliegenden Höhe herab auf der Landstraße eine lange Staubwolke sich langsam dem Städtchen nähern.

„Nun, wollen Sie jetzt noch streiten?“ fragte der Katskellerwirt halb ängstlich, halb triumphierend den Fremden.

Diese Staubwolken konnten ja niemand anders als eine preussische Division bergen.

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte der eifrige Abendpostleser, die Hände windend, „ich habe immer fest nad tren zu König und Vaterland gestanden, ich habe immer Recht und Wahrheit mannhafte verteidigt; was soll nun aus mir, aus meiner Frau und Kindern werden?“

„Flüchten Sie, aber sofort!“ rief Herr Rathmann.

„Ja, wenn ich nur wüßte wohin?“ jam-

mete ratlos der Rechtsverteidiger. „Es soll ja ringsum alles voll Preußen sein; ach, mein Weib und meine Kinder!“

Der Fremde hatte unterdes ein Fernrohr aus der Tasche gezogen, durch welches er ruhig die Staubwolke musterte, welche sich langsam der Stadt näherte. Auf die letzte Jeremiade des ehrfamen Bürgers wendete er sich aber doch, das Glas abgehend, lächelnd herum.

„Schade, Herr Erberg,“ wandte er sich an den Jammernden, „schade, daß Sie ein Schneider und kein Schuster sind, sonst hätten Sie sich für solche Fälle ein Paar Siebenmellenstiefel machen können.“

Anstatt aber Härterkeit hervorzurufen, bewirkte diese Bemerkung nur Unwillen, dem der Katskellerwirt in beredten Worten Ausdruck gab.

„Ich dünkte aber doch,“ erwiderte er dem Fremden, „daß Sie als geheimer Mann in so schwerer Zeit keine schlechten Rats machen dürften, zumal da Sie, wie Sie uns erzählten, selbst Familie zu Hause haben, von deren Schicksal Sie seit Ihrer vorgefertigen Hierherkunft kein Sterbenswörtchen wissen. So etwas zu sprechen, ist sehr leichtsinnig von Ihnen!“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht meiner wegen, Herr Wirt!“ bemerkte der Fremde sarkastisch und setzte sein Glas wieder an die Augen.

Wieder ließ sich ein dumpfer Donner hören. „Herr Jesus, sie schließen wahrhaftig wieder!“ rief der Schneider zitternd aus.

„Und das Mal war es ganz in der Nähe!“ bekräftigte der Katskellerwirt.

Während dieser Vorgänge war es sieben Uhr abends geworden, die Staubwolke war nicht mehr weit von der Stadt entfernt.

„Mein Gott, ich höre schon die Militärmusik; wahrscheinlich haben die dort unsere Sachen umgangen“ rief der Schneider wiederholt.

Doch die vermeintliche Militärmusik kam nicht von der Chaussee draußen, sondern von der Stadt her.

Alle spitzten in der bangen Erwartung, an dieser Stelle vielleicht gefangen oder föhliert zu werden, die Ohren.

„Thun Sie Ihr Perspektiv weg!“ rief ängstlich der Kellerwirt dem Fremden zu, „wir werden sonst, wenn das die Preußen sehen, als Spione behandelt!“

Der Fremde drehte sich lächelnd um und that, wie ihm geheißen. In dem Augenblick kam die angebliche preussische Regimentsmusik näher; sie tönte, wie man jetzt deutlich hören konnte, aus der Stadt heraus und eine Minute später bog um das letzte Haus an der Straße — eine Anzahl Lehrburschen, deren einer zu dem abendlichen Spaziergange einer Ziehharmonika den Duppeler Marsch abquälte.

Verblüfft schauten sich die lieben Bürger an und noch verblüffter wurden sie, als ihnen der Fremde mitteilte, daß die dort auf der Chaussee sich dem Städtchen nähernde Staubwolke von — einer Herde Schafe herrühre. Das letztere wurde ihnen auch bald durch den Augenschein bestätigt.

„Aber das Schießen heute Nachmittag bis vorhin, was soll denn das gewesen sein?“ rief der ängstliche Schneider immer noch zitternd und ungläubig aus.

„Was denn für ein Schießen?“ fragte eine Stimme hinter der Gruppe, die an einem Fußwege stand.

Ein Mann im Schurzfell und Hemdärmeln, die Jacke über die Schulter geworfen, stand hinter ihnen. Dieser war der Trager.

„Nun, wir haben den Nachmittag über mehrmals und noch vor einer halben Stunde Geschützdonner gehört“, erwiderte ihm der Katskellerwirt, „und da muß doch in der Nähe ein Gefecht gewesen sein.“

„Wenn Sie sich nur nicht irren“, entgegnete ihm der Mann; „ich arbeite mit in den Steinbrüchen da draußen und wir haben verschiedene Schuß Steine gesprengt, der letzte Schuß war ein sehr starker, der ging gerade vor Feierabend los, das wird so eine halbe Stunde her sein.“

Damit sagte der Mann guten Abend und ging weiter.

Der Fremde lächelte, steckte sein Fernrohr zusammen und in die Tasche, und forderte die guten Bürger zur Heimkehr auf.

Diese folgten etwas beruhigt, nur der Schneider war noch in großen Aengsten. Was half's, daß man noch heute Ruhe hatte; wenn nun die Preußen morgen einrückten und vergaltten ihm — Verräter giebt es ja überall — seine patriotische Gesinnung, sein Gefühl für Recht und Wahrheit, auf dem Sandhaufen, vielleicht gerade hier an dieser Stelle, mit der Kugel vor den Kopf. — Es sollte ja niemand geschont werden, hatte er ganz bestimmt gehört.

Doch es kam nicht so schlimm. Zwei Tage später rückten wirklich mehrere preussische Regimenter am frühen Morgen ins Städtchen, nebst ein paar Schwadronen Kavallerie. Ein Regiment blieb auf kurze Zeit da und wurde bei den Bürgern einquartiert. Herr Erberg, der in einer Nebengasse wohnte, hatte noch gar keine Ahnung davon, als seine Stubenthür anging und in der Oeffnung fünf preussische Soldaten sich präsentierten, von denen einer ihn fragte, ob sie hier recht bei Meister Erberg seien, sie sollten bei ihm Quartier nehmen. Als er dies hörte, fiel ihm ein Stein vom Herzen und freundlich nahm er die Gäste auf.

Nie hat er über die Preußen — es kamen noch mehrmals welche — raifonniert; ja er bedauerte sogar, wenn die Soldaten wieder abrückten, daß so hübsche und freundliche Leute sich todschießen lassen müßten. — Von Leipzig erfuhr man, daß es nicht zusammenbombardiert worden sei.

Rätsel.

Ob ich klein bin oder groß,
Ich habe nichts als Plagen.
Lasten heben, dazu dien' ich bloß,
Aber das noch laß Dir sagen,
Mit mir wird auch genannt
Ein Dichter in dem Schwabenland.
Und steht der Mittelaut doppelt gar.
Dann stellt sich noch ein Dichter dar,
Der in Holstein einst geboren war.

Buchstabenrätsel.

RRRRR) G
RRRRR) richt

Logogryph.

Mit D an Deiner Hand
Mit B im grünen Wald,
Mit G in Deinem Mund,
Mit S am Kleide rund.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Buchstabenrätsel: Akademie.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 14. März. Katholische, Kaiserin. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Fastenmesse mit Segen; abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Kreuzweg mit Predigt. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Segenmesse, abends 7 Uhr Kreuzweg • Andacht und Fastenpredigt. • St. Petrus: Während der ganzen Fastenzeit ist an jedem Freitag abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Kreuzweg • Andacht und um 8 Uhr Fasten • Predigt. • St. Rochus: Abends 8 Uhr Andacht und Predigt zu Ehren der Schmerzhafsten Mutter Gottes.

Samstag, 15. März. Longinus, Martyrer. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segenmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steyer.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag in der Fasten (Passions-Sonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 8, 46-59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort: darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht: es ist Eines, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn Jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ich sage, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde: Er sah ihn, und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehedem Abraham ward bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verparc sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Die Wunderthaten Jesu.

III.

Der Passionssonntag heißt so, weil heute die Kirche ganz besonders mit dem Leiden des Erlösers sich zu beschäftigen beginnt. Ueber den liturgischen Brauch, die Kreuzbilder in der Passionszeit zu verhüllen, sagen die Erklärer der Liturgie, daß dadurch an die Demütigung des Herrn erinnert werden soll, der sich nach dem heutigen Evangelium Seinen Verfolgern entzog: eine unerhörte Erniedrigung, daß ein Gott sich verbirgt, um der Wuth der Menschen zu entgehen! Ueber, lieber Leser, vereinst im Gerichte wird es umgekehrt sein; die Feinde des Erlösers werden rufen: „Ihr Berge, falset über uns, ihr Hügel, bedeket uns!“ — Auf den Geist der Kirche eingehend, sollen wir, lieber Leser, in der Passionszeit das Bild des Gekreuzigten um so lebendiger in unsern Herzen tragen.

Der hl. Johannes hat in einem seiner Sendschreiben gesagt, wer sich für sündenlos halte, der sei ein Opfer der größten Selbsttäuschung. Und der Bistherapostel Paulus bezeichnet sich selbst als den größten Sünder, als einen Elaven der Sünde, als einen Menschen, dem nichts Gutes innenohnt! Also reden diese heiligmächtigsten Apostel! Ja, wollte der größte Heilige den Ausdruck thun: „Ich bin heilig; in mir ist keine Sünde,“ — würde er da nicht augenblicklich seine Strahlenkrone

in unsern Augen verlieren? Würde er sich nicht geradezu verächtlich machen? Der Traum der Heiligkeit kann ebensowenig hier auf Erden verwirklicht werden, wie unsern übrigen Träume: vor dem Ideal des Guten stehen wir ebenso machtlos da, wie der Künstler vor dem Ideal des Schönen; hat er ein Meisterwerk auf die Leinwand geworfen, das von aller Welt angestaunt wird, so sagt er sich selber dennoch: Ach, ich werde das mir vorschwebende Ideal nie erreichen! Ähnlich entringt sich jenen edlen Seelen, die nach Tugend und Vollkommenheit unablässig streben, oft und oft der Schmerzensruf: Ach, ich werde es niemals erreichen!

Hiervon giebt es nur eine Ausnahme. Einer nur konnte den Ausdruck thun: „Ich bin heilig, — wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Ja, noch mehr, lieber Leser! Dieser Eine, der Demütigste, Reinste, Weiseste unter allen, sprach: „Seid heilig, wie Ich heilig bin,“ — ohne befürchten zu müssen, daß diese eigentümliche und bei jeder Gelegenheit (dem Sinne nach) wiederholte Aufforderung Seine Strahlenkrone irgendwie verdunkelt hätte; Seine makellose Heiligkeit zu beteuern, trägt Er bei keiner Gelegenheit — auch nicht vor Seinen erbittertesten Feinden — das mindeste Bedenken. Niemals schlägt Er an Seine Brust; niemals sehen wir Ihn eine Thräne der Reue vergießen, weder im Garten Gethsemane noch auf Golgotha; niemals hören wir Ihn einen Gedanken oder ein

Kirchenkalender.

Sonntag, 16. März. Fünfter Sonntag in den Fasten. Heribert, Erzbischof. Evangelium nach dem hl. Johannes 8, 46-59. Epistel: Hebräer 9, 11-15. Anfang der österlichen Zeit. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachm. 3 Uhr Predigt mit Andacht. St. Lambertus: Monatssonntag des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie zu Nazareth. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche Osterkommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und an der Radenerstraße, um 1/9 für die Schule an der Neuhäuserstraße. Nachm. 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. St. Anna-Stift: Nachm. 8 Uhr Vortrag u. Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Dominikaner-Klosterkirche: Die hl. Messen um 6, 7, 8 und 9 Uhr werden als Primizmessen der neugeweihten Priester unseres Klosters gehalten.

Montag, 17. März. Gertrud, Abtissin.

Dienstag, 18. März. Cyrillus, Bischof.

Mittwoch, 19. März. Joseph, Pfleger Vater Jesu. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe zu Ehren des hl. Joseph von Seiten der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Predigt nach derselben Rosenkranz-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr siebenter St. Josephs-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

Wort oder eine Handlung bedauern! Zu Seinen Jüngern aber spricht Er: „Ihr, wenn ihr betet, so thut es mit den Worten: Vater unser, der Du bist in den Himmeln, . . . vergieb uns unsere Schuld!“ Aber Er Selbst bedacht Sich niemals dieser Formel.

So geheimnisvoll das Alles ist, lieber Leser, so leicht wird uns das Verständnis durch das eine Wort: Jesus ist der menschgewordene Sohn Gottes! So verstehen wir auch Seine staunenerregenden Wunderthaten, zu deren Betrachtung wir nun wieder zurückkehren.

Alljährlich am vierten Sonntage nach Erhellung des Herrn erzählt uns der hl. Matthäus von der wunderbaren Stillung des Seesturmes: ein großer Sturm erhob sich auf dem See, so daß das Schifflein der Jünger mit Wellen ganz bedeckt wurde. Er aber schlief. Und Seine Jünger traten zu Ihm, weckten Ihn und sprachen: „Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde!“ Und Jesus sprach zu ihnen: „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingäubigen!“ Dann stand Er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: „Wer ist Dieser, daß Ihm die Winde und der See gehorchen?“ — Wir begreifen, lieber Leser, sehr wohl das Staunen des Volkes, das Zeuge dieses Wunders war, denn wo ist die Macht, die den Sturm erfassen kann? wo soll sich die Hand habe finden, um Ihn festzuhalten in seiner zerstörenden Wut? Und mit welchen Mitteln können die Wogen des Meeres beruhigt werden? Machtlos und hilflos steht das ganze Menschengeschlecht mit seinen schwachen Kräften und eiteln Ratschlägen der zerstörenden Gewalt dieser Elemente gegenüber.

Wer den Sturm einhalten soll, dessen Gewalt muß höher reichen als der Luftkreis, und wer die Meereswogen beschwichtigen kann, dessen Macht muß tiefer reichen, als die Tiefen des Meeres. Ihm müssen ja alle jene Gesetze unterthan sein und ihre Macht verbanken, die bei der Bewegung des Sturmes und beim Schwanken des Meeres von nah und fern mitwirken haben. All' dieses Ungreifbare muß er zu fassen wissen, auf daß er es jüglic nach seinem Willen und es ihm diene und gehorche. Nur eine einzige Macht giebt es, die in dieser Weise unmittelbar die Natur beherrscht: es ist die göttliche Macht Jesu!

Diese Seine göttliche Macht hat Jesus einst Seinen Zeitgenossen vor Augen gestellt, von denen die einen glaubten, die andern aber ungläubig blieben, — gerade wie in unsern Tagen. Die Gottheit Jesu leuchtet uns Christen, lieber Leser, strahlend entgegen aus Seinen Wundern, zumal aus Seiner Auferstehung und Himmelfahrt.

„Wer aus Gott ist“, d. h. wer ein Kind Gottes ist, „der höret Gottes Wort, — der nimmet Gottes Wort auf in gläubigem Herzen, auf daß es bis zu hundertfältiger Frucht bringen kann. Beachten wir, lieber Leser, besonders in der hl. Passionszeit diese erste Mahnung unseres Herrn!

Das Porzellan

Zur Erinnerung an den Erfinder des Weißenei Porzellans, Joh. Friedr. Böttger, † am 13. März 1719. — Von Erich Hundtmeister.

Die Werkzeuge, mit denen der Mensch seine Nahrung sich erjagte, die Geräthe aus denen er sie nahm, sind wohl die ältesten Kulturgegenstände. In der Grotte zu Niremort in Frankreich haben sich Bruchstücke von Töpfen, vermischt mit Knochen antediluvianischer Thiergattungen, und in Dänemark neben Messern und Beilen von Feuerstein, Scherben von Töpferarbeit gefunden. Die Erfindung der Töpferkunst in China wird in das Jahr 2698 vor Christo gesetzt. — Die

Töpferkunst wäre also der erste Kulturzweig. Bei den alten Völkern des Orients, den Babyloniern und Aegypten war schon ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung die genannte Kunst in Ausübung; denn auf den Reliefs der in Niive gemachten Ausgrabungen, ebenso auf den Wandbildern alter ägyptischer Gräber, finden sich zahlreiche Gefäße, Trinkbecher und Weinkrüge vor. Auch die Israeliten kannten schon die Töpferscheibe und die Glas der Griechen gibt uns eine Schilderung der Handhabungen des Töpfers. Durch Benutzung der Gefäße für den Tempeldienst gewannen die Erzeugnisse der Töpferkunst einen erhöhten, einen künstlerischen Wert, und es ist also sehr natürlich, daß das kunstbegabteste Volk des Alterthums, die Griechen, diesem Zweige zuerst diese erhöhte Bedeutung gab. In griechischen Städten wurden nachweislich im achten Jahrhundert vor Christo schon irdene Gefäße, namentlich zum Hausgebrauch gefertigt, und schon damals Gegenstand eines bedeutenden Ausfuhrhandels wobei der ganz bedeutende Vortheil der dortigen Bevölkerung zu Statten kam, daß mehrere Striche Griechenlands einen Thon lieferten, der durch seine Feinheit und Geschmeidigkeit für die Gefäßfabrikation besonders geeignet war, daher diese antiken Amphoren (Mischkrüge) und Hydrien (Wasserkrüge) so dünne Wandungen haben, sich so leicht heben lassen, und trotzdem Jahrtausende überdauern. Die Blüthe der antiken Töpferkunst und Gefäßmalerei ist in dem fünften und vierten Jahrhundert vor Christo zu suchen.

Während in Europa in einem Zeitraum von fast sieben Jahrhunderten die Gefäßbildner in Thon gänzlich darniederlag, nahm sie dagegen in Aien bei den ältesten Kulturvölkern, den Chinesen, einen außerordentlichen Aufschwung. Dieselben kannten die Kunst, Gefäße aus Thon zu brennen, schon Jahrtausende vor Christo; die Erfindung des Porzellans jedoch fällt in eine weit spätere Periode, in den Zeitraum von 185 vor bis 88 nach Christo. Zuerst beschränkte sich dieselbe auf weißes Porzellan, bis später das blaue aufkam. Die neue Kunst war zu einer Staatskunst erhoben worden; sie war das Schoßkind der Kaiser, und jede Dynastie hatte ihre eigene Porzellanfarbe, blau, dann grün, dann gelb, und die älteren Porzellane standen bei den Chinesen höher in so hohem Ansehen, daß selbst Bruchstücke davon zu den höchsten Preisen gekauft und statt der Edelsteine an den Hüften der Mandarinen getragen wurden. Der berühmte, durch die Taipings zerstörte Porzellanthurm zu Ranking war 1431 erbaut 330 Fuß und neun Stockwerke hoch, und war mit in fünf Farben emailirten Steinplatten belegt. Es existirten in China drei sozial unterschiedene Klassen von Porzellan, die erste für den Bedarf des Kaisers, die zweite für die Beamten, und die dritte für das übrige Volk. In welchem Ansehen die Kunst bei diesem Volke stand, beweist die Existenz einer eigenen Gottheit, eines Porzellan-gottes.

Die Portugiesen waren es, welche in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts chinesisches Porzellan als Handelswaare nach Europa gebracht hatten, nachdem dasselbe vorher nur ausnahmsweise als kostbare Seltenheit dahin gelangt war. Von ihnen soll auch der Name Porzellan herrühren, weil im Portugiesischen ein Gefäß porcolana genannt wird. Woher eigentlich das Wort stammt, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Die allgemeine Annahme ist, daß der Name von den glänzenden Porzellanschneden hergeleitet ist, obgleich es auch gesagt ist, daß die genannten Thiere umgekehrt ihre Benennung erst von dem farbigen Glanze des Porzellans erhalten haben.

Die Gefäßbildner aus Thon, für welche man auch das Wort Keramik gebraucht, da das Wort „Töpferkunst“ nicht ausreicht, indem darunter nur das zweckliche und industrielle Gefäßmachen verstanden wird, taucht in Europa

zuerst wieder bei den Mauren auf, welche die bei den alten orientalischen Völkern schon längst bekannte Weise, den gebrannten Töpferthon mit einer blei- oder zinnhaltigen Glasur zu überziehen, wieder aufnahmen und dieselbe zur Anfertigung farbig glänzender Gefäße, und namentlich jener prächtigen Bauziegel verwandten, mit denen die Mauern des Morgenlandes und später altmaurische Gebäude in Sevilla, Toledo, und die Höfe der Alhambra belegt waren. Als eines der berühmtesten Ereignisse dieser Periode ist unter den Hohlgefäßen die berühmte Alhambra vase zu erwähnen, welche unter dem Plaster der Alhambra angeblich mit Gold gefüllt gefunden worden und deren Entstehung in das Jahr 1230 fällt. Vier Fuß hoch im Amphorenform ohne Fuß, die Herrathen und Tiergestalten blau, gold und kupferfarbig auf weißem Grunde, ist sie von solcher Schönheit, daß die Fabrik von Sevres sie im Jahre 1842 nach in Spanien aufgenommenen Zeichnungen kopiren ließ.

Die alten Kirchen S. Sisto und Sta. Apollonia zu Pisa schmücken runde Platten mit farbig glazierten Reliefs, welche der Tradition zufolge von dem Plaster der Herrathen, den die Bisener zu Anfang des zwölften Jahrhunderts gegen den maurischen König von Majorca oder Majorika, wie die Insel im Mittelalter auch namentlich von Dante genannt wurde, unternommen hatten. Hier haben wir den Uebergangspunkt der Kunst von Spanien nach Italien, und die Erzeugnisse derselben erhielten von der Insel den Namen Majoliken. Das charakteristische Merkmal derselben vor dem anderen ähnlicher Fabrikate ist ein Email, dessen Bestandteil Zinnoryd war, das undurchsichtig weiß und nach Erforderniß gefärbt war. Der Erfinder derselben war Lucca della Robbia, der es zuerst für plastische Kunstwerke in Anwendung brachte. Florenz und Faenza waren die ersten, die nach dem Tode des Erfinders sein Geheimniß anwendeten, und eine schöne ganz weiße, irdene Waare des Faence fabrizierten. Durch Vervollkommnung in Form und Farbe bilden diese Erzeugnisse noch heutzutage einen der geschicktesten und teuersten Kunstartikel. Den höchsten Aufschwung hatte dieser Industriezweig unter dem Herzog Guidobald von Urbino gewonnen, der große Summen verwendete, um die geschicktesten Maler für seine Majoliken zu erlangen, und kostbare, künstlerische Vorbilder für diesen Zweck, unter anderem Raphael'sche Zeichnungen erwarb, was später zu der Sage Anlaß gegeben, daß Raphael Sanzio selbst, angeblich aus Liebe zu einer schönen Töpferstochter zu Urbino, Majoliken gemalt habe. Eines der berühmtesten Fabrikate dieser Epoche ist das Majolika-Service, welches der genannte Herzog an den Cardinal von Este Farnese geschenkt, und welches durch Erbschaft an das Haus Bourbon übergegangen ist.

Von Italien ging die Faencefabrikation nach Frankreich über, wo sie in Bernhard Palissy einen neuen Luca della Robbia fand, dessen eigentümliche Weise darin bestand, daß die Flach- und Hohlgefäße nicht mit flachen Malereien geziert, vielmehr die Figuren und Ornamente stets erhaben und kolorirt ausgeführt sind. Berühmt sind seine sogenannten „pieds rustiques“, d. h. große Flachgefäße, auf denen nach der Natur modellirte und in ihren eigentümlichen Farben ausgestattete Fische, Krebse, Eidechsen, Schlangen, Muscheln und Pflanzen gruppiert sind und die als Schaustücke auf Schänktischen aufgestellt zu werden pflegten. Im Verlauf des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nahm die Fabrikation der emailirten Faences in Frankreich weiteren Fortgang. Am meisten kam das Fabrikat in Mode und Schwung durch die Geldnot Ludwig XIV., der im Jahre 1713 zur Bestreitung der Kriegskosten ein Silber-service hatte ausmünzen lassen. An Stelle desselben ließ er zu Rouen ein Tafel-service von gemalter Faence anfertigen, und nun gingen auch die übrigen Höfe an, auf Porzellan zu speisen, vielleicht auch aus Geldnot. Wie der Mangel

Ludwigs XIV. an Haupthaar die Allongeperrücken in Mode brachte, so sein Geldmangel das Porzellan.

In England war es ein heute noch unzählige Male genannter Mann, dem die Thonwaarenfabrikation außerordentlich viel verdankt. Josiah Wedgwood (spr. Wedschwud) in Staffordshire, welcher um das Jahr 1763 eine Fabrik einrichtete und aus dessen Etablissements zu Burslem und später zu Hettruria unter Anderen die wesentlich verbesserte feine Faience teils weiß, teils bemalt, und das gefärbte Steingut mit oder ohne Glasur hervorging.

In Deutschland zeichnete sich besonders Nürnberg in der Gefäßhüpferei aus. Dort gründete der Bildhauer Hirschvogel, der auf einer Reise nach Italien die Kunst emailirter Thonwaaren erlernt hatte, die erste Majolika-Fabrik. Doch beschränkte sich die deutsche Keramik, der Reizung der Deutschen zum Trinken entsprechend, auf die Herstellung von Trinkkrügen und von Osenkacheln, von denen uns namentlich auf der Nürnberger Burg Stücke von feinsten Zeichnung und Modellierung aufbewahrt sind. Die eigentliche Faience unterscheidet sich von dem Steingut durch eine dichtere, härtere und tönende Masse. Deutschland hatte dieselbe schon früh zu Krügen verbraucht; es gab zartgraues, gelbliches, braunes und blaues Steingut, endlich wurde das rote, feine, durch Böttger erfunden, und dieses leitete endlich zur Erfindung des echten Porzellans, wie es die Chinesen schon vor Anfang unserer christlichen Zeitrechnung gekannt hatten.

Gewöhnlich begegnet man der Behauptung, als sei die neue Erfindung des früheren Apothekerlehrlings Böttger nur durch einen Zufall geschehen, indem sein ursprünglicher Zweck die Erfindung einer Goldtinktur gewesen sei. Dem muß aber widersprochen werden, indem ausgemacht ist, daß Böttger wirklich unter der Leitung des sächsischen Grafen Tschirnhausen auf eine Nachahmung des echten Porzellans hingearbeitet hat, was ihm denn auch durch Anwendung der Porzellanerde im Jahre 1709 gelungen war.

Welches ist nun der Unterschied zwischen dem neu erfundenen Fabrikat und der bisher in Gebrauch gewesenen Faience. Derselbe besteht vor Allem in der Zusammensetzung des Materials, in der Härte des Fabrikats, das am Stahl Funken gibt und durch die Feile nicht angegriffen wird; ferner in seiner Durchsichtigkeit, in seinem klingenden Tone und dem feinkörnigen Bruche; zuletzt in der Eigenschaft, den höchsten Hitzegraden und dem stärksten Temperaturwechsel zu widerstehen, ohne zu zerpringen. Das Charakteristische der Glasur besteht darin, daß solche stets metallfrei, insbesondere frei von Blei oder Zinkoxyd ist, und daß das Glasurmaterial mit dem schnellbaren Bestandtheile der Masse in seinem chemischen Verhalten übereinstimmt.

Um in unserer Geschichte fortzufahren, so wurde der König Friedrich August I. von Polen durch Böttgers Erfindung veranlaßt, demselben die Räume der Albrechtsburg in Meissen zur Errichtung einer großen Manufaktur einzurichten zu lassen, und Böttger wurde der erste Direktor der berühmten Meissener Porzellanmanufaktur. Der Direktor jedoch stand dem Erfinder bei weitem nach, und erst unter seinem Nachfolger erhob sich der Meissener Porzellanmanufaktur zu einer Größe und Bedeutung, die in Europa bis zum heutigen Tage nur noch die Fabrik von Sevres bei Paris zum einzigen Rival hat. Böttgers Erfindung rief in allen Theilen Europas ähnliche Unternehmungen hervor, besonders waren die Fürsten die eifrigen Förderer des neuen Industriezweiges; wie jeder seinen Hofstaat nach Versailles Muster, so mußte er auch seine Porzellanfabrik haben. Die meisten der höflichen Fabriken gingen wieder ein, als die Kosten des Betriebes von den Erzeugnissen nicht gedeckt wurden, und von allen noch bestehenden öffentlichen Anstalten war die Berliner von Friedrich dem Großen sehr beschützt, die einzige, die von Anfang an einen namhaften Reingewinn

abwarf, der noch jetzt von Jahr zu Jahr trotz der Privatkonkurrenz im Steigen ist. Von größeren noch jetzt existirenden und mit der Berliner Fabrik in gleichem Range stehenden, auf Staatskosten betriebenen Etablissements sind die k. k. Porzellanmanufakturen in Petersburg und Wien zu nennen. Die Privatindustrie ist namentlich in Schlesien und Böhmen zu großer Vervollkommnung und Ausdehnung gediehen, besonders in Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Den ersten und obersten Rang behaupten aber, wie bereits bemerkt, noch Meissen und Sevres, sowohl in Material, Form, als Dekoration, Meissen im Rococo, Sevres in klassischen Formen. Ältere Fabrikate beider Etablissements werden von Liebhabern mit Gold aufgewogen. So wurden auf einer Auktion in London für ein Paar Sevresvasen von 14 Zoll Höhe, in Rosafarbe, aber wie es offiziell heißt „rosse Dubarry“ mit Amoretten in Medaillons 88,250 Mk., für eine königsblaue Tasse, mit zehenden Soldaten bemalt, 3201 Mk. bezahlt. Die bedeutendste Sammlung von Sevresfabrikaten befindet sich im Besitze des Königs von England und rührt von Georg IV. her, der noch als Prinz von Wales nach dem Ausbruche der Revolution die Sevresporzellane, welche die Räume von Versailles schmückten, an sich brachte, darunter manches frühere Besitztum der Königin Marie Antoinette. Von Meissener altem Porzellan befindet sich die bedeutendste Sammlung im Japanischen Palais in Dresden.

Vor hundert Jahren aß und trank noch der größte Teil des Volkes von Geschirren von Holz, die Begüterten aus solchen von Zinn. Porzellan war ein großer Luxus und nur bei großen Familienfesten brachte Frau Urgroßmutter Kaffeekanne und Tassen von Porzellan zum Vorschein. Heutzutage ist jeder arme Mann im Stande, seine Speise von einem Porzellanteller zu sich zu nehmen. Es wird ihm zwar nicht besser schmecken als seinen Vorkeltern, die von Holz oder Zinn speisten, aber es ist eine Ersparnis an Zeit und Mühe des Reinigens, und ebenso wie von der Seife kann man vom Porzellan sagen, daß sich in dem vermehrten Gebrauch desselben die wachsende Kultur eines Volkes zeigt.

Der gefangene Sonnenstrahl.

Von Edith v. Claar.

Wenn der strenge Winter die arme Erde in seinen Eisketten gefangen hält, schickt die Sonne mitleidig ihre goldenen Strahlen aus, daß sie der armen Gefesselten Muth und Hoffnung ins Herz küssen sollen, damit sie geduldig harre, bis der Frühling sie auf's neue zu schmücken kommt. Einst, als es auch recht kalt und stürmisch war, wanderte ein Sonnenstrahlchen über das weiße Schneebett, unter dem die Erde träumte. Die blendenden Flocken schimmerten und glitzerten unter seinen leuchtenden Tritten. Da dachte der Sonnenstrahl: „Der Winter kann doch nicht so herzlos und böse sein, als Alle klagen, er hat ja so zärtlich und liebevoll sein glänzendes Reit über die Erde gebreitet! Ich muß ihn mal fragen, ob er lieben kann!“ — Und schnell hüpfte das Sonnenstrahlchen zu einem niedlichen Bäumchen, auf dessen Zweige und Äste der Winter seinen Reif gestreut, klopfte an den glänzenden Schmuck und rief freundlich: „Winterkind, kannst du lieben, lieben, lieben, wie ich?“

Da schimmerte der Reif wie Purpur und Gold, die Zweiglein erzitterten vor Lust bei den zärtlichen Blicken, die sie so unversehrt trafen.

„O, dachte Sonnenstrahl, es ist zu schlüchtern, um zu antworten; ich will noch freundlicher sein, daß es dreister wird.“ — Und zärtlich die schimmernden Funken auf den schwanken Zweiglein küssend, rief er: „So sag' doch, daß du mich liebst, ich seh's dir ja an!“

Aber noch gab er den Glauben an des Winters Zärtlichkeit nicht auf.

„Es kommt mir darauf an, daß man das rechte Wort trifft, sein Herz zu öffnen — sprach er bei sich selbst — „ich will's noch einmal mit den Schneeflocken versuchen. Die sind vernünftiger und zugänglicher, als der dumme Reif. Ich weiß ja, wie sie unter sich tändeln und tanzen, die werden mir schon Antwort geben!“

Aber der Reif erschrak vor dem feurigen Gaste, fing an zu weinen in seiner Angst und wäre fast vor Thränen zerflossen, wenn nicht der Sonnenstrahl, ärgerlich über das einfältige Winterkind, schnell fortgegangen wäre.

Und schnell schwebte Sonnenstrahl zur nächsten Dachrinne, auf der die zarten Flocken lagen und sprach: „Brüder und Schwesterlein, sprecht, kumt ihr lieben und zärtlich sein, wie ich?“

Da erröteten die Flocken bei seiner Frage und blinzelten mit ihren glänzenden Augenlein, als dürften sie das Geheimnis ihrer Liebe nur nicht ausplaudern — der Sonnenstrahl aber verstand sie.

Außer sich vor Freuden setzte er sich zu ihnen, umarmte und herzte sie und die Schneeflocken erglänzten immer strahlender und reizvoller bei seinen feurigen Küssen. Schon flossen ihre großen, glänzenden Freudenthränen von der Rinne — gewiß hätten sie ihr liebliches Geheimnis dem Sonnenstrahl zugestüßert, wäre nicht plötzlich des Winters boshafter Sohn, der wilde kalte Nordwind, auf sie eingebrungen. Der schalt ihre Weichherzigkeit, verhöhnete sie und spottete ihrer Thränen und wandelte sie zur Strafe in lange, kalte, starre Zapfen um. Das Sonnenstrahlchen aber fing er arglistig und sperrte es unbarmerzig in die düsteren Eiszapfen.

Und da sitzt es nun in dem kalten Eisgefängnis und sehnt sich zürlich zu seinen freundlichen Gefährten.

Seine klagenden sehnsüchtvollen Blicke dringen durch die farblosen Wände, daß sie schimmern und blitzen wie Gold und Edelstein, aber es hilft ihm alles nicht!

Nur wenn die Sonne kommt und mit ihrem großen warmen Gottesauge auf den armen Gefangenen blickt, thauen seine eisigen Mauern und das freigewordene Sonnenstrahlchen entschließt seiner Gast, vereint sich in selbiger Freude mit seinen andern leuchtenden Brüdern in der freien schönen Gottesluft und die Menschen blicken segnend zu den holden Hoffnungsboten ewiger Liebe empor!

Das Gemälde.

Skizze von B. Bimer.

Zur Zeit als Aeneas Sylvius Piccolomini Statthalter von Rom war, lebte in dieser Stadt ein rechtschaffener Mann, dessen hohes Alter und wankende Gesundheit ihn verhinderte, ihn und seine große Gattin, wie er bisher gethan, von dem Erwerbe seines Geschäftes zu ernähren. In solche Bedrängnis war der Mann geraten, daß er sich genöthigt sah, das wenige noch übrige Hausgerät seiner Erhaltung wegen aus der Hand zu verkaufen. Unter des Mannes Habe befand sich auch ein kleines Gemälde von Rafael, dessen Wert er aber nicht zu schätzen wußte. Um jedoch einiges Geld daraus zu lösen, vertraute er sich einem Maler an, der es besser verstand, mit den Gemälden anderer zu handeln, als deren selbst herzubringen. Kaum hatte dieser die Leinwand erblickt, als er auch die Meisterhand und den Wert derselben erkannte. Die Unerfahrenheit und Not des guten Alten mißbrauchend, sprach er von dem Gemälde als von einem wertlosen Ding mit Verachtung, bot einige Quoli dafür, die er dem bedrängten Manne mehr als ein Almosen, denn als einen Ertrag für den Wert des Bildes zu reichen sich das Ansehen gab, und ging, über den reichen Ge-

Wann innerlich triumphirend und der Gerechtigkeit des armen Alten lachend, mit seinem Schatz davon.

Einige Tage nachher begab es sich, daß ein bewährter Hausfreund den Greis besuchte und, als er das Bild nicht mehr erblickte, ihn fragte, was daraus geworden sei. Dieser antwortete ihm, daß er es verkauft habe, nannte ihm auch den Preis und den Käufer. Bedenkend vor Unwillen, die Einfalt des guten Alten so schändlich verraten zu sehen, versicherte und beteuerte ihm der rechtschaffene Freund, daß das Werk von Meisterhand und von hohem Werte sei und ermutigte ihn, es vor dem Richterstuhle des Statthalters, der ein gerechter Mann sei, zurück zu fordern. Zugleich erbot er sich, ihn dahin zu begleiten.

Der Statthalter, ein feiner, einsichtsvoller Prälat, ließ sich den Thatbestand genau darlegen, das Maß von dem Gemälde geben, merkte sich genau, was es darstellte, und entließ dann Beide.

Glücklicherweise befanden sich in seiner Gemäldegalerie vierzehn Bilder, welche ungefähr die Größe des fraglichen hatten. Von einem derselben ließ er die Leinwand wegnehmen, sodann den Maler zu sich entbieten und fragte ihn:

„Währen Sie mir vielleicht ein Gemälde anzuschaffen, womit man, des Gleichmaßes mit den anderen wegen, diesen Rahmen ausfüllen könnte?“

„Ich besitze gerade ein solches“, erwiderte er, „einen herrlichen Rafael, ein köstliches Bild; es scheint für diesen Rahmen bestimmt zu sein!“

„Gut, lassen Sie mich es sehen“, entgegnete der Prälat. Der Maler entfernte sich und kehrte bald mit dem Bilde zurück.

In meisterhafter Ausführung stellte dieses die heilige Familie dar. Von Rauch und Staub gesäubert, zeigte es seinen ursprünglichen Farbenglanz, man gewahrte an ihm die Genauigkeit der Umrisse, die Zartheit des Inkarnats, die Schönheit der Figuren, die Wahrheit des Ausdrucks, das Reizende der Gewänder, lauter Vorzüge, welche Rafael eigen sind. Die Leinwand wurde in Rahmen, worin sie so ziemlich paßte, eingesetzt, der Prälat betrachtete sie eine Weile und fragte nach dem Preise.

„Für 200 Zechinen hätte ich das Bild bereits verkaufen können; ein Freund hat sie mir gestern im Namen eines Engländers geboten, der nach dessen Besitz sehr lüstern ist. Da indessen Eure Erzellenz daran Gefallen finden, so will ich es Ihnen gegen eine kleine Vergütung für den Einkaufspreis überlassen.“

Der Prälat war entrüstet über die Rücksichtslosigkeit dieses Menschen, unterdrückte indessen sein Gefühl und sagte mit Ruhe, er verkenne das Preiswürdige des Bildes durchaus nicht begreife aber kaum, wie er das hohe Anerbieten des Engländers habe ausschlagen können.

Ernst und feierlich beteuerte der Maler die Richtigkeit seiner Aussage und war sogar erbötig, zur Ueberzeugung seiner Hochwürden und zur Steuer der Wahrheit seinen Freund vorzurufen.

„Man hat Ihnen also wirklich 200 Zechinen geboten?“ versetzte der Prälat.

„So ist es, hochwürdiger Herr, und ich hoffe, noch mehr dafür zu erhalten.“

„Schon gut, und nun kein Wort! Man öffne die Thür!“ wandte er sich zu seinem Kammerdiener. Sie ward geöffnet und herein trat der betrogene Greis, den der Prälat Statthalter zu sich entboten und in dem Nebenzimmer einstweilen verborgen gehalten hatte.

Man begreift leicht, welche ein Schlag dieser unerwartete Anblick für den unwürdigen Maler sein mußte. Er wurde bestürzt, erblaßte und fing an zu zittern. Der Prälat überließ ihm einige Zeit der Beschämung und sagte hierauf mit dem Ausdruck richterlicher Strenge:

Bösemacht, mißbraucht man so die Unwissenheit und Bedrängnis eines Unglücklichen? Erbebe dein Herz nicht in dem Augenblicke, wo du ihn so schändlich verrietest? Erwachte nicht dein Gewissen, als du dem matten Greise das Brod stahlst? Glender, du kennst die Strafe, die deine Rücksichtslosigkeit verdiente — allzuviel Gnade ist es, wenn man dir die Buße auferlegt, die du selbst ausgesprochen; hüte dich aber vor einem zweiten Betrage; schwer und unfehlbar würdest du beide auf einmal büßen! Die 200 Zechinen, welche deinem Geständnisse zufolge dieses Gemälde wert ist, und die man dir, wie du sagst, bereits dafür geboten hat, bezahlst du sofort an diesen Mann. Ein neuer Betrug, der mir von dir zu Ohren kommt stürzt dich ins Verderben!“

Berknirscht und wortlos entfernte sich der habgierige Maler. Mit Thränen der Rührung und des Dankes segnete der gute Alte seinen Wohlthäter und diesem ward der volle Genuß einer That, durch welche er einen Unglücklichen getröstet und einen Betrüger in dem eigenen Nege gefangen hatte.

Allerlei.

* Die Orgel ist in Europa seit 757 bekannt. In diesem Jahre machte der Kaiser Konstantinus Copronymus das erste Instrument dieser Art, das nach Europa gekommen war, dem französischen König Pipin zum Geschenk. Dieser Fürst ließ es in der Kirche zum heiligen Cornelius in Compiègne aufstellen. Jedermann bewunderte das seltene Instrument, noch mehr aber die Art, wie es gespielt wurde; denn man konnte nur mit Hilfe der Dämpfe Töne aus demselben ziehen, und zwar durch folgendes Verfahren: man füllte einen Behälter, der sich unter den Röhren der Orgel befand, mit siedendem Wasser an; so wie nun auf die Tasten gedrückt wurde, öffneten sich Klappen, die unten an den Röhren befindlich waren, und der Dampf, der in ihren untern Teil einbrang, brachte in demselben die Töne hervor. Doch waren die Instrumente dieser Art nicht lange in Gebrauch; selbst das Geheimnis dieser so seltsamen Bauart ist heutzutage gänzlich verloren. Die Wirkung des Windes mußte die Dämpfe ersetzen, und Blasebälge, welche zu diesem Zwecke angebracht wurden, ließen denselben in das Innere der Orgel streichen. Die erste nach diesem neuen Organismus erbaute Orgel, welche im Abendlande bekannt geworden, ist die, welche Ludwig der Fromme in die große Rotunde von Aachen stellen ließ. Kurze Zeit nachher zeigen sich schon viele geschickte Orgelbauer in Deutschland. Mehrere derselben zog der Papst Johannes VIII. gegen das Ende des neunten Jahrhunderts nach Rom, und von da breitete sich diese Kunst in dem übrigen Italien aus. Im 10. Jahrhundert kommen Orgeln mit Blasebälgen auch in England vor; eine derselben war in der Westminster-Abtei in London aufgestellt. Der an diesem Instrumente befindliche Mechanismus mochte noch sehr unvollkommen gewesen sein; es hatte nur 400 Röhren, an denen 26 Blasebälge angebracht waren, welche zwanzig der kräftigsten Arbeiter kaum in Bewegung setzen konnten. Die Tasten waren fünf bis sechs Zoll breit, und die Tastatur überhaupt so schwer in Bewegung zu setzen, daß der Organist die Füße statt der Hände anzuwenden mußte. Erst im dreizehnten Jahrhundert wurden die Tasten schmaler gemacht, so daß es von nun an möglich wurde, die Hände zum Orgelspielen zu gebrauchen. Man führte zugleich die Methode ein, mehrere Klaviaturen, eine über die andere zu legen, und nach und nach erfand man neue Register, vermittelte welcher man sich das Mittel verschaffte, auf der Orgel den Effekt mehrerer mit einander zugleich spielender Instrumente nachzuahmen. An der Orgel, welche der regensburgische Orgelbauer Glabrer gegen 1760 für das Kloster Weingarten in Schwaben baute, befanden sich 666 Register und 6666 Röhren, was eher ein Monument, als ein Instrument genannt zu werden verdient. Im ersten und zwölften Jahrhundert wurden die Orgeln gewöhnlich in das Chor der Kirchen gestellt, im fünfzehnten Jahrhundert fand man es vorzuziehen, sie als Zierrath über dem großen Portal aufzustellen, wie man es auch jetzt noch in den Hauptkirchen der Städte in Frankreich findet.

Witzfrage.

Wann haben die Dafen Zahnschmerzen?

Magisches Monats-Quadrat.

a a n a
i i j k
n n n n
r s s u

Diese 16 Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Worte ergeben.

Diamanträtsel.

a
o o o f g
g i i n n n n n
p p r r s
s t u
y

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen 1. einen Konsonanten, 2. eine Stadt Nordafrikas, 3. ein Land Asiens, 4. ein asiatisches Reich, 5. ein Musikinstrument, 6. einen Napoleonischen Heerführer, 7. einen Konsonanten. Richtig gefunden lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten.

Geographisches Quadraträtsel.

a a a a
d h l m
r r r r
u u u u

Richtig geordnet nennen sowohl die wagerechten als die entsprechenden senkrechten Reihen einen Nebenfluß der Donau, einen Nebenfluß des Rheins, eine Stadt Thüringens, ein europäisches Grenzgebirge.

Ausfungen aus voriger Nummer:

Rätsel: Hebel, Hebel.
Buchstabenrätsel: Fehnergericht.
Logogryph: Danm, Baum, Baum, Baum.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 19. März: Joseph, Pflegerater Jesu. Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht und Predigt zu Ehren des hl. Joseph Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt. St. Anna - Stift: 6 Uhr hl. Messe. 1/8 Uhr Hochamt, Nachm. 6 Uhr Festpredigt. Dominikaner - Klosterkirche: Patronatsfest der Kirche und des Klosters. Morgens 6 Uhr hl. Messe für die Mitglieder des III. Ordens; nach dem Evangelium Generalabsolution. Um 9 Uhr feierliches Hochamt. Abends 7 Uhr Rosenkranz, Festpredigt und Segens-Andacht. Karmeliten - Klosterkirche: 6 Uhr beginnt die erste hl. Messe. Um 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt; darnach Andacht und Verehrung der Reliquien des hl. Joseph. Von jetzt an Morgens 6 Uhr erste hl. Messe. Clarissen - Klosterkirche: 1/7 Uhr feierliches Hochamt mit Aussetzung des Allerheiligsten. Abends 1/5 Uhr Segensandacht. Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Morgens 6 1/2 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, Abends 6 1/2 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Joseph.

Donnerstag, 20. März. Joachim, Vater der allerheiligsten Jungfrau Maria. Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segenshochamt. Dominikaner - Kloster: Nachmittags 6 Uhr Vortrag für den Verein christlichen Mütter.

Freitag, 21. März. Benediktus, Ordensstifter. Josef der sieben Schmerzen Mariä. St. Andreas: Zehnter Franziskus Xaverius-Freitag. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Predigt mit Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 1/4 Uhr Fasten-Segensmesse. Maria Himmelfahrt - Pfarrkirche: Morgens 7 1/4 Uhr Fasten-Segensmesse, abends 1/8 Kreuzweg mit Predigt. Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Morgens 7 1/4 Uhr Segensmesse, abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht und Fastenpredigt. St. Martinus: Abends 1/8 Uhr Rosenkranz-Andacht mit Fastenpredigt. Dominikaner - Klosterkirche: Morgens um 8 Uhr Vereinesmesse für den Verein christlicher Mütter. Karmeliten - Klosterkirche: Fest der schmerzhaften Mutter Gottes, Titularfest der Marian. Kongregation. Morgens 1/6 Uhr Andacht, 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr: zweite hl. Messe. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes.

Samstag, 22. März. Oskavian, Martyrer. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden. Karmeliten - Klosterkirche: Von jetzt an 6 Uhr Nachmittags Salve-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffa.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag in der Fasten (Passions-Sonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 8, 46-59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort: darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritaner bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht: es ist Einer, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn Jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ich saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und hatte seine Worte. Abraham, euer Vater hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde: Er sah ihn, und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehe dem Abraham ward bin ich. Da haben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Die christliche Familie.

IX.

Das Wort unseres Herrn im heutigen Evangelium leuchtet gleich einem Blitzstrahl in die verstockten Herzen der hochmütigen Pharisäer und Schriftgelehrten; ihr von Gott abgekehrter Wille wird ihnen vom Hekland mit der unwiderstehlichen Gewalt Seines Wortes als der eigentliche Grund ihres Unglaubens vorgehalten. So finden sie denn auch keine Ausflucht mehr, vielmehr werden sie herausgetrieben aus dem letzten Versteck, in das sie sich feige geflüchtet. Und weil sie sich nicht mehr auswissen, greifen sie nach Steinen — um durch dieses seltsame Argument die Wahrheit zum Schweigen zu bringen.

Der Kampf gegen Christus in Seiner Kirche ist aber derselbe geblieben, wie damals, da Er noch auf Erden wandelte; wenn Worte nicht mehr ausreichen, so greift man zur Gewalt, als dem letzten „Beweismittel“ gegen die Wahrheit. In dieser Hinsicht ist die Kirchengeschichte durch alle Jahrhunderte — von den Tagen der Apostel an — ungemein lehrreich.

Wir bewunderten bereits, lieber Leser, den apostolischen Freimut des hl. Paulus, daß er der staunenden Welt im Namen Jesu die Wahrheit verkündet über das Grundgesetz der Familie: nämlich die Einheit und Unauflöslichkeit des Ehebundes, — obwohl er sehr wohl weiß, daß die entartete Menschheit ihm nicht nur mit Schmähworten, sondern mit „Ketten, Folter und Tod“

antworten wird. Ja, welcher Art nur konnten die Gefühle der, bis dahin an die zügellosesten Ausschweifungen gewöhnten, heidnischen Völker sein, als sie das neue Gesetz verkündigen hörten? Kein Zweifel, daß auch aus ihrer aller Munde der Schrei gehört wurde: „Diese Worte sind hart, — wer kann sie fassen!“ (Joh. 6, 61.)

Was tat darum der große Apostel des Herrn? Nachdem er die Ehegatten mit den neuen Pflichten bekannt gemacht hatte, wies er mit Nachdruck auf den mächtigen Gnadenbeistand hin, den der göttliche Gesetzgeber den christlichen Gatten gewähren will: „Die Ehe (sagt er), ist ein großes Sakrament in Jesus Christus und in der Kirche“ (Ephes. 5, 32). Aus dem Sakrament (will er sagen) fließen, wie aus einer fruchtbaren Quelle, wahrhaft göttliche Gnaden, die den neuen Pflichten voll und ganz entsprechen: Gnaden der Kraft und der Reinheit, welche die Gatten zu Herren ihrer Neigungen machen, — Gnaden der Erleuchtung, die in dem erhabenen Bunde des Sohnes Gottes mit der Kirche das göttliche Urbild ihrer eigenen Vereinigung erkennen lassen: ein notwendiges Vorbild, dem sie sich immer mehr nähern sollen, wenn sie es auch niemals erreichen.

Nun müssen wir abermals, lieber Leser, den erhabenen Lehren aus dem apostolischen Munde der Wahrheit lauschen, die einst die Familie retteten: „Ihr Gattinnen, (sagt der Apostel des Herrn) seid untertan euren Männern, wie dem Herrn; denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Jesus Christus

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. März, 5. Sonntag in der Fasten. Joachim. Evangelium Johannes 8, 46-59. Epistel: Hebräer 9, 11-15. Anfang der österlichen Zeit. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kongregation junger Kaufleute und Künstler, Abends 7 Uhr Aufnahme neuer Mitglieder. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten, Nachmittags 3 Uhr Andacht. St. Martinus: Gemeinschaftliche Osterkommunion. Um 1/8 Uhr für die Kinder der Schule an der Nachenerstr. und die marianische Jünglings-Kongregation und 1/9 Uhr für die Kinder der Schule an der Neuberstr. Karmitessen-Klosterkirche: Fest des heil. Joseph, (Patrocinium). Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph.
- Montag, 21. März. Benedikt, Ordensstifter † 543. Clarissen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr zweite hl. Messe.
- Dienstag, 22. März. Octavian, Martyrer.
- Mittwoch, 23. März. Otto. St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranz-Andacht.
- Donnerstag, 24. März. Gabriel, Erzengel. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

das Haupt der Kirche ist: Er, der Erlöser (dieses) Seines Leibes! Gleichwie die Kirche Jesu Christo untertan ist, so sollen es auch die Gattinnen ihren Männern sein in allen Dingen. — Ihr Männer, liebet eure Gattinnen, wie Jesus Christus Seine Kirche liebt, für die Er Sich bis in den Tod hingegeben hat, um sie zu heiligen, indem Er Sie in dem Bade der Taufe reinigte durch das Wort des Lebens, und um Sich eine glorreiche Kirche (als Braut) zu geben, der weder Flecken, noch Runzeln, noch überhaupt etwas der Art anhafte, sondern die geschmückt sei durch Heiligkeit und Reinheit. Derjenige aber, welcher seine Gattin liebt, liebt sich selbst. Niemand hat sein eigenes Fleisch, sondern Jeder nährt es und trägt Sorge dafür, wie Jesus Christus für Seine Kirche tut: Denn wir sind Glieder Seines Leibes, wir sind Fleisch von Seinem Fleische und das Gebein von Seinem Gebeine. Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwei in einem Fleische sein. Ein großes Sakrament ist es; ich sage aber: in Christus und in der Kirche. Jeder von euch liebt also seine Gattin wie sich selbst, — die Gattin aber sei voll Ehrfurcht für ihren Mann“ (Ephes. 5, 22—33).

Wie erhaben und doch wie einfach ist dieses neue Gesetz, das der Welt Erlöser gegeben und hier durch Seinen großen Apostel der heidnischen Welt verkünden läßt! Dieses neue Gesetz stößt die so mühsam ausgearbeitete Ehegesetzgebung der heidnischen Mächte ab, denn siegreich macht es bald die Kunde um die Welt.

Du fragst, lieber Leser, wie das zugeht? Konstantin, der auf wunderbare Weise einen glänzenden Sieg über seinen Gegner Maxentius errungen, gelangt im Anfange des 4. Jahrhunderts auf den Thron der römischen Cäsaren. Das erste Bedürfnis seines dankbaren Herzens ist, der Religion des großen Gottes die Freiheit zu geben, der ihm das Scepter der Welt gegeben. Das Kreuz, früher das Zeichen der größten Schmach, wurde nun ein Zeichen der Ehre und des Sieges; es glänzte auf Konstantins Krone und prangte zu Rom, dem bisherigen Hauptsitze des Heidentums, hoch auf der Burg (dem Kapitol), um so den Triumph des gekreuzigten Gottmenschen der ganzen Welt zu verkünden. Der Kaiser baute prachtvolle Kirchen und erließ den Bischöfen, besonders aber dem Bischof von Rom, große Ehre und Auszeichnung. Sein Beispiel bewog Tausende der Heiden, sich zur göttlichen Lehre des Gekreuzigten zu bekehren.

Bewunderungswürdig ist der Mut, den der Kaiser zeigt, da er, trotz allen entgegenstehenden Schwierigkeiten, die Art an die Wurzel des Heidentums legt, indem er die Vorschriften des Evangeliums zu Artikeln des staatlichen Gesetzbuches macht. Um speziell der Familie ihren edlen Charakter der Heiligkeit wiederzugeben, bekräftigt Konstantin den höhern Beruf, den das Evangelium den Ehegatten gibt. Um die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes zu sichern, verpönt der Kaiser die Verstößung und die Ehescheidung: „Der Mann kann seine Frau nur auf Grund des Ehebruchs oder des verführten Mordes verstoßen. Wenn er sie aus irgend einem andern Grunde verstößt und eine neue Ehe eingeht, so sollen alle seine Güter und selbst das Vermögen seiner zweiten Frau zum Vorteil der ersten Frau konfiszirt werden.“

Wir sehen hier allerdings, lieber Leser, daß die ungeheure Schwierigkeit der Umstände den Gesetzgeber wider seinen Willen zwingt, gewisse Fälle auszunehmen, wo die Ehescheidung staatlich gebuldet ist, — wie aber das Christentum fortfährt, seinen heilsamen Einfluß geltend zu machen, sehen wir auch diese Ausnahme mit der Zeit aus dem Gesetzbuche gestilgt und die Unauflöslichkeit der

Ehe unter die doppelte Garantie des göttlichen Gesetzes wie des römischen Staatsgesetzes gestellt.

Ein Riesenkampf ward da ausgefochten zwischen Heidentum und Christentum. Welchen Dank aber schuldet die Familie der heiligen Religion, durch die ihr Rettung wurde aus namenlosem Elend!

Aus der Weltausstellungskad.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

St. Louis, 25. Febr. 1904.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Sie haben mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, dem gesch. Lesepublikum Ihres Blattes eingehende und informierende Berichte über die diesjährige amerikanische Weltausstellung zu unterbreiten. Ich bin ja nun glücklich hier angekommen, obwohl die Ueberfahrt gerade nicht sonderlich reich an Annehmlichkeiten war. Die Herrschaften, die die Reise im Spätfrühjahr unternehmen werden, werden von der Seefahrt sicherlich mehr Gemüth haben, als ich armer Teufel, der ich mich mit winterlichen Winden und Wellen herumzuschlagen hatte.

Doch ich will meine Benignität nicht in den Vordergrund drängen. Ich habe so viel auf dem Herzen, das herunter muß, daß ich auch Ihre gesch. Leser nicht mit langen Einleitungen hinhalten will. Was ich Ihnen da heute unterbreiten möchte, das ist das, daß es im Grunde genommen hier gar nicht so „amerikanisch“ teuer ist, wie man in der Heimat anzunehmen beliebt. Ich will daher mit einigen Rathschlägen kommen, die Ueberfahrt, Bahnfahrt und Logis betreffen.

Da ist zuerst die Ueberfahrt von einem der deutschen Häfen nach einem der amerikanischen. Wer gute, sichere und komfortable Schiffe wählt — und eine derartige Wahl ist immer die beste — dem kann ich nur die Schiffe des Norddeutschen Lloyd, die von Bremen abgehen, empfehlen. Die Fahrpreise in diesen erstklassigen Schnell dampfern, die für die Ueberfahrt sieben Tage brauchen, stellen sich für ein Billet, das für die Zeit vom 1. Mai bis zum 31. Oktober gültig ist, für die 1. Kajüte 440 M., für die 2. Kajüte 240 M. Bei Retourbillets werden für die Rückfahrt 10% gewährt. Aussteller selbst haben außerdem noch ganz beträchtliche Ermäßigung. Bei einer nur durchschnittlich ruhigen See gehören Fahrten auf diesen Schiffen zu den schönsten Erholungen, die sich der vermögendste Mensch denken kann. Denn nicht nur für Essen und Trinken, sondern auch für Bequemlichkeit und Unterhaltung ist in umfassendster Weise gesorgt.

Ist man in einem der amerikanischen Häfen eingelaufen, so hat man sich für eine ziemlich große Bahnfahrt zu rüsten. Denn die Entfernung zwischen New-York und Saint Louis beträgt, selbst wenn man die schnellsten Eilzüge benutzt, noch immer dreißig Stunden. Die Fahrpreise auf den amerikanischen Bahnen sind verhältnismäßig hohe. Sie stellen sich für die genannte Strecke für die erste Klasse auf 20 Dollars, wozu noch für Benutzung eines Bettes im Schlafwagen 6 Dollars hinzukommen.

Auch für solche Leute, die Zeit und Geld in genügendem Maße haben, ist gesorgt. Wer nämlich gelegentlich des Besuches der Weltausstellung auch den westlichen Staaten einen Besuch abstatten, oder gar die Rückreise nicht wieder über den Atlantischen Ozean machen will, der kann zum Preise für 2500 M. einen Rutsch machen, der von Bremen ausgeht, über New-York, St. Louis, St. Franzisko, Japan, China, Malaka, Ceylon, Rotes Meer, Suez-Kanal, Straße von Gibraltar nach Bremen zurückführt. Für die asiatischen Länder kann auch der Weg über Australien um Afrika herum genommen werden, der genannte Preis schließt alle Schiffs- und Eisenbahnarten 1. Klasse in sich; die Verpflegungskosten auf dem Schiff (exklusive Getränke) sind gleichfalls eingeschlossen. Ein derartiges Wel-

tenbummlerundreisebillet hat eine zweijährige Gültigkeit.

Was nun Wohnung und Verpflegung in der Weltausstellungsstadt selbst anbetrifft, so ist in ausreichendster Weise dafür gesorgt, den vermögendsten Geschmäckern und einer geradezu enormen Besucherzahl Raum und Zufriedenheit zu bieten. Es sei gleich von vornherein bemerkt, daß die größeren Hotels ihren Gästen freien Eintritt in die Ausstellung gewähren.

Die Zimmerpreise gehen hinauf bis zu 12 Dollars den Tag ohne Verpflegung. Im Allgemeinen kann man sagen, daß man am besten tut, sich in einem mittleren Hotel mit voller Verpflegung einzulogieren, das Alles in Allem etwa 1,25 Dollars pro Tag nimmt, was nach deutschem Gelde etwa 5,50 M. bedeutet.

Wer nun ein Zimmer mietet und seine Mahlzeiten außer dem Hause zu nehmen gedenkt, hat ungefähr folgende Rechnung aufzustellen:

Room (Bett) = 0,75 Doll.
Breakfast (Frühstück) = 0,50 Doll.
Luncheon (Mittag) = 0,50 Doll.
Dinner (Abendbrot) = 0,75 Doll.
Trinkgelde = 0,40 Doll.

Summa 2,90 Doll.

Man kann also im Allgemeinen die Rechnung so aufstellen, daß man, bei nicht allzu vermögenden Ansprüchen, im allgemeinen recht gut mit drei Dollars pro Tag auskommen kann. Freilich kann man dafür nicht den ganzen Tag mit Pferd und Wagen herumkutschieren, sondern muß fleißig die billigen Fahrgelegenheiten, wie Dampfer, Omnibusse und Pferdebahnen benutzen. Was nämlich die Piafer anbetrifft, so stellt sich der Einspanner pro Person und englische Meile auf ein Viertel Dollar, der Zweispänner kostet das Doppelte.

So kann man auf der einen Seite mannigfache Ersparnisse machen, während man auf der anderen Seite ebensoviele Ausgaben machen kann. Nun auch in St. Louis heißt es: jeder nach seinem Geschmack und jeder nach seinem Geldbeutel.

Und nun die Ausstellung selbst, in der ja gegenwärtig noch Alles in vollster und emfigster Arbeit sich befindet. Wer da nur schauen und sich belehren will, was fremder Fleiß und fremde Arbeit geschaffen, der wird ebensoviel Belehrung, wie Zerstreuung finden. Er wird kaum Zeit genug finden, alles das gründlich zu schauen und zu besichtigen, was sich ihm bietet. Ihm wird die finanzielle Seite der Ausstellung nicht allzu drückend auf seinen Geldbeutel fallen.

Wer da aber das Vergnügen sucht und es auskosten will, der versuche sich mit einem recht gespickten Efelbuch, denn der mit also löblichen Vorsätzen Reisende wird erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld brauchen.

Ich bin sogar in der glücklichen Lage, ihm Auskunft darüber zu geben, wo er am besten und raschesten sein Geld los werden kann. Da sind nämlich folgende „Attraktionen“:

1. Typisches Dorf aus den Tiroler Alpen.
2. Charakteristisches irisches Dorf.
3. Jerusalem.
4. Bazarirake in Kairo.
5. Bazar in Konstantinopel.
6. Die asiatischen Wunderländer.
 - a) Ceylon.
 - b) Birma.
 - c) Persien.
7. Auf der sibirischen Bahn.
8. Eine Fahrt zum Nordpol.
9. Straße in Sevilla.
10. Eilande der Südsee (Hawai, Samoa usw.)
11. Chinesisches Dorf.
12. Lappländer Dorf.
13. St. Louis vor 100 Jahren.
14. Auf dem Meeresboden.
15. Flüssige Luft-Pavillons.

Es ist also, wie man versteht, für den Geschmack eines Jeden gesorgt. Die zahllosen Theater, Varietés und sonstigen Vergnügungsetablissemens zählen ja bei diesem Riesenjahr-

markt überhaupt nicht mit. Wer genügend Geld hat, kann auch sie nach allen Richtungen hin durchlösen und genießen.

Und nun genug für heute. Geehrter Herr Redakteur, ich hoffe, daß ich Sie und Ihr gesch. Lesepublikum für das Erste wenigstens befriedigt haben werde. Wenn hier erst mehr „Leben in die Buben“ gekommen sein wird, schreibe ich mehr. Für heute seien Sie und die liebe deutsche Heimat auf das herzlichste gegrüßt von Ihrem

T. Z.

In der Festung.

Novellette von Adolf Hölzerl.

Der Lehrsaal der Universität Bonn, in dem Professor Gottfried Kinkel Vorlesungen hält, ist überfüllt. Mit Begeisterung folgen die Studenten den klaren, mit schlagenden Beweisen durchsetzten Ausführungen des beliebtesten Lehrers, und der eifrigste und aufmerksamste Hörer ist Karl Schurz.^{*)}

Er studiert Philologie und Geschichte. Nüchtern und mäßig, hat er wenig oder gar keinen Sinn für die gewöhnlichen Vergnügungen der Universitätsjugend. Nur seinen Studien hingegeben, zählt er zu den Fremden seines Lehrers, mit dem er geistig auf gleichem Boden der Bildung und Weltanschauung steht.

Die Märztage von 1848 werfen ihn mit Kinkel in dieselbe Bewegung. Er geht ein Jahr später nach dem verunglückten Aufstande in die Pfalz, wohin Kinkel folgt, und jetzt vertauscht der Schüler seine Rolle mit dem Lehrer. Während Kinkel als gemeiner Landwehrmann eintritt, hat es Schurz bereits zum Offizier gebracht; er ist Kinkels Vorgesetzter und Adjutant im Stabe Liebigmanns.

Da nahte die Katastrophe von Kastatt. Unter den meist Gravirten befand sich Schurz. Er wurde gefangen nach der Festung gebracht und in die Kasematten eingeschlossen. Seine Verurteilung war sicher. Er wußt es und sann auf Flucht, die ihm gelang. Dem Standrechtstode entging er dadurch, daß er mit einigen Schicksalsgenossen durch einen unterirdischen Gang der Festung floh, den sie zum Teil mit bloßen Händen erweitern mußten. Glücklicherweise in der Schweiz angelangt, war sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, Kinkel, von dessen traurigem Schicksal die Zeitungen berichteten, zu befreien. Die Mittel waren kaum in seiner Hand, als er auch schon an das kühne Werk schritt.

* * *

Eines Tages meldete sich bei dem Gefängnis-Inspektor der Festung Naugardt ein Mann, der um Aufnahme als Gefängniswärter bat. Es war Karl Schurz. Der dem Tode entronnene Flüchtling wagte sich auf die Gefahr hin, erkannt und verraten zu werden, trotzdem in die Löwenhöhle.

Der Gefängnis-Inspektor wünschte seine Papiere zu sehen und sprach, als er sie gelesen hatte: „Eine Gefängniswärterstelle ist augenblicklich nicht frei, aber Ihr könnt als Holzacker in der Festung Arbeit finden. Wollt Ihr das?“

Schurz ging mit Freuden darauf ein. Es war ihm hauptsächlich darum zu tun, in die Festung zu kommen. War er einmal drin, so hoffte er auch Kinkel zu Gesicht zu bekommen. Dieser Wunsch blieb aber lange Zeit unerfüllt, weil er eben im Holzschuppen des Zwingers beschäftigt wurde und so nie Gelegenheit fand, die Gefangenen zu sehen. Da erkrankte der Küchenjunge, und an seine Stelle kam Schurz vorübergehend zur Hilfe.

Jetzt wurde es ihm möglich, sich in der Festung näher umzusehen, und da er sich in seinen freien Stunden erbot, den Mägden

beim Scheuern der Gänge behilflich zu sein, dauerte es nicht lange, und er hatte die Zelle Kinkels entdeckt. Eine seiner Obliegenheiten bestand darin, die Portionen des Gefängnisessens mit zu verteilen und in die mit eingepreßten Nummern versehenen Blechschüsseln und Teller zu legen. Darauf baute er seinen Plan. Er nahm ein Brot, hohlte es künstlich aus und legte einen Brief hinein, in dem er Kinkel mitteilte, daß er sich in der Festung befinde und nur eine passende Gelegenheit abwarte, ihn zu befreien. In den nächsten Tagen sollte er wieder Nachricht erhalten, und auch „der goldene Schlüssel“, mit dem Schurz den Nachschlüssel meinte, würde ihm in der gleichen Weise in einer Brothülle zugehen.

Eine schöne, sternhelle Nacht. Totenstille, nur unterbrochen durch den gleichmäßigen Schritt der vor den Schilderhäusern auf und abgehenden Wachtposten, herrscht in der Festung Naugardt.

Schurz wartet mit einem Bündel Kleidungsstücke hinter einem Mauervorsprung der Festung und zählt bangen Herzens die träge dahinfließenden Stunden, die die Uhr des Gefängnisturmes hell und klar verkündet. Es schlägt zwölf Uhr; Kinkel erscheint nicht. Es wird ein Uhr, zwei Uhr, und noch immer sieht er nichts, hört er nicht das verabredete Zeichen, das in dem heiseren Rufe einer Dohle bestehen sollte. Grau und feucht dämmert der Morgen heran, die Sterne am Himmel erbleichen, und noch immer herrscht Grabesstille. Jetzt muß Schurz an seine eigene Rettung denken, denn jeden Augenblick kann die Ablösung der Wache erfolgen, und man würde ihn bei der Helle des Morgens ganz sicher entdecken. Er schlich sich daher mit seinem Bündel wieder fort und legte sich ein paar Stunden schlafen.

Als er am anderen Morgen die Portionen verteilen half, fiel ihm auf, daß die Schüsselnummer Kinkels fehlte. Er fragte den Gefängnisloch, warum der Gefangene auf Nr. 23 kein Essen erhielt, und mußte zu seiner größten Bestürzung erfahren, daß Kinkel über Nacht nach der Festung Spandau abgeführt worden wäre.

* * *

Ein wundervoller Tag. Mist und Sonnenschein liegt in der Luft, aber im Kerker ist es dunkel und erstickend.

Gegen Abend hinkt auf einem Stelzfuße, in grobem, abgetragenen Kittel und breitem Schlapphute ein Veierkastenmann durch die Tore Spandaus. Lustig klingen bald seine munteren Weisen über die dumpfen Mauern und Gräben zu den kleinen, vergitterten Fenstern hinauf, hinter denen die Gefangenen sitzen und wehmütig vergangener, schöner Tage gedenken oder voll banger Sorge über die Gestaltung ihrer Zukunft grübeln.

Da ertönt ein wunderschönes, eigenartiges Lied. Tief und klar, ernst und stimmungsvoll zittert es durch die laue Luft des dunkelnden Abends, und diesmal begleitet es der Veierkastenmann mit seiner Stimme. Er singt:

„In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Ost sich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umweht,
Indes im West des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;
Wenn Nachtigallenschlag erschallt
Und drein im Nachthaus rauscht der Wald;
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Elfen Chor den Reigen schlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Dichte klingt:
Das ist die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht im gleichen Bunde
Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, traunter Rhein!“

Kinkel, der in seiner Zelle dem Liede folgt, springt bei den ersten Klängen wie elektrifiziert von seiner Dank auf. Das Lied ist von ihm und die Musik von seiner Gattin Johanna.

Er eilt von seinem Webstuhle weg nach dem Fenster und lauscht . . .

„Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, traunter Rhein!“
wiederholt der Sänger unten, dann verklingen die letzten Akkorde wie Windeswehen, und still wird es wie vorher . . .

* * *

Am nächsten Tag kommt der Veierkastenmann wieder. Er singt das gleiche Lied, und jetzt fällt ein Stückchen Kalk aus Kinkels Fenster vor seine Füße. Am dritten Tag fallen zwei Stückchen Kalk herab. Das war ein Zeichen, daß Kinkel wußte, wem das Lied galt, und daß Freunde seiner hartten.

Eine geraume Zeit ließ der Veierkastenmann verstreichen; kein Mensch dachte mehr an ihn. Da auf einmal erschien er wieder und sang zum Schluß das bekannte Lied.

Diesmal wurde aus Kinkels Zelle ein Bindfaden heruntergelassen, an den Schurz schnell ein Briefchen band. Es war in einen Federkiel gerollt und enthielt die Mitteilung, daß noch nicht alles zur Flucht reif sei; Kinkel möge sich noch einige Zeit gedulden. Auf gleiche Weise erhielt der Dichter eine Laubsäge, um die Gitter seines Fensters zu durchsägen, und eine Strickleiter.

Der Tag der Befreiung rückte heran, aber auch diesmal mißlang die Flucht. Schurz stürzte in jener Nacht bei der Versuche, über die Mauer zu klettern, herab. Seine Freunde glaubten, daß er sich das Bein gebrochen habe, was sich nicht bestätigte; es war nur verrenkt. Wochenlang lag er darnieder. Kaum genesen, ging er von neuem an sein Werk. Auch diesmal sollte es ihm noch nicht gelingen. Von ehemaligen Studenten erkannt, mußte er fliehen. In neuer Verkleidung kehrte er zurück und erschöpfte alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, bis seiner bewundernswürdigen Ausdauer und Umsicht, seinem Mut und seiner Verachtung jeder persönlichen Gefahr endlich das Werk der Flucht gelang. Schurz mußte selbst das Opfer bringen, seine Eltern in völliger Ungewißheit über sein Schicksal und seinen Aufenthalt zu lassen. Er brachte es, wenn auch mit schwerem Herzen.

* * *

Eine stockfinstere Nacht. Ein Windstoß folgt dem andern, und die Wetterfahnen auf den Festungstürmen, drehen sich in raschem Kreise. Mit hohen, schweren Wasserstiefeln und einer Bolzenbüchse auf dem Rücken, durchwaten Schurz den Schlamm des Festungsgrabens und steigt über die Mauer. Die Turmuhr schlägt die Mitternachtsstunde. Vorsichtig späht er nach allen Seiten. Jetzt nimmt er die Büchse vom Rücken und schießt einen Bolzen durch Kinkels Fenster. Es war das verabredete Zeichen zum Ausbruch. Gleich darauf öffnete es sich, und in seinem Rahmen erscheint Kinkels Gestalt. Er befestigt an die Stümpfe des abgesägten Fenstergitters eine Strickleiter und steigt an ihr hinab. Schurz hilft ihm über die Mauer in den schlammigen Festungsgraben. Aber jetzt verlassen Kinkel die Kräfte. Ohnmächtig bricht er zusammen.

Die ungewohnte Kost und die schlechte Gefängnisluft hatten den kräftigen Mann völlig heruntergebracht. Schneeweiß war Haar und Bart, und der erst Bierunddreißigjährige sah aus wie ein angehender Sechziger!

Schurz sprang auch jetzt wieder rettend ein. Mit Riesenkraft zog er den Ohnmächtigen aus dem Schlamm und brachte ihn glücklich ans Ufer. Er war gerettet!

Als Kinkel auf sicherem Boden stand und seinen mutigen Freund gerührt umarmte, sagte er mit Tränen in den Augen: „Noch ein Jahr, und ich hätte als ein Stumpfsinniger im Spinnhause geendet.“

*) Karl Schurz, der vor wenigen Jahren auch von Kaiser Wilhelm II. empfangen wurde, feierte am 2. März seinen 75jährigen Geburtstag.

Großmütterchens Traum.

Eine Frühlingsgeschichte von Julius Berger.

„Kind,“ sagte die alte Dame, die sich so eben nach ihrem gewohnten Mittagschlafchen vom Divan erhoben hatte und zu ihrer kaum zwanzigjährigen Enkelin ans Fenster getreten war, wo das hübsche Mädchen auf einem Stuhle saß, stützte und ihre großen, blauen Augen über die Landschaft draußen gloiten ließ, „mir scheint, wir haben jetzt beide geträumt! Ich hatte einen schönen Traum, und, wenn ich mich nicht täusche, war auch der Deinige nicht übel!“

„Großmutter,“ erwiderte das Mädchen erwidert, „woraus schließt Du, daß ich geträumt, oder aber, daß ich einen schönen Traum gehabt habe?“

„Se nun, Lisbetchen,“ hülste die Dame freundlich und streich ihrer Enkelin dabei liebkosend über das lange, goldblonde Haar, „ich war doch auch einmal jung und, wie die Leute damals behaupten wollten, nicht gerade häßlich. Siehst Du, und wenn man sich seines Gesichtchens wegen nicht zu verstecken braucht, so finden sich immer bald Verehrer und Schwärmer, die einem dieserhalb die Roue machen. Herzchen, in solch junger Zeit, weißt Du, in der Frühlingzeit des Lebens, da wird es einem manchmal ganz wirt im Kopfe. Ganz, wie draußen jetzt in der Natur, da es sich unter jedem Krümchen Erde, unter jedem Stein, in jedem Ast und Zweige regt, lebt und bebt da alles im jungen Menschenkinde durcheinander, daß es ihm eben ganz wirt im Kopfe werden muß. So geht's den jungen Fräulein, so geht's den jungen Herren. Schon ein hübsches Auge, ein zierlicher Mund und eine liebliche Nase können sie konfus machen, ins Herz freilich guckt man in jener Zeit nicht, das ist da noch Nebensache. Siehst Du, Lisbetchen, in einer solchen Zeit träumt man gerne und mit offenen Augen, zwölf Stunden am Tage und zwölf Stunden in der Nacht. Und was das für Träume sind! Gab's ja auch durchgemacht, Kind! Und darum weiß ich es, daß Du jetzt auch so einen hübschen Traum gehabt hast!“

„Und doch habe ich jetzt nicht geträumt, Großmütterchen,“ meinte lächelnd und doch etwas verlegen das junge Mädchen, „ich habe überhaupt noch nichts von so schönen Dingen geträumt. Ich weiß es, daß ich kein Recht dazu habe: erstlich bin ich ein armes Mädchen, und zweitens habe ich meinen, ach, viel zu früh heimgegangenen Eltern hoch und heilig versprochen, über Deinem alten Leben zu wachen, da Du Herzensgüte dereinst auch Deine ganze Kraft zum Wohle und Segen unserer Familie opferst. Ich danke dem lieben Gott auf den Knien, daß er Dich mir wenigstens erhalten hat, sodas ich nicht allein zu stehen brauche in der kalten, beleeren Welt; und ich bitte ihn täglich, daß er Dich mir noch recht, recht lange erhalten möge.“

„Derziges Kind,“ senfte die alte Dame und weinte leise, „diese Wendung sollte unsere Unterhaltung allerdings nicht nehmen. Komm sehe Dich zu mir auf den Divan, denn meine alten Füße halten das lange Stehen nicht mehr aus, so, so, und nun lege Dein Strickzeug fort und höre mir zu.“

„Gern, Großmütterchen,“ erwiderte das Mädchen, „nur ermüde Dich nicht zu sehr beim Erzählen.“

Und die alte Dame, welche sich ihre Tränen abgewischt hatte, begann: „Ich danke es Dir, Kind, daß Du mir, der alten, hilflosen Frau, nunmehr fast schon drei Jahre so an der Hand bist und es auch noch länger sein willst. Aber siehe, wenn ich mal sterbe, kannst Du doch unmöglich gleich mit mir kommen, damit Dich der liebe Gott auch gleich dort oben reichlich belohne für alles, was Du Gutes auf Erden getan hast. Also, es wird Dir dann schon nichts anderes übrig bleiben, als weiter zu leben. Und daß Du dann

recht, recht glücklich sein möchtest, glaub es mir, das ist der einzige Wunsch, den ich alte Frau hier auf Erden nur noch habe. Am liebsten wäre es mir freilich, und mein Tod wäre einst ein leichterer, wenn ich es noch erleben könnte, daß Du so recht glücklich wüdeest. Siehst Du, Herzchen, und vorhin träumte ich nun davon, daß Du genau so glücklich geworden warst, wie ich es mir so eigentlich gedacht habe. Höre! Ich sah Dich im Schmucke einer Braut am Altare stehen...!“

„Großmutter,“ wehrte das Mädchen, wiederum tief erröthend, „wie kannst Du nur so etwas träumen!“

„O, o, warte doch nur,“ sagte die alte Dame, die wieder heiterer geworden war, es kommt ja noch viel schöner. Also, Du standest als Braut am Altare, und Lisbetchen, weißt Du auch, wer neben Dir stand?“

„Rein, Großmütterchen,“ brachte das Mädchen leise und offenbar erregt hervor, „das weiß ich nicht!“

„Nun denke Dir bloß meinen schönen Traum, Lisbetchen,“ sprach die alte Dame eifrig weiter, „unser lieber Freund, der junge Doktor war es, der sich nun schon seit fast drei Jahren regelmäßig zu mir, der alten Frau bemüht und dessen Kunst ich es neben Gott und Dir allein verdanke, daß ich noch atmen darf.“

„Aber geliebte Großmutter, wie kommt Du auf den Doktor?“ fragte das junge Mädchen, und ihre Wangen wurden bei dieser Frage noch röter und glühten noch mehr, als vordem schon.

„Um, wie ich auf den Doktor komme?“ Dabei drohte sie dem Mädchen lächelnd mit dem Finger, „sehr einfach. Das habe ich schon lange herausgemerkt, daß Du ihm nicht gleichgültig bist!“

„Aber er weiß doch, daß ich arm bin, daß wir beide nichts haben, als die kaum zu erwähnende Rente und das bißchen, das ich mit meiner Hände Arbeit verdiene, entgegnete Lisbet rasch, „und er ist doch ein Mann in bevorzugter Lebensstellung, kann die höchsten Ansprache hier im Städtchen mit machen, ist umschwärmt und gefeiert von all den reichen jungen Damen!“

„Umschwärmt“, hier hob die alte Dame ihren Zeigefinger erneut und gewichtig, „Das ist's, was ich dir vorhin sagen wollte. Er ist Arzt, ein hübscher, feiner und angenehmer Mann, der wird natürlich umschwärmt! Was meinst du, Lisbetchen, wie viele Damen unserer Gesellschaft von unserem lieben Herrn Doktor träumen mögen, genau, wie ich dir vorhin erzähle? Ob sie dabei aber auch mit einer Silbe nur daran denken werden: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!“ Ich glaube nicht, Kind, daß sie es tun! Er aber, unser lieber Doktor, er wird daran denken, er ist keine oberflächliche Natur, soweit kenne ich ihn. Er sieht aufs Herz, und nicht allein auf Auge und Haar, am allerwenigsten aufs Geld! Und wir, Lisbet, geliebtes Kind, wenn er gleich mir den Reichtum entdeckt hat, den du in deinem guten, edlen Herzen trägst?“

„Großmütterchen,“ sagte das Mädchen bescheiden, „ich tue doch nur meine Pflicht!“

„Ein Herz, das seine Pflichten kennt, ist eben ein reiches Herz,“ sagte die Großmutter lächelnd und mit einer Freundenträne im Auge, „und Lisbetchen, glaub es mir, diesen Reichtum schätzt unser lieber Doktor jedenfalls höher, als den andern, den man verlieren, oder der verbrennen kann. Doch, abgesehen davon, Lisbet, mein Herz, hattest du vorhin wirklich nicht an unseren lieben Doktor gedacht, als ich aufwachte und dich so gedankenvoll hinausblicken sah in die erwachende, herrliche Frühlingnatur?“

„Ich will nicht lügen, Großmütterchen,“ entgegnete das Mädchen leise und barg ihr hell erglühendes Gesicht an der Brust der alten Dame, „gedacht habe ich in jenem Augenblick allerdings an den Doktor, aber nicht

geträumt habe ich von ihm; ich sah ihn vielmehr im Geiste von Haus zu Haus gehen wo man seiner bedarf, und überall Hilfe, Trost und Hoffnung bringend!“

„Ha, ha, ha,“ lachte die alte Dame aus vollem Herzen, „geliebtes Kind, das ist ja eben geträumt, mit offenem Auge geträumt! Und ist das kein schöner Traum, wenn man an Hilfe, Trost und Hoffnung denkt? Ja, ja, das macht der Frühling! Da läßt sich das Herz einmal nicht halten! Dann will auch die Liebe heraus aus der engen Brust und hin zu dem andern Herzen, das dazu gehört und von Gott dazu bestimmt ist, das reine, hohe und himmlische Glück der Liebe auferstehen zu lassen.“

„Großmütterchen phantasiert ein Klein wenig“, lächelte das Mädchen, „jetzt, da gerade draußen die Glocken erklingen!“

„Ach ja“, rief verzückt die alte Dame, „es ist wahr, die Glocken klingen soeben! Ach Kind, auch bei mir war es einst zur Frühlingzeit, als ich deinem Großvater, meinem seligen Manne, das Versprechen gab, sein Weib zu werden. O, lasse mich jener Zeit ein Weilchen gedenken, die Erinnerung ist ja so süß!“

Dabei legte die alte Dame ihren Kopf leise zur Seite, und bald lag sie in süßem Schlummer. Das junge Mädchen öffnete das Fenster und ließ einen Augenblick den Frühling hinein ins Zimmer und der Glocken Klang!

Dabei hatte sie überhört, daß die Jimmertür aufgegangen und ein junger Mann angesichts der schlafenden Dame leise eingetreten war, der sich nun in unmittelbarer Nähe von Lisbet befand.

Sein Gruß ließ sich die junge Dame umwenden: „Gerr Doktor!“

„Fräulein Lisbet“, sagte er kurz und entschlossen, „darf ich mit Ihnen ein Wörtchen reden?“

Die beiden Menschenkinder redeten mit einander nicht lange. — — —

Großmutter erwachte, sah das schöne Bild der Liebenden vor sich, sagte nichts, und weinte bloß vor Glück und Freude.

„Dein Traum, Großmütterchen!“ jubelte glücklich das Mädchen, und der alten Dame zitternde Hände segneten das junge Paar.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 25. März. Maria Verkündigung. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem heiligen Lukas 1, 36—38. Epistel Iſaias 7, 10—15.
● St. Andreas: Titularfest der marianischen Kongregation junger Kaufleute und Künstler. Abends 6 Uhr Predigt mit Andacht.
● St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schüler an der Kronbrünzstraße. Abends 6 Uhr Fastenpredigt. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Titularfest der marianischen Jungfrauen-Kongregation. Morgens 1/8 Uhr (Aurebe) Vortrag. 6 Uhr heilige Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Festpredigt und feierliche Festandacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: hl. Messen um 6 1/2, und 8 Uhr. Nachmittags 3 Uhr Kongregationsandacht mit Predigt, 5 1/2 Uhr Andacht zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria. ● St. Anna-Stift: Haupt- und Titularfest der marianischen Dienstmädchen-Kongregation. Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion.

Samsstag, 26. März. Ludgerus, Bischof † 809.
● St. Lamberts: Morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zu Ehren der hl. fünf Wunden. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffl,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

(Palmsonntag).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 21, 1-9. „In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte, und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden, und ein Füllen bei ihr: macht sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Sion: Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzt auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lastthieres. Die Jünger gingen nun hin und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Schaaren, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn.“

Die Wunderthaten Jesu.

IV.

Es ist gewiß überraschend, lieber Leser, daß unser Herr, der in Seinem ganzen irdischen Leben Ruhm und Glanz gefohen hatte, heute die Ehre eines Triumphzuges, und zwar mit allen Zeichen höchster Huldigung annimmt. Dieser feierliche Einzug ist eben nichts Geringeres, als die bestimmteste und klarste Offenbarung der himmlischen Würde Jesu als des Welterlösers, der feierlich in Sion, die Hauptstadt Seines Volkes einzieht, um von Seinen geheiligten Rechten Besitz zu nehmen. Aber wie denn? Nun es war gerade der Tag, an welchem dem Besetze gemäß das Osterlamm geholt wurde: siehe! das wahre Osterlamm bietet sich heute „sanftmütig und demütig“ selbst dar und wird in feierlichem Zuge zur Opferstätte geleitet.

In Jerusalem war zum nahen Osterfeste eine ungeheure Volksmenge zusammengeströmt, deren Zahl man — bloß die Männer gerechnet — mit gutem Grunde auf viele Hunderttausende schätzen darf. Und alle diese hatten sicherlich nur eine Frage auf dem Herzen: ob auch Jesus von Nazareth zum Feste kommen werde? Und als es endlich allgemein kund ward, Er sei bereits in dem nahen Bethanien angelangt, da konnte es nicht fehlen, daß unzählige Schaaren sich bereit hielten, Demjenigen entgegen zu gehen und zu huldigen, der erst vor wenigen Tagen so wunderbar den Lazarus aus dem Grabe gerufen, in welches dieser schon seit vier Tagen gebettet war. Eine große Zahl der angesehenen Männer, darunter namentlich die Freunde des Verstorbenen, waren Zeugen

des erstaunlichen Wunders gewesen, und mit Blickesschnelle hatte sich die Kunde von dieser bisher größten Wunderthat Jesu im Lande verbreitet.

Und siehe! Der Herr nimmt die öffentliche Huldigung, die Seiner wartet, nicht nur an, sondern Er trifft sogar Selbstveranstaltungen dazu. Denn als Er zum Ölberge gekommen, sendet Er zwei Jünger voraus in den kleinen Flecken Bethphage, damit sie von dorthier eine Eselin und ihr junges Füllen ihm zuführen. Die Jünger hatten dabei den Auftrag, dem Eigentümer der Tiere nur zu sagen: „Der Herr bedarf ihrer“; — und in der That fanden sie von dieser Seite keinerlei Hindernis. Der Herr bedurfte also der Tiere zu Seinem feierlichen Einzuge. Allein während irdische Herrscher auf stolzen, schön geschmückten Rossen sitzen, wählt der Fürst des Friedens, der große König, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, zu Seinem Einzuge ein Lasttier von mehr friedlicher Art, — das übrigens im Morgenlande, in seiner höhern und feineren Gestaltung keineswegs der Geringschätzung begegnet, wie es in unsern Landen der Fall zu sein pflegt.

Es ist ja wahr, daß die Triumphzüge der Könige und Feldherren der damaligen Zeit mit einer Pracht gehalten wurden, gegen die dieser Einzug Jesu in Jerusalem gar geringschätzig erscheinen möchte. Pompejus und Julius Cäsar saßen beispielsweise auf Triumphwagen, die von Elefanten gezogen wurden; der des Markus Antonius war mit Löwen bespannt, — der König der Könige dagegen begnügt sich mit dem Füllen der Eselin, auf das die Jünger, statt goldgezierter Satteldecken, ihre Obergewände gelegt haben. Dennoch bedurfte es reicherer Anstalten nicht, lieber Leser, zum diesen Triumphzug Jesu zum

Kirchkalender.

Sonntag, 23. März, Palmsonntag. Otto, Bischof. Evangelium nach dem hl. Matthäus 21, 1-9. Epistel: Philipp 2, 6-11. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marianischen Junglings-Kongregation, 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Nachm. 4 Uhr Predigt; nach derselben bei günstiger Witterung findet Römerfahrt statt. • Maria Himmelfahrts-Piarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Junglings-Kongregation. • Maria Empfängnis-Piarrkirche: Vor dem Hochamte um 9 1/2 Uhr ist Palmweihe. • St. Martinus: Zweite hl. Messe um 7 Uhr mit gemeinschaftlicher Kommunion für die Schule an der Martinstraße, dritte hl. Messe um 8 Uhr mit gemeinschaftlicher Kommunion für die Marian. Jungfrauen-Kongregation, 9 Palmweihe, Prozession und feierl. Hochamt, 11 1/2 Uhr hl. Messe. • Clarissen-Klosterkirche: Morgens 7 1/2 hl. Messe, 8 1/2 Uhr Hochamt. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 7 1/2 Palmweihe und feierliche Prozession; nach dem Hochamte wird die Passion aufgeführt. In der Kirche werden die a. j. a. d. v. h. a. r. t. i. c. u. l. e. n. a. b. i. t. e. • Karmin-Geistliche Kirche: Morgens 6 1/2 Uhr hl. Messe; 9 Uhr Hochamt. Nachm. 8 Uhr Andacht, wegen der Abreise, um 9 Uhr. • Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den armen Mann. • Piarrkirche zu Volmerswerth: Morgens 7 1/2 Uhr Palmweihe, Prozession und Hochamt. Nachm. 3 Uhr Christenlehre und Kreuzweg-Andacht. (Fortsetzung siehe letzte Seite)

glänzendsten zu machen von allen, die je auf Erden gefeiert worden sind; denn nicht auf Befehl seiner Machthaber, auch nicht aus eitlem Neugier, sondern von reiner Zuneigung und Bewunderung und Ehrfurcht getrieben, strömt das Volk in Scharen von allen Seiten herbei, bricht Zweige von den Palmen und Delbäumen als Zeichen des Sieges und der Herrlichkeit; das Volk breitet sogar die Oberkleider (die damals aus einem einzigen großen Stück Tuch bestanden) zum Zeichen der Huldigung auf den Weg, und Alles ruft und jubelt: Hosanna, Heil und Ruhm dem Sohne Davids! Hochgepriesen sei der König Israels, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe! — Der Herr aber, indem Er das Alles stillschweigend annimmt, bezeugt die Berechtigung und Wahrheit dieser einzig dastehenden Huldigung der Hunderttausend, die wir in unsern Gottesdiensten alljährlich in der Prozession des Palmsonntags nachahmen.

Wir kennen, lieber Leser, die nähere Veranlassung, die jene Volksscharen in Jerusalem zu der öffentlichen Huldigung bewog: es war die Kunde von der Auferweckung des Lazarus, bei der Jesus in Gegenwart hochangesehener Juden eine Macht bewiesen hatte, die weiter reicht als das Erdenleben, die allmächtig selbst in die Regionen des Todes hinübergreift.

Als Jesus — so berichtet der hl. Johannes — zu dem Grabe des Lazarus kam, das durch einen Stein verschlossen war, sprach Er: Hebet den Stein weg! — Da sagte zu ihm Martha, des Verstorbenen Schwester: Herr, er riecht schon, denn er liegt schon vier Tage im Grabe. — Jesus sprach zu ihr: Habe Ich dir nicht gesagt, daß, wenn du glaubst, du die Herrlichkeit Gottes (in einem Wunder) sehen wirst? — Sie hoben also den Stein weg. Jesus aber hob Seine Augen himmelwärts und sprach: Vater, Ich danke Dir, daß Du mich erhört hast. — Als Er dies gesagt hatte, rief Er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! — Und der Verstorbene kam sogleich heraus, gebunden mit Grabtüchern an Händen und Füßen, und sein Angesicht war in ein Schweißtuch gehüllt. Da sprach Jesus zu ihnen: Bindet ihn los und laßt ihn gehen! (Joh. 11.)

Viele Juden — setzt der Evangelist hinzu — die zugegen waren, „und sahen, was Jesus gethan hatte, glaubten an Ihn“ (Joh. 11). Auch wir, lieber Leser, glauben an die göttliche Allmacht dessen, der hier die Pforten des Grabes sprengt und selbst in das Totenreich hinübergreift; auf dessen Befehl die in Trümmer zerfallenen Glieder des Lazarus sich wieder zusammensetzen; auf dessen Wort das geronnene und in Fäulnis geratene Blut seine Reinheit und sein pulsierendes Leben wieder erhält; auf dessen Wort die Muskeln wieder ihre Frische erhalten und alle leiblichen Organe ihre gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen; kurz, auf dessen Wort die Seele sich belebend wieder mit dem Leibe vereinigt.

Mit Martha, der Schwester des Auferweckten bekennen auch wir: „Ja, Herr, ich glaube, daß Du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, bist“ (Joh. 11).

S.

Das deutsche Reichspostwesen an der Centrale.

Von Kurt von Balfeld.

Auf dem Haupt-Telegraphen-Amt. Das Haupt-Telegraphen-Amt in Berlin ist ein ganz gewaltiger Palast. Man sieht ihm an, daß er mit der Zeit gewachsen ist, denn die Front nach der Französischen Straße ist altmodisch bescheiden, die Front nach der Jägerstraße 42-44 ist modern luxuriös. Aber im alten wie neuen Teil sind alle Arbeitsäle hoch, lustig, geräumig, ja selbst mit modernem Stuck versehen. In diesen Sälen arbeitet ein

Heer von 1500 Beamten, die täglich über 60000 Telegramme besorgen, natürlich in abwechselndem Turnus, dem Haupttelegraphen- und Haupt-Fernsprech-Amt haben nur siebenstündigen Dienst, und in diesem noch eine Aulapause von 20 Minuten. Trotzdem dieses Amt mehr Beamte beschäftigt als die Haupt-Brief- und Haupt-Packetpost, so herrscht hier dennoch eine beinahe feierliche Stille. Da ertönt kein Kommando, kein Ruf, keine Unterhaltung. In dem großen Saal, der für den inländischen Dienst bestimmt ist, sitzen vierhundert Beamte an kleinen Tischen und besorgen stumm ihr Amt. Selbst die Boten, welche die Telegramme sammeln und bringen, reden nichts, denn jedes Telegramm wird mit einem Leitvermerk versehen. In diesem Saale zur ebenen Erde, Hochparterre, befindet sich auch die Hauptammel- und Verteilungsstelle, oder wie der Fachausdruck lautet, die Instradierung. Diese erhält Telegramme von der Annahme und den Postämtern, aber alle durch Rohrpost, denn das geht schneller und billiger. Natürlich sind auch diese Telegramme alle mit einem Leitvermerk versehen. Sie werden teilweise von der Instradierung in andere Säle geschickt, wo der Dienst mit dem Auslande sich befindet, teils werden sie unmittelbar an der Instradierung in besondere Sortirspinde verteilt und von hier durch Boten an die Apparate gebracht. An jedem Apparat steht nämlich auf eisernen Stangen ein Emailschild mit dem Namen der Stadt, die der Apparat bedient. Hamburg hat die meisten Leitungen, neun an der Zahl; dann folgt Köln mit sechs, dann Hannover mit zwei. Alle anderen Städte haben nur eine Leitung, oder mehrere Städte zusammen nur eine.

In dem großen Saal befinden sich augenblicklich 200 Hughes-Apparate, Klopfer- und Morse-Apparate sind je 100 Stück vorhanden. Dazu kommen noch etwa 20 Apparate anderer Systeme, deren Gebrauchsfähigkeit erprobt werden soll.

Im Haupttelegraphen-Amt findet man auch Damen angestellt als Telegraphistinnen; auf dem Brief- und Packetamt fehlen diese vollständig. Dagegen herrschen sie allein auf dem Haupt-Fernsprech-Amt. Merkwürdigerweise ist die Hauptgeschäftszeit für das Haupttelegraphen-Amt nicht der Winter, sondern der Sommer. Das hängt mit der Schiffsahrt zusammen, die in Berlin eine große Rolle spielt. So wie die warme Jahreszeit kommt, nimmt der Dienst einen gewaltigen Aufschwung. Für die Schiffsahrt ist das Telegramm nur ein beschleunigter Brief. In der Hochsaison mieten sogar große Häuser eine Leitung auf Stunden von der Post. Dieses Mieten einer Telegraphenleitung auf eine oder mehrere Stunden wird zu jeder Zeit von großen Zeitungen ausgeübt. Den Preis für solch eine Stunde konnte oder wollte man mir nicht sagen.

Im Ganzen wurden im Jahre 1900 im Deutschen Reich 42 625 841 Telegramme ausgegeben. Die Zahl der direkten Verbindungen mit dem Auslande wächst täglich. Nach Paris und London telegraphiert man schon längst ohne Unterbrechung der Leitung. Ja, man ist schon so weit gekommen, daß eine und dieselbe Leitung eine Depesche auf- und annehmen kann, daß man z. B. zu gleicher Zeit eine Depesche nach Hannover dirigieren und eine von dort empfangen kann. Welch ein Unterschied gegen früher. In Brockhaus Konversations-Lexikon vom Jahre 1820 kann man unter Telegraphie folgendes lesen: „Der Telegraph besteht aus einer Verbindung von Balken, die durch eine gewisse, ihnen zu erteilende Bewegung in mannigfaltige Formen gestellt werden können, und wo jede Stellung ein Wort oder eine Sache ausdrückt.“

Heute schreibt der Hughes-Apparat, der mit seinen weißen und schwarzen Tasten, wie ein kleines Klavier aussieht, direkt in Buchstaben, nicht in Ziffern, die ausgegebene Depesche nieder. Kein System kommt auf, was nicht sofort und ausgiebig auf dem Haupttelegraphen-Amt probiert wird. Wie in so vielen Einrichtungen,

so marschiert Deutschland auch im Postwesen an der Spitze aller Nationen. Das beweisen kurz einige Zahlen. Deutschland hatte im Jahre 1900: 37146 Postanstalten und 19849 Staats-Telegraphen-Anstalten. Frankreich im Jahre 1900: 10715 Postanstalten und 8988 Staats-Telegraphen-Anstalten. Großbritannien und Irland 1900: 21940 Postanstalten und 8851 Telegraphen-Anstalten. Rußland (mit 130 Millionen Einwohner) 1900: 10 668 Postanstalten und nur 2709 Telegraphen-Anstalten. Das Haupttelegraphen-Amt benutzt von seinem Palast die erste Etage, Erdgeschloß und den gewaltigen Keller. Das heißt im Keller stehen nicht etwa Apparate. Da laufen an den gewölbten Decken nur die zahlreichen Drähte zusammen; da befinden sich in zwei mächtig großen Räumen die Maschinen und die Batterien. Dann ist noch ein hübscher Restaurationssaal und eine Badeanstalt vorhanden. Sonst befinden sich in den zahlreichen, sauberen Gängen, in der Mauer eingefügt, die Kleiderschränke für sämtliche Beamten. Jeder Schrank, der nur eine Lattentür besitzt, enthält die Garderobe und ein Handtuch. In der zweiten Etage des Haupt-Telegraphen-Amtes befindet sich auch das Haupt-Fernsprech-Amt. In dem großen Saal, der für den Staatsdienst bestimmt ist, sitzen etwa 200 Damen an einem großen Telephontisch, von dem aus 7-8000 (sieben bis achttausend) Teilnehmer verbunden werden können. Eine Dame kann 50-60 Anschlüsse besorgen. Es ist ein sonderbares Bild, welches sich dem Laien dort darbietet. Alle Damen sind gleichmäßig in dunkel-blauer Kleidung; jede Dame trägt auf der Brust das Mikrophon, ein auf silbernem Brustschild befestigtes Sprachrohr. Während der 7stündigen Dienstzeit muß jede Telegraphistin noch das Kopftelephon oder Hörrohr anhaben. Dieser Hörapparat wird durch eine gepolsterte Feder auf dem Kopfe festgehalten. Das Hörrohr befindet sich stets am linken Ohr. Dieses Rohr ist der Schrecken aller Telegraphistinnen, denn es gehören starke Nerven dazu, dessen ewiges Summen und Surren stundenlang auszuhalten. Der Aufsichtsbeamte achtet aber streng darauf, daß das Kopftelephon nicht einen Augenblick abgelegt wird. Das Brustschild mit dem Sprachrohr dagegen belästigt nicht im Geringsten. Das Haupt-Telegraphen-Amt beschäftigt 500 Damen. Die Tochter-Anstalt auf der Dranienburgerstraße beschäftigt noch weit mehr, denn die Tochter ist der Mutter an Größe schon weit über. Die Mutteranstalt hat nur rund 8000 Leitungen, das Tochter-Amt besitzt deren zwischen 13-14 000.

Die Zahl der Orte im Deutschen Reich, die Fernsprech-Anstalten haben, betrug im Jahre 1900 genau 15 553. Die Zahl der Fernsprech-Anstalten 15 661 und die Zahl der Fernsprechstellen rund 300 000. Im Jahre zuvor waren erst 229 391 vorhanden. Der gewaltige und schnelle Zuwachs ist die Folge der neuen Gebühren-Ordnung, die seit dem 1. April 1900 in Kraft getreten und die kleineren Orte mehr begünstigt hat.

In Anbetracht des riesigen Umfanges an Telegrammen herrscht auf dem Haupt-Telegraphenamt im Vergleich zu dem weit kleineren Telegraphenamt Börse eine idyllische Ruhe. Das letztere Amt mit seinen nur 200 Beamten bietet zur Börsenzeit ein Bild so großstädtischen Lebens, wie man es so bald nicht wieder in der ganzen Welt findet. Dieses Treiben soll im nächsten Artikel geschildert werden.

Radler's Frühlingserwachen.

Blauderei von Richard Fuchs (Berlin).

Mit einem freudigen Erstaunen über die doch so gar nichts Neues bietende Erscheinung wird jetzt allenthalben die Wahrnehmung gemacht, daß die Tage wieder länger werden, und mit jedem wärmeren Tage prophezeit man dem Winter sein dräuendes Ende. Ganz besonders trifft diese Vorfrühlingsfreude auf die große Gemeinde der Radler und derer, die es werden wollen, zu; erwarten doch die Ra-

del-Madel und Radler-Jünglinge sehnsüchtig das sie zu neuem, dem Laien ungeahntem Genuß herauslockende Frühlingserwachen.

Viel Tinte ist schon in Erörterung der Frage verbraucht worden, ob das Radfahren im Niedergang oder gar im gänzlichen Verschwinden begriffen sei, und noch viel mehr Tinte haben die Zeitungsschlachten für und wider das Fahrrad gefordert, ehe es seinen Siegeszug antreten konnte, auf dem ihm zwar öfters von griesgrämigen Philistern und pedantischen Schreiberseelen ein Bein geküßt wurde; aber, was that's, es war ein Siegeszug. Genug; noch ist das Fahrrad auf dem Plane; und das Lebende, Bestehende hat das Recht. Ein Zweig des durch die launige Frau Mode damals zu so üppiger Blüthe gelangten Radfahrwesens jedoch hat einen sich noch steigenden Niedergang zu verzeichnen; das ist das Radwettfahren oder das sportliche Moment überhaupt; doch das interessiert uns hier nicht.

Wer sich einmal der Braut von Stahl und Gummi mit Leib und Seele verschrieben hat, das ist das Mystische, den läßt sie nicht wieder los; und auch diese Altgetreuen harren des neuen Venzes. Sie, die ihr Koviziat längst hinter sich haben, waren in der stillen Winterzeit nicht unthätig gewesen — wenigstens wenn sie zu den Einrichtigen gehören; — sie haben in dieser radfahrlosen Zeit ihr Stahlrößlein genau auf seine Gesundheit und Tauglichkeit geprüft, und ist die Diagnose nicht günstig ausgefallen, so waren sie auf schnelle Remedur bedacht. Wissen sie doch aus eigener schmerzlich empfundener Erfahrung, daß Reparaturen am schnellsten, sorgfältigsten und last not least am billigsten vor dem Saisonbeginn, vor dem allgemeinen Ansturm auf die Werkstätten, von den Reparateuren ausgeführt werden. Ist auch zur Zeit die Anhäufung von reparaturbedürftigen Rädern zu Frühlingbeginn in den Fahrradkassen bei Weitem nicht mehr so groß wie in den Blütejahren, so wird doch stets eine mehr oder minder lange und nach dem speziellen Temperament mehr oder weniger ungeduldig ertragene Wartezeit nötig werden, besonders wenn der Patient gar zur Ursprungsstätte in die Fabrik zurück muß, um einer ersten Operation unterzogen zu werden. Man beherzigt also die vorstehenden Lehren, wer die Reparatur bisher auf die lange Bank geschoben hat, der eile, das Versäumnis nicht noch ärger werden zu lassen, sonst trifft der erste warme Frühlingstag ihn über die Langsamkeit der Menschen im allgemeinen und seines Reparateurs im besonderen gar grimmig polternd.

Endlich ist der Frühling ins Land gezogen, und das Rad wird seiner beschaulichen Ruhe entrissen. Der Neuling, der seinen Radfahrunterricht auf einer alten Vermmaschine mit geschulten Fahrlehrern auf einer speziellen Bahn genossen hat — wie so anders als vor ca. 10 Jahren, — wird sein Stahlrößlein mit noch ganz unsicherer Hand zum Thore hinaus auf die sich soweit ausdehnende Landstraße lenken, und hoffentlich vergißt er nicht trotz der scheinbaren Leichtigkeit der Fortbewegung, an den Rückweg zu denken, denn schnell tritt die Ermüdung den Radfahrerneuling an! Und bleiern werden dann die Glieder! Wohl jedem Radlermann wird seine erste Ausfahrt, die mit so manchen unerwarteten „Begegnungen“ im wahrsten Sinne dieses Wortes verknüpft war, noch in der Erinnerung sein; doch Übung macht den Meister, und bald üben weder Chausseegräben noch Bäume eine unüberstehliche Anziehungskraft aus, und nach Jahresfrist zieht er kaltlächelnd an dem frischgebackenen unbeholfenen Radler vorüber. Und sie haben das widerpenstige Rößlein alle noch gemeistert!

Sie steigen dann nicht mehr sorglos auf das Rad, sondern überzeugen sich vorher mit Kermisene von seinem tadellosen Zustand, sehen diese und jene Schraube nach, befühlen die Luftreifen, prüfen den leichten Gang der Räder und ob die reibenden Theile mit dem freundlichen Del getränkt sind, denn sie wissen's jetzt

„wer gut schmirt, der gut fährt“; allerdings ist die goldene Mittelstraße auch hier die beste. Führen sie als Anfänger von Haus aus in Fußgängerstempo davon, um sich einen schneidigen Abgang zu sichern, wie sie wenigstens glaubten, so thuen sie jetzt als gewiegte Sportsleute besser: sie legen die ersten Kilometer in ruhiger Fahrweise zurück, bis sich die Atmungsorgane an das schnellere Durchschneiden der Luft bei der anstrengenden Arbeit der Muskeln gewöhnt haben; sie athmen richtigerweise nur durch die Nase und sind auch sonst sehr erfahrene Leute — oder sollten es wenigstens sein.

Nur hüte man sich, die einfachen Gesundheitsregeln besonders an den allerersten Tagen der Fahrzeit achtlos in den Wind zu schlagen. Der Körper ist die Anstrengung nicht mehr gewöhnt; die Ruhezeit des Winters spricht in Gestalt von stärkerer Transpiration, und die Erkältung lauert während des Rastens in der ermüdenden Frühlingluft; man beugt dieser durch Anlegen einer wärmeren, wolleinen Hülle vor, natürlich nur beim Ruhen. Ebenso bekannt und daher überflüssig ist ja auch die Warnung vor zu kalten Getränken. Wir führen sie ja auch nur als Gegenstück zu der ersten an; unsere freundlichen Leser haben sie gewiß noch nie außer acht gelassen. Stimmt's? So, nun mag der Frühling kommen!

Am Stacheldraht-Baum.

Ein heiteres Erlebnis aus dem Burenkriege von
Diedrich Palm.

Vor Kurzem kam von dem südafrikanischen Kriegsschauplatz eine bürenseitlich geschriebene Schilderung des bekannten Weihnachtsangriffes Dewets auf die Kolonne des Obersten Firman bei Groskop, der bekanntlich mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer endete. In dieser neuesten Schilderung ist die Zahl der toten Büren auf 14, die der verwundet auf 32 angegeben, also wesentlich kleiner, als die Engländer z. B. zu berichten wußten; auch erfährt man, daß den nur 600 Mann starken Büren unter Maars, Prinsloo und Hermanes Botha ein wesentlich größeres Feindeskontingent gegenüber gestanden hatte, was den Sieg der Büren um ein bedeutendes glorreicher erscheinen läßt, als ihn die Engländer darstellten.

Doch dies nur als Einleitung zu meiner kleinen nachstehenden Erzählung, die ich aus dem Briefe eines Freundes schöpfte, welcher in den Reihen der Büren kämpfte und an jenem denkwürdigen Weihnachtsangriff mit teilgenommen hatte. Ich verlasse somit das Gebiet der hohen Politik und Kriegshistorie und wende mich dem heiteren Erlebnis eines Büren zu, das mir wert dünkte, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der Weihnachtsmorgen war angebrochen. Schöner, denn die letzten Tage zuvor, stieg die Sonne den Himmel herauf und beleuchtete in ihrem ewigen Glanze den Hügel, auf dem das Gefecht stattgefunden hatte.

Dewets erstes am heiligen Weihnachtstage war, für die Bestattung der Toten und Bepflanzung der Verwundeten Sorge zu tragen; ob englisch, ob buriisch war gleich, Gottes Erde nahm beide Nationalitäten gleich barmherzig auf, und unsere „Brüder vom Roten Kreuz“ machten darin auch keine Ausnahme. Die gefangenen Engländer wurden mit einem Burentrupp in eine etwa 3 Meilen entfernte „Sammelstelle“ abgeführt, wo sie schon mehrere ihrer Kameraden aufanden.

Nach gethener Liebesarbeit vereinte ein einfaches Frühstück auf freiem Felde die zurückgebliebenen Kämpfer; Dewet, mitten unter ihnen, schien ganz besonders aufgeräumt und wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er im Verein mit Brand einige Büren, welche bei dem energischen Angriff der Engländer auf jenem Hügel bei Groskop zurückweichen wollten, mit einer Peitsche vorwärts trieb.

Da fiel sein Blick von ungefähr auf einen jungen, kaum dem Jünglingsalter entwach-

Gros saß und an einer harten Brotkruste kaute.

Bei Dewets Erzählung richtete er verstohlene Blicke auf den tapferen Führer, wobei eine glühende Röthe sein Antlig färbte.

„Ah“, wandte sich Dewet an diesen, „da bist Du ja; ich hatte schon geglaubt, auch Dir armen Teufel hätte die englische Artillerie den Garau gemacht!“

„Nein, ich lebe“, antwortete der Angesprochene, „und ich schäme mich offen und ehrlich, daß ich mich erst durch einen Peitschenhieb von Dir daran erinnern mußte lassen, daß ein freier Bur im Moment der Not alles vergessen und sein Leben gern und freudig für seine Freiheit in die Schanze schlagen muß!“

Ein brausendes Hurrah der Menge folgte diesen Worten; denn sie waren aus dem tief innersten Herzen gesprochen.

Dewet kniff verschmigt die Augen zusammen und räusperte sich: „Aha, wieder einer, der an etwas mehr gegangen, als an unserer guten Sache. Bist wohl gar verliebt, Kerlchen, hast vielleicht einen Schatz, dem Du dein Leben erhalten wolltest, wie?“

„Jawohl“, kam es bestimmt von des jungen Büren Lippen, und ein unbändiges Gelächter füllte die reine, klare Dezemberluft.

„Erzählen, erzählen!“ rief es im Chorus. „Er wird erzählen“, nickte Dewet, „wenn er nur erst mit seiner Brotkrume fertig sein wird!“

„Die ist besorgt und aufgehoben“, sagte lachend der junge Bur, näherte sich dem Kreise der Aelteren und begann: „Gerne will ich erzählen, nachdem nun Gott alles zum Besten gewandt. Nun hört!“

Bevor er begann, seine Geschichte vorzutragen, reichte ihm ein Kriegskamerad einen Schluck aus einer Flasche, der dem jungen Mann sichtlich wohlthat.

Nun nahm er glühenden Auges den Faden einer Erzählung auf.

„Ich bin 18 Jahre und habe ein Herz im Leibe: Zwei Dinge, die mich ein prächtiges Mädel von unserem Stamm finden und lieben lernen ließen. Sie hat den Vater im Felde verloren, die Mutter und ihre zwei jüngeren Geschwister haben die englischen Bürger mit fortgeführt, auch ihr stand ein gleiches Los bevor, doch sie wußte noch zur rechten Zeit zu entweichen. Wie? wird hier jeder fragen! Nun, sie hatte sich in ihres Vaters dahelie geliebene Kleider gesteckt und war als Mann unbehelligt durch die Reihen der Marodeure entkommen.“

Von Farm zu Farm war sie gepilgert, überall Unglück, Leid und Schmerz, wie in ihrem Elternhause, überall Thränen über erlebtes Ungemach oder über bevorstehenden Kummer.

So schlich sie weiter und immer weiter, denn unter solchen Umständen war nirgends ihres Bleibens länger.

An einem Abende, der tiefdunkel sich über das freie Burenland gienkt, war sie an einer Stelle auf freiem Felde angelangt, wo sie nicht weiter konnte, denn ein fester Stacheldraht-Baum versperrte ihr den Weg.

Sie wußte es, wo sie war: an einer englischen Blockhauslinie!

Da sah sie plötzlich einen Mann vor sich liegen, der anscheinend in tiefen Schlaf gesunken war, sich aber trohdessen unruhig hin und her wälzte und granzende Laute von sich gab.

Es war nicht schwer, einen totol betrunkenen englischen Soldaten zu erkennen.

Kurz entschlossen legte sie ihres Vaters Kleider ab und neben dem Engländer nieder, sich selbst aber zog sie das Exterieur des Soldaten Sr. britischen Majestät an. Zum Ueberflus fand sie auch noch einen scharf geladenen Revolver in dem Waffenschrank.

Auf einmal stand ein englischer Korporal neben ihr, wie aus der Erde gezaubert.

Er stammte offenbar aus einem nahen Blockhause, das sie in der Dunkelheit gar nicht bemerkt hatte, aber trotz der Dunkel-

heit sah sie, daß der Ungersene gleichfalls hin und her pendelte, auch hörte sie es an seinem Fallen, daß er, wie sein Kamerad am Boden, sinnlos berauscht war.

Mit einem Mal blitzte ein Licht auf; der Herr Korporal hatte ein Streichholz angezündet und leuchtete auf dem Boden hin und her.

Das Mädchen sah er als seinen Kameraden an, den am Boden liegenden für einen Buren, die daneben liegenden Kleider gaben ihm das Recht dazu.

Nun that er, was Engländer in solchem Falle immer thun, er zog seinen Revolver, drückte ihn auf den armen Sünder auf der Erde ab, der sich nur noch einmal herumwälzte, um dann den ewigen Schlaf weiter zu schlafen.

Dem vermeintlichen Kameraden aber händigte er ein „gewichtiges“ Schriftstück ein mit der Weisung, es ungefäumt dem Korporal in der nächsten Blockhausstation zu übergeben.

Kameraden, das Mädchen entstammte nämlich einem Pfarrhause, war gut erzogen und sprach das Englische geläufig mit tadellosem Accent!

Mit dem Schriftstück nun schlug sie einen diagonalen Weg ein, kam zu einer der ungerigen Kolonnen und überbrachte das Schreiben deren Führer, dem es wesentliche Dienste leistete.

Denn es enthielt faktisch wichtige Nachrichten über den Stand, die Stärke und die Bewegung englischer Truppen, die ausgesandt waren, unseren Dewet zu fangen.

Hier unterbrach ein wahrer Freudenjubel den begeistertsten Sprecher.

„Wo ist Dein lieber Schatz, braver Junge, daß wir ihm danken können!“ fragten und riefen alle Stimmen durcheinander.

„Gern!“ beschwichtigte sie der Sprecher, „ich komme zum Schluß!“

Und sich eine Thräne aus dem Auge wischend, sagte er: „Wenn einer von Euch heute Morgen beim Kampf auf dem Hügel ein solches braves, liebes und tapferes Weib, seinen herzigen Schatz noch unten gewußt hätte, wäre er nicht auch zurückgegangen, ihn zu holen, ihn zu schützen? Ich wollte nur an der Seite meiner Liebe sein und kämpfen, die dort . . . dort als tapferer Kamerad unter uns weilt.“

Alle schauten nach der Stelle, auf die der junge Krieger hindeutete. . . Errötend stand dort in Männerkleidung die Geliebte des jungen Buren, die freudig mitgekämpft hatte! Man umringte sie, man küßte sie geliebt, vor allem Dewet, dem helle Thränen in den Augen perlten.

Jubelnd rief der junge Bur: „Ich danke Euch, denkt mit mir ewig an meiner Geliebten Erlebnis am Stachelbraut-Jaun!“

Der Verräter.

Weiteres von S. Palm.

Sie hatten sich schon lange lieb, nun schon an die 3 Jahr, nur hatte Berthold Seger noch immer nicht den Mut gefunden, seiner Angebeteten die Gefühle seines Herzens zu verraten, nämlich in Worten nicht, denn seine feurigen Blicke, seine Seufzer hatten der blonden Katja längst sein Geheimnis verraten; allein auch sie war nur eine schlichter Natur. Wie hätte sie die Keckheit befehlen, seiner Schüchternheit etwas entgegenzukommen, wie ihr Hamml, ihre Freundin, so oft riet. So begnügten sich die beiden Leute damit, ihre Gefühle einander und Fremden, zu deren Ergötzen durch niedergeschlagene Augen, chronisches Erröten und scheue Blicke zu verstehen zu geben.

Das wäre wohl so bis in ihr Alter hinein geblieben, wenn sich ihrer Liebe nicht zwei, die ihre Vertrauten waren, angenommen hätten. Diese einsichtsvollen Wesen aber waren Schnuffel und Dodo. Nun glaube man aber nicht etwa, daß diese beiden zwei menschlich fühlende Leute waren.

Schnuffel und Dodo waren nämlich gar

keine Menschen. Nun aber erlaube mir der Leser, sie ihm feierlich vorzustellen: Schnuffel, ehr- und tugendjamer Hauskater des Herrn Berthold Philipp Seger.

Dodo, treuester Freund, Stellvertreter eines Kindes, Freundes, Pintschers, Katers bei Fräulein Katja Anna Maria Kottow.

Katja liebte ihren Surinampapagei ebenso sehr, wie Berthold Seger seinen Kater. Dieser Kater hatte ihm einst als Berthold noch hoffnungsvoller Tertianer war, das Leben gettet, indem er den beim heimlichen Genuß einer Cigarre eingeschlafenen Schlingel, durch energisches Kratzen und Beißen geweckt und ihn und das ganze Haus vor ernstlicher Gefahr gerettet hatte; denn die Cigarre war dem Schläfer entglitten und hatte den Teppich entzündet. Wars also ein Wunder, daß nicht nur Berthold, sondern die ganze Familie, ja selbst die Bekannten den klugen Schnuffel verhatschelten, ihm eine Ausnahmestellung unter Seinesgleichen einräumten? Auch die verwittwete Frau Amtsrat Kottow, Katjas Mutter, bewies dem klugen Tier Zuneigung, mündete Katja selbst; denn sie witterte nicht mit Unrecht in dem schwarzen Schnuffel ihres Doto grimmigsten Feind und so sehnsüchtig sie auch den wohlbekannten Schritten des Geliebten lauschte, kam Schnuffel aus Segers Haus, das dem von Frau Kottow eben vis à vis lag, gravitatisch über die Straße, dann verschloß Katja hartnäckig die Thür, auch wenn die Mama sich für Schnuffel verwandte und dieser selbst noch so schmelzend vor dem verschlossenen Paradiese miaute — Dodo verstand seine junge Herrin ganz. Er schlug, während Schnuffel miaute, mit den Klügeln, sperrte den Schwanz, warf das Köpfchen in den Nacken und kreischte in den höchsten Tönen: „Weg du Greuel! Weg du Greuel!“

So standen die Beiden, denen es beizubehalten war, ihren Herrn und ihre Herrin fürs Leben zusammenzugeben miteinander. Nun hatte Katja im begreiflichen Mitteilungsbedürfnis ihrer Jahre und ihres übervollen Herzens, Dodo im traulichen Beieinandersein die stille Seligkeit und den Schmerz ihrer Liebe anvertraut.

In stiller Dämmerstunde, wenn die Mama über ihrem Strickzeug nickte, oder auf Visite bei Mama Seger war; dann schüttelte Katja dem geduldig und verständlich zuhörenden Dodo ihr Herz aus. Sie nannte ihm ihren lieben dummen Berthold, gab ihm die süßesten Namen, ja küßte Dodo selbst auf den dicken, runden Kopf. Und Dodo verdrehte die Augen, drehte wichtig den Kopf nach rechts und links und flötete mitleidig, zärtlich in den schmelzendsten Tönen: „Süße Katja, arme Katja!“

Es war ein Sonntag im März. Die ersten Staare lärmten im alten Ballungsbaum hinter dem Hause. Katja befestigte eben die Vorsteckschleife am schwarzen Kleid; da klingelte es. Ihr schlug das Herz bis in den Hals hinauf. Sie hörte Mama Segers Stimme, dazwischen eine tiefere, geliebte. Ob er sich heute wohl endlich erklärte? „Ach nein!“ Sie hatte laut geseufzt. Wie ertappt, sah sie sich schon um, dann noch mal in den Spiegel. Ah, wie rot sie schon wieder war! Das dumme Erröten! — Högernd ging sie in den Salon hinüber; da sah Mama Seger, stattlich, wohlwollend im prallanliegenden Sonntagsschwarzseidenen neben der kleinen mageren Kätin auf dem Sofa, Berthold aber stand vor Katjas neuester Photographie, die er mit den Blicken verschlang und sagte nichts.

Nun saßen die Vier um den Tisch bei Kaffee und Sandluchen. Die Alten schwatzten; die Jungen schwiegen, sahen sich an und wieder weg, senkten dielider und wurden rot; das ging nun schon drei Jahre so, Sonntag für Sonntag.

„Rrrr“, machte Dodo nebenan in seinem Bauer. „Weg du Greuel! Weg du Greuel! rrr!“

„Was hat denn der Vogel?“ fragte die Kätin.

Katja lächelte. „Er erzählt sich selbst etwas. Daß ihn nur!“ beschwichtigte sie.

„Rrrr!“ machte Dodo energischer und dann ängstlich: „Weg! Na na, sei gut mein süßes Bertel rrrr . . .“ Blutrot sprang Katja empor, im Nebenzimmer verschwindend, freudig Klang's ihr entgegen: „Süße Katja, nun sei gut, ich hab Dich ja so lieb, Bertel.“

„Ha! da ist ja Schnuffel!“ Klang Katjas Stimme aufgeregt dazwischen.

Herr Seger stürzte ins Nebenzimmer; als er die Thür öffnete, fuhr fauchend ein glänzendes schwarzes Etwas zwischen seinen Beinen durch, mit einem Satz auf den Kaffeetisch und, dort etliche Uberschwemmungen und Scherben zurücklassend, unter dem Gekreische der alten Damen auf den Ofen. Fauchend thronte der satanische Unhold oben über den unschuldsvoll weißen Kacheln und leckte sich den Schwanz, in den Dodo nicht eben jaghaft hineingebissen hatte. — Nebenan aber war es ganz still. Die Amtsrätin gab ihrer alten Freundin einen sanften Rippenstoß, winkte bedeutungsvoll mit den Augen nach der Thür hin und der Freundinnen Hände fanden sich zu verständnisvollem Druck.

Herr Berthold Seger aber hatte die Geliebte im Arm; er wußte selbst nicht, wie das gekommen, woher er so viel Courage genommen hatte. Dankbar lächelte er Dodo zu. Der aber sträubte eifersüchtig sein leuchtendes Gefieder und schrie wütend: „Ich hab Dich doch lieb. Weg du Greuel! arme Katja!“

„Rein, nicht arm, sehr reich!“ lachte Katja ihren Verlobten umschlingend, „sehr reich und durch dich du böser Verräter. Nicht wahr?“ fuhr sie Seger schalkhaft ansehend fort, „ohne den Klapperschnabel hättest du nie den Mut gehabt, mich zu küssen!“

„Rein“, gestand der Glückliche. „Ich wagte ja garnicht an mein Glück zu glauben, als ich Dodo mit deiner Stimme meinen Namen nennen hörte. Als ich aber dein Erröten sah . . .“

„Ach, das dumme Rotwerden!“

„Schilt es nicht, Schapel; es hat mir ja erst Mut gemacht!“

„Ach du! Eigentlich ist doch Dodo an allem schuld. Das süße Tier.“

„Und Schnuffel.“

„Pfui, das garstige Scheusal. Er hat sich eingefächlichen.“

„Sei ihm nicht böse, Liebste. Er half ja mit unser Glück vollkommen zu machen.“

Auflösungen aus voriger Nummer:

Magisches Monats-Quadrat: Juni, Ufo, Nana, Jar.

Diamanträtsel: P, Fez, Turan, Persien, Geige, Ren, N.

Geographisches Quadrat: Drau, Ruhr, Anna, Ural.

Rätsel: Harz — Herz.

Pyramidenrätsel: Sentr. Mittelreihe: Tunis.

Wagrechte Reihen: I, Bug, Lauge, Kasimir, Kalkstein.

Wichtigste Frage: Wenn sie von Hunden gebissen werden.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 24. März. Gabriel, Erzengel.

Dienstag, 25. März. Maria Verkündigung. Das Jahr wird in diesem Jahre am Montag, 7. April gefeiert.

Mittwoch, 26. März. Ludgerus, Bischof zu Münster. • St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Bestunde der Schulkinder. • Maria Dimmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr achter St. Josephsbandacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephsbandacht mit Predigt. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 4 Uhr Beginn der Tranermetten.

Donnerstag, 27. März. Gründonnerstag. Ruverus, Bischof.

Freitag, 28. März. Charfreitag. Felix, Bischof.

Samstag, 29. März. Cutharius, Abt. Charfreitag. Die drei letzten Tage der Charwoche sind strenge Fasttagen, Fleisch darf nicht genossen werden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 20, 19-31. „In jener Zeit, als an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbath, Abend geworden, und die Thüren (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch!“ „Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen.“ „Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ „Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ „Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meine Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht.“ „Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch!“ „Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ „Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ „Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selig die nicht sehen, und doch glauben.“ „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Nachklänge zum Osterfeste.

Das herrliche Ostergeheimnis ist so umfassend und tief, lieber Leser, daß die sieben Tage der Osterwoche kaum ausreichen, um dasselbe zu betrachten und zu beleuchten. Nahezu neunzehn Jahrhunderte sind bereits verschwunden, seitdem die Christenheit in Jubel und Freude das Ostergeheimnis gefeiert. Mit dem hl. Petrus, dem ersten, sichtbaren, aus Menschen gewählten Oberhaupte der Kirche Jesu, jubeln wir und rufen: „Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach Seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen, unbeschlechten und unversehrlichen Erbe, das euch im Himmel aufbewahrt wird“ (1. Petr. 1, 3-4). Der Apostel führt hier auf die glückselige Ewigkeit hin, die für uns das wahre Osterfest werden soll, nachdem Jesus durch Seine glorreiche Auferstehung „der Erstgeborene aus den Toten“ geworden ist (Col. 1, 18). Darum kann die Kirche während der fünfzig Tage der Osterzeit nicht mehr ein Wort an ihren göttlichen Bräutigam richten ohne das Alleluja, jenen Jubelruf, der im himmlischen Jerusalem unaufhörlich ertönt.

Unsere getrennten Brüder, die Protestanten, jubeln bekanntlich am Charfreitag, —

während unsere Kirche unter den Zeichen tiefster Trauer zum Kreuze des Erlösers hinausschaut! Diese protestantische Charfreitagsfreude ist katholischen Herzen nie sympathisch gewesen und wird es niemals sein. Aber — fragt der eine oder andere Leser — sind wir Katholiken in diesem Punkte nicht vielleicht doch im Unrecht? Müßten wir Katholiken uns nicht auch der uns in Christus gewordenen Erlösung freuen?

Freilich, lieber Leser, freuen auch wir uns der Erlösung, aber erst am Osterfeste, — während unsere Trauer am Charfreitag so wohl begründet ist, wie kaum etwas anderes in unserer erhabenen Liturgie. Eine Parabel soll diese meine Behauptung begründen; denken wir uns folgenden Fall: Für die enormen Schulden zweier Verschwender hat deren liebender, besorgter Vater Bürgschaft geleistet. Als der Tag der Abrechnung gekommen, erscheint auch der hochherzige Bürge, um die Schuldsomme beider zu zahlen. Der eine Sohn steht dabei, dankbar allerdings, aber kalt und rechnend. Die Höhe der vom Vater gezahlten Summe macht auf ihn keinen besonderen Eindruck; er wartet vielmehr ungeduldig, bis die letzte Geldmünze gezahlt ist, und ruft dann jubelnd aus: „Ich bin frei und ledig meiner Schuld,“ und geht seines Weges. — Aber da steht der Andere neben ihm, der mit freudiger Nahrung jedes Stückchen der kostbaren Gabe

Kirchenkalender.

Sonntag, 6. April. Erster Sonntag nach Ostern. Sixtus, Papst und Martyrer. Evangelium nach dem hl. Johannes 20, 19-31. Epistel: 1. Johannes 5, 4-10. Ende der geschlossenen Zeit. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr hl. Kommunion der Kinder.

Montag, 7. April. Maria Verkündigung. Gebohtener Feiertag. Hermann Joseph, Bräunlerbratener. Evangelium nach dem hl. Lukas 1, 26-38. Epistel: Jsaia 7, 10-15. ● Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Titularfest der Marianischen Jünglings-Kongregation. Nachm. 4 Uhr Festandacht und feierl. Aufnahme neuer Mitglieder. ● St. Anna-Stift: Titularfest der Marianischen Dienstmädchen-Kongregation. Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 7,8 Uhr Hochamt. ● Franziskaner-Klosterkirche: Gottesdienst wie an Sonntagen. ● Karmeliteressen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe: 7,9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festandacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachm. 6 Uhr Andacht.

Dienstag, 8. April. Walter, Abt.

Mittwoch, 9. April. Maria Eleodhas, Schwester der Allerseligsten Jungfrau Maria. ● St. Andreas: Morgens 10 Uhr Seelenamt für den verstorbenen hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Schmitz. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephsandacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

betrachtet, weil er sehr gut weiß, was es seinen Vater gekostet hat, sie zusammen zu bringen. In jedem Stücke, das ausgezahlt wird, erkennt er die Frucht einer Entbehrung, die der gute Vater sich auferlegt, oder gar einer großen Demütigung, die er erduldet, — auf dem andern liest er den Schweiß seiner Arbeit. Bei jeder Zahlung sieht er in das Antlitz des teuren Vaters; er sieht seinen, mit Mannesmut getragenen Kummer, er sieht das schmerzliche Lächeln der Liebe, das auf seinen Lippen schwebt: da vergißt der liebende Sohn beinahe das Glück seiner eigenen Befreiung über dem Kummer, der an ihren Preis geheftet ist; ja, er denkt nicht an sich selbst, denn wahre Liebe ist nicht selbstüchtig. Er geht nicht davon unter dem Jubelruf: „ich bin gelöst, ich bin frei.“ — nein, er starrt, überwältigt von seinen Gefühlen, dem Vater zu Füßen und ruft aus: „Du hast mich erkauf, ich bin Dein!“

Ich brauche den Leser nicht erst zu fragen, welchem von diesen beiden Söhnen er den Vorzug gebe. Nun ist aber hier der wahre Unterschied zwischen der protestantischen und der katholischen Art und Weise, das Leiden unseres Herrn zu betrachten, gekennzeichnet. Der Protestant betrachtet Christi Kreuz und Christi Schmerz und freut sich der ihm durch Christi Opfertod gewordenen Erbschaft, die ihm — wie er meint — für alle Fälle gesichert ist; und in dem Gedanken, aller weiteren Sorge bezüglich seiner Sünden überhoben zu sein, überläßt er sich namentlich am Todestage des Erlösers einer Fröhlichkeit, in der jeder katholisch fühlende Herz einen Zug von Herzlosigkeit, und darum von Unnatur erblicken muß. Können wir denn Kinder loben, die sich über den Tod ihres Vaters freuen im Hinblick auf die ihnen zugefallene Erbschaft?

In der obigen Parabel ist darum wie ich glaube, der wahre Unterschied zwischen der protestantischen und der katholischen Art und Weise, das Leiden unseres Herrn zu betrachten, wahrheitsgemäß dargelegt für jeden, der vorurtheilslos urteilen will: der Eine betrachtet es mit erwerbungsüchtigem Auge — der Andere mit dem Auge der Liebe. Wie ergreifend wirkt auf den Katholiken die liturgische Charfreitagsfeier! Wer bleibt ungerührt namentlich bei der feierlichen Enthüllung und Verehrung des Kreuzes, — einer Ceremonie, die ursprünglich nur in Jerusalem üblich war, wo man am Charfreitage das wahre Kreuz, an dem der Herr einst verblutet, in der heute allgemein üblichen Weise enthüllte und verehrte. Jedes einigermaßen unterrichtete Schulkind aber weiß, daß die dem Kreuze erwiesene Verehrung sich auf Den bezieht, der an dem Marterholze einst unter unaussprechlichen Schmerzen das Lösegeld für uns zahlte. Und wie entsprechen gerade die Geheimnisse des Schmerzensreichen Rosenkranzes dem Denken und Fühlen unseres Volkes! Mit welcher Vorliebe verehrt es die heiligen fünf Wunden Jesu! Wie sympathisch ist ihm die Andacht zur schmerzreichen Mutter des Erlösers!

Doch genug! Wer ohne Vorurteil unseren liturgischen Gottesdienst, sowohl im Ganzen wie in seinen einzelnen Theilen, betrachtet, wird unschwer zu der Uebersetzung gelangen, daß das Walten des Heil. Geistes, den der Erlöser seiner Kirche verheißen und gesandt hat, sich nicht an letzter Stelle kundgibt gerade in der weisen, auch dem rein menschlichen Denken und Fühlen so wundervoll angepaßten gottesdienstlichen Liturgie.

Der April im Volksmunde.

Von Elmar Kernan.

Der April ist in den Breiten der nördlich gemäßigten Zone der verrufenste Monat des Jahres. Es giebt wohl kaum eine Untugend, die man ihm nicht vorzuwerfen pflegt: Unbeständigkeit, Wechselhaft, Schadenfreude und wie man sonst noch zu sagen pflegt. Er ist

der richtige Schalks- und Narrenmonat, jedoch nicht in der Weise, daß er sich zum Narren hergiebt, sondern vielmehr so, daß er es vorzieht, die Menschen zum Narren zu halten. Deute noch ist sein Atem linder Westwind und im nächsten Augenblick schon braust er uns zornbeugend mit den Schauern des Nord- oder Ostwindes an, um gleich im nächsten Augenblick wieder ein Gesicht zu machen, als ob er der harmloseste Geselle von der Welt wäre.

Mit diesem sonderbaren Burschen, der sich „April“ nennt, wollen wir uns heute noch eingehender beschäftigen, indem wir ihn uns von astronomischer und ethnologischer und schließlich auch noch von seiner landwirtschaftlichen Seite aus betrachten und beschauen wollen.

Nach dem altrömischen Kalender war der April (aprilis) der zweite Monat des Jahres; nach unserem heutigen Kalender ist er der vierte, und zwar der erste mit 30 Tagen. Der April ist der erste eigentliche Frühlingmonat, der in unseren Breiten den Uebergang von der kalten zur warmen Jahreszeit darstellt.

Die Sitte des Aprilschickens, die dem Monat das charakteristische Gepräge giebt, ist noch gar nicht so sehr alt. Sie scheint mit dem dreißigjährigen Kriege aus Frankreich nach Deutschland importiert worden zu sein. Man findet sie aber in fast allen südlichen Ländern, von Indien bis Spanien, wo sie verbunden ist mit jenen fröhlichen Festen der Frühlingszeit, wie man sie nur unter dem sonnigen Himmel der Mittelmeerländer antrifft.

Der nordische Volksmund hat sich in seinen Wetterreimen und Bauernregeln den April etwas anders, weniger schalkhaft zurecht gelegt.

Wenn der April Spektakel macht,
Giebts Heu und Korn in voller Pracht.

Der deutsche Bauer wünscht sich also, wenigstens hienach zu schließen, den April so ungestüm, als nur irgend möglich. Es muß eben noch mehr Winter als Sommer sein.

Frösche zu Anfang April
Bringt der Teufel ins Spiel.

Mitunter verfällt er aber auch in das Gegentheil, wie man aus dem folgenden Spruch erkennen kann:

Je früher im April der Schlehdorn blüht,
Je früher der Schnitter zur Ernte zieht.

Allein man kommt eben so rasch auch wieder auf das Gegentheil zurück:

Wenn der April bläst in sein Horn
Steht es gut um Heu und Korn.

Beide Gegenätze vereint der folgende Bierzeiler:

April Dürre
Macht die Hoffnung irre.
Kasser April

Berspricht der Früchte viel.

Wenn es auch nicht gerade Sturm und Unwetter giebt, so wird doch mindestens eine nasse Witterung verlangt:

Bringt der April viel Regen,
So deutet das auf Segen.

Da doppelt besser hält, als einfach, wollen wir zur Bekräftigung des oben Gesagten noch einen Bierzeiler bringen:

Der dürre, trockne April
Ist nicht des Bauern Will,
Sondern im April am Regen
Ist den Bauern mehr gelegen.

Und doch will man das erste Frühlingsgrün keineswegs vermissen:

Gras, was im April wächst,
Steht im Mai fest.

Und dann kommt wieder der Ruf nach dem Unwetter, als dem besten Mittel zur Befiegung des Winters:

Donnerts im April,
So hat der Reis sein Ziel.

Die einzelnen Kalendertage seien hier nur mit ihren markantesten Persönlichkeiten angeführt:

Bringt Rosamunde Sturm und Wind,
So ist Sybille dann gelind.

Georg und Markus werden gewissermaßen als kritische Heilige angesehen:

Georg und Markus
Drohen viel Arg's.

Vom hl. Georg giebt es übrigens noch mehrere Sprüche:

Wenn Georg nicht will,
Steht der Flug wieder still.

Ein anderer, der sich mit dem Weinstock beschäftigt, lautet:

Wenn die Reben um George sind blind,
Darf sich freuen Mann und Kind.

Zum Schluß sei noch einer Bauernregel vom St. Markustag Erwähnung gethan:

Quakt der Frosch vor Markus viel,
Schweigt er dafür nachher still.

Der April ist in unseren Breiten nicht Fisch, nicht Fleisch, d. h. er ist nicht warm und nicht kalt. Seine mittlere Temperatur liegt in den Städten unserer Breite etwa folgendermaßen: Hamburg 7,6°, Berlin 8,4°, München 7,4°, Karlsruhe 9,9°, Stuttgart 10,1°, Prag 9,1°, Wien 10,2°, Basel 9,9°. Der April ist ferner in meteorologischer Hinsicht der Monat, der gewöhnlich die letzten Schneetreiben mit den ersten Gewittern vereinigt. Der hundertjährige Kalender stellt für die einzelnen Tage des April die folgende Prognose: Vom 4. bis 7. sehr kalt; 9. bis 19. trübe und Regen; 20. bis 23. rau und kalt, dann bis zum Schluß warm und angenehm. Nicht ganz so schlimm macht es Wetterprophet Falb. Auch er bezeichnet den Aprilmonat im großen und ganzen als verregnet, jedoch will er nichts von jener rauhen Kälte wissen. Der 23. und 25. sind ihm kritische Tage subalterner Ordnung. Das erste Drittel des Monats ist kalt, das zweite naß und das dritte warm. Mehrlich urteilt Habenicht; er weicht nur darin von seinem Kollegen ab, daß er die erste Aprilhälfte naß, die zweite warm und gelinde nennt.

Der Landwirt hat im April darauf zu sehen, daß Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, Hauf und Lein gesät und die Kartoffeln gelegt werden. Auch die Reben sind nun anzuziehen und anzubinden. Die Bienenstöcke sind jetzt zu füttern und von Moder zu reinigen. Im Gemüsegarten ist das, was in Kellern und Gruben überwintert hat, auszupflanzen; auch sind jetzt Radieschen und Rettiche zu stecken. Im Obstgarten beginne man fleißig mit dem Begießen, auch sind die jungen Kernobstbäumchen gerade im April am besten zu kopulieren.

Gerade derjenige, der mit Wald und Feld vertraut ist, wird im April eine erste, große und reine Frühlingsfreude empfinden. In Farben und Düften ist der April entschieden zarter und reiner wirkend als der Mai, so daß der ästhetische Genuß, den der April bringt, wohl einer der höchsten ist, die uns vom Wechsel der Jahreszeiten geboten werden. Es ist ein Farbenpiel in allen Nuancen eines saftigen Brauns und eines unvergleichlich zarten Grüns, wie es uns in einer so ausgesuchten Feinheit nur die allgütige Mutter Natur darbieten kann.

Das wäre in kurzen Strichen der Monat, der uns die ersten dauernden Blüten und die letzten Schneeflocken zu bringen pflegt. Man hat ihm viel Schlechtigkeiten angehängt und er verdient sie zu einem guten Teile auch. Er ist eben dem Alter nach unter den Monaten der „angehende Jüngling“, der sich noch in den „Flegeljahren“ befindet. Man sieht bereits, daß er eine ganze Menge guter Anlagen besitzt, daß er gegenwärtig aber den Kopf noch zu stark voller Dummheiten hat und daß seine Lieblingsbeschäftigung die ist, die Leute zu foppen und in den April zu schickeln. Deshalb hat auch der Volksmund nicht unrecht, wenn er zwei charakteristische Reime auf ihn geprägt hat, von denen der eine heißt:

April, April!
Weiß nicht, was er will!

Der andere lautet:

April, April!
Jetzt kann man die Narren schicken
Wohin man will! —

Blinde und Armlose.

Skizze von Julius Leonhardt.

Zwei Erscheinungen vor allem bietet das Leben, bei deren Anblick der Menschheit ganzer Jammer uns erfasst: die Wahnsinnigen und die Krüppel! Die armen, unglücklichen Menschen! ruft man unwillkürlich aus, wenn man von denjenigen hört, welchen ein grausames Schicksal das Licht des Auges geraubt oder die Glieder ein tödlicher Unfall verstümmelt hat. Wie glücklich muß sich beim Anblick eines solchen Unglücklichen derjenige fühlen, der sich im Besitz wenigstens seiner gesunden Glieder weiß. Wer denkt nicht, wenn er einen armen Blinden sich unsicher an den Häusern entlang tasten sieht, an die herrlichen Worte des Dichters:

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges! — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum
Lichte.

Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht,
Im ewig Finstern
Sterben ist nichts — doch Leben und
nicht sehen,

Das ist ein Unglück!

Doch nicht allein aus Mitleid haben wir den Bezeichnungen Blinden und Krüppel das Beiwort *arm* hinzugefügt, indem wir, wenn wir von einem dieser Unglücklichen sprechen, dies stets nur als von „einem armen Blinden“ oder „einem armen Krüppel“ thun. Das „arm“ hat noch eine tiefere Bedeutung. Es drückt auch die äußere Wirkung des Unglücks aus, mit dem der Betreffende behaftet ist. Indem die Natur ihm das Augenlicht oder den freien und umfassenden Gebrauch der Glieder vorenthielt, entzog sie ihm die Waffen im Kampf ums Dasein, beraubte sie ihm der Mittel, sich im allgemeinen Wettbewerke der Menschen erfolgreich zu behaupten. Er muß arm bleiben, weil er entweder nur auf das Mitleid seiner Menschenbrüder angewiesen ist, oder weil er doch nur so geringfügige Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben vermag, daß er sich nur den notdürftigsten Unterhalt mit ihrer Hilfe verschaffen kann.

Doch gilt auch hier das alte Wort: Keine Regel ohne Ausnahme! Die Geschichte des menschlichen Glends weist inmitten der Fülle thranenwerthen, entsetzlichen Jammers auch einzelne Lichtstellen auf. Sogar unter diesen bedauerndwerthen Unglücklichen gab es Individuen mit so hervorsteckendem Talent, daß es ihnen gelang, die ihnen von der Natur verlagten Fähigkeiten durch andere zu ersetzen und sich zu außerordentlich geschickten Menschen, ja sogar zu Künstlern auszubilden! Den Blinden z. B. ersetzt das hervorragende Gehör und Gefühl zum Teil den Mangel des Gesichts, sie werden dadurch besonders geeignet für die Ausübung der Musik, und in der That haben einzelne Blinde in dieser Kunst Vorzügliches geleistet, so der blinde Dulon, der seine Flöte, und die blinde Paradies, die ihr Pianoforte mit einer nur selten von Sehenden erreichten Meisterschaft spielte.

Es erscheint fast unmöglich, daß ein Blinder ein anderes als ganz untergeordnetes Handwerk erlernen könne, und doch haben es verschiedene Blinde sogar in den höchsten technischen Fertigkeiten voraussetzenden Gewerben zu erstaunlicher Vollkommenheit gebracht. So ein Uhrmacher im Thüringer Walde, der in seinem zweiten Lebensjahr erblindete, trotzdem aber in seiner Kunst Meister war, auch die geringsten Fehler einer Uhr mittelst des Gefühls wahrnahm und die von ihm verfertigten Turmuhren sogar selbst an ihre Stelle brachte, wobei er mit nie versagender Sicherheit hoch oben im Turm auf den schmalsten Brettern und Balken herumkletterte. In den Sammlungen der Münchener Akademie erblickt man einen kunstreich geschmittenen hölzernen Jäger, dessen Verfertiger ein blinder Tiroler ist, der kein an-

deres Instrument benutzte, als sein Messer. Fr. Jacobs erzählt von einem blinden Weber in England, der sich nicht nur seine Webstühle und sein ganzes Gerät selbst hergestellt hatte, sondern auch eine große Orgel auf der Insel Man erbaute. Ueberhaupt trieb er Musik mit Leidenschaft und liebte besonders die Orgel sehr. Sein sehulichtester Wunsch war, die innere Einrichtung eines solchen Instruments kennen zu lernen. Um ihn zu befriedigen, schlich er eines Nachts in die Kirche und in die Orgel, deren Untersuchung er ganz wohlgenut in Angriff nahm. Das ging natürlich nicht ohne Geräusch ab, die ganze Nachbarschaft hörte den Lärm und glaubte an Spuk. Schließlich wagte man sich doch hinein und erblickte den Blinden, welchem darauf die Beendigung der Untersuchung gestattet wurde. Kaum hatte er den inneren Organismus des Werkes studiert, so fing er selbst eine Orgel zu bauen an.

Der selbe Autor gedenkt eines blinden jungen Mädchens in England, welches die Farben durch Geruch und Gefühl zu unterscheiden vermochte. Mittelst der Fingersprache unterhielt es sich mit Leichtigkeit, es nähte bewunderungswürdig, schrieb schön und regelmäßig, und merkte sofort, wenn es einen Fehler gemacht hatte. Ob Tag oder Nacht, war der Blinden gleichgültig, sie arbeitete auch des Nachts, wenn der Schlaf sie mied. Während wir des Lichtes in der Nacht bedürfen, brauchte sie nur aufzustehen und anzufangen. Ueberhaupt können Fälle eintreten, in denen die Blinden den Sehenden voraus sind. So geschah es z. B. in den 70er Jahren in Paris, daß sich während eines starken Nebels die Sehenden von den Blinden führen lassen mußten! Ein rührendes Beispiel der Intelligenz eines Blinden aus neuester Zeit bildet der bekannte Dichter und Schriftsteller Hieronymus Vorm (Heinrich Landesmann), der, des Gehörs und des Augenlichts fast gänzlich beraubt, sich ein eigenes System erdacht hat, mit dessen Hilfe er nicht nur mit der Außenwelt verkehrt, sondern auch sich Bücher vorlesen läßt, und von allen Erscheinungen der Zeit und Wissenschaft genaueste Kenntnis nimmt.

Die armlosen Menschen sind an sich fast nicht minder traurig daran als die Blinden. Aber auch sie vermögen bei Fleiß und Geduld die Folgen des schweren Gebrechens meistens einigermaßen abzuschwächen, indem sie statt der Arme ihre Füße entsprechend ausbilden. Es ist erstaunlich, was sie mit diesen auszurichten vermögen, und jeder von uns hat wohl schon eins dieser barmherzigen Geschöpfe sich produzieren sehen, das mit den Füßen schrieb und nähte.

Ein interessantes Beispiel dieser Art ist der 1541 zu Schwab. Hall geborene Thomas Schweicker. Obwohl er ohne Arme auf die Welt kam, trieb ihn doch seine Neigung, sich dem Schreiberberufe zu widmen, in welchem er es zu bewunderungswürdiger Fertigkeit brachte. Mit seinen Füßen schrieb er alle Arten von Schriften, auch konnte er damit Brot schneiden, einschneiden, Bücher binden, Federn schneiden, sich anziehen, Dame spielen usw. Im Jahre 1570 bediente er den durch Hall reisenden Kaiser Maximilian II. bei Tisch. Schweicker schrieb auch seine eigene Grabchrift, die noch jetzt im Chor der Michaeliskirche, wo er begraben liegt, zu sehen ist und wie folgt lautet: „Anno Domini 1602 den 7. Tag Octobris, meines Alters 61 Jahr, starb ich. Thomas Schweicker, Bürger alhier, welcher ohne Arme und Hände in die Welt kam, und hab' diese Schrift vor meinem Ende mit meinen Füßen geschrieben den 29. Tag Juni Anno 1592 meines Alters im 51. Jahr. Der allmächtige Gott wolle mir und allen Auserwählten hier sein Friede und dorten ewiges Leben mit einer fröhlichen Auferstehung gnädig verleihen. Amen.“ Als Kuriosität sei erwähnt, daß Hall damals drei Schreiber hatte, die alle drei zusammen nur zwei Arme besaßen: Schweicker, der ohne Arme geboren war, und Wilhelm Bohls und

oreng Binder, die jeder den linken Arm verloren hatten.

Daß man ohne Arme sogar ein berühmter Maler werden kann, bewies César Ducornet, geboren den 15. Mai 1800 zu Nîme in Frankreich als Sohn eines armen Schuhmachermeisters. Dem Neugeborenen fehlten nicht nur beide Arme, sondern auch die Füße waren so klein und unscheinbar, daß man fürchten mußte, er werde gar nicht laufen lernen; auch besaß er an jedem Fuß nur vier Zehen. Natürlich waren die Eltern untröstlich, und die Zukunft des unglücklichen Wesens erfüllte sie mit quälender Sorge. Bald aber erkannten sie ob der Gelenkigkeit und Gewandtheit, welche der Kleine in seinen halbverküppelten Füßchen an den Tag legte. Mit ihnen baute und spielte er, wie andere Kinder mit ihren Händen, er zeichnete und schrieb mit Kreide, schnitt Figuren aus usw. Bald erkannte man seine außerordentliche Begabung, er malte mit den Füßen alles nach, was er sah, oder schnitt es aus und sogar die Silhouetten seiner Eltern und Geschwister verdankten seinem kunstvollen Füßchen ihre Entstehung. In der Schule lernte er eifrig schreiben und zeichnen, und seine Leistungen erregten in so hohem Grade die Bewunderung eines Maler, daß dieser ihm Aufnahme in der Akademie verschaffte, wo er schon nach einem Jahre einen Preis gewann. Später kam er auf die Pariser Akademie, wo es ihm gelang, sich die dritte und zweite Preismedaille zu erwerben. Seine Bilder (Porträts, historische Gemälde usw.) verschafften ihm bald großen Ruhm, die höchsten Persönlichkeiten besuchten ihn und sahen ihm zu, wie er vor seiner Leinwand auf einem hohen leichten Gerüst saß, auf dessen Stufen er gewandt auf- und abklimmte, mit den Füßen die Leinwand bearbeitete. Mit einem Fuße hielt er die Palette, mit dem anderen einen Pinsel, im Munde noch einen Pinsel und eine Bürste. Seine Werke erlangten ihre Bedeutung nicht etwa durch die merkwürdige Art ihrer Erzeugung, sondern sie besaßen auch großen inneren Wert. Leider sollte der fleißige und lebenswürdige arm- und handlose Künstler sich keiner allzu langen Wirksamkeit erfreuen. Seine Füße wurden durch einen Schlag gelähmt, er siechte hin und starb am 26. April 1836, erst 36 Jahre alt.

Auch Sarah Biffin, welche ohne Hände und Arme in East Quaintox Head in der Grafschaft Somerset in England am 15. Oktober 1784 geboren wurde und am 2. Oktober 1850 in Liverpool verschied, erlangte als Porträtmalerin einen bedeutenden Ruf. Sie band, wenn sie malte, den Pinsel an ihre Schulter. Ein Graf Morton nahm sich ihrer an und der König setzte ihr ein kleines Jahresgehalt aus. Diesen Beispielen stehen auch welche gegenüber, in denen die Arme die Stelle der fehlenden oder untauglichen Füße vertreten mußten. So erzählt Gerstäcker von einem Australier, welcher sich der Hände als Füße bediente und mittelst derselben mit wahrhaft unheimlicher Schnelligkeit zu laufen vermochte.

Künstlerglück.

Novellette von Paul Bliz.

Nun war wieder einmal alles gut!
Mit leichtem Lachen kam Karl Meinholt heim zu der alten Mutter, umfaßte und herzte die alte weißhaarige Mutter, und rief lustig: „Mutterchen, jetzt hat die Sorge vorerst ein Ende! Da hat sich endlich eine Schülerin gemeldet, die fünf Mark für die Stunde anlegen will!“

Die alte Frau, mit dem gutherzigen aber vergrämten Gesicht, nahm ihrem Sohn das kleine Briefchen aus der Hand und trat hin zu der Lampe, wo sie den Inhalt des Schreibens genau durchlas.

„Ja, ja, Mädchen!“ jubelt er weiter, „nun sind wir vorläufig geborgen! wöchentlich vier Stunden à fünf Mark, das läßt sich doch schon hören!“

Aber die alte Frau ermahnte ihn zur Vor-

sicht: „Jubele nicht vorher, mein Sohn, — solche jungen vornehmen Damen sind sehr wetterwendisch, — wer weiß, ob du ihr auch der geeignete Lehrer sein wirst.“

„Dafür laß mich nur sorgen, Mutterchen!“ rief er heiter, „ich werd' sie schon zu halten wissen! übrigens darf man doch wirklich nicht immer gleich das Schlimmste besürchten!“

„Besser vorher als nachher“, entgegnete sorgenvoll die Alte, „Dein leichtes Künstlerblut ist eben dein Unglück! Mit Deinem blinden Vertrauen wirst Du noch unzählige Male getäuscht werden, mein Junge!“

Er aber heiter und sorglos: „Nun Mutterchen, so wie ich bin, bin ich mit mir zufrieden, — lieber will ich in meinem Vertrauen getäuscht werden, als daß ich immer und ewig mit einem Gesicht voll Mißtrauen herumlaufen sollte! übrigens habe ich ja auch Dich, Mutterchen, — und Du sorgst schon dafür, daß ich nicht so viele dumme Streiche mache!“ — Lachend umfaßte er die alte Frau und küßte sie herzlich und innig.

Am anderen Tage ging er zu Herrn Rentier Winkelmann, dessen einzige Tochter bei ihm die Geigenstunden nehmen sollte.

Der alte Herr empfing ihn selber: „Ah, Sie sind der Herr Kapellmeister,“ meinte er mit einem behaglichen Schmunzeln, „na bitte, treten Sie näher, meine Rosa wird gleich erscheinen.“

Karl trat in das Wohnzimmer. Es war ein großer heller Raum, überaus reich und bunt ausgestattet, so daß man zu keinem rechten Behagen kommen konnte, — es war die etwas profenhafte Ausstattung des reich gewordenen Bürgers, der es noch nicht verstand, sein Geld richtig auszugeben.

Im nächsten Augenblick trat die Tochter ein.

Da rief lachend der Alte: „Hier, mein Kind, ist der junge Musikaute, nun mach' Du man Alles mit ihm ab, denn ich versteh' von dem Kummel ja doch nichts.“ Damit ging er lächelnd hinaus.

Das junge Mädchen ärgerte sich über die Blumpheit des Vaters, aber sie beherrschte sich und sagte mit kühlender Höflichkeit: „Sie sind mir sehr empfohlen, Herr Meinhold, deshalb habe ich mich an Sie gewendet.“

Er verneigte sich leicht, sah sie aber unausgesetzt an, er konnte den Blick nicht abwenden von diesem lieblichen, schönen Gesicht, das im Augenblick so stolz und hoheitsvoll ausah.

Endlich erwiderte er mit leise erregter Stimme:

„Mein gnädiges Fräulein, es wird mein redliches Bestreben sein, Ihr Vertrauen stets zu rechtfertigen!“

Darauf nickte sie kaum merklich, und als sie ihn zum Sitzen einlud, flackerte ein verdecktes Lächeln über ihr Gesicht, denn sie annahmte sich über seine schlecht verhehlte Erregung.

Und nun ärgerte er sich, daß er sich eine Blöße gegeben hatte: er wurde eine Augenblick lang rot und verlegen, und war im Begriff eine neue Dummheit zu sagen.

Da begann sie zur rechten Zeit, mit einem lebenswürdigen Lächeln bittend: „Also wenn es Ihnen recht ist, beginnen wir sogleich.“

Er atmete auf, denn jetzt hatte er seine Kraft und seine Selbstbeherrschung wieder.

Der Unterricht begann.

Und es zeigt sich, daß Fräulein Rosa nicht nur schnell begriff, sondern daß sie auch lehrbegierig und sehr begabt war.

Jetzt war er ganz in seinem Element, jetzt war jede Verlegenheit von ihm gewichen, — nun er im Dienst seiner Kunst war, nun loderte alle Kraft des künstlerischen Ingeniums in ihm auf, nun gab es nichts Außersichliches mehr, das ihn abzulenkten vermochte.

Erst als die Stunde beendet war, kam er in's wirkliche Leben zurück.

Das Fräulein war von dem Ergebnis der ersten Stunde durchaus befriedigt; mit

liebenswürdiger Höflichkeit verabschiedete sie ihn und sagte lächelnd: „Auf Wiedersehen!“

Als er heimging, kam eine ganz unbändige Freude über ihn, — mit großen lachenden Augen lief er davon, — er hätte den ersten besten Menschen umarmen können, — so überglücklich war er.

„Nun wie war's denn?“ fragte die alte Mutter, als er zu Hause ankam.

„Gut war's, Mutterchen! sehr gut! das Fräulein ist entschieden begabt, und es macht mir wirkliche Freude, sie zu unterrichten!“ antwortete er mit hellen Blicken des Glückes.

Die alte Frau nickte nur dazu, aber als sie ihre Handarbeit wieder aufnahm, machte sie ein besorgtes Gesicht, und als Karl in sein Zimmer gegangen war, senkte sie leise, denn sie hatte nur zu gut gemerkt, daß mit ihrem Jungen eine Veränderung vorgegangen war.

Die nächsten Unterrichtsstunden verliefen gleich der ersten, — er stets voll echter künstlerischer Begeisterung, sie immer mit ernstem Eifer.

Natürlich entging es ihr nicht, daß sie einen entschieden Eindruck auf ihn gemacht hatte, — und dazu lächelte sie heimlich, — es freute sie wohl, aber sie dachte nicht einen Augenblick daran, ihm irgendwelche Hoffnungen zu machen.

Aber als vier Wochen vergangen waren, konnte der heißblütige Künstler sich nicht beherrschen, und nun machte er keinen Hehl mehr daraus, daß er für seine schöne Schülerin schwärmte.

Jetzt aber kam ihr die ganze Affaire äußerst komisch vor, und nun beschloß sie, erst mal abzuwarten, wie weit der verliebte Künstler seine Kühnheit eigentlich treiben würde, um ihm dann eine ernste Lektion zu geben, — so ließ sie sich also vorerst weiter den Hof von ihm machen, und wenn schon sie ihm nie das geringste Zugeständnis zeigte, so ließ sie sich doch immer seine deutlichen Huldigungen gefallen.

Eines Tages fragte Herr Winkelmann: „Was meinst Du, Rosa, ob wir mal den Herrn Meinhold zu Tisch laden?“

Aber da antwortete das Fräulein entrüstet: „Wo denkst Du nur hin, Papa!“

„Na, er ist doch'n ganz netter Mensch!“

„Aber er ist mein Lehrer, der von uns besoldet wird, — nein, das ist ganz unmöglich, Papa!“

„Nun wie Du meinst, mein Kind“, lenkte der alte Herr dann ein, „so was mußt Du ja besser wissen, als ich.“

So wurde Karl Meinhold nicht eingeladen.

Und die Stunden nahmen ihren Fortgang. Aber der junge Künstler wurde immer deutlicher in seinen Zärtlichkeitsstundengebungen und Galanterien. Und Fräulein Rosa fand ein immer größeres Vergnügen daran, den Tisch im Key zappeln zu lassen. Davon aber merkte Karl nicht das Geringste; blind wie ein Verliebter lief er umher, immer nur dem einen Gedanken nach: sie! nur sie!

Mit heimlichen Bangen und vergrämten Augen sah die alte Mutter diesem Treiben zu. Vergebens hoffte sie von Woche zu Woche, daß der Junge zu ihr sprechen würde, und mit tiefer Bekümmernis sah sie, daß selbst seine Kunst ihn jetzt nicht mehr fesselte, denn die einst so heiß geliebte Geige, das wertvolle alte Vermächtnis des Vaters, das teure Kunstwerk, dem er so zauberhafte Töne entlocken konnte, — sie lag seit Monaten unberührt im Zwitteral, — er übte nicht mehr, er studierte nicht mehr, er hatte sein hohes künstlerisches Ziel aus den Augen verloren.

Das alles betrückte die fürsorgliche alte Mutter auf das Tiefste, dennoch aber konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihm sein Geheimnis zu entlocken, — nein! sie mußte warten, bis er von selber zu ihr kam!

Der Frühling zog in's Land. Neues Leben flutete durch die Welt, neue Hoffnungen leimten auf in den Herzen der Menschen.

Und an einem solchen sonnigen Frühlingstag

konnte auch der junge Künstler seine Liebessehnsucht nicht mehr länger zurückhalten, — an einem solchen sonnigen Frühlingstag trat er mit schnellem Entschluß vor das schöne Mädchen und erklärte seine Liebe.

Ruhig hörte sie ihn an, dann lächelte sie mit heimlichem Triumph, und dann sagte sie mit lächelndem Hohn: „Herr Meinhold, Sie haben sich wohl ein wenig verrechnet, — junge Mädchen aus meinem Stande pflegen gewöhnlich nicht ihre Musiklehrer zu heiraten.“ Damit ließ sie ihn stehen und ging hinaus.

Wie erstarrt stand er da.

Alles um ihn herum begann sich zu drehen, so daß er sich an der Lehne eines Fauteuils festhalten mußte. Alle Gedanken wirbelten wild durcheinander, und das Blut pochte hämmernd an den Schläfen.

War es denn möglich!? war es denn nur möglich!? — Wie ein wilder Schmerz, so rang sich ein schwerer Seufzer los von der Brust.

War er denn wirklich wiederum so blind und so vertrauensselig hinein geduldet in's Leben?

Nichts, nichts war er ihr, als der Spielball ihrer freveln Launen!? — Man heiratet nicht seinen Musiklehrer! — hahaha! wie wahnsinnig lacht er auf, dann erhob er im wilden Haß die Hand und drohend rief er: „Wart', ich will Dir noch zeigen, wer ich bin!“ Dann rannte er hinaus, — fort, fort, nur fort! und keine Menschen sehen!

Drei Stunden später kam er heim, ganz ruhig, ganz gefaßt, — aber als die Mutter ihn stumm bittend anblickte, da sank er nieder vor der alten Frau, und presste sein heißes Gesicht in ihren Schooß, und weinte, weinte wie ein kleiner Knabe.

Nach zwei Jahren.

Es ist ein großes Fest bei einem reichen Mann, der darauf hält, seinen Gästen die neuesten Künstler vorzustellen.

Auf dem heutigen Fest hat man den neuen Geigenkönig Karl Meinhold kennen und seine geniale Kunst bewundern gelernt. Alle Welt umjubelte den jungen blauen Mann mit den verträumten Künstleraugen, als er die Kunde durch den Saal macht. Und plötzlich steht eine üppig stolze schöne Frau vor ihm, und reicht ihm die Hand hin, und fragt mit süß verjüngtem und verheißendem Lächeln: „Sie zürnen mir doch hoffentlich nicht mehr, teurer Meister!“

Sofort hat der junge Künstler seine ehemalige Schülerin wieder erkannt. Aber er lächelt ihr verbindlich zu, berührt mit leiser Höflichkeit ihre Hand und erwidert: „Durchaus nicht, gnädigste Frau! ich bin Ihnen sogar dankbar; denn sie wiesen mich ja wieder auf den rechten Weg, den ich fast schon verloren wähnte, — ich zürne Ihnen gewißlich nicht!“ — und ganz leise berührt er mit den Lippen die dargereichte heringute Hand, — liebenswürdig, formell, höflich, und dann geht er grüßend weiter und sieht die gnädigste Frau nicht mehr.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Rätsel: 1. Buchstaben. — 2. Schmeitling.
Scherzfragen: Nichts. — Der Kaffee: denn dieser seh' ich und der Thee muß stehen. — Vertrat. — Verkauf. — Einnahmen. — Der Mai: denn er hat nur drei Buchstaben.
Charade: Kirchhof.

Kirchenkalender.
Donnerstag, 10. April. Ezechiel, Prophet. • St. Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segenshochamt. Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den christl. Mütter-Verein. • Clarissen-Klosterkirche: Morgens 7 Uhr hl. Segensmesse mit Aussetzung des Allerheiligsten.
Freitag, 11. April. Leo der Große, Papst und Kirchenlehrer. • St. Andreas: Abends 8¹/₂ Uhr Andacht mit Predigt • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht.
Samstag, 12. April. Julius I. Papst.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 10, 11-16. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ „Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt.“ „Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ „Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne: und ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ „Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schaafstalle sind: auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören: und es wird Ein Schaafstall und ein Hirt werden.“

Jesus, der gute Hirt.

Es war gegen Ende der irdischen Lebenstage Jesu, und zwar um die Zeit des letzten Laubbüttenfestes, als der Herr einen Blindgeborenen sehend gemacht hatte. Dieses Wunder erregte unter den vornehmen Juden Jerusalems, namentlich bei den Mitgliedern des hohen Rates, ein peinliches Aufsehen. Was sie aus diesem und anderen Wundern hätten lernen sollen, das lehrt Er sie bei diesem Anlasse aber auch mit Worten, nämlich: daß Er wirklich der verheißene Messias und der wahre Sohn Gottes sei. Denn wenn Er u. a. sagt: „Ich bin der gute Hirt,“ so sollten die schriftgelehrten Pharisäer an die Weissagung des Propheten Ezechiel sich erinnern, der vor mehr als einem halben Jahrtausend im Namen Jehovas geweissagt hatte: „Ich will einen Hirten über sie bestellen, der sie weiden soll... Er soll sie weiden und ihr Hirt sein“ (Ez. 34, 23). Diese Weissagung sollte sich erfüllen in Jesus, dem „guten Hirten, der Sein Leben hingiebt für Seine Schafe.“

Wie groß, lieber Leser, ist die Liebe dieses guten Hirten! Er geht so weit in Seiner Liebe, daß Er Sein Leben hingiebt, damit das Leben Seiner Schäflein gerettet werde! — Betrachten wir unser eigenes armes Herz, so erkennen wir mit Staunen, wie wenig es dem Herzen dieses guten Hirten gleicht. Ohne Zweifel lieben auch wir und erkennen darin mit Recht einen großen Vorzug. Aber diese unsere Liebe ist sehr schwach. Wer aus uns liebt denn bis zur völligen Hingabe seiner selbst? Wen dürstet nach Opfern, die aus Liebe zu Andern gebracht werden? Selbst für Jene, die wir am meisten lieben, sind wir nicht im Stande, lange zu dulden. — Hiervon giebt es wieder nur eine Ausnahme: Jesus der gute Hirt! Er liebt und giebt

Alles hin, und weil es keinen höheren Grad der Liebe giebt, als das Leben hinzugeben für die, welche man liebt, darum sehnt Er Sich nach diesem erhabenen Opfer vom ersten Augenblicke Seines irdischen Lebens an. Oft redet Er von „Seiner Stunde,“ — es ist jene Stunde, in der Er endlich das Seiner Liebe ganz entsprechende Opfer am Kreuze bringen wird.

Aber noch mehr! Gerade weil unsere Liebe so schwach ist, lieber Leser, vermögen wir nur wenige Menschen zu lieben. Wir schließen uns förmlich ab, um überhaupt lieben zu können; wir bauen uns ein kleines Nest, in dem nur Jene Platz finden, die wir von Herzen lieben: Vater, Mutter, Gattin, Kinder und einige wenige Freunde. Unser armes Herz hat nur einige Tropfen Liebe; deshalb gehen wir so sparsam damit um. Nur Wenigen vermögen wir davon mitzuteilen; denn selbst wenn wir diesen Wenigen Alles geben, was wir an Liebe besitzen, sind wir noch nicht gewiß, ihnen genug gegeben zu haben. — Welch himmelweiter Unterschied auch hier wieder zwischen uns und Jesus, dem guten Hirten! Er liebt alle Menschen und zwar alle mit der denkbar innigsten Liebe: Reiche und Arme, Große und Kleine, Gerechte und Sünder, die Verlassenen, die Verstoßenen, — wen hat Er vergessen, wen übersehen? Welches Menschenkind war zu lasterhaft für dieses demütige, zu klein für dieses erhabene Herz unseres guten Hirten! Wie ist uns doch, wenn wir so oft im Evangelium lesen, daß Er mit öffentlichen Sündern sogar sich zu Tische setzt, mit denen kein Jude zu thun haben will, der etwas auf das „Geiz“ hält! Aber niemals ist von verbrecherischen Lippen irgend eine Verläumdung gegen Ihn ausgesprochen worden, geschweige denn in einer rechtschaffenen Seele der leiseste Argwohn gegen Ihn angestiegen. Alles hat

Kirchenkalender.

- Sonntag, 13. April.** 2. Sonntag nach Ostern. Gernmenegild, Märtyrer. Evangelium nach dem hl. Johannes 10, 11-16. Epistel: 1. Petrus 2, 21-25. • St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 14. April.** Tiburtius, Märtyrer.
- Dienstag, 15. April.** Anastasia, Märtyrin.
- Mittwoch, 16. April.** Julia, Jungfrau und Märtyrin. • Clarissen-Klosterkirche: Nachm. 1/3 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 17. April.** Rudolf, Märtyrer. • Clarissen-Klosterkirche: Abends 6 Uhr Betende zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes und Predigt.
- Freitag, 18. April.** Eleutherius, Bischof und Märtyrer.
- Sonntag, 19. April.** Werner, Märtyrer.

Sinnspruch.

Lebendig sein begraben,
 Es ist ein schlimmer Stein;
 Doch kann man Angest haben,
 Das jenem nicht zu fern.
 Wenn man bei heißem Herzen
 Und innern Lebens voll,
 Vor Kümmeris und Schmerzen
 Frühzeitig altern soll.

man angegriffen, nur nicht die Reinheit Seines überirdischen Wandels.

Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: „Die größte Schwäche des Menschen zeigt sich darin, daß er für die, welche er liebt, in der Regel so wenig thun kann“. — Auch hier wieder eine bewunderungswürdige Ausnahme: Jesus tritt auf mit der bestimmten Zusicherung, Alle, die Er liebt, zu heilen, zu trösten, zu retten, zu beglücken! Kommt (spricht Er) alle zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, und Ich will euch erquicken, . . . und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele“ (Matth. 11). Ach, lieber Leser, solche glückverheißende Worte würden wir nicht einmal an einen Vater, an einen Freund, an unsere Kinder zu richten wagen, — und Er richtet sie an die ganze Welt! Sehnsucht nach Glück, Sehnsucht nach Trost, Sehnsucht nach Heiligkeit, Sehnsucht nach Frieden, — siehe! Jesus macht keinen Unterschied; Seine Liebe will alle Träume verwirklichen und kann sie verwirklichen: „Euer Herz (sagt Er) betrübe sich nicht! Den Frieden hinterlasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch; nicht wie die Welt ihn giebt, gebe Ich ihn euch“. (Joh. 14). — Und nicht nur Frieden, sondern auch Freude: „Euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird kein Mensch von euch nehmen, ja, selbst eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden“.

Wie glücklich, lieber Leser, wer denen, die er liebt, etwas mehr bieten kann, als ohnmächtige Wünsche und unfruchtbare Thränen! Aber welche Größe setzt eine solche Sprache voraus, wie Jesus, der gute Hirt, sie hier führt! Wir begrüßen diese Sprache als den Ausdruck eines Herzens, zwar menschlich, aber einzig, — denn die Gottheit strahlt ganz unverkennbar hindurch.

Die Menschheit hat wohl hie und da außerordentliche Wesen hervorgebracht; aber kein einziges hält von fern einen Vergleich aus mit Jesus von Nazareth. In Ihm sind die Vorzüge und Kräfte, die wir sonst im einzelnen zu bewundern pflegen, allesamt in so vollkommener Weise vereinigt, daß, wer das Leben Jesu aufmerksam betrachtet, sich unmöglich etwas Größeres denken kann.

S.

Wie eine Flasche entsteht.

Von Eberhard Bedekindt.

An Dingen, welche sich stets von neuem unseren Augen darbieten oder ununterbrochen in unserem Gebrauch stehen, pflegt man achtlos vorüberzugehen, mag die Geschichte des betreffenden Gegenstandes oder die Technik seiner Herstellung auch noch so viel des Interessanten bieten. Giebt es zum Beispiel einen alltäglicheren Gegenstand als eine Flasche, die man heute, sobald ihr Inhalt aufgebraucht ist, kaum noch für wertvoller ansieht, als einen nichtsnutzigen Karton mit einem in schreienden Farben ausgeführten Buntdruck? Wenn wir heute beinahe froh sind, daß der in den Höfen mit heiserer Stimme rufende Lumpensammler uns von Zeit zu Zeit von dem Flaschenkram befreit, der sich immer aufs neue wieder anhäuft, wenn die üblichen Bierflaschen mit Patentverschluß zum Schrecken der Brauereien im Haushalt zur Aufbewahrung der unmöglichsten Dinge verwendet und sogar fahrlässig zertrümmert werden, so liegt das eben an der Alltäglichkeit des Gegenstandes.

Die anscheinend so nichtsagende Flasche vermag uns aber in Wahrheit doch recht viel des Interessanten zu sagen. Die Erinnerung an ihre Erfindung führt uns in die frühesten Jugendzeiten des Menschengeschlechts zurück, für welches es einen der wichtigsten Kulturfortschritte bedeutete, als es lernte, sich zuerst aus Ton, dann aus Glasflüssen Gefäße zu formen, die es von der Notwendigkeit befreiten, wie das Tier aus dem Innfall und der Pflanze seinen Durst zu stillen. Aber auch

die Technik der heutigen Flaschenfabrikation im Großen bietet so viel packende und originelle Bilder, daß es sich wohl verlohnt, einmal ein Stündchen durch eine moderne Flaschenfabrik zu wandern.

Für die überwiegende Mehrheit der Flaschen ist das Rohmaterial das Glas und deshalb ist die Beschreibung der Flaschenfabrikation von derjenigen des Glases kaum zu trennen. Zu den wichtigsten Bauteilen einer großen Flaschenfabrik gehört daher auch das sogenannte „Gemengehaus“, in welchem jene Stoffe hergerichtet werden, aus denen die Glasflüssigkeit zusammengeschnolzen wird. Bei der heutigen Konkurrenz kann eine Flaschenfabrik nur dann bestehen, wenn sie diese Rohmaterialien in entsprechender Güte bequem und billig aus der Nähe bezieht. Darum werden moderne Glashütten und Flaschenfabriken am besten dort angelegt, wo sich Sandgruben befinden, aus denen man einen reinen, möglichst eisenfreien Sand auf einem Schmelzpfanne nach der Fabrik schaffen kann, da dieser als Träger der Kieselsäure der unentbehrlichste Bestandteil ist. Befindet sich auch ein Kalkstein- oder Mergellager oder ein Warmorbruch in der Nähe, so ist das um so besser; denn dann hat man auch den zweiten Bestandteil des Flaschenglases, den Kalk, billig zur Hand. Nun braucht man noch irgend eine zweite, sogenannte basische Verbindung Kali, Soda, Glaubersalz, allenfalls auch Kochsalz und endlich die sogenannten Zuschläge, welche das Schmelzen erleichtern, wie Vorzähre, Braunstein, Eisenstein, Flußspat und dergleichen mehr.

Die vorstehende Aufzählung der zum Flaschenglas erforderlichen Rohmaterialien macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; jedes einzelne läßt sich vielmehr durch andere chemisch nahe verwandte Stoffe ersetzen, und so kann z. B. an Stelle des Sandes auch Feuerstein, Quarz und Bergkristall treten, welche besonders wertvolle Glasflüsse geben. Glas ist nämlich durchaus keine chemische feste Verbindung, für welche eine unverrückbare Formel gilt, sondern ein inniges mechanisches Gemenge, gewissermaßen eine Mischung der verschiedensten, unter einander vertretbaren Stoffe, deren Eigentümlichkeit darin besteht, beim Zusammenschmelzen eine gestaltlose und nachlässige, in Wasser unlösliche Mischung zu geben. Darum können Flaschengläser auch sehr verschiedenartige Dinge sein, für die je nach den speziellen Zwecken nach den Grundregeln der Chemie vom Glastechniker die verschiedensten Rezepte aufgestellt werden.

Die Fabrikation beginnt im Gemengehause damit, daß die kieselensäurehaltigen, durch Glimmer und Abschieden in Wasser milchig gemachten Mineralien, die kleingemahlen sind, mit den übrigen, ebenfalls gemahlten Stoffen gemischt werden. Früher geschah dieses ausschließlich durch Handarbeit; heute dagegen hat man zu diesem Zwecke in großen Fabriken automatisch arbeitende Meß- und Mischmaschinen, welche viel zuverlässiger funktionieren, als die menschliche Arbeitskraft. Das Gemenge kommt nun, nachdem noch Entfärbungs- oder Färbemittel zugefügt worden sind, in die in dem Schmelzofen befindlichen Glashäfen, d. h. aus schwer schmelzbarem Thon und harter Chamotte konstruierte, oben offene Wannen von rundem oder elliptischen Querschnitt, die sich nach unten zu verjüngen und bis zu 3000 Kilo Glas fassen und in welche als unterste Schicht eine Portion Glasscherben im ungefähren Gewicht von ein Drittel bis ein Viertel der gesamten Schmelzmasse kommt. Moderne Glashäfen sind auf andauernden Betrieb eingerichtet, welcher es gestattet, daß die Glasarbeiter aus dem vorderen Teil der Wanne fortwährend gebrauchsfertige Glasflüssigkeiten entnehmen können, während hinten der Ofen mit neuem Schmelzmaterial beschickt und das durch glühende Gase von rund 1000 Grad Hitze zum Schmelzen gebracht wird. Eine nähere Beschreibung dieser Vorrichtung wäre ohne zeichnerische Darstellung wertlos, und es genügt die Mitteilung, daß die beiden Hälften der

Wanne meistens durch eine vielfach durchbohrte Chamottewand von einander getrennt sind, so daß die aus der rückwärtigen Hälfte nach vorn fließenden Glasmassen sich beim Hindurchtreten durch die Löcher innig vermischen müssen. Außerdem schimmt in der vorderen Hälfte auf der Glasmasse noch ein Chamotterring, das sogenannte Schiffchen, in dessen Innern das Glas leicht von Verunreinigungen, der Glasgalle, freizuhalten ist, auch wenn hinten immer neues Rohmaterial nachgeschüttet wird. Neuerdings baut man statt zahlreicher kleiner Wannen, die man in den Schmelzöfen auf Sandsteinbänke stellt, Niesenwannen, welche mit einer besonders genau wirkenden Mischvorrichtung versehen sind und bis zu 3000 Centner Glasfluß fassen können. Aus diesen Bassins schöpft der Arbeiter das flüssige, allmählich bis auf 700 Grad Celsius abgekühlte Glas mit der Pseife. Dieses wichtigste Instrument der Glasfabrikation ist eine eiserne Röhre von etwa 1/4 Meter Länge und 1 Centimeter lichter Weite, die oben und unten mit Knöpfen versehen ist, von denen der obere als Mundstück für den Arbeiter dienende mit einer hölzernen Hülle bekleidet ist, damit jener nicht in Verührung mit dem heißen Eisen kommt. Mit dieser Pseife holt nun der Arbeiter aus der zähflüssigen Masse durch Eintauchen und mehrmaliges Drehen um die Achse die erforderliche Glasmenge heraus. Er biegt sich mit derselben zu seinem Kühltrog, der einen breiten, flachen Rand, die sogenannte Warbelplatte trägt, und verteilt auf dieser die Glasmenge durch fortwährendes Drehen der Pseife derart, daß sich der größte Teil vor dem Pfeifenknopfe befindet. Nunmehr erwärmt er die immer zäher gewordene Glasmasse wieder an und bläst, während er die Pseife hin- und herschwenkt, in dieselbe hinein, wodurch die Glasmasse eine längliche Gestalt und die erste Höhlung erhält. Hieran erfolgt eine nochmalige Anwärmung; der Arbeiter bringt die Pseife in senkrechte Stellung, wodurch sich die Holzorm weiter verlängert, und wenn er nun unter beständigem Drehen der Pseife mit Macht hineinbläst, während er die Glasmasse in eine eiserne oder thönerne Flaschenform verfenkt, wird die Flasche binnen wenigen Sekunden bis auf das besonders herauszuarbeitende Mundstück fertig. Auf einen Druck, den der Arbeiter mit dem Fuß auf einen Hebel ausübt, öffnen sich die beiden Hälften der Flaschenform, um die Flasche herauszugeben, deren Boden sofort durch ein stumpfes Stück Eisen nach innen eingedrückt wird und an welchem mit einer geringen Menge flüssigen Glases das sogenannte Hestessen angeschmolzen wird. Durch einen leichten Schlag und einen Tropfen Wasser wird die Flasche von der Pseife abgeprengt und mit dem Hestessen durch das Schafloch des Ofens in diesen gehalten und rund abgeschmolzen; dann wird mit einem besonderen Instrument, dem Fadeneisen, ein dicker Faden zähflüssigen Glases um den Flaschenmund gelegt, um die übliche Wulstung zu bilden. Die Flasche braucht dann nur noch vom Hestessen getrennt zu werden und ist nun so weit fertig, um in den Kühltrofen zu wandern.

Ohne diese wäre kein gläserner Gegenstand zum menschlichen Gebrauch geeignet; denn wenn Glas an der normal warmen oder kalten Luft abkühlt, ist es eine so spröde Substanz, daß es bei dem geringsten Anlaß in tausend Trümmer zerplittert. Nur bei langsamer Kühlung vollzieht sich die Erstarrung so gleichmäßig, daß die Flasche später auch etwas aushalten kann, und aus diesem Grunde kommen die noch rotglühenden Flaschen auf eisernen Wagen in die Kühltrofen, deren Temperatur anfangs bis nahe an die des erweichenden Glases heranreicht, und langsam und gleichmäßig sinkt, bis man den sorgfältig verschlossenen Ofen nach ein oder zwei Tagen vorsichtig öffnen darf.

Flaschen, welche zur Aufnahme von kohlensäurehaltigen Getränken bestimmt sind, werden dann in besonderen Apparaten noch auf ihre Druckfestigkeit erprobt. Dies gehört je-

doch, streng genommen, ebensowenig zur eigentlichen Fabrikation, wie die Art der Verpackung und des Versandes und kann daher übergangen werden. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß die oben dargestellte Formgebung nur in den seit langem feststehenden Grundzügen geschildert worden ist. Die Thätigkeit eines Glasbläfers ist eine ungemein anstrengende, oft geradezu mörderische und gehört zu den Berufsarten, bei denen die Tuberkulose massenhafte Opfer fordert. Man hat daher das oftmalige Blasen zu beschränken versucht und allerhand Formungsmaschinen zu diesem Zwecke konstruiert, ohne jedoch auf die Bläserlei durch Menschenlungen gänzlich verzichten zu können. Radikale Abhilfe würde nur die Einführung von Flaschenblasmaschinen herbeiführen, welche sämtliche Manipulationen des Bläfers ausführen und bereits konstruiert wurden. Diese Einführung, die vielleicht schon in einer nahen Zukunft möglich ist, und wie ein Damoklesschwert über der ganzen Arbeiterklasse hängt, könnte man aber nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten, weil sie mit einem Schlage mindestens 2000 auf diesen speziellen Beruf eingedrückte Arbeiter brotlos machen würde, die nicht so leicht anderweitig unterkommen könnten.

Dagegen hat sich die deutsche und österreichische Flaschenfabrikation in weitestem Maße alle sonstigen ökonomischen Vorteile der Neuzeit zu Nuge zu machen gewußt.

Chemals lagen die Flaschenfabriken wie überhaupt die Glashütten meistens in der Mitte weiter Forsten: denn nur mit Holz konnte man das unentbehrliche ruhfreie Feuer herstellen. Solche Hütten findet man noch vielfach in Waldgebirgen in romantischer Umgebung, und wer die berühmte Josephinenhütte oder Harrachsdorf auf der böhmischen Seite des Riesengebirges oder eine der schön gelegenen Glashütten Thüringens und Bayerns besucht hat, wird in seiner Erinnerung ein anmutiges, unvergeßliches Bild mit nach Hause genommen haben. Alle diese Anstalten sind aber, soweit sie mit Holz betrieben werden, die gefährlichsten Forstverderber, weil sie das Holz in ungeheuren Mengen fressen. Schon Regiomontanus suchte dieser Waldverwüstung in Hessen zu steuern, dann gelang es, die Wichtgase der Hochöfen der Fabrikation dienstbar zu machen. Der wertvollste Fortschritt war jedoch die Erfindung der Regenerativöfen durch Friedrich Siemens, der die schon oft versuchte Feuerung mit Gas erst wirklich brauchbar machte und auch so ökonomisch gestaltete, daß die Feuerungskosten heute nur noch einen kleinen Bruchteil der ehemaligen betragen.

Von der Leistungsfähigkeit einer modernen Flaschenfabrik erhält man einen anschaulichen Begriff, wenn man hört, daß 60 Arbeiter welche natürlich schichtweise arbeiten, meistens in zwei, oder drei Schichten, innerhalb 24 Stunden 20 000 Flaschen blasen können. Daß die Flaschenfabrikation aber auch in der Ökonomie des Volkes eine Rolle spielt, geht aus den Ziffern des Außenhandels hervor, aus denen wir erfahren, daß Deutschland allein an Flaschenfabrikaten jährlich im Durchschnitt für 17 Millionen Mark an das Ausland verkauft, wofür es allerdings auch wieder um mehr als 8 Millionen Mark pro Jahr — zumeist Luxusgläser und Tafelglas — vom Auslande bezieht.

Bei einer ordinären Bier-, Wein- oder Sauerbrunnenflasche kommt es auf geringe Schwankungen in der chemischen Zusammensetzung nicht an. Höchste Genauigkeit wird aber zur Pflicht, sobald es sich um Spezialgläser zu wissenschaftlichen und technischen Zwecken handelt. Bei solchen Aufgaben wird die Glasfabrikation selbst zu der denkbar exaktesten Wissenschaft. Deutschland nimmt hier unbestritten den ersten Rang ein; denn das „glastechnische Laboratorium in Jena“ ist die hohe Schule der Glasfabrikation, zu der die Gelehrten aus allen Ländern pilgern. Nach jahrelanger Arbeit und tausendfältigen

Versuchen gelang hier die Herstellung des Jeneser Normalglases, welches das denkbar beste Produkt der Gegenwart ist und von dem hier vielleicht bei einer anderen Gelegenheit einmal ausführlicher die Rede sein wird.

Die Kaiser Friedrich-Münze.

Kriminalgeschichte von Friedrich Thieme.

Im Honoratioren-Stübchen des Hotels „Goldener Adler“ gab es eine lebhafteste Debatte. In Berlin war ein aufsehenerregender Mord vorgekommen, und trotz aller Bemühungen war es der Polizei bis jetzt nicht gelungen, den Mörder zu entdecken. Die Anwesenden knüpften an diese Thatsache die verschiedenartigsten Meinungen, ein Teil nahm für, der andere gegen die Polizei Partei und einer der Herren, der Fabrikant Welsch, stellte das Axiom auf, jedes Verbrechen biete auch in sich selbst die Handhaben, welche zur Entdeckung seines Urhebers führen müßten.

Der Oberstaatsanwalt a. D. Möller, der sich bisher nur mit wenigen Worten an der Konversation beteiligt hatte, ließ hier ein lautes „Nein, nein“ vernehmen, und als die übrigen Stammgäste ihn, in Erwartung einer näheren Begründung anblickten, erklärte er kopfschüttelnd:

„Meine Herren, wenn Sie zu einer solchen Annahme, wie Freund Welsch gelangen, so stellen Sie an den menschlichen Scharfsinn zu weitgehende Ansprüche. Die Polizei ist eine menschliche Institution, ihre Mitglieder sind sterbliche Wesen, und Sie alle kennen ja das alte Wort: *errare humanum est!* Ich leugne nicht, daß einem intelligenten, mit logischer Denkkraft ausgestatteten, in der analytischen Methode wohl bewanderten Kriminalisten oder Juristen oft die Lösung der verwickeltesten Fragen gelingt, es giebt jedoch auch Fälle — und ich entsinne mich deren mehrere aus meiner Praxis —, in welchen der menschliche Scharfsinn absolut nicht in Thätigkeit zu treten vermag und wo nur der Zufall, der plumpe, unwägbarere Zufall die Wahrheit an den Tag bringen kann. Es kommt vor, daß die vorhandenen Verdachtsmomente einen Angeklagten derart belasten, daß das Gericht nicht anders kann, als ihn schuldig sprechen, denn das Leugnen der Schuld durch den Angeklagten allein ist nicht ausreichend, ihn zu entlasten. Fast alle Schuldigen leugnen, die Richter vermögen nur selten zu unterscheiden, ob Wahrheit oder Verstellung aus dem beharrlich jede Verschuldung in Abrede stellenden Inquisiten spricht. Wie wären sonst die zahlreichen Verurteilungen Unschuldiger zu erklären und zu entschuldigen? Wenn Sie Lust haben, mich anzuhören, will ich Ihnen einen der letzten Fälle aus meiner amtlichen Praxis erzählen, in welchem nur der Zufall imstande war, die Angeklagte, ein armes Dienstmädchen, vor dem Gefängnis zu bewahren.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie,“ rief es von allen Seiten, und der Oberstaatsanwalt, während er bedächtig den Rauch seiner Cigarre in die bereits stark verdichtete Luft des Zimmers hineinstieß, kam bereitwillig dem Wunsche nach.

„Sie alle,“ begann er in seiner langsamen Art, „haben den vor etwa zwei Jahren verstorbenen Malermeister Ecklich gekannt? Er war ein wohlhabender, vielbeschäftigter Gewerbetreibender, und ein leidenschaftlicher Sammler von Münzen.“

Es war nun gerade in der Zeit, da Kaiser Friedrich seine kurze Regierungszeit angetreten hatte. Die ersten Münzen mit seinem Bildnis waren herausgegeben, alles haschte nach ihnen und viele erzielten beim Verkauf ein hohes Agio. Zufällig hatte nun Ecklich mit anderem Gelde zwei Kaiser Friedrich-Münzen erhalten, beide schon von weitem erkenntlich an ihrem neuen, glänzenden Silbergewand, und hoch erfreut legte er beide, da er gerade beschäftigt war — es geschah das an einem Sonnabend Nachmittags — in

seinem kleinen Komptoir die Löhne für seine zahlreichen Gehilfen abzugählen, auf eine der Rollen oben auf, um sie nach Beendigung seiner Arbeit in einem besonderen Kasten zu verschließen.

Bevor er indessen seine Thätigkeit beendet, wurde er durch seine Frau abgerufen. Ein vornehmer Kunde wünschte bei ihm persönlich eine Bestellung zu machen, er begab sich zu diesem hinüber in die sogenannte „gute Stube“, wohin die Frau Malermeister ihn geführt hatte, und konferierte wohl eine Stunde angelegentlich mit dem Besucher. Als er dann in sein Komptoir zurückkehrte und sein Geld vorsorglich nachzählte, fehlte eine Rolle mit fünfzehn Zweimark-Stücken und zwar gerade die, deren Abschluß die beiden ihm so wertvollen Kaiser Friedrich-Münzen gebildet hatten.

Erschrocken zählte er noch einmal und noch einmal, er suchte und suchte — das Geld blieb verschwunden. Nun ging er hinaus, um zu forschen, ob jemand während seiner Abwesenheit das Komptoir betreten habe. Ein Fremder konnte das nicht sein, denn das kleine, kaum zwei Meter breite und drei Meter lange Gelaß bildete eigentlich nur den Alkoven der Wohnstube; wer es betreten wollte, mußte durch die Wohnstube hindurch. In letzterer aber befanden sich gerade die Kinder des Meisters, sein 10jähriger Sohn Hans und seine 8jährige Tochter Bertha. Das einzige Fenster des Büreaus öffnete sich nach dem Garten, und wenn es auch, wie im Frühling erklärlich, offen stand, so war doch von dieser Seite an eine Invasion nicht zu denken. Im Garten befand sich niemand, und ein fremder Spion hätte sich wohl auch nicht mit einer der Rollen begnügt, sondern eingestrichen, was er eben in der Eile einstreichen konnte.

Der Meister wandte sich zuerst an seine Kinder: „Waret Ihr im Komptoir, während ich draußen war?“

„Nein, Vater.“

„Sagt die Wahrheit. Hans, warst Du dräuben?“

„Nein, wirklich nicht.“

„Du auch nicht, Bertha?“

„Nein.“

„Mir hat jemand dräuben Geld weggenommen, viel Geld — habt Ihr es vielleicht genommen, um damit zu spielen?“

Beide Kinder behaupteten, durch seine Festigkeit erschreckt, unter Thränen ihre Unschuld.

„Ist jemand anders hineingegangen?“

Sie dachten nach.

„Nur Pauline“, erwiderte Hans.

Pauline war das Dienstmädchen. Sofort stürzte der Meister nach der Küche.

„Pauline, mir ist Geld entwendet worden,“ rief er erregt. Waren Sie im Komptoir?“

Das Mädchen wurde blaß und verneinte.

„Sie sind doch drin gewesen — Hans hat Sie gesehen. Was hatten Sie drin zu thun?“

„Ich — ich wollte nur die Gutsbüste herausholen“, stammelte das Mädchen ängstlich.

„Sie waren also doch darin — warum leugneten Sie erst? Sie haben das Geld genommen, gestehen Sie nur!“

„Ich habe nichts genommen,“ heulte Pauline.

„Wenn Sie gestehen, soll Ihnen nichts geschehen; nicht wahr, Sie haben das Geld? Geben Sie es her, und es ist gut.“

Pauline beteuerte schluchzend, sie habe es nicht.

„Wenn Sie nicht gestehen, schicke ich zur Polizei!“

Das Dienstmädchen schrie laut auf, blieb aber bei seiner Angabe. Der Meister rief nun seine Frau, welche das Mädchen durchsuchen mußte. Es wurde nichts bei ihr gefunden.

„Kommen Sie einmal mit in Ihre Kammer, schließen Sie Ihren Koffer auf.“

Weinend gehorchte Pauline. Die Eheleute durchsuchten den Koffer sorgfältig, aber das

Gesichte entdeckten sie nicht. Ecllich sah sich nun weiter in der Kammer um, er suchte im und unter dem Bett, in den Kleidern, kurz überall, wo sich nur eine Gelegenheit zum Verstecken bot. Schon wollte er seine Ver- suchung als fruchtlos einstellen, als plötzlich, beim hastigen und ärgerlichen Herumzerren der an der Wand aufgehängten Kleidungs- stücke, der Sonntagshut Paulines, auf den er sein Augenmerk gar nicht gerichtet, her- unterfiel und bei seinem Fall eine Anzahl Geldstücke um sich her verstreute, die klirrend umherrollten.

"Halt — da haben wir es ja!" rief trium- phierend der Maler, indem er sich nach dem Gelde bückte, die er in der That sämtlich, bis auf das eine Kaiser Friedrich-Zweimarkstück, an dessen Stelle ein anderes gewöhnliches ge- treten war, in die Hände bekam. Pauline stand wie eine Bildsäule, mit großen, starren Augen und leichenblauen Wangen — erst als Ecllich und seine Frau zornig auf das Mäd- chen einschrien, löste sich der Baum, sie hab- von neuem zu schluchzen an, bei Gott und ihrem Heiland schwörend, sie habe nichts ge- stolzen.

"Woher wäre denn dann das Geld, Sie eigeninnige, veritockte Person!" brüllte der Meister sie an.

"Das? Das habe ich mir nach und nach gespart."

"Und Sie bewahren es in Ihrem Hute auf?"

"Ich hatte es erst von der Sparkasse mit- gebracht, weil ich es meiner Mutter schenken wollte. Da ich nicht gleich Zeit hatte, es in meinen Koffer einzuschließen, so legte ich es einstweilen dorthin."

Das war eine so handgreifliche Lüge, daß der Maler die Geduld verlor. Die Summe stimmte ja vollständig, nur die eine Kaiser Friedrich-Münze fehlte: doch war diesem Um- stand kein besonderer Wert beizumessen. Pau- line war inzwischen ausgewiesen, sie konnte das Zweimarkstück, das ihr durch sein glän- zendes Neuzug so verräterisch erschien, leicht entfernt oder umgetauscht haben, das zweite hatte sie wahrscheinlich in der Eile nicht be- merkt. Ecllich sandte daher einen Lehrling mit dem Austrage fort, einen Polizeibeamten herbeizuholen.

"D, nur das nicht, nur das nicht," jam- merte das Mädchen.

"Wollen Sie gestehen? Wenn Sie es nicht thun, lasse ich Sie sofort einsperren!"

"Ja, ich will es gestehen!" schrie Pauline.

"Sie haben das Geld genommen?"

"Ja."

"Wo haben Sie das andere neue Zwei- markstück hingethan?"

"Ich weiß es nicht."

"Lügen Sie nicht wieder — haben Sie es gewechselt?"

"Ja."

Der Meister beratschlagte mit seiner Frau, was zu thun sei. Nach längerer Ueberlegung kam er zu dem Resultat, den Diebstahl doch lieber zur Anzeige zu bringen. Die Summe erschien ihm zu erheblich und die Handlungs- weise der Dienerin zu gemein, als daß er seine Gutmütigkeit über seine Vernunft hätte Sieger bleiben lassen. Das Mädchen wurde abgeführt. Bei der Vernehmung vor dem Polizei-Kommissar widerrief es sein Geständnis. Es sagte, es habe nur aus Angst vor der Polizei die That zugegeben. Alle Vorstellungen, alle Drohungen fruchteten nichts. Pauline erklärte nicht zu wissen, wie das Geld in ihren Sonntagshut gekommen sei.

Man brachte die Unglückliche in das Unter- suchungs-Gefängnis, ich selbst habe sie verhört und ich war fest von ihrer Schuld überzeugt. Sie allein war in dem Komptoir gewesen, man hatte die gestohlene Summe bei ihr in einem Versteck, wie es Spitzbuben in der Verlegen- heit häufig erwählen, vorgefunden, sie hatte erst gelehnet, überhaupt in dem Gemach ge- wesen zu sein, dann eine falsche Bezugsquelle des Geldes angegeben und zuletzt ein Geständ-

nis abgelegt. Dazu kam, daß sie, wie sich er- gab, bereits wegen Diebstahl vorbestraft war. Freilich war sie damals noch sehr jung gewesen, kaum 14 Jahre, und das Objekt war ein sehr unbedeutendes, eine schwarz-weiß-rote Schärpe. Der Richter hatte die That mit einem Ver- weis für gesühnt erachtet. Jedemfalls bewies das Vorkommnis aber doch das Vorhandensein unehrllicher Regungen. Sie blieb in Haft und sah ihrer Aburteilung — und sicherlich auch Beurteilung — vor dem Gericht entgegen.

Das Mädchen befand sich bereits gegen fünf Wochen in Untersuchungshaft, als eines Abends Meister Ecllich mit seiner Familie, einem Lehrling und zwei bei ihm im Hause wohnhaften Gehilfen beim Abendbrot saß. Der Meister war gerade gut aufgelegt, er hatte eine größere Summe ausgezahlt erhalten und traktirte des- halb seine Tischgenossen mit Bier. Nachdem das Mahl beendet war, schickte er den Lehrling fort, um noch ein Glas Bier für ihn zu holen. Schon hatte der Junge mit dem Krüge die Thür erreicht, als einer der Ge- hilfen, ein junger Mensch von 18 Jahren auf- sprang, ihm nachließ und ihn beauftragte, auch für ihn noch ein Seidel mitzubringen. Dabei drückte er ihm ein Geldstück in die Hand, mit dem Ersuchen, es wechseln zu lassen.

Nach etwa zehn Minuten kehrte der Lehrling mit gefülltem Krüge und einem Glase zurück. Zudem er letzteres dem Gehilfen reichte, legte er zugleich ein funkelndes neues Zweimarkstück vor diesen hin, mit dem Bemerkten, der Wirt habe nicht wechseln können und den Betrag gleich vom Meister mit abgezogen, er solle sich mit diesem auseinandersetzen.

Karl Hallweber, so hieß der Gehilfe, wurde blutrot und griff häftig nach dem Geldstück, um es einzustecken. Ecllich aber hatte es be- reits gesehen, legte rasch die Hand darauf und rief erregt:

"Das ist ja eine Kaiser Friedrich-Münze — woher haben Sie die, Hallweber?"

Der Gehilfe entgegnete schnell geäst, er besäße sie schon lange.

"Seit wann?"

"Seit einigen Wochen."

"Woher haben sie selbige?"

"Ich weiß es nicht mehr."

Der Malermeister blickte den Gesellen for- schend an. Aus den Zügen Hallwebers sprach eine unverkennbare Verführtheit. Seit einigen Wochen schon wollte er das Zweimarkstück besitzen — nun, zu jener Zeit waren diese Mün- zen mit Kaiser Friedrichs Bildnis noch äußerst gesucht. Der Umstand, daß der Bürsche nicht wissen wollte, von wem er das Geldstück er- halten, erschien daher ebenso seltsam als der, daß er, der ein Bruder Leichtsinns war und immer borgen mußte, ein ganzes Zweimark- stück, für das er noch Aufgeld erhalten konnte, mehrere Wochen lang ungewechselt in der Tasche herumgetragen haben sollte.

Der Meister, überhaupt ein ziemlich kurz angebundener Mann, sagte ihm daher nach einigem Hin- und Herreden auf den Kopf zu, daß dies die Münze sei, die kürzlich an der ihm gestohlenen Summe gefehlt habe.

Hallweber brauste auf, er erwiderte trotzig, es gebe mehr Kaiser Friedrich-Zweimarkstücke in der Welt, dieses hier habe er sich seinerzeit extra beim Wirt zum Anker eingetauscht und dafür 50 Pfennig Aufgeld bezahlt.

Als er am nächsten Morgen seine Leute über ihre verschiedenen Missionen informirte, theilte ihm der Lehrling mit, Hallweber wollte sich heute Abend nach erfolgter Lohnauszahlung davonmachen. Er habe geäußert, er brauche sich nicht zum Diebe machen zu lassen, und da es gerade Lohntag sei, wolle er den Staub der Stadt von den Füßen schütteln. Ecllich sah Gefahr im Verzuge, allerhand sonderbare Ideen waren während der Nacht in ihm auf- gestiegen, er begab sich zum Polizei-Inspektor und theilte ihm seine Wahrnehmungen mit. Hallweber, erklärte er, sei ein boshafter Mensch, dem eine niedrige Handlung wohl zuzutrauen sei und der auch seinen Kollegen schon mehrere niederträchtige Streiche gespielt

habe, weshalb er ihn längst entlassen hätte, wenn die Arbeit nicht so drängend gewesen wäre. Der Bürsche habe sich nun anfangs eifrig um Paulines Gunst beworben, sie habe ihn jedoch böß abfallen lassen, und es sei durchaus nicht ausgeschlossen, daß er sich durch eine Schurkerei an ihr gerächt und das Geld in ihrer Kammer versteckt habe. Wie er sich freilich in dessen Besitz zu setzen in der Lage gewesen, begreife er nicht.

Der Inspektor ließ sofort den Gehilfen holen. Anfangs stellte dieser trotzig jede Schuld seinerseits in Abrede, als er jedoch aufgefor- dert wurde, über die Herkunft der Kaiser Friedrich-Münze authentischen Aufschluß zu geben, verwickelte er sich in Widersprüche und zuletzt gestand er kleinlaut ein, daß er wirk- lich der Dieb der Geldrolle sei. Er war an jenem Tage nach Hause gekommen, um den Meister wegen der Vollaendung einer Arbeit zu fragen. Um den Weg abzukürzen, ging er durch den Garten, dessen hintere Pforte nur eingeklinkt war, und trat an das offene Komptoirfenster, von diesem aus den Meister, den er in seinem Bureau glaubte, zu fragen. Da sah er denn, daß Ecllich nicht anwesend sei, er sah das viele Geld liegen, und Pauline, die eben im Komptoir gewesen, daselbe ge- rade verlassen. Eine teuflische Gedankenver- bindung wurde durch ihren Anblick hervor- gerufen. Der nichtswürdige Hallunke gedachte der „dummen Trine“ etwas einzubrocken. Sie sollte aus dem Hause gejagt werden, auf wei- tere Folgen seiner Schurkerei rechnete er nicht. Er hielt sorgfältig Umschau — niemand be- merkte ihn. Gewandt klettert er in das Zimmer, nahm die ihm zunächst liegende Geldrolle an sich, dann retirirte er eiligst, schlich zur hin- teren Gartenpforte wieder hinaus, betrat das Haus des Meisters durch den vorderen, den gewöhnlichen Eingang, schlich die zwei Treppen zu Paulines Kammer hinauf und versteckte das Geld in dem an der Wand hängenden Hute. Das obenaufliegende Kaiser Friedrich- Zweimarkstück, das ihm in die Augen stach, behielt er und setzte ein anderes altes an seine Stelle, da er nicht glaubte, daß der Meister um das Vorhandensein des Zweimarkstücks wisse. Ebenso vorsichtig, wie er gekommen, schlich er wieder hinunter und kehrte zu seiner Arbeit zurück. Hätte ihn jemand gesehen, so konnte immer noch kein Verdacht auf ihn fallen, da sich die Kammer, welche er mit seinem Kollegen bewohnte, ebenfalls oben befand. Als er bald darauf von der Kaiser Friedrich-Münze hörte, wagte er nicht die feinnige auszugeben: erst an jenem Abend, als das genossene Ge- tränk ihn die Dinge leichter ansehen ließ und die lange Zeit die Gefahr ausgelöscht zu haben schien, konnte er, der gern trinken wollte, und kein anderes Geld mehr besaß, der Versuchung, das Geldstück einzuwechseln, nicht widerstehen. An der Thür erst, sodas der Meister das Stück nicht sehen konnte, drückte er es dem Lehrling in die Hand, der würde es gar nicht anschauen und ihm einfach den Uebersehns zurückbringen.

Ein Zufall — oder war es mehr als Zu- fall? — fügte es, daß der Lehrling das Geld- stück zurückbrachte und auf diese seltsame Weise die Anschuld der armen Pauline an den Tag kam. Das unglückliche Mädchen hatte nur aus Furcht vor der Polizei, und weil man sie eingekerkert, ihr falsches Geständnis abgelegt; ihre Vorstrafe ängstigte sie, sie wollte nicht, daß jemand davon erfähre, und fürchtete, wenn man sie zur Polizei bringe, werde diese ihr wegen des früher verübten Eigentumsver- gehens keinen Glauben schenken. Natürlich er- hielt sie sofort ihre Freiheit zurück und von dem Meister Ecllich eine reichliche Entschädigung, den frivolen Gehilfen aber verurtheilte das Gericht zu der exemplarischen Strafe von 1 Jahr Gefängnis.

Nun sagen Sie selbst, meine Herren: wie hätte nach Lage dieses Falls die Wahrheit an den Tag kommen können, wenn sich nicht der merkwürdige Zufall mit der Kaiser Friedrich- Münze ereignet hätte?"

Nun sagen Sie selbst, meine Herren: wie hätte nach Lage dieses Falls die Wahrheit an den Tag kommen können, wenn sich nicht der merkwürdige Zufall mit der Kaiser Friedrich- Münze ereignet hätte?"



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Ostern. (Schutzfest des hl. Joseph.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 16-22. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen: denn ich gehe zum Vater.“ Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet.“ Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen.“ Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist: wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“

„Er wurde für Josephs Sohn gehalten.“

Wir wandeln noch, lieber Leser, im Gefolge des Kaiserstandenen, und unser Weg führt allmählig zum Delberg, von wo der Herr glorieich gen Himmel auffahren wird „nach einer kleinen Weile.“ Welche Siege, welche Triumphe! Jesus — so berichtet zwar das heutige Festtags-evangelium — „wurde für den Sohn Josephs gehalten“ (Lukas 3). Dreißig Jahre lang wollte Er dem Namen und Reizen nach für den Sohn Josephs gehalten sein. Nach Außen hin den Sorgen um das tägliche Brot hingegeben, arbeitet Er in der Werkstätte Josephs zu Nazareth, wo man Ihn den „Zimmermann“ nennt! (Mark. 6, 3 u. Matth. 13, 55.)

Nach dreißigjährigem Schweigen aber war „Seine Stunde“ gekommen: Er fing an zu reden und „Seine Herrlichkeit zu offenbaren“ (Joh. 2, 11.) Diese „Herrlichkeit“ aber leuchtet — wie wir wiederholt schon gesehen — nicht nur hervor aus Seinen Wunderthaten, sondern Seine ganze Persönlichkeit reißt uns zur Bewunderung hin: wir erkennen in Ihm den „Menschensohn“, mit dem kein Nachkomme Adams von fern einen Vergleich aushält.

Betrachten wir heute beispielsweise Seinen Starksinn. Jesus vertritt jedweden Starksinn: den Starksinn der Bescheidenheit inmitten des Triumphes und der begeisterten Kultigung der Ihn umgebenden Volkmenge; — Er besitzt den Starksinn der Geduld gegenüber dem Starrsinn Seiner Jünger, den Vorgeleien der scheinheiligen Pharisäer, der teuflischen Falschheit der Hohenpriester; —

den Starksinn der Ruhe und Gelassenheit gegenüber den Mißhandlungen, Faustschlägen und Geißelstreichern; und, was noch bewundernswerter ist, den Starksinn der Ergebung inmitten der entsetzlichen Seelenqualen im Delgarten und am Kreuze. Diese unerschütterliche Standhaftigkeit, diese Ruhe und Würde unter Umständen, die so sehr dazu angethan waren, zu entmutigen und zu verwirren, — sie sind das Erhabenste auf dem Gebiete des menschlichen Willens!

Allein, lieber Leser, das ist nicht Alles. Die höchste Aeußerung der unserm Herrn innewohnenden Kraft ist die Art und Weise, wie Er die Welt überwunden hat, nach Seinen eigenen Worten: „Alles werde Ich an Mich ziehen!“ — Archimedes († 212 v. Chr.) hatte bekanntlich gesagt: „Gieb mir einen festen Punkt, und ich werde die Welt aus ihren Angeln heben!“ Jesus verlangte keinen „festen Punkt“, denn Er bedurfte dessen nicht: Er nahm zwölf arme, ungebildete und wenig begabte Männer, größtenteils Fischer, und — was noch großartiger ist, als die Welt aus ihren Angeln heben, — Er hat die Welt umgestaltet, bekehrt, verklärt. Und auf daß diese That um so glänzender, um so wunderbarer dastünde, hat Er sie nicht zu Seinen Lebzeiten vollbracht. Während Seines irdischen Lebens hat Er hierfür nichts gethan: Er starb sogar verlaßen am Kreuze. Als Er aber dann, wie Er vorhergesagt hatte, die Erde verlassen hatte und Sein Werk mit Ihm erlöschten und vergessen schien, da bewies Er Seine Macht durch Wunder jenseits des Grabes; da plötzlich taucht Sein herr-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. April. 3. Sonntag nach Ostern. Gedenken des hl. Joseph, Erzieher, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 15, 1-10. Epistel: 1. Petrus 5, 6-11. St. Andreas: Nachm. 3 Uhr Offizium für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Brudersinnliche Andacht zum guten Tode.
- Montag, 21. April. Anselm, Erzbischof.
- Dienstag, 22. April. Ester, Fast- und Martyrer.
- Mittwoch, 23. April. Georg, Martyrer. St. Andreas: Morgens 10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Herz Jesu-Kloster: Nachm. 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Joseph. Anfang der neun Mittwoch.
- Donnerstag, 24. April. Adalbert v. Sigmaringen, Martyrer.
- Freitag, 25. April. Markus, Evangelist. St. Andreas: Abends 7,30 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 26. April. Adalbert, Bischof und Martyrer.

Sinnpruch.

Licht und Schärfe in Gedanken,
 Die Gefühle stark und warm,
 Zwischen beiden feste Scharaken,
 Sonst bist krank du, oder arm.

liches Werk aus der Vergessenheit hervor, der es für immer geweiht schien, voll nie versiegenden Lebens und ganz unerlöschlicher Fruchtbarkeit.

Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß Alles, was wir an der Persönlichkeit des Heilandes bewundern — Seine Liebe und Güte, Seine Stärke und Standhaftigkeit — in vollem Gleichgewichte, in herrlichem Einklange steht. Bei Ihm findet sich weder eine Lücke, noch eine Schwäche, noch ein Flecken; kein Uebermaß, nichts Gezwungenes. Jede Seiner Eigenschaften erreicht ihren Höhepunkt, aber keine überragt die anderen; sie sind harmonisch verschmolzen. Alles in Seiner Person und in Seinem Leben ist majestätische Ruhe, Milde und Ungezwungenheit, erhabene Ruhe. Wir fühlen, daß Er Mensch, — fühlen aber jeden Augenblick, daß Er mehr ist, als ein bloßer Mensch, daß die gewöhnlichen Schranken der Menschheit bei Ihm nicht Platz greifen.

„Jesus — sagt ein französischer Schriftsteller — stellt durch Seine Größe und Schönheit alle menschliche Vollkommenheit in Schatten“ — (Channing). Und, lieber Leser, Jesus stellt in Schatten nicht etwa nur jene, die Ihm vorausgegangen, sondern auch jene, die nach Ihm gekommen sind, die Ihm ihr Dasein verdanken; denn Sein Erscheinen war wie ein Lichtstrahl, der ein bis dahin unbekanntes Ideal offenbarte und das Bestreben schuf, Ihn nachzuahmen. Seit nahezu zweitausend Jahren hat die Menschheit jene hehre Gestalt vor Augen, bemühen sich Millionen, sie nachzuahmen. Je genauer sie dieselbe kopieren, zu desto größerer sittlicher Schönheit gelangen sie; ihr gleichzukommen, war indeß keinem beschieden. Unter diesen zahllosen Nachahmern entzücken nicht wenige diese durch die Reinheit ihres Wandels, jene durch ihre Kraft. Jesus aber bleibt das unerreichbare und unerreichbare Ideal.

Was die Persönlichkeit (wenn ich so sagen darf) begrenzt, ist Zeit, Ort, Abstammung. Jemand mag noch so groß sein: er ist hier geboren, hat dort gelebt, er ist aus einem bestimmten Volke hervorgegangen, er trägt den Stempel desselben. Nehmen wir die hervorragendsten Männer: sie sind Männer ihrer Zeit und bekunden für deren Anliegen, Freuden und Leiden das lebhafteste Interesse. Bei den Politikern, Gesetzgebern und Eroberern ist dies ja selbstverständlich; denn worauf sollten sie sich stützen, um die Welt zu regieren und zu beherrschen, wenn sie nicht Männer ihrer Zeit wären? Allein selbst die Männer des reinen Gedankens, einsame Träumer, Dichter, Philosophen, Künstler etc., Alle die dem Cult des Idealen ihr Leben geweiht, waren sie nicht auch Männer ihrer Zeit? Vernehmen wir nicht in ihren Gedichten neben den Ruf der Menschheit auch die Rufe ihrer Zeit? neben den Seufzern der menschlichen Seele auch die Seufzer ihres Volkes? So ist es bei Homer, so ist es bei Dante, bei Shakespeare, bei Göthe! — Und Christus? Er ist weder Hebräer, noch Grieche, — Er ist der „Menschensohn“, d. h. Er ist in absolutem Sinne der Sohn des Menschen, in Ihm finden wir die ganze Menschheit.

Mit einem Worte: die Persönlichkeit Jesu ist nach zwei Jahrtausenden unergründet und unergründlich, denn Er ist mehr als ein bloßer Mensch, Er ist der menschgewordene Sohn Gottes.

Frühlingskuren.

Von Dr. med. R. Kojen.

Luft.

Das Lebenselement des Menschen ist die Luft, die reine Luft. Hätten die Menschen immer darauf geachtet, gäbe es nur wenige oder gar keine Krankheiten.

Die Natur, so viele Vorteile sie hat, sie hat das Menschengeschlecht verwohlt, hat

es gezwungen, sich gegen Luft, Luftzug zu schützen. Sobald die kältere Jahreszeit kommt, dann zieht sich die Menschheit in die Häuser, in die geheizten Stuben zurück. Leider muß es sein, denn der moderne Mensch erträgt keine Kälte mehr. Aber sobald das Frühjahr kommt, sollte jeder hinaus in die freie, frische Luft. Die freie Luft, zumal die sonnige Waldluft ist das Hauptmittel zur Stärkung und Erhaltung der Gesundheit. Die frische, freie Luft ist es auch, welche die Heilung der meisten Krankheiten unterstützt, und welcher die Bäderreisen und Bäderkuren zum größten Teil ihre günstige Wirkung auf Gesunde und Kranke verdanken. Der Mangel an freier Luft dagegen, das Wohnen in engen, finsternen Wohnungen, das sind die Ursachen zu dem Siechtum vieler Menschen, zu einem Siechtum, welches niemals durch Arzneien, sondern nur durch langen Aufenthalt in freier Luft zu heilen ist.

Am meisten leiden die Kinder durch den Mangel an frischer Luft, mag der Mangel in der Wohnung oder in der Schule herrschen. Ein Hauptgesetz für den modernen Menschen heißt: „Genieße so oft wie möglich die frische Luft.“ Sobald das Frühjahr winkt, dann hinaus ins Freie! Jedes lebende Wesen bedarf zu seiner Erhaltung der Luft. Nicht nur die niedrigsten Tiere, bei denen man weder besondere Luftgänge, noch andere Atemorgane entdecken kann, atmen mit der ganzen Körperoberfläche, sondern auch die Krone der Schöpfung, der Mensch. Er hat von der Mutter Natur in seiner Haut eine äußere Atmungsfläche erhalten, die ebenso wie die inneren Atmungsorgane, fortwährend einen Austausch mit der atmosphärischen Luft sucht.

Die Hautatmung ist von höchster Bedeutung für die Gesundheit, und wo sie daher durch Unreinlichkeit oder durch zu enge und zu dicke Kleidung von der frischen Luft zu sehr abgeschieden wird, da muß das Gesamtbefinden, die Gesundheit leiden. Da nimmt das Blut in der Haut einen vorherrschend venösen Charakter an; die Haut wird selbst blaugrau, schlaff, kalt, der Kreislauf des Blutes, sowie der zum Leben unbedingt notwendige Stoffwechsel verlangsamt. Eine frische, rötliche, elastische Haut ist immer ein Zeichen von guter Atmung, nicht nur durch die Lungen, auch durch die Haut. Eine rote, elastische Haut ist stets ein Zeichen von Gesundheit.

Es liegt also auf der Hand, daß es der Wille der Mutter Natur ist, unsere Haut möglichst oft und lange mit der frischen Luft in Berührung zu bringen. Wer dagegen bisher gesündigt hat, nehme das Frühjahr wahr, um nach Kräften zu bessern. Das geschieht am besten an milden Tagen in möglichst loser Kleidung. Jeder Spaziergang in angemessener Kleidung ist ein Luftbad, welches ebenso heilsam ist wie ein Wasserbad.

Wir sollen aber nicht nur im Freien gute Luft haben, sondern auch in unseren Wohnungen. Da kommen wir leider zu einem Hauptübel unserer Zeit, zu der stets überhand nehmenden Wohnungsnot. Was hilft es dem kleinen Mann und dessen Familienmitglieder, wenn er nach ein- und mehrstündigem Aufenthalt in der frischen Luft, wieder in seine dumpfe, enge, dunkle Wohnung zurück muß, um dort vielleicht zehn bis zwölf Stunden zu atmen? Da geht der Vorteil des Aufenthaltes in der freien Luft bald wieder verloren.

Aber nicht nur der arme, auch der reiche Mann leidet oft unter seinem Aufenthalt in der Wohnung. Der erstere gegen seinen Willen, ohne seine eigene Schuld, der letztere nur durch seine eigene Schuld. Jede Wohnung ob ärmlich oder elegant, ist ungesund, wenn sie nicht genügend gelüftet wird. Die Festsucht ist eine recht moderne und sehr verbreitete Krankheit, entstanden durch zu langen Aufenthalt in geschlossenen und schlecht gelüfteten Räumen. Alle Menschen, die bei guter Nahrung in schlechter Stubenluft leben, die werden auf die Dauer fettüchtig. Das Blut kann den durch die Nahrung allzureich-

lich aufgenommenen Kohlenstoff durch Atmung nicht mehr los werden, weil die Stubenluft zu wenig Sauerstoff enthält. Da hilft sich denn die Natur, wenn sie sonst eine Krankheit nicht auskommen läßt, dadurch, daß sie den Kohlenstoff in überschüssiges Fett verwandelt. Das ist immer noch der angenehmste Ausweg. Unangenehmer ist es entschieden, wenn der überschüssige Kohlenstoff sich in einen Krankheitsstoff, wie Hämorrhoidal- Strophel- oder Gichtstoff verwandelt.

Will ein Fettüchtiger sein überschüssiges Fett wegbringen, so geschieht das auch am besten und schnellsten in frischer, freier Luft. Aber, das beherzige sich der Fette sehr, das Wegschaffen des Fettes darf niemals übereilt, niemals durch Gewaltkuren geschehen. Daher ist auch die berühmte Bantingskur durchaus nicht zu empfehlen, denn durch diese einseitige Fleischnahrung können auf die Dauer andere, weit gefährlichere Krankheiten entstehen.

Es ist unmöglich für alle Fettüchtigen ein Radikalmittel zu nennen. Das aber dürfen alle sich merken: Eine Nahrung, die arm an fetten, stickstoffhaltigen, dagegen reich an eiweißhaltigen Stoffen ist, wird allen gut thun, wenn sie begleitet ist von hinreichender Bewegung in frischer, freier Luft. Die beste Zeit zum Beginn dieser Kur aber ist das Frühjahr.

Wie Moden entstehen.

Von Amalie Winhoff.

Die Klagen über die Lannen der Mode sind so alt wie letztere selbst. Wenn der nachmalige berühmte Staatsmann, der Athener Alcibiades, seinem um 10 Talente gekauften kostbaren Hunde den Schwanz abschneidete, so schimpfte zwar ganz Athen; aber man machte es nach, und die Hunde mit Schwanzstummeln waren mit einem Schlage Mode. Wir Kinder der Gegenwart machen es nicht um ein Haar besser, sondern im Gegenteil noch viel toller. Die Damenmoden schwenken vom reichlichen Gebrauch der wattierten Einlagen, der Gummipolster und der Tournüren, den ein schneidiger Staatsanwalt unbedenklich als Vorspiegelung falscher Thatfachen unter dem Gesichtswinkel des Betrugsparagrafen betrachten würde, fast ohne vermittelnde Uebergänge zum Sarah Bernhardt-Kultus der geraden Linien ab. Ganz besonders phantastisch sind unsere Hutmoden, und wenn eine mit der Eisenbahn reisende Dame den barock verbohrten Deckel, der einen Hut vorstellen soll, auf dem Koup-polster neben sich liegen hat, kann es ihr vielleicht begegnen, daß ein Mitreisender sich demütig zu entschuldigen beugt, weil er annimmt, daß diese Form nur dadurch entstanden sein kann, daß er sich mit seinem ganzen Schwergewicht darauf gesetzt hat.

Wenn übrigens die Männer, die sich so oft über die Damenmoden lustig machen, ein klein wenig Aufrichtigkeit und Selbsterkenntnis besäßen, so müßten sie gestehen, daß sie in Modesachen mit ihren besseren Hälften wetteifern. Denn im Vergleich mit einem wackelnden Wiener Ringsträßengigler sind die Modelamen irgend einer Pariser „Lanceuse“ immer noch recht maßvoll zu nennen, und wenn Eduard, der Siebente seines Namens, heute verordnet, daß dies oder jenes schön und elegant sei, bengen sich morgen bereits die Herren von London bis Athen und von Lissabon bis Petersburg vor den Befehlen der runderlichen Majestät der Engländer und der Moden.

Der Einfluß, welchen der genannte Potentat unstreitig auf den Modegeschmack der Männerwelt ausübt, führt uns direkt in die Beantwortung der oft aufgeworfenen Frage hinein, wie eigentlich die Moden entstehen und wer auf diesem Gebiete denn die oberste Instanz ist, der sich alle ohne den leisesten Widerspruch fügen. Theoretische Erörterungen über die Zuträglichkeit oder Gesundheitschädlichkeit einer Mode sind — das müssen wir uns von vornherein eingestehen — gänzlich

machtlos. So oft man sich über ihre Tyrannie empört hat, ebenso oft mußte man die Erfahrung machen, daß der Versuch, Frau Mode in feste Bahnen zu zwingen, vergeblich war. Sie ist unfassbar wie Proteus, und es liegt ja auch in ihrem ureigensten Wesen begründet, daß nur der Wechsel das einzig Beständige an ihr ist, daß sie heute einen Geschmack zum Geisler macht und daß sie, nachdem derselbe in kurzer Zeit zu Tode geheiht ist, ihn rücksichtslos entthront, um einen andern an seine Stelle zu setzen und dem Bedürfnis nach Abwechslung Genüge zu leisten.

Die sogenannte „Faltenje“ oder „Lanceuse“ der Damenmode, welche diese erfand und verbreitet, ist vielfach eine bestimmte einzelne Persönlichkeit, und zwar nicht immer nur eine Dame der höchsten Gesellschaft, häufiger beinahe eine berühmte Bühnenkünstlerin oder gar eine Kollegin Phrynens und Aspasiens, also, kurz gesagt, eine Demimondaine, jedenfalls aber immer eine Autorität in Angelegenheiten des Geschmacks. Ob die angeregte Mode aber auch wirklich Anklang findet, hängt freilich nicht ausschließlich von der Lanceuse, sondern auch davon ab, ob die obersten Gesellschaftskreise sich derselben bemächtigen.

In dieser Hinsicht war wohl kaum jemand tonangebender als Napoleons III. Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, welche der Damenwelt vor 46 Jahren den Krinolinenzwang aufzwang, der seit der Zeit des ancien regime mit Puff und Puder auf immer verschwunden zu sein schien. Sie erschien eines schönen Tages in der Krinoline, und schon nach wenigen Tagen war der gesamte weibliche Teil der Pariser Hofgesellschaft dem Beispiele gefolgt und ehe ein Vierteljahr vergangen war, nahm auch Königin Viktoria von England, die sich anfangs in den schärfsten Worten dagegen ausgesprochen hatte, diese Tracht an, die ein dutzend Jahre lang ein unentbehrlicher Bestandteil der Damenkostüme war. Auch sonst hat die schöne Kaiserin sich auf dem Gebiete der Mode als Alleinherrscherin bewiesen; denn sie war es, welche, was heute fast vergessen ist, die majestätisch hinter der weiblichen Gestalt einherwandelnde Schleppe wieder zur Geltung brachte, und das sportsmäßig in Nachahmung der männlichen Kleidung zugeschnittene Kostüm mit gestärktem Stragen und Manschetten und westenartig geformter Blouse, wie es noch heute von Damen mit Vorliebe beim Turf und bei Regatten getragen wird, ist ihre spezielle Erfindung.

Nicht genau zur selben Zeit hatten die Hutmoden große Ähnlichkeit mit den heute herrschenden. Ihre Schöpferin war zwar auch eine schöne, auf den Pariser Boulevards sehr bekannte Frau, aber keine Kaiserin, sondern so ziemlich das Gegenteil, die damals als Angebetete des Prinzen Plon-Plon (Prinz Jerome Napoleon) viel genannte Cora Pearl. Diese temperamentvolle Dame, beretwegen sich Pariser Millionärsöhne zu Dupenden ruinierten, erhielt eines Tages, als sie sich eben mit ihrem fürsüchtlichen Anbeter gründlich gezankt hatte, aus ihrem Modemagazin einen kostbaren Hut, den sie unter der Nachwirkung der eben stattgefundenen heftigen Auseinandersetzung einfach zu Boden warf und mit Füßen trat. Die spöttische Frage des Prinzen, in welchem Hute sie nun in das Bois de Boulogne fahren werde, reizte den Trotz der zu allen Exzentrikeritäten geneigten Dame. Sie faßte den Entschluß, gerade diesen verbeulten Hut zur Ausfahrt aufzusetzen und führte denselben auch mit der Wirkung aus, daß schon wenige Tage darauf diese Extravaganz Mode war und die Modistinnen dem Sturm der Pariserinnen nach abenteuerlichen Hutformen kaum Stand halten konnten. Der Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches hat der Modeherrschaft Seinebabels nur wenig Eintrag getan. Der ganze Unterschied gegen früher ist heute eigentlich nur der, daß an Stelle der einen tonangebenden Kaiserin eine ganze Anzahl Mode machender Persönlichkeiten, nämlich die großen Bühnenkünstlerinnen getreten sind, sehr zur Freude

der Schneider von Beltruf wie Worth und andere, die es mit Vergnügen sehen, daß unter dieser vielköpfigen Herrschaft die Moden einander noch viel schneller ablösen und ihr eigener Weizen blüht. Die neuesten Moden nehmen ihren Siegeslauf in die Welt aber keineswegs von der ersten Pariser Bühne, dem Theater français, dessen Leiter wohl nicht damit einverstanden sein würden, wenn die großen Sterne dieses klassischen Instituts sich als Modegöttinnen aufspielen wollten. Die eigentlichen Modemacherinnen sind vielmehr als Dreigestirn, Madame Réjane, ferner die uns Deutschen durch ihre mehrfachen Gastspielreisen nunmehr auch näher getretene Denise Nette Guilbert und natürlich noch immer Sarah Bernhardt. Letztere war es, welche sich erkühnte, in losen, bauschigen Gewändern die Bühne zu betreten und das ganze lockere Spitzenwerk, Federboas und andere Raum einnehmende Arrangements in den Dienst der Aufgabe stellte, sie ein wenig voller erscheinen zu lassen. Der Éléo de Mérode dagegen verdankt die Mode die nach ihr benannte Scheitelung der Haare, die ein wenig an den Ohren verbergenden Turban des Königs Midas erinnert. Daß die deutsche Reichshauptstadt auf dem Gebiete der Mode keine führende Stellung einnimmt, ist bekannt. Nur in einem Punkte schlägt Berlin alle Weltstädte, nämlich in der Fabrikation der Damenmäntel. Hier handelt es sich aber vielmehr um eine Großindustrie, welche alljährlich Millionen von Damenmänteln nach allen Weltgegenden versendet, als um eigentliche Mode im Sinne neuer origineller Ideen. Unter den Berliner Bühnengrößen könnte auch nur eine einzige einigermaßen als Modekönigin gelten, und es scheint, daß auch die Divas der Ueberrahlelei darin keine Aenderung hervorbringen.

Günstiger liegt die Sache in Wien, welches sich schon seit langem einer vom Pariser Geschmack ziemlich unabhängigen eigenen Mode erfreut. Diese Mode fand ihre hauptsächlichsten Erfolge lange Zeit in einer gesuchten Einfachheit, die ihre Effekte auch mit billigen Mitteln zu erreichen verstand. Auch hier sind es vorwiegend Schauspielerinnen und Sängerrinnen, wie z. B. früher Alta Palsma und die Stojan, und gegenwärtig Helene Odilon, die zur Verbreitung einer Mode mächtig beitragen. Der Odilonfragen und die Girardihüte sind genügend Beweis hierfür.

Jede neue Mode braucht natürlich ihren Namen, ein Schlagwort, unter dem sie eingeführt wird, und welches gewöhnlich dem Namen einer bestimmten Persönlichkeit entlehnt ist. Oft sind letztere an der unter ihrem Namen in die Welt gehenden Mode sehr unschuldig, und die Tochter des Unionspräsidenten hat an den vor wenigen Wochen angepriesenen Knopfstückelekten à la Miss Alice Roosevelt keinerlei Anteil.

Alles vorstehend Gesagte gilt natürlich nur von dem Arrangement der Kostüme, während die Wahl der für die kommende Saison bestimmten Modefarben und Muster meistens auf einem Uebereinkommen der großen Fabrikanten beruht, die schon viele Monate vorher die Bestimmungen für die Saison treffen, da die Befriedigung eines plötzlich auftauchenden Modeschmacks in wenigen Tagen oder Wochen nicht ausführbar ist.

Ganz unbedingt gilt die vorhergehende Feststellung der Stoffe für die Herrenmode. Die englischen, französischen, deutschen und österreichischen Kammgarn- und Tuchfabrikanten bestimmen in Uebereinstimmung mit den größten Schneidern der Hauptstädte die Modestoffe, und von den großen Werkstätten für Herrenbekleidung holen sich dann die Modejournale ihre Weisheit, die hierauf schnell den Weg in die von den Provinzialbandys in Nahrung gesetzten Schneidereien findet.

Wie unheimlich es bei der Entstehung der Herrenmoden zuweilen zugeht, beweist folgendes Beispiel aus neuester Zeit. König Eduard VII., damals noch Prinz von Wales, erschien eines Tages, im Jahre 1898, in Gesellschaft in einer Weste, deren unterster

Knopf nicht geschlossen war. Das war Grund genug, daß die Snobs und Gigerl aller Länder dies alsbald nachahmten. Man war aber doch neugierig nach dem Grunde dieser ästhetisch schwer zu rechtfertigenden Unzugeknöpftigkeit, und vermutete als solchen zunehmende Korpulenz. In Wahrheit war es aber nichts anderes, als ein in der Eile begangenes Versehen gewesen, was jedoch nicht hindern konnte, daß man monatelang das Offenbleiben des untersten Westknopfsloches für besonders elegant hielt.

Die Mode gleicht den in Ohren fallenden Weisen eines neuen Musikstücks. Die zu den oberen Zehntausend Gehörenden begrüßen sie mit Vergnügen. Aber bald wird sie Gemeingut der Massen, und wenn sie uns auf Schritt und Tritt begegnet, ist es für Menschen von Geschmack mit der Freude daran vorbei. Man erfindet etwas Neues und Appartes, aber auch dieses verfällt binnen kurzem dem Fluche der Trivialität, daher der ewige Wechsel.

Bekanntlich steht die Reform der Frauen-tracht schon lange im Vordergrund des Interesses. Nach dem Gesagten wird es leicht zu begreifen sein, daß hier eine große Umwälzung im hygienischen Sinne, wenn sie überhaupt je eintreten sollte, nicht von den gutgemeinten Resolutionen in diesbezüglichen Versammlungen, sondern nur von dem mutvollen Beispiel hochgestellter Damen ausgehen kann, die entschlossen sind, mit alteingewurzelten Vorurteilen zu brechen.

Frau Polykrates.

Novellette von G. Ellis.

Aus Deutsche übertragen von Wilhelm Thal.

Es war ein sonnenheller Frühlingmorgen. Professor Holm saß in seiner Wohnstube bei der Zeitung und dem Morgenkaffee und genoß beides in Frieden und Ruhe. Er war ein alter Mann und er hatte sich, nachdem seine älteste Tochter geheiratet, in eine schöne Wohnung in der Stockholmsgade zurückgezogen.

Heute wurde er jedoch in seiner Morgenruhe durch ein heftiges Klingeln an der Wohnungstür unterbrochen. Der Professor runzelte die Stirn, — er liebte es nicht, gestört zu werden — als er eine ihm wohlbekannte Stimme hörte:

„Ist Vater zu Hause?“

„Emma — das ist Emma! rief der Professor erschrocken. Doch sie hing ihm bereits am Hals und rief mit strahlendem Gesicht: „Hab ich Dich erschreckt, Väterchen? Vergib mir die Ueberraschung: ich bleibe jetzt bei Dir!“

„Du bleibst . . .?“

„Ja wohl, und zwar auf lange Zeit!“

„Und Paul, wo ist Paul?“

„Wo ich herkomme, in Meran, in Südtirol.“

„Ist er denn damit einverstanden, das Du hierhergereist bist?“

„Ich habe ihn nicht danach gefragt, Väterchen.“

„Was soll das heißen, Emma? Habt Ihr Euch gezankt?“

„Im Gegenteil. Aber ich will mich scheiden lassen.“

„Scherze nicht mit so ernstlichen Dingen, Kind!“

„Es ist Ernst . . . das heißt . . .“

„Willst Du mir nun ohne Umschweife sagen, was los ist?“

„Was los ist? Wir sind zu glücklich!“

„Zu glücklich?“

„Ja; von dem Augenblicke an, da ich meinen Mann kennen lernte, bis jetzt, war noch nicht eine Wolke an unserem Himmel, aber ich bin abergläubisch. Ich fürchte den Reid der Götter und muß deshalb ein Opfer bringen.“

„Die alten Götter sind tot.“

„Das sind sie. Doch den Reid haben sie zurückgelassen. Und um sie zu versöhnen, trenne ich mich von Paul.“

„Das geht zu weit!“

„Nein, ich bin dazu gezwungen. Ich fühle, es schwebt ein Unglück über uns.“

„Keine Prophezeiungen!“
„Höre mich! Ich habe an Paul geschrieben, und ihm gesagt, ich hege eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn und müßte ihn deshalb verlassen. Jetzt will ich sehen, wie er das aufnimmt.“

„Ein gefährliches Experiment, vor dem ich Dich auf das nachdrücklichste warnen möchte.“

„Ich habe es mir lange und eingehend überlegt. Jetzt steht mein Entschluß fest. Paul ist gestern zu einem Aerzte-Kongress nach Innsbruck gereist, und ich bin jetzt hier. Den Brief habe ich auf seinen Schreibtisch gelegt. Glaubt Paul mir, — hält er es wirklich für möglich, daß ich auf die Weise von ihm gehen kann, dann war seine Liebe nicht echt, und die Scheidung muß stattfinden. Doch so weit kommt es nicht — — davor habe ich keine Angst.“

Die ersten Tage ihres Aufenthalts in Kopenhagen vergingen ihr schnell. Sie wartete in Ruhe und Sicherheit auf Pauls Antwortschreiben, worin er sie beschwor, doch endlich zurückzukehren, er könne nicht ohne sie leben usw.

Doch dieses Schreiben kam nicht. Jetzt war es mit des Professors Ruhe und Frieden vorbei. Emmas Gefühle und Launen wechselten. Bald war sie eine Beute der wildesten Verzweiflung, bald klagte sie sich selbst an und bald Paul. Beständig war sie nervös, leidend und unglücklich. Als drei Wochen auf diese Weise vergangen waren, mußte sich der Vater keinen anderen Rat, als nach Meran zu reisen und mündlich mit Paul zu verhandeln, da der Schwiegerohn augenscheinlich nicht schreiben wollte. Emma war damit einverstanden; sie konnte diese schreckliche Ungewißheit nicht länger aushalten.

In Meran angelangt, begab sich Holm unverzüglich in die Wohnung seines Schwiegerohnes. Doch hier erwartete ihn eine sehr erquickliche Ueberraschung. Dr. Holst war seit drei Wochen abwesend, Emmas Brief lag uneröffnet auf seinem Schreibtisch, ebenso ein Telegramm, an Frau Dr. Holst adressiert. Der Professor brach es hastig auf, es war eine Mitteilung eines Krankenhausarztes aus Innsbruck, Dr. Holst wäre schwer krank, und seine Frau sollte schleunigst kommen.

Holm wußte kaum, was er thun sollte. Nach einiger Ueberlegung beschloß er, an seine Tochter zu telegraphiren: „Sei unbesorgt, komme nach Meran.“ Er selbst reiste mit dem nächsten Zuge nach Innsbruck.

Im Krankenhaus angekommen, erhielt er auf seine ängstlichen Fragen die Antwort, Dr. Holst wäre allerdings noch am Leben, schwebte aber in großer Gefahr. „Wir hatten gerade einige eigenthümliche Typhusanfälle, die Dr. Holst mit großem Interesse beobachtete und er hielt sich mehrere Stunden in dieser Abtheilung auf, um die Krankheitsform, die ganz neu war, zu studiren. Es muß wohl eine Ansteckung stattgefunden haben, denn Dr. Holst erkrankte plötzlich unter gefährlichen Symptomen. Drei Wochen hat er bewusstlos gelegen. Einer unserer Kollegen wußte, daß Holst verheiratet war, und wir telegraphirten an seine Frau, von der jedoch keine Antwort erfolgte.“

„Eine unglückselige Verletzung von Umständen“, murmelte der Professor.

„Es ist noch eine Frage, ob er durchkommt, denn seine Kräfte sind fast erschöpft. Wenn nicht sehr bald eine Wendung zum Besseren eintritt, müssen wir jede Hoffnung aufgeben.“

Der Professor war außer sich. Zunächst mußte er Emma jetzt auf das Schlimmste vorbereiten. Er beschloß, ihr bis zu einer Station entgegen zu fahren, die sie auf dem Wege nach Meran passieren mußte. Wie fürchterlich hatte sich ihr Geschick nicht in diesen wenigen Wochen verändert! Als er seine Tochter aussteigen sah, konnte er seine Bewegung kaum bemerken. Wie schlecht sie

ausah! Wie war das kleine, früher so rotwangige Gesicht jetzt schmal und blaß geworden! Und doch welcher Glanz in ihren Augen, welche Freude im Blick, welche Klarheit in ihrem Gang! Auf den ersten Blick sah der Vater, welche gute Wirkung das Telegramm auf sie ausgeübt haben mußte. Er gieng schnell auf sie zu.

„Dein Gepäck?“ fragte er.

„Das kommt direkt!“ versetzte sie.

Er winkte einen Gepäckträger.

„Komm schnell!“ sagte er in kurzem Tone.

Etwas verwundert folgte sie ihrem Vater.

„Wir fahren in 20 Minuten“, sagte er.

„Nein, in zehn. Der Zug nach Meran...“

„Ja, aber wir fahren nach Innsbruck.“

„Nach Innsbruck?“

„Paul ist krank!“

„Doch nicht gefährlich?“

„Das wollen wir hoffen.“

„Sag mir alles!“ flüsterte sie.

Er sagte ihr alles, verheimlichte nichts, nicht seine Besorgnis, nicht die Zweifel des Arztes. Während er sprach, traten ihm oft die Thränen in die Augen.

„Vater!“ sagte sie leise, „fürchte nichts, Paul stirbt nicht! Ich weiß, er wird wieder gesund werden.“

So mußte die Tochter, deren Schmerzesausbruch der Vater gefürchtet hatte, jetzt ihn selbst noch trösten und beruhigen. Sie führte den alten Herrn zum Kouvee, besorgte die Fahrkarte und das Gepäck und schien so ruhig und gefaßt, daß der Vater erstaunt sein Kind betrachtete, das er nicht mehr verstand. Doch auch er hatte den festen Glauben, Paul würde durchkommen.

Im Krankenhaus kam ihnen der Arzt mit freudlicher Miene entgegen.

„Gerettet!“ sagte er.

Emma wartete. Jetzt war sie nahe daran die Fassung zu verlieren. „Wo ist er?“ fragte sie schließlich. „Sie müssen einen Augenblick warten, gnädige Frau. Der Kranke ist erst vor kurzem zu sich gekommen und ist sich über seine Lage gar nicht klar. Wir müssen ihm jede Aufregung ersparen. Als er aus seinem Fieberwahn, von dessen Langwierigkeit er glücklicherweise keine Ahnung gehabt, erwachte, war seine erste Frage: „Wo ist Emma?“ Die Krankenpflegerin, welche annahm, er meinte sie, Gnädige, antwortete: „Sie schläft jetzt, wird aber bald kommen; ich vertrete sie nur!“

Als Emma die Schwester erblickte, welche ihren Mann so treulich gepflegt, während sie abwesend war, konnte sie ihre Bewegung kaum bemerken. Sie war ihr dankbar ans der Tiefe ihres Herzens und hätte ihr das so gern gesagt, und doch war sie nicht im Stande, die Schwester anzusehen, sie fürchtete ihren scharfen, durchdringenden Blick, und so konnte sie in diesem Augenblick ein Gefühl brennender Scham und Reue nicht unterdrücken. Wie klein und jämmerlich kam sie sich jetzt vor mit ihrem eigenen Opfer, im Vergleich zu dieser Frau, die nur Entjagung und Güte kannte.

„Es hat lange gedauert, ehe Sie gekommen sind, Frau Holst, sagte Schwester Anna, „sind Sie krank gewesen?“

Emma war nicht im Stande, zu antworten. Eine lange Pause trat ein. Endlich sagte sich Emma und sagte: „Schwester, weiß man Mann, daß ich nicht bei ihm war?“

„Nein“, versetzte diese: „er war ja nicht bei Bewußtsein.“

„Sagen Sie es ihm nicht“, bat Emma mit gefalteten Händen. Sie bedachte nicht, daß sie ihr Geheimnis mit der Bitte zum Teil verriet. „Ich will ihm selbst alles erklären, wenn er wieder kräftig ist.“

Die Schwester nickte. „Das würde mir nie in den Sinn kommen, das geht mich ja gar nichts an.“

„Dann erhob sie sich. „Ich will sehen, ob der Herr noch schläft“, meinte sie und öffnete leise die Thür. „Er schläft noch“, flüsterte sie. „Segen Sie sich an sein Bett, und wenn er erwacht, geben Sie ihm einen Löffel von

dieser Medizin.“ Damit entfernte sich die Krankenpflegerin leise.

Emma blieb allein bei ihrem Gatten. Sie preßte beide Hände fest aufs Herz, das zu springen drohte. Ach Gott, das war Paul! Dieser ausgezehrete, todtblaße Mann mit dem langen, ungepflegten Bart, dem weißen Haar, den mageren Händen und den tief in den Höhlen liegenden Augen! Ach Gott, was mußte er gelitten haben, wenn die Krankheit so fürchterliche Spuren hinterließ! Und in welchen hatte sie während der ganzen Zeit seiner Krankheit nur Aerger über seine vermeintliche Treulosigkeit empfunden; sie hatte ihn in ihrem Herzen angeklagt und sich selbst gesagt, seine Liebe wäre unecht. Allzu schnell hatte sie ihn aufgegeben. Ein Sturm von Gefühlen tobte in ihrer Brust; doch sie mußte sich zügelnd und durfte sich nicht rühren! Wie gerne hätte sie ihn in die Arme genommen, ihn geküßt, ihm alles eingestanden und ihn so lange angefleht, bis er ihr schließlich vergeben hätte. Jetzt schlug er die Augen auf. Sie verriet ihre Aufregung mit keiner Miene. Mit sicherer Hand reichte sie ihm die Medizin und führte den Löffel zu seinem Munde. Er sprach kein Wort, drehte sich nur ein wenig nach der Seite um und schlief wieder ein.

Die Genesung schritt langsam vorwärts. Emma übernahm mit großem Takt und großer Thätigkeit vollständig seine Pflege, so daß die Schwester sich zurückzog. „Ich muß zu Leuten, die meiner dringender bedürfen“, erklärte sie auf Emmas Bitte, noch ein paar Tage zu bleiben. „Sie werden ja nichts verabsäumen, Frau Holst!“ Wie gern versprach ihr Emma das, und mit welcher Selbstaufopferung pflegte sie ihren Mann!

Der Professor reiste nach Hause. „Ihr habt mich ja gar nicht mehr nötig, Kinder, und ich sehne mich nach Ruhe.“

Da blieben die beiden allein. Erst nach Verlauf einiger Wochen war Holst soweit, daß er das Krankenhaus verlassen und in eins der prächtigsten Alpenhotels ziehen konnte, die Innsbruck in eine neue Schweiz verwandelt haben.

Emma hatte es lange Zeit nicht über sich gewinnen können, ihre Thorheit einzugehen. Sie hatte nie den Mut dazu. Erst nach Jahr und Tag, als sie in ihrer Villa auf der Beranda saßen, und hinausblickten auf die herrliche Frühlingslandschaft, die sich vor ihren Augen ausbreitete, da übermannte sie ein starkes Gefühl, daß sie vor ihrem Mann kein Geheimnis haben durfte, denn er war rein und gut und liebte Reinheit und Schönheit über alles.

Die Wiege mit dem schlummernden Kinde stand an ihrer Seite.

Und nun erzählte sie ihm, wie sie vor dem Glück gestanden war.

Lächelnd schüttelte der junge Doktor den Kopf. „Wie oft hat mir meine kluge Frau nicht eingerannt, es giebt nur eine Gottheit: die Wahrheit! Sie glaubt, wie ich, an Schönheit und Güte, und hat vor nicht langer Zeit in ihrer schwereren Stunde Gott um Hilfe angerufen. Und nun höre ich eine abenteuerliche Geschichte, wie diese selbe Frau — meine Frau — den seligen Polykrates in Szene gesetzt und meine erste Abwesenheit von Hause dazu benutzt hat, um — fortzulassen? Wann werdet ihr Weiber endlich zur Vernunft kommen?“

„Das weiß ich nicht“, flüsterte Emma leise und küßte das Kind.

Scherzfragen

Welches Wort wird kürzer wenn man eine Silbe hinzusetzt?

Welcher Mensch hat den vierten Teil der Welt geübt?

Wieviel Eier konnte Herkules nachtruern essen?

Wieviel sind Avoisiel gewesen?

Was ist schwerer? 1 Z Eisen oder 1 Z Blei?

Wann haben die Wälder weiße Hüte?



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 5-14. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt.“ — „Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe: denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen: gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ — „Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ — „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Reinen nehmen und es euch verkünden.“

Der Menschensohn — der Sohn Gottes.

Es ist wieder derselbe heilige Kreis wie vor acht Tagen, — Jesus inmitten Seiner Apostel, — in den wir uns, lieber Leser, durch die Erzählung des Evangelisten versetzt sehen; es ist auch dieselbe Abschiedsrede, wie damals, die heute an unser Ohr klingt. Nach der Auferstehung — jenem herrlichsten Zeugnisse für Seine Gottheit — war Jesu Verkehr mit den Jüngern nicht mehr ein ununterbrochener, wie ehemals: Der Meister kam und ging; Er erschien und verschwand wieder; Er lehrte, aber nicht mehr das Volk, nicht mehr im Tempel, nicht mehr in den Synagogen, sondern im engen Kreise Seiner erwählten Apostel. Er wies sie hin nicht mehr auf Schmach und Tod, sondern auf Sein Scheiden von der Welt, auf Seine Rückkehr zum Vater, auf Seinen Heimgang in die Herrlichkeit, woher Er gekommen.

Traurigkeit erfüllt das Herz der Jünger bei den Worten des Herrn. Wir begreifen diese Traurigkeit sehr wohl; sie entsprang ihrer natürlichen Liebe und Zuneigung zum scheidenden Meister, sie entsprang den (irdischen) Hoffnungen, die sie auf Ihn gesetzt, und die sie nun als gescheitert ansahen. Erst die Herabkunft des verheißenen „Trösters“ sollte in kurzem diese (weltliche) Trauer in ihrem Herzen auflösen und das Feuer übernatürlicher Liebe zu Jesus in ihnen ansachen.

Aber (ich wiederhole es) die damalige Trauer der Jünger begreifen wir sehr wohl: sie vermeinten Ihn zu verlieren, der da gekommen war „voll der Gnade und Wahrheit“, frei von jedem Irrtum und jeder Sünde, unschuldig und heilig, mit allen Tugenden ge-

schmückt, überströmend von Gottesliebe (d. i. von Liebe zum himmlischen Vater), überströmend von Mitleid und erbarmender Liebe zu den Menschen, erfüllt von unbefleglicher Güte und Geduld mit ihnen selbst, den erwählten Aposteln, mit ihrer Unwissenheit, ihrem Kleinmut, ihrem Mangel an Glauben, kurz mit all ihren Schwächen! Ja, lieber Leser, wir brauchen uns nur einen Augenblick in die damalige Lage der Jünger zu versetzen, und wir verstehen ihre Traurigkeit über den drohenden herben Verlust sehr wohl. Denn wie herrlich erscheint selbst uns der Heiland heute, nach zwei Jahrtausenden, uns, die wir Ihn und „Seine Herrlichkeit“ nicht selbst geschaut, sondern die wir auf die dürftigen, kurzen Berichte der Evangelisten beschränkt sind!

Wir lesen oder hören diese Berichte des Evangeliums an den Sonn- und Festtagen des Kirchenjahres: und siehe! da erscheint Jesus vor unserem Geiste als wahrer Mensch, — aber durch die ideale Schönheit Seiner Menschheit leuchtet die göttliche Natur, zuerst äußerst milde, dann immer lebhafter, endlich in herrlichen Strahlen und das blöde menschliche Auge blendend. Selbst Seine grimmigsten Feinde — allen voran die unglückseligen jüdischen Priester — vermochten an Ihm auch nicht den kleinsten wunden Punkt, auch nicht die leiseste Spur jener Schwächen ausfindig zu machen, die den (bloßen) Menschen verraten.

Ich bemerkte schon, daß gerade in dem Titel „Menschensohn“, den Jesus Sich stets beilegte, und der mehr denn achtzigmal im Evangelium vorkommt, eine eigentümliche, ja, überraschende Offenbarung Seiner wahren Natur liegt. Denn woher bei Ihm diese er-

Kirchenkalender.

Sonntag, 27. April. 4. Sonntag nach Ostern. Ananias 1., Papst. Evangelium nach dem hl. Johannes 16, 5-14. Epistel: Jakobus 1, 17-21. St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom guten Tode. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, Bruderschafts-Andacht und Lektüre. Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Gymnasialen. Nachmittags 3 Uhr Predigt und Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marian. Jünglings-Kongregation, mittags 12¹/₂ Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Kommunion der Jünglings-Kongregation. St. Anna-Stift: Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein. Pfarrkirche zu Volmerswerth: Morgens 7 Uhr feierl. erste hl. Kommunion der Kinder; 10¹/₂ Uhr Prozession und Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Sakraments-Andacht. Montag, 28. April. Vitalis, Märtyrer. St. Andreas: Morgens 10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. Pfarrkirche zu Volmerswerth: Morgens 8 Uhr Dankgottesmesse der Kommunionkinder. Dienstag, 29. April. Petrus von Mailand, Märtyrer. Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 Uhr Rosenkranz und Segensandacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

habene Eigentümlichkeit, daß Er nicht nur eines Menschen Sohn war, wie alle Nachkommen Adams, sondern „des Menschen Sohn“, d. h. der Mensch in seiner höchsten Vollkommenheit, in dem sich das Ideal des menschlichen Wesens verwirklichte, und zwar nur für dieses eine Mal verwirklichte? Wie konnte Er allein Alles, was der Begriff „Mensch“ in sich birgt, in Seiner Person vereinigen? Und wie kann Er sich deshalb als das Haupt der Menschheit bezeichnen, die zu heilen, zu erheben, Er allein die Macht besitzt, unter der Bedingung, daß die Menschheit sich mit Ihm verbinde? — Uns, lieber Leser, ist es nicht schwer, diese Fragen zu beantworten: dieser „Menschensohn“ ist der vom Himmel herabgestiegene Sohn Gottes, — und siehe! alles Geheimnisvolle in der Menschheit Jesu findet in diesem einem Worte seine volle Erklärung.

Aber einige, hierher gehörige, markante Stellen des Evangeliums seien kurz angeführt: „Der Vater hat Ihm Macht gegeben, auch Gericht zu halten, weil Er der Menschensohn ist“ (Joh. 5 27). „Der Menschensohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren war“ (Matth. 18, 11). „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohns nicht essen und Sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben“ (Joh. 6, 54). „Wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht: gleichwie der Menschensohn nicht gekommen ist, Sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und Sein Leben zur Erlösung für Viele hinzugeben“ (Matth. 20, 27 f.).

Jesus ist oft mit den großen Geistern in Parallele gestellt worden, die, wie Er, Jünger sich geschaart haben. Dabei wurde zunächst immer an den weisen Athener Sokrates erinnert, der, zum Giftbecher verurteilt, im Jahre 399 v. Chr. für die Wahrheit der von ihm vorgetragenen Lehre starb. Allein die Ähnlichkeit ist nur eine scheinbare; denn man lege dem berühmten Philosophen nur eines von den oben angeführten Worten Jesu in den Mund, und der gefeierte Weise verfällt der Lächerlichkeit. Sokrates fürchtete tatsächlich stets, der Wahrheit hindernd im Wege zu stehen; war ängstlich darauf bedacht, mit seiner Person in den Hintergrund zu treten und seine Ueberlegenheit zu verbergen, was ihm ja zu unsterblichem Ruhme gereicht. — Jesus aber besteht mit unerschütterlicher Ruhe und immer und überall auf Seiner unbedingten Ueberlegenheit; Er besteht auf der Notwendigkeit, an Ihn und Seine Lehre zu glauben! Sokrates lehrte als Mensch — Jesus als Gott! „Sokrates (sagt darum selbst J. J. Rousseau) hat wie ein Weiser gelehrt und die Seelen zur Wahrheit geführt, — Christus wie ein Gott!“

S.

Aus dem Reiche der Erfindungen.

Technischer Brief

von Ingenieur Lothar Noelfen.

- Bremerlampe. — Quecksilberdampflampe.
- Das Vaudin'sche Thermometer.
- Neue Fortschritte in der Photographie.
- Die Papierfabrikation in ihrem neuesten Stadium. — Das Niesenebelhorn.
- Amerikanische Billenbars. — Som Reklamemarkt. — Fortschritt.

Es ist etwas Sonderbares um die Technik. Sie steht niemals stille, hat niemals Raft und Ruh. Bremer-Lampe hieß die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Elektrizität, Quecksilberdampflampe die letzte Errungenschaft auf dem Gebiete der angewandten Physik. Doch das sind bereits alles — um mich bildlich auszudrücken — Erfindungen von gestern und vorgestern, die trotz ihrer relativen Größe als etwas ganz Selbstverständliches vom Leben des Alltags mit Beschlag belegt worden sind. Unsere Zeit kennt eben kein großes Denken und Besinnen und

muß deshalb schon einmal so genommen werden, wie sie in Wahrheit aussieht und sich in Wirklichkeit giebt.

Etwas Großes, Bedeutungsvolles, das für den Laien allerdings kaum in Betracht kommen wird, ist das Vaudin'sche Thermometer für tiefe Temperaturen. Der Erfinder, ein Franzose, wendet zur Füllung der Thermometeröhre anstatt des Quecksilbers Petroleumäther an, der bei 15° Celsius eine Dichte von 0,647 aufweisen muß. Dieses Thermometer gefriert niemals, jedenfalls hat es eine solche Probe beim Experimentieren mit flüssiger Luft, die bekanntlich einen Kältegrad von 220° aufweist, erfolgreich überstanden. Der Erfinder hat sein Thermometer, wie „Physik“ mitteilt, bei vier festen Punkten graduirt, von denen zwei der Schmelzpunkt des Eises und der Siedepunkt des Methylchlorids sind.

Mehr in die Augen fallend für die Allgemeinheit dürfte der Fortschritt in der Photographie mit natürlichen Farben sein, der nun schon seit Beginn des Jahres überall von sich reden macht, von dem aber niemand recht weiß, um was es sich eigentlich bei diesem Fortschritt handelt. Man ist wieder auf den alten Weg der Farbenphotographie zurückgekehrt, indem man Celluloid-Papier in Verwendung nimmt, dessen lichtempfindliche Schicht zum großen Teil aus Anilinpurpur, Curcumagelb und Viktoriablaue zusammengesetzt ist. Die Lösung des Problems der Farbenphotographie darf nur insoweit als gelungen angesehen werden, daß es möglich ist, die nicht gewollten Farben durch Ausbleichen sicher und schnell zu beseitigen, wie auf der anderen Seite, die gewollten Farben an ihren betreffenden Stellen dauernd zu fixieren. Es bleibt nun nur noch abzuwarten, schreibt die „Photogr. Absh.“, ob man die Empfindlichkeit des Präparats derartig erhöhen kann, daß man auch kurze Kameraaufnahmen — bisher nahm die Expositionszeit mehrere Stunden in Anspruch — wird ausführen können. Um die geeigneten lichtempfindlichen Chemikalien ausfindig zu machen, hat es länger und oftmals fehlgeschlagener Experimente des ausdauernden Erfinders, Dr. K. Reuhaus, bedurft, diese neuen Chemikalien, die natürlich noch Geheimnis ihres Erfinders sind, decken sich selbstverständlich in keiner Weise mit den oben angegebenen lichtempfindlichen Schriften des Celluloid-Papiers.

Während so die Wissenschaft ihre großen und kleinen Erfindungen macht, steht auch die Praxis nicht still. Gerade für die Praxis schafft die Technik unermüdlich weiter, denn nur in der Praxis gewinnen ihre Erfindungen an Wert. Auch die Papierindustrie steht u. a. nicht still. Englische Chemiker haben neuerdings erst eine Papiermasse erfunden, die dem Feiner Stand hält. Man verwendet bei der Verfertigung dieser Papiermasse dieselben Chemikalien, die man zum Imprägnieren von anderen Stoffen gebraucht, indem man sie in den Papierbrei, der seiner Bearbeitung entgegengeht, mischt. Auch zu Isolierzwecken für elektrische Leitungen hat man kürzlich ein Papierpräparat erfunden, das, dem Berichte der Fachleute zufolge, in der Praxis seine Dienste im vollsten Maße und zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt. Die Verdrängung einzelner Kleidungs- und Wäschestücke durch das Papier ist bekannt. Kragen, Manschetten und Vorhemden, ja selbst Anzüge, machen den Stoffzeugnissen schon seit langem eine nicht unbeträchtliche Konkurrenz. Nun aber strebt die Papierindustrie sogar dahin, die Servietten und Tischtücher aus den Restaurationen und dem bürgerlichen Haushalt zu verdrängen. Und auch hierin scheint sie einen nicht zu unterschätzenden Erfolg namentlich in den Großstädten bereits davongetragen zu haben, so daß man einen alten guten Spruch, der auf selbstgeheilten Ranten im Wäscheheirein unserer Mutter und Großmutter prangte, man heutzutage etwa dahin variieren könnte:

Erläut in Goss' und R'nnen,
Gemahlen zu Papier
Niert es als Pseudo-Binnen
Dies Wäscheheirein hier.

Wenn der Humor zur Technik kommt, dann kann selbst die traurigste Erfindung nicht dazu tragisch wirken. Ist doch das Papier die Hauptsache, namentlich, wenn es ein kleiner brauner Schein ist, auf dem eine 1000 aufgedruckt ist, die von den behördlichen Stempeln und Signaturen unterzeichnet ist.

Doch auch das Gigantische im Reiche der Technik stirbt, trotz aller der täglichen kleinen Miniaturerfindungen von mehr oder weniger Belang nicht aus. Einen Beweis hierfür liefert eine Mitteilung, die aus Amerika kommt. Am St. Lorenz Golf hat man neuerdings nämlich ein Niesenungeheuer von Nebelhorn errichtet, das 12 Fuß lang ist und an der Mündung den stattlichen Durchmesser von 4 Fuß aufweist. Das Horn giebt zwei verschiedene Tonarten von sich, die durch Anwendung von Preßluft hervorgebracht werden. Der eine Ton ähnelt einem schrillen Schrei, während der andere mehr einem tiefen, dumpfen Heulen gleicht, das sich in gewissen, regelmäßigen Zeitabständen wiederholt. Ein automatisches Uhrwerk regelt und bildet den ganzen Betrieb; die Töne des Nebelhorns sollen bei annähernd günstiger Witterung 12 bis 15 englische Meilen weit zu hören sein.

Da wir gerade einmal in Amerika sind, so sei auch der sogenannten „Billen-Restaurants“ der amerikanischen Großstädte Erwähnung gethan, die namentlich von den stark in Anspruch genommenen Kaufleuten frequentiert werden. Fast hat es den Anschein, als seien diese Billen-Restaurants dazu bestimmt, die Abstinenzler-Bars und die vegetarischen Speisehäuser aller Schattierungen abzulösen, allein ein kleiner Unterschied zwischen diesen und jenen besteht dennoch. In diesen Billen-Restaurants, die eher einer Apotheke, als den landesüblichen Bars ähneln, kann man innerhalb einer Minute ein vorzügliches Diner von fünf Gänge einnehmen: Suppe, Fisch, Gemüse, Beilage, Beaten. Alles wird in konzentrierter Extraktlösung in Pillen oder Tablettis verabfolgt. Jedes Konfektstückchen ist auf den Nährwert genau eines halben Viertels der geforderten Speise berechnet. Die Pillen sind vollkommen geschmacklos und werden einfach hinuntergeschluckt. Das Prinzip, von dem man sich bei Einnehmen einer solchen Mahlzeit leiten läßt, ist einzig und allein nur das, dem Magen ein so großes Quantum von Nährkräften zuzuführen, wie er sie unbedingt notwendig zur Erhaltung der Körperkräfte gebraucht.

Auch die Technik des Reklamewesens steht nicht still. Namentlich hat man neuerdings auf dem Gebiete des Scheinwerfers ganz ergötzliche Szenen eingeführt. Konkurrenten sieht man da als Schattenbilder an weiß getünchten Häusern giebeln, sich ihrer Waze halber in die Haare geratend; an anderer Stelle ist durch farbige Schattenbilder angekündigt, daß jeder Käufer einen Losanteil an der Staatslotterie erhält usw. Phosphorstempel, Schwefelschriftbänder lenken die Blicke der Passanten während der Nachtzeit auf sich, während farbige Signaturen auf dem Asphalt der Dämme oder auf dem Granit der Bürgersteige während des Tages die Aufmerksamkeit des Publikums erregen.

So geht es unermüdlich vorwärts im Reiche der Technik. Beim Großen wird auch nicht das Kleine vergessen, und alles dies unter der Devise: Dem Fortschritt der Menschheit!

Frühling in der Vogelwelt.

Von Friedrich Sie d.

Das ist ein Jubeln doch fürwahr
Im Frühlingsgruß der Vogelhaare,
Als wär' die Welt voll Freud und Lust,
Wie ihre Brut.

Den ersten Frühlingsgruß bringt uns der
Staar und oft schon, wenn Schnee und Eis
noch Feld und See'n decken. Aber wie unter

der Schneedecke ein Frühlingswerden sich geheimnisvoll regt, so weckt auch im Menschenherzen der Staar Frühlingsgruß und Hoffnungsfreudigkeit. Es muß doch Frühlings werden — es muß! —

Ob Schnee auch noch die Fluren deckt,
Und wohl manch' Herz im Busen schreckt,
Ein Frühlingsahnen, wunderbar,
Beschwingt aufs neu die Vogelschaar,
Und in der kleinen Brust erwacht
Das Lied mit Macht.

Der Staar ist der Frühlingsherold. Sein Weg zur alten Heimat ist der kürzeste. Darum kann er auch der erste sein unter den Zugvögeln, der ins Vaterhaus zurückkehrt. Ist auch oft die Heimatsflur noch unwirtlich, es regt sich doch mit seiner Ankunft schon in Wald und Feld das neu erwachende Leben und als Pfadfinder findet er dann auch schon sein „Tischlein deck dich!“

Das Leben über der Erde erwacht wieder, und Käfer, Fliegen, Schnecken weckt der Sonnenstrahl auf, wie das Getier im Erdreich und im Wasser, und die Pflanzenwelt thut sich auf und ladet sie ein, die muntere Vogelschaar, die Pflanze der Natur, mit Sang und Klang des Wanderers Weg durch Wald und Flur wieder zu beleben.

Und im geheimnisvollen Drang
Erönt nun ihren Weg entlang
Zur Heimat, o, zur Heimatsflur!
Ihr Wunderlang als Frühlingsgruß
Durchs Menschenher.

Mit dem 17. März, am St. Getrudstage, erschlossen sich die Thore Deutschlands dem rothhüftigen Gesandten Aegyptens, denn „Getrud läßt die Störche ein“.

Die Störche haben zwar eine weite Reise von Centralafrika bis zur deutschen Heimat und sie führt über Wüsten und Wälder und über das Mitteländische Meer, aber wie weit sie uns auch scheint und sie auch in Wirklichkeit ist, der Flug des Storches ist so schnell, daß er, wenn er morgens zum Heimatsfluge die Schwingen erhebt, schon abends auf deutscher Erde ausruhen kann.

In der Regel fliegen die männlichen Störche als Quartiermacher voran und suchen als solche auch das wohlbekannte alte Nest auf, um dann vom heimischen Dach aus die Gattin einige Tage später zu begrüßen. Der Ortsfremde ist bei den Störchen so sehr ausgebildet, daß ein Irrtum in der Auffindung der Heimatsstätte ausgeschlossen ist. Die Ankunft des Adebars (des Storches) ist immer ein Ereignis für die Jugend und — auch für das Alter. Wie manche Erinnerung ruft er wach, der alte Kinderfreund, die selbst im Alter noch beseligt und das Herz noch einmal wieder aufleben läßt wie dereinst in der Kindheit sonnigen Tagen, wenn auch nur leise — wie der Abendhauch im Lied.

Adebar, du oser,
Bring' mi lütt'n Broder (Bruder)
Adebar, du Ester (Erster)
Bring' mi 'n lüttje Schwester!

So singt ihn die Dorfjugend mit ihrem Willkommenstruß an und wenn er dann seinen Gegengruß munter vom Dache herunterklappert, dann ist's Frühlingsanfang für die Kinderschar. Still aber im Stübchen geht Mütterchen mit sich zu Rate und fragt sich, sahst du den Storch zuerst sitzen im Nest? Bange Furcht durchschauert ihr Herz, denn dann drohen Krankheiten; sahst du ihn aber fliegen, dann schwellt Freude ihr Herz, denn dann wird auch sie recht flügge und hat Reisen in Aussicht, hört sie ihn aber zuerst klappern — o weh, dann wirft sie Kopf und Teller entzwei.

Von den eigentlichen Sängern sind es die Drosselarten, die im März ihren Einzug halten; die Singdrossel, Wachholderdrossel (Krametsvogel) und Schwarzdrossel oder Amsel. Die Drossel ist ein rechter Sänger, der mit der Stimme Wohlklang, Frohsinn weckt und Freude an der Natur und ihrer Schönheit.

Sie singt in ihrer Leuzesfreude ein Stückchen reinster Sonne uns ins Herz hinein, darum nennt sie der Norweger seine Nachti-

gal. Am schönsten singt die Singdrossel und zwar während des Brütens, denn dann bewegt die Liebe Herz und Gesang. Der Gesang der Schwarzdrossel oder Amsel ist lieblich, und steht dem der Singdrossel wenig nach, dagegen darf die Wachholderdrossel sich nicht des Gesanges Wohlklang rühmen.

In Thüringen hat man dem Gesang der Drossel einen humorvollen Text unterlegt, da singt sie auf thüringisch:

„Prosit, Prosit, Lotterhaus, Ruhdies, Ruhdies!“

Ausgang März, wenn nicht früher, erscheint der Kiebitz und meldet sich aus dem Wiesengrund durch Ruf seines Namens an. „Kiewit! Kiewit!“ rufen die Jungen und „Kie-wit!“ antwortet er und umflattert mit dumpfen Flügelschlägen sein Jagdgebiet. Das Jagdgebiet des Kiebitz sind die Niederungen um Seen und Teiche, die Moore und Biegen, wo er auf Larven jagt. Groß ist sein Appetit, aber auch unendlich groß die Zahl der schädlichen Insektenlarven in den Niederungen, die dem Landwirt erheblichen Schaden zufügen würden, wenn der Kiebitz eben nicht so sehr unter diesem Gesindel ausräumte. Der Landwirt ist daher ein intimer Freund seines Wohlthäters und nicht wenig erboht auf die „Leckermäuler“, die nicht genug seiner Eier kriegen können. Die Zahl der Kiebitze hat ebenfalls abgenommen, größtenteils infolge des Eier sammelns, wodurch die Brut oft gänzlich gestört wird.

Die ersten Kiebitzeier haben einen hohen Preis — wie die Krähen Eier, wenn sie anstatt der Kiebitzeier gekauft werden. Dem Käufer schmecken sie dann ebensogut und der Sammler freut sich, einen Feinschmecker gefunden zu haben.

Der Kiebitz gilt im Volke als der Frühlings-Nachtwächter; sein Flügelschlag klingt wie ein Getöse.

De Kiewit fritt de Schnecken upp
Und manche disse fette Bupp (Buppe)
Sien Eier sind dorin schnick'nsett (schneckenfett)
Und schmeckt mal nett.
Kiewit hoit'n Dreier,
Wiss mi dien Eier!

Großmutter, Großmutter, die Schwalben sind da — das Glück kehrt uns wieder, das Glück ist uns nah! Jawohl, wo die Schwalbe einzieht, folgt ihr das Glück.

In alter germanischer Vorzeit war die Schwalbe dem Donnergott Thor heilig und wird auch noch jetzt als „Herrgottsvogel“ verehrt. Jedes Ländchen in Deutschland hat für die Schwalbe seinen Volksreim und sein „frommes Wort im Spruchbuch.“

In Schwaben schützt das Schwalbennest das Haus vor Blitz und Feuergefahr nach dem Volksglauben, daher werden Thüre und Thüre offen gehalten bei ihrer Ankunft.

Im Osthof machen Schwalbennester reich; je mehr Schwalbennester im Dorfe sind, desto mehr Reichtum steht in Aussicht; wer die Schwalbe verschnecht, der verschnecht den Segen von seiner Thüre.

Im Buxterthal stirbt dem das Vieh, der eine Schwalbe tötet. Bei Telz thut sich der Himmel auf bei solcher „Unthat“.

In Bestfalen schmückt man die Scheunen mit Kränzen bei Ankunft der Schwalben und der Bauer geht ihnen mit Weib und Kind entgegen und öffnet ihnen das „Seck“, das Thor des Hofes. Auch läßt man dort gerne Tag und Nacht die Fenster offen, damit die Glücksvogel hindurchfliegen können. Kommt die erste Schwalbe ins Land der roten Erde, so sieht jeder junge Mann nach, ob auch beim Vorüberflug des Glücksvogels zu seinen Füßen ein Haar liegt. Ist's der Fall, dann kündigt ihm die Farbe des Haares die Haarfarbe seiner künftigen Frau an.

In der Neumark wäscht man sich beim Anblick der ersten Schwalbe sofort, sonst verbrennt die Sonne das Gesicht usw.

Die Schwalbe bringt den rechten Frühlings mit, den Frühlings des Glückes, der im Herzen wohnt. Und was bringt sie mehr? Frieden, Glück, Segen.

Gar liebevoll und sorglos traut
Sich über meinem Arbeitstische,
Dort droben in der Fensternische
Die Schwalbe, zwitschernd furchtlos laut.

Du flüchtest dich zu mir herein,
Und flehst um Schutz in Deinem Liede,
Der Schwalben Einkehr folgt der Friede
Denn sollst Du mir willkommen sein.

Dich läßt der Unschuld kühner Mut
Dies Plätzchen gottbewahrt erblicken,
Und wo Du kommst, willst Du beglücken,
Du bist so fromm, so treu und gut.

Vertrauensvoll kehrt bei mir ein,
Von fernem, fernem fremden Wege,
Und wo Du einkehrst, bringst Du Segen,
Denn soll mein Heim Dir Heimat sein.

Und mußt zum Herbst Du wieder fort
Und kannst nicht länger bei mir weilen,
Dann will ich Deine Sehnsucht teilen
Nach einem trauten Heimatsort.

In den Lüften.

Von Maximilian Stadl.

„Liebste Elise, laß es gut sein, es geht nicht anders, ich muß —“

„Oswald . . . ich bitte dich . . . sage mir, ist es auch ganz sicher —?“

„Nein, Elise . . . belügen kann und will ich dich nicht — es ist nicht sicher. Es ist ja auch nur ein Versuch. Wie könnte man denn bei solchen Dingen von etwas Sicherem sprechen —?“

„Oh, dann bedenke doch . . . Deine armen Eltern, deren einzige Stütze Du bist —“

„Mein Leben ist genügend gesichert, damit sie keine Not zu leiden brauchen —“

„Aber ich, Oswald, denke auch an mich —“

Als Du die Braut eines Ingenieurs wurdest, mein Kind, da wußtest Du, daß Dein künftiger Gatte keinen gefahrlosen Beruf sein eigen nannte. Und bedenke, es geht um meine Ehre. Endlich muß der Ballon fertig werden, ich muß zeigen, daß die Hunderttausende, die man mir anvertraut hat, auch wohl angewandt sind. Und beruhige dich, so weit es in menschlicher Macht steht, ist für Sicherheit gesorgt. Der Ballon steigt über dem See auf und an Bord der Gondel sind Rettungsringe, jeder von uns trägt einen Rettungsanzug und außerdem sind Fallschirme da, die die Gefahr verringern. Ich bin guter Zuvorsicht, es wird nichts passieren. Der Mann am Steuer ist ein zuverlässiger Mensch — und auch derjenige, der die Rudermaschine in Bewegung setzt, ist kaltblütig genug. Und wie sollte mir denn auch etwas passieren? Denke doch, es gäbe keine Gerechtigkeit in der Welt und alles wäre Unsin und blindes Ungescheh. Wie haben wir gewartet . . . Jahre lang — wir sind dem Ziele nahe. Du weißt doch, wenn heute der Versuch gelingt — fünfzigtausend Mark sind mein und ich kann mich an der Fabrik von Funke und Compagnie beteiligen. Du aber, Du wärest die Sklavenkette als Schulmeisterin los.“

Er sah nach der Uhr. „Zwei Uhr? Um drei Uhr geht der Aufstieg zu statten —“

„Laß dich warnen, Oswald, laß dich warnen — der an der Rudermaschine, der Bernhard —“

„Ach Liebchen, meinst Du, weil er früher einmal in dich vergast war — ach, längst vergessen — wir sind die besten Freunde —“

„Du bist zu vertrauensselig —“

Aber der blonde Riese saßte die zarte, schlankte Gestalt in seine Arme, drückte sie an seine Brust und lachte sein zuversichtliches Siegfriedslächeln.

„Und Du zu ängstlich, Schatz — adieu — ich muß mich umkleiden.“ Und nachdem er sie noch einmal geküßt hatte, schlug er rasch den Weg nach dem See ein. Auf einem Hügel am Ufer standen zwei kleine Gebäude, die dem Bau des Ballons gedient hatten. Das eine war die Werkstätte gewesen, in welcher das Wunderwerk vollbracht worden war, das andere das Ballonhaus, wohin des neue Aufstiegs aus der Werkstätte am Morgen

dieses Tages gebracht worden war, um dort mit Wasserstoffgas gefüllt zu werden.

Der Ballon, wie ihn Oswald Arnold erfunden, besaß am Hinterteil der Gondel eine Scheibe, die durch ein Rad in Bewegung gesetzt wurde und als Steuer diente. Das Gestell der Schraube war von hohlen Aluminiumstäben, die Flügel von leichtem Seidenstoff. An jeder Seite waren zwei Ruder hintereinander angebracht in der Form von Fischflossen, die Rippen aus Bambusstäben bestehend, die zum Verdrängen der Luft bestimmten Flächen ebenfalls aus leichter Seide und, wie die Flügel der Schraube, imprägniert und durch einen gummiartigen Ueberzug luft- und wasserdicht gemacht. Die beiden Ruder des Steuerbords wie die des Backbords konnten mittels einer maschinellen Einrichtung geringen Umfangs, bei der die Hebelkraft die Hauptrolle spielte, von je einer einzigen Menschenhand in Bewegung gesetzt werden, sodas zur Bedienung des ganzen Apparats nur zwei Mann nötig waren. Der Ballon hatte Cigarrenform und an seinem oberen Teil ein Ventil zum Ablassen des Gases.

Bereits um halb drei Uhr versammelten sich eine Anzahl Menschen, die dem Aufstieg zusehen wollten. Das waren zunächst die drei Milliardäre, die Arnold das Geld zum Bau des Luftschiffes vorgeschossen hatten, einige Ingenieure und Aeronauten, mehrere Offiziere, die sich für die Luftschiffahrt interessierten und zuletzt einige fähigste Leute, die die Ankündigung des Aufstiegs in den Zeitungen gelesen hatten und denen es ihre Zeit erlaubte, sich die Sache anzusehen.

Punkt halb drei Uhr fielen die Bretterwände des Holzhäuschens wie die Hülle eines Denkmals und der Ballon wurde den Zuschauern in seiner länglich-runden Gestalt sichtbar. Aus der Werkstatt trat Oswald Arnold mit seinen beiden Gehilfen, dem Mechaniker Fritz Bernhard und dem Kahnsticker Wilhelm Streitmann, der sich von Anfang an ganz außerordentlich interessiert hatte. Er hatte bei diesem ersten Aufstieg die Aufgabe übernommen, das Steuerrad zu handhaben.

Fünf Minuten vor drei Uhr schüttelten alle Bekannte die sich eingefunden hatten, auch die Millionäre, dem Ingenieur die Hand, und einige auch seinen beiden Gefährten. Dann, eine Minute vor drei Uhr stiegen die drei Luftschiffer ein und jeder nahm seinen Platz ein. Vier Arbeiter standen an den Untertauen, die das Luftschiff an die Erde festhielten. Ihre scharfen Messer hielten sie in Bereitschaft, um auf das gegebene Zeichen, die Tauen zu kappen. Oswald, mit der Uhr in der Hand, stand auf einer Art Kommando-Brücke, von der er alles übersehen konnte.

Drei Uhr. Oswald zählt: „Eins — zwei — drei!“

Ein scharfer Schnitt von vier Messern und unter vielstimmigen Hurrah der Zuschauer steigt der Ballon pfeilschnell in die Höhe.

Oswalds Herz pocht höher — alle Nerven sind ihm straffer gespannt. Als der Kontrollapparat zeigt, das man tausend Meter über dem Spiegel des Sees angelangt ist, berührt sein Finger den Regulator, der das weitere Steigen des Ballons reduziert. Und nun beginnen die Mannöver. Oswald kommandiert und die Gehilfen arbeiten ruhig und sicher. Der Ballon gehorcht wie ein gut eingerittenes Ross und der „Kapitän“ und der Steuermann haben daran ihre helle Freude. Nur der hagere blasse Mann an den Rudern schaut ernst und düster vor sich nieder.

„So —“, ruft nun Oswald mit einem Seufzer der Erleichterung, „jetzt wollen wir dasselbe noch einmal fünfhundert Meter höher versuchen und sehen, wie das sich in den dümmen Luftschichten macht.“

Der Ballon hebt sich aufs neue um nach wenigen Augenblicken wieder fast unbeweglich zu verharren.

Da — als Arnold den Kopf wieder nach vorne wendet, um ein Kommando zu geben, da springt der Mann an den Rudern auf —

ein Stoß — ein Schrei und der Leiter des Luftschiffes ist über Bord. Aber da springt auch schon Wilhelm Streitmann auf, brüllt wie ein Stier, hebt die Fäuste und macht Miene, sich mit dem Rufe „Hallunke!“ auf Bernhard zu stürzen. Der aber zieht kaltblütig einen Revolver und sagt:

„Wenn Sie nicht Ruhe halten, sich nicht ruhig an Steuer setzen, so schieße ich oben in das Ding da. Sie wissen, was dann passiert — der Ballon explodiert und wir alle sind verloren —“

Er bricht ab und wendet sich, denn unterhalb der Gondel ertönen Hilferufe. Oswald Arnold hat im Fallen mit den Händen um sich gegriffen und eines der Untertauen in die Hände bekommen. Dort hängt er nun zwischen Himmel und Erde, mit verzweifelter Kraft klammert er sich an das Tau, aber es ist zu kurz, als daß er sich auch noch mit den Beinen anklammern konnte. Er weiß ganz genau — lange wird es nicht mehr dauern, dann wird seine Kraft zu Ende sein und er wird hinunterstürzen in die Abgrundtiefe und unten zerschmettern.

Blickartig gleitet sein ganzes Leben in wenigen Sekunden an seinem Geiste vorüber: Seine harte arbeitsreiche Jugend, seine braven, sehr braven Eltern, die ihr Bestes angewandt, ihm etwas Nützliches lernen zu lassen und denen er dafür ein sorgenfreies Alter bereitet hatte bis heute — und dann Elise Rode —

„Ach Else,“ schreit er, „Schreitmann — zu Hilfe, Schreitmann —“

„Ja, ruf Du nur,“ murmelt Bernhard mit boshaftem Lachen, „kein Schreitmann wird Dir helfen und Else wird mein!“

Damit steckte er den Revolver in die Tasche und zieht ein Messer heraus, um das Tau, an welchem Oswald hängt, zu durchschneiden. Da fühlt er sich im Genick gepackt, auf den Boden der Gondel geworfen und das Messer wird ihm von gewaltiger Faust entziffen und fliegt über Bord. Eine Hand fährt in seine Tasche und der Revolver folgt dem Messer. „Herr Arnold, halten Sie fest, nur noch einen Moment!“ ruft Wilhelm Streitmann mit gewaltiger Stimme, seine Hand sucht nach dem Seil, das an die Ventillappe befestigt ist, und der Ballon sinkt langsam. Eben schickt sich Wilhelm Streitmann an, ein zweites Tau an Bord der Gondel zu befestigen und es zu Oswald herabzulassen, als er hinter sich einen Schrei hört:

„Leb wohl, Else!“

Von einer Last befreit schnellt der Ballon wieder in die Höhe, um jedoch bald seine sinkende Bewegung wieder anzunehmen — Fritz Bernhard ist über Bord gesprungen. Aus schwindelnder Höhe stürzt er mit rasender Schnelligkeit in den See hinab — aber in der Nähe des Ufers und sein Haupt zerschmettert an dem felsigen Grunde — ein blutiger Leichnam schwimmt auf dem Wasser.

Indessen hat der brave Schreitmann Oswald bald in die Gondel hineingezogen und bald schwimmt diese auf der Oberfläche des Wassers. Ein Boot stößt ab und nimmt nach wenigen Minuten die lähnen Luftschiffer auf.

Weinend schließt am Ufer Else ihren Oswald in die Arme, die Millionäre schütteln ihm vergnügt die Hände — das Wageschick ist gelungen — ein Riesengeschäft ist sicher... So war mein Traum!

Akersei.

* König Christian und ein geriebener Bettler. Eine lustige Geschichte über König Christian und einen „smarten“ Bettler macht jetzt die Runde in Kopenhagen. Der König macht fast jeden Morgen zu früher Stunde einen Spaziergang und wird dabei vom Prinzen Waldemar, oft aber auch nur von einem Lieblingshund begleitet. Dieser Tage nun näherte sich ihm beim Spaziergang ein struppig aussehender Mensch mit aller Sanftmut eines berufsmäßigen Bettlers. König Christian ist sehr freundlich gegen Arme und spricht oft gütig mit ihnen. Der Mann zog den

Gut und näherte sich dem König. König Christian sagte ermutigend: „Nun, was giebt's?“ „Dürfte ich Ew. Majestät um Ihr Bild als Erinnerung bitten?“ Der König war ziemlich erstaunt und erfreut über diese unerwartete Bitte und erwiderte lachend: „Schon gut, aber ich trage meine Ebenbilder nicht bei mir in der Tasche!“ „Entschuldigen Ew. Majestät“, jagte der Bettler mit schlauem Ausdruck. „Wenn Ew. Majestät nur in Ihre Börse sehen wollten, so werden Sie eins finden.“ König Christian gab sogleich ein Zweikronenstück. Aber die Polizei schrieb den Bettler auf.

* Schwäbische Gemütlichkeit. Aus Ulm wird folgender ergötzliche Vorfall gemeldet: Zwei feingekleidete Damen hatten in eifrigstem Gespräch auf dem Perron des Bahnhofes den Abgang des Zuges verpaßt, worauf sie plötzlich auf einen Bahnbediensteten mit dem Rufe zustritten: „Am Gotteswillen, lieber Herr, unser Zug ist fort! Was sollen wir denn machen?“ Mit der Gemütlichkeit, die den echten Schwaben ziert, antwortete der Bediente: „Beim nächstten net so lang schwäpa!“

Magisches Dreieck.

a a d e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, o e g k daß die wagerechten und senkrechten n n r Reihen gleichlautend nennen 1. einen s u Nebenfluß der Donau, 2. einen biblischen Mann, 3. einen der 12 Stämme Israels, 4. eine französische Stadt, u 5. einen Konsonanten.

Wortumwandlung.

Banze, Aftern, Alm, Aller, Lonne, Gabel, Ahr, Haube, Korn, Muster.

Die Anfangsbuchstaben obiger Wörter sind durch andere zu ersetzen, sodass 10 neue bekannte Wörter entstehen. Richtig gefunden ergeben die 10 neuen Anfangsbuchstaben den Namen eines bekannten Burengenerals.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Willwoch, 30. April. Katharina v. Siena, Jungfrau. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe für die Mitglieder des III. Ordens mit gemeinschaftlicher h. Kommunion und päpstlichem Segen, 9 Uhr feierliches Hochamt. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Komplet und Rosenkranz, 8 Uhr Festpredigt, darnach sakramentaler Segen.

Donnerstag, 1. Mai. Philippus und Jakobus, Apostel. St. Lambertus: Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr feierliches Hochamt. Nachm. 5 Uhr Maiandacht. Während des Monats Mai ist morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Segensmesse, nachmittags 5 Uhr Mai-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt. Während des Monats Mai ist abends 7 Uhr Mai-Andacht. Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Rosenkranz, 8 Uhr Marienpredigt; darnach feierl. Maiandacht mit sakramentalen Segen. Franziskaner-Klosterkirche: Abends 8 Uhr Maiandacht mit Predigt. An den übrigen Wochentagen ist die Maiandacht morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr und abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr; Sonntags um 4 Uhr nachmittags. Während des Monats fällt an den Dienstagen und Donnerstagen die Andacht um 6 Uhr abends aus. Karmeliten-Klosterkirche: 6 und 8 Uhr hl. Messen. Abends 8 Uhr Predigt, darnach Maiandacht. An Sonn- und Feiertagen wird die Maiandacht nachmittags 4 Uhr gehalten, an Wochentagen findet dieselbe Abends um 8 Uhr statt.

Freitag, 2. Mai. Athanasius, Bischof u. Kirchenlehrer. St. Andreas: Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Sühne-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftete Segensmesse für die Mitglieder der Herz Jesu-Bruderschaft. St. Anna-Stift: Abends 6 Uhr Segens-Andacht zum hl. Herzen Jesu. Franziskaner-Klosterkirche: Gemeinschaftliche Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache des heiligsten Herzens Jesu. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Andacht zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu. Karmeliten-Klosterkirche: Herz Jesu-Fest. Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Herz Jesu- und Armenseelen-Andacht. Abends 8 Uhr Predigt und Maiandacht.

Samstag, 3. Mai. Auffindung des hl. Kreuzes. Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Kreuzweg-Andacht. Abends 8 Uhr Predigt, darnach Maiandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 23-30. „In jener Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen werde.“ — „Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde.“ — „An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde.“ — „Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ — „Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

Jesus, der Sohn Gottes.

Es ist ein großes, gewichtiges Wort, das der Erlöser heute zu den Aposteln und zu uns allen spricht: „Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebetet, — bittet (in meinem Namen), und ihr werdet empfangen, auf daß eure Freude vollkommen sei!“

Welch' ein Wort, lieber Leser! Fürwahr, so konnte wieder nur Einer reden: Er, der Einzige! So durfte weder Moses, der große Führer Israels, sprechen noch Abraham, der von Gott so hoch begnadete Stammvater des jüdischen Volkes. Wir wissen zwar aus der heiligen Geschichte des Alten Bundes, daß das (eigene) Gebet dieser hervorragenden Diener Gottes eine aufergewöhnliche, ja, unerhörte Kraft und Wirkung hatte. Allein wie hätten sie es wagen dürfen, zu den Jhrigen so zu sprechen, wie Jesus im heutigen Evangelium zu den Seinigen: „Bittet in meinem Namen!“ Dieses Wort durfte nur allein Jesus sprechen, der Sohn Gottes!

Eine vortreffliche Bürgschaft für die Gottheit Jesu haben wir, lieber Leser, schon in der Erklärung Jesu selbst; überall sagt Er aus, Er sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, — Er sei die Wahrheit, — Er sei der Anfang, — das Licht der Welt, — das ewige Leben, — der Heiland und Erlöser des ganzen Menschengeschlechtes! Und nun lege man diese Ausdrücke, diese Worte einem beliebigen Anderen, irgend einem großen Manne aus der Weltgeschichte, in den Mund und denke sich, man höre sie zum ersten Male! Wahrhaftig! würde man den so Redenden wohl für einen vernünftigen Menschen halten?

Oder, wenn man diesem Menschen den Verstand nicht abprechen könnte, würde man nicht empört sein über einen solch' gotteslästerlichen Hochmut, über solch' abscheulichen Betrug?

Versehen wir uns doch, lieber Leser, für einige Augenblicke in den Gedankenkreis eines modernen Ungläubigen, der in Jesus von Nazareth nur einen hochbegnadeten Menschen sehen will, und geben wir uns genaue Rechenschaft von dem Eindrucke, den so viele Stellen der hl. Schrift auf uns machen müssen, wo Jesus sich den Titel, die Rechte und die Macht Gottes beilegt. Da berichtet uns beispielsweise der hl. Evangelist Johannes von der Heilung eines achtunddreißigjährigen Kranken; es war in Jerusalem, und zwar um die Zeit des zweiten Osterfestes während der öffentlichen Thätigkeit Jesu, an einem Sabbat-Tage. Die fanatischen Juden gaben ihrer Entrüstung darüber Ausdruck, daß der „Nazarener“ die von Jehova streng vorgeschriebene Ruhe dieses Tages durch jene wunderbare Heilung gestört habe. Jesus antwortet: „Mein Vater wirkt bis jetzt, selbst am Sabbate, und Ich wirke auch!“ — Die Juden verstehen diese Worte sehr wohl und „trachteten nach viel mehr darnach, Ihn zu töten, weil Er nicht nur den Sabbat bräche, sondern auch Gott Seinen Vater nannte und Sich Gott gleich machte“ (Joh. 5,18). — Was entgegnet Jesus ihnen? Wird Er sie etwa durch eine ausweichende Antwort zu beruhigen suchen? Wird Er gar diese Gleichstellung mit dem himmlischen Vater ablehnen? Hören wir Ihn!

„Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: Alles, was der Vater thut, das thut auf gleiche

Kirchenkalender.

- Sonntag, 4. Mai.** 5. Sonntag nach Ostern. Monika, Witwe. Evangelium nach dem hl. Johannes 16, 23-30. Epistel: Jakobus, 22-27. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr Feier der ersten hl. Kommunion der Elementarschulkinder. Nachmittags 4 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Lamberts: Feier der ersten hl. Kommunion der Kinder. Morgens 5 Uhr erste heilige Messe, 6 Uhr Beginn der Feier, 1/10 Uhr Hochamt u. 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 3 Uhr Rosenkranz-Andacht, 4 Uhr Festpredigt und nach derselben feierl. Andacht und Umzug durch die Kirche. ● St. Martinus: Erste hl. Messe 5 Uhr, zweite 6 Uhr, 1/4 vor 7 Uhr Beginn der Feier der ersten hl. Kommunion der Kinder. 1/4 vor 10 Uhr Hochamt, 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 1/3 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6 Uhr Kommunionandacht mit Predigt.
- Montag, 5. Mai.** Pius V., Papst. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Dankmesse.
- Dienstag, 6. Mai.** Johannes Damascenus.
- Mittwoch, 7. Mai.** Stanislaus, Bischof.
- Donnerstag, 8. Mai.** Christi Himmelfahrt. Michael. Erscheinung, Evangelium Matheus 16, 14-20. Epistel: Apostelgesch. 1, 1-11. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr Feier der ersten hl. Kommunion der Schüler des Königl. Gymnasiums, Nachmittags 5 Uhr Festpredigt und Andacht.
- Freitag, 9. Mai.** Gregor v. Nazianz, Bischof und Kirchenlehrer. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr Dankmesse für die Erstkommunikanten des Königl. Gymnasiums.
- Sonntag, 10. Mai.** Antoninus, Bischof.

Weise auch der Sohn! Denn der Vater liebt den Sohn und läßt Ihn Alles thun, was Er selber thut, und wird Ihn noch größere Werke, als diese (Wunder) sind, zeigen, daß Ihr euch verwundern werdet. Denn gleichwie der Vater die Toten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche Er will. Ja, noch mehr! Der Vater richtet Niemanden, sondern Er hat das ganze Gericht dem Sohne übertragen, damit alle den Sohn ehren, wie Sie den Vater ehren. Wundert euch hierüber nicht! Denn es kommt die Stunde, in der Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des (verdammenden) Gerichtes" (Joh. 5, 19 ff.)

Und nun, lieber Leser, wiederhole ich: man lege diese Worte einem beliebigen Andern in den Mund und denke sich, man hörte sie zum ersten Male! Würde man wohl ihren Urheber für einen vernünftigen Menschen halten können? — So durste eben nur Einer reden, Er, der Einzige! So durste nur Jesus reden, der menschengewordene Sohn Gottes! —

Doch genug für heute über dieses Thema! Es erübrigt, mit ein paar Worten auf das große Glück hinzuweisen, dem eine große Pinderschaar nach längerem Harren und nach sorgfältiger Vorbereitung entgegengeht: mehrere tausend Kinder aus allen Piarreien der Stadt und ihrer nächsten Umgebung werden sich im Sakramente der Liebe vereinigen dürfen mit jenem Einzigen, der gesagt hat: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und Mein Blut ist wahrhaft ein Trank". — der gesagt hat: „Wer von diesem Brote isst, wird ewig leben!"

Die heiligen Bücher des Alten Bundes berichten, daß der König David einst stehen mußte vor seinem Sohne Absalon. Dieser gottvergeßene Sohn hatte sich mit einem großen Anhang verchworen gegen des königlichen Vaters Thron und Leben; allein sehr bald erreichte diesen gottlosen Sohn — zum warnenden Beispiele für alle Kinder — die strafende Gerechtigkeit Gottes. Wir verstehen den grausamen Schmerz eines Vaters, der vor dem eigenen Sohne stehen muß; allein was den Schmerz des frommen Königs besonders steigerte, war der Umstand, daß er nun fern sein mußte vom Heiligthume des Herrn und nicht mehr teilnehmen konnte an den gottesdienstlichen Opfern und Gebeten im Tempel des Herrn, und so ruft er in der Sehnsucht seines Herzens aus: „Wie der Hirsch verlangt nach frischen Wasserquellen, so verlangt meine Seele nach Dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem starken lebendigen Gott! . . ." Und wieder ruft er, vertrauend auf Jehovas gnädigen und mächtigen Schutze: „Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten und führen auf Deinen heiligen Berg (Sion) und in Deine Gezelte (den Tempel) — und ich werde hintrreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut." (Ps. 42).

Fürwahr, diese Worte dürften den glücklichen Kindern heute aus der Seele gesprochen sein: „Ich will hintrreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut!" Und nicht nur diese hochbegnadigten Kinder, auch die Eltern und Alle, die ihnen nahe stehen, werden wieder mit dem Psalmisten sagen: „und preisen werde ich Dich, o Gott, mein Gott!"

Frühlingskuren.

Von Dr. med. H. Roffen.

Licht.

Wir leben im Zeitalter des Lichts, des elektrischen Lichtes. Dieses dient nicht nur zur

Befuchtung, sondern wird auch selbst zu Heilzwecken benutzt. Man ist sogar schon so weit gekommen, durch die verschiedenen Lichtfarben zu heilen. So heilt man gewisse Krankheiten durch rotes Licht, andere durch grünes. Doch mit diesen Arten von Licht haben wir es hier nicht zu thun, sie sind Modesache, die schnell aufgetaucht ist und wahrscheinlich ebenso schnell wieder vergeht. Wir haben es hier nur mit dem Sonnenlichte zu thun, dessen Heilkraft nur viel zu wenig geschätzt, viel zu wenig benutzt wird. Gerade das Frühjahr mit seinen milden Sonnenstrahlen ist die beste Zeit, das Licht als Heilmittel, als Frühlingskur zu benutzen. Wer an Rheumatismus oder Gicht leidet, der setze sich mit dem schmerzenden Glied so oft es geht in die Sonne, lasse wenigstens eine Stunde lang die milde Sonne darauf scheinen, und er wird zu seiner Freude merken, wie wohlthuend, heilend und schmerzlinierend die Sonnenstrahlen sein können.

Wer Konvalescent ist oder an Nervosität leidet, der suche möglichst leicht bekleidet die Sonne auf, lasse sich sitzend ein bis zwei Stunden lang von der Sonne beschienen, und sehr bald wird er gekräftigt und beruhigt sein. Bei diesem Heilverfahren sind nur Kopf und Augen vor zu langer Sonnenwirkung zu schützen, also durch einen Hut mit breiter Krempe.

Die Lichtheilkünstler unserer Zeit thun gern so, als hätten sie die Heilkraft des Lichtes entdeckt. Aber schon im 18. Jahrhundert heilte der große deutsche Arzt Sufeland durch Licht, und der große französische Chemiker Lavoisier schrieb dem Lichte eine ebenso große Bedeutung für die Gesundheit zu als der reinen Luft.

Der Mensch gehört zu den Lichtgeschöpfen, er kann Finsternis auf die Dauer nicht ertragen. Das menschliche Gehirn ist ein Lichtorgan, welches nichts schläft und des Lichtreizes der Sonne bedarf, um wieder völlig zu erwachen. Menschen, die lange Zeit in dunklen Kammern gehalten werden, verkümmern an Körper und Geist. Viele Menschen sind schon durch zu lange, gewaltsame Lichtentziehung in dunklen Kerkeren wahnsinnig geworden.

Das Sonnenlicht nimmt den menschlichen Organismus zu größerer Nerventhätigkeit, zur höheren Reaktionskraft, zur freudigeren Seelenstimmung. Menschen, die den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag machen, die leben naturwidrig und blühen es früher oder später durch schwere Leiden oder frühzeitigen Tod. Das Licht ist der unentbehrlichste Reiz für das Nervenleben. Menschen können ohne Licht ebenso wenig gedeihen wie die Pflanzen. Pflanzen ohne Licht kennen keine grüne Farbe, keine Blütenpracht, sondern bleiche, matte Farben. Bleich ist auch der Mensch, der zu viel in der Dunkelheit oder auch nur im Dämmerlicht lebt, und hätte er selbst die reinste Luft in seinen Kammern. Licht und Luft sind wie Zwillinge, sie müssen immer zusammen sein, wenn die Gesundheit stetig bleiben soll.

Die Sonne allein ist es, die uns das zum Leben und Gedeihen nötige Licht spendet. Mit dem Licht kommt auch die Wärme zur Erde nieder. Das Licht ist als die Urquelle des Lebens zu betrachten, indem sich unter seinem Einfluß aus den Pflanzen der Sauerstoff, auch Lebensluft genannt, entwickelt. Der Sauerstoff aber ist deshalb ein für das Leben unentbehrlicher Stoff, als nur durch ihn die Erneuerungsprozesse, die unser Leben unterhalten wird, zustande kommen. Das Sonnenlicht ist es, welches der Luft das Ozon verleiht, jenen Stoff, der die kranken Lungen heilt, der die Miasmen in der Luft tötet. So erklärt es sich auch, daß die moderne Heilkunst die schreckliche Lungenschwindsucht nicht mehr durch Arzneien, sondern nur durch Luft und Licht heilt. Besonders im Anfang der bösigen Krankheit ist diese Behandlung vom besten Erfolge begleitet.

Es ist längst bekannt, daß das Sonnenlicht, allein schon durch sein Dasein, den tierischen Stoffwechsel beschleunigt. Der jüngst verstorbene große Hygieniker Bettendorfer zu München hat die Thatsache festgestellt, daß die Menge der ausgehauchten Kohlenäure mit dem Lichte wächst, und daß sie ihre niedrigste Grenze in der Dunkelheit erreicht. Die Mästung gelingt daher besser im Dunkeln als im Sonnenschein, aber diese Art Mästung ist zu verwerfen, es ist eine Art krankhafter Fettbildung. Fleisch von Weidevieh ist dem solcher Masttiere vom gesundheitlichen Standpunkte aus vorzuziehen. Aber darauf wird meistens nicht geachtet, wenn das Fleisch nur zart ist, ist dem Gourmand die Hauptsache. Gesunde Lebensverrichtungen aber bedürfen und verlangen Licht. Es ist eine bekannte Sache, daß der Mensch bei Sonnenschein ein ganz anderer, fröhlicherer ist, als bei trübem Wetter.

Man spricht in der heutigen Zeit viel von elektrischer Behandlung und rühmt deren Erfolge. Diese elektrische Behandlung kann man billiger und besser haben durch die Sonnenstrahlen, besonders im Frühjahr. Im Sonnenstrahl ist Licht, Wärme und Elektrizität innig vereint, daher auch seine wunderbare Heilkraft.

Ganz besonders empfindlich reagiert der feindliche Organismus gegen das Licht. Das ist natürlich, es geht ihm wie der jungen Pflanze, die nach Licht und Wärme strebt. Ein Genußender erhält seine Kräfte schneller wieder, wenn er sich täglich von der Sonne kann beschienen lassen. Auch in einem sonnigen Zimmer erholen sich die Kranken weit schneller, als in einem dunkeln. Die Wohnung liegt daher am gesundesten nach Osten oder Süden.

Ein bekümmertes Gemüt wird durch nichts schneller und sicherer geheilt, gekräftigt und beruhigt, als durch einen Aufenthalt in sonniger Gegend oder durch eine Reise bei herrlichem Sonnenschein. Eine solche Reise verschiebt man aber nicht bis zur heißen Jahreszeit, die beginnt man an herrlichen Frühlingstagen.

Zum Glück für die leidende Menschheit findet der Aufenthalt im Waide bei schöner Jahreszeit immer mehr Anklang. Ganze Familien ziehen in die Wälder oder auf bewaldete Höhen, wie unser Vaterland deren so viele hat. Alle finden Erquickung für Körper und Geist in den düstigen Wäldern und kehren neugestärkt in die Heimat zurück.

Die Witwe.

Kulturgeschichtliche Studien von Oskar Wiener.

Eines der aussprechendsten Kapitel in der Menschheitsgeschichte, lehrreich durch den Schicksalswandel seiner Heldin, ist das Kapitel von der Witwe; die sittliche Höhe eines Volkes spiegelt sich darin und dessen Glaube. Überall reißt der Tod des Eheherrn sein Weib aus den gewohnten Lebenskreisen und überantwortet es einer dunklen Zukunft. Aber diese Zukunft ist nicht überall gleich furchtbar, denn welche eine Klust in der Auffassung ihrer Witwenpflicht trennt beispielsweise das deutsche Weib von der Jüdin. Beide zeigen ja einen edlen Opfermut, doch während die eine in Not und Entbehrung ausharrt um ihren Kindern den heimgegangenen Vater zu ersetzen, überantwortet sich die andere juchzend den Flammen, um die Seele dem heimgegangenen Gatten zu einen.

Seltam und barock ist oft die Art, in der die Witwentrauer zum Ausdruck kommt. Auf Neu-Caledonien schwärzen sich die Witwen (wie Dr. Ploß in seiner „Geschichte des Weibes" erzählt) den ganzen Körper zum Zeichen eines tiefen Leides mit Ruß und mafen faustgroß mit Kalk weiße Thränen darauf. Bei manchen Indianerstämmen jammert das Weib, dem der Gatte starb, einen Monat lang an dessen offenem Grabe und darf ihr Haar nicht kämmen diese Zeit und sich nicht

schmücken. Wenn ein Sturzkrieger starb, versammelten sich noch in den sechziger Jahren der ganze Stamm im Kreise und die Witwe, die sich Arm und Beine mit einem scharfen Flintstein verschliff, ließ blutüberströmt und laut jammernd umher.

Ein wahres Martirium haben die Indianerwitwen in Britisch Columbia zu erleiden. Sie gelten als unrein und kein Jäger darf sich ihnen nahen; ihr Schatten darf auf Niemanden fallen, denn sie bringen Unglück. Die Trauernde darf auch aus keinem fremden Gefäß trinken und als Kopfkissen und als Lager dienen ihr Dornblasse.

Schauerlich war das Schicksal der Hindu-Witwen, bevor die indische Regierung mit strenger Hand diese dem Feuertode geweihte Geschöpfe zu schützen begann und noch heute kommen in abgelegenen Gegenden Witwenverbrennungen vor, trotz des englischen Strafgesetzes, daß alle Mitwirkenden „wegen Anreizung zum Morde“ mit schwerem Gefängnis bis zu zehn Jahren bestraft. — Auch in der nordischen Sage spielt das Witwenopfer schon eine Rolle. Heißt es doch in der Edda:

Schicklicher siege
Unsere Schwester Gudrun
Heut auf den Holzstoß
Mit dem Herrn und Gemahl,
Gäben ihr gute
Geister den Rat
Ober besäße sie
Unsern Sinn. —

Daß bei den Wilden Weiber und Sklaven dem abgetriebenen Krieger oft mit ins Jenseits folgen müssen, ist bekannt. Bei den Bajuthos werden beispielsweise, nachdem die Leiche des verstorbenen Gatten begraben ist, dessen Witwen mit Knütteln auf dem Grabe totgeschlagen und wenn auf den Salomo-Inseln ein Häuptling stirbt, so werden seine Frauen während des Schlafes erwürgt, denn es würde für sie und das Gedächtnis des Verbliebenen eine Schande sein, etwa später Männer aus niedrigen Ständen zu heiraten.

Die männliche Selbstsucht, die noch über das Grab hinaus ihre Rechte nicht lassen will, hat das Heiratsverbot für die Witwen eingeführt. So ist es in Indien der Witwe, welche dem Gatten nicht freiwillig in den Tod gefolgt ist, auf das Strengste verboten, eine neue Ehe einzugehen. In Bombay mußten die Engländer die Schließung einer Mädchenschule gestatten, weil die Hauptlehrerin eine wieder-verheiratete Witwe war. (Dr. H. Bloß „das Weib“). Der Hindu Mādhowdas erklärt es sehr begreiflich, daß eine Witwe dem Tode und sogar dem durch eigene Hand den Vorzug gibt, vor dem Iden und verachteten Witwenstande: „Weder Bäcker noch Schlächter will ihr etwas liefern, kein Grundbesitzer will ihr eine Wohnung überlassen, kein Kutscher will sie fahren; wird sie krank, so will ihr kein Arzt beistehen; wenn sie stirbt, so nimmt keiner ihren unreinen Leichnam, um ihn zu verbrennen. Niemand will mit ihr reden, Niemand blickt sie an und ihre Verfolgung hat niemals ein Ende.“

Von den chinesischen Witwen erzählt Leopold Katscher: Es gehört keineswegs zum guten Ton, daß diese eine zweite Ehe eingehe und es kommt in den besseren Kreisen vielleicht nie vor, denn eine Dame von Rang würde sich durch Wiederverheiratung einer Strafe von achtzig Stockhieben anssehen. In den niederen Schichten der Gesellschaft jedoch vermählen sich sehr viele Witwen zum zweiten Mal; der Grund ist in der Regel ihre Armut. Für Witwen vom Lande gibt es in großen Städten Unterkunfts-Anstalten die in der Regel einer Heiratsvermittlerin gehören.

Traurig ist das Schicksal der Witwenschaft; verfolgt und gedemütigt und nicht selten mit dem Tode bedroht, hat das Weib, dem der Herr und Beschützer entrissen wurde, fast auf der ganzen Erde und selbst in den Zeiten höchster Kultur ein Martirium sondergleichen erdulden müssen. Grausam sind die Witwenpflichten und die Witwenrechte gering, aber

die ideale Auffassung der Ehe, die die Stellung der Hausfrau im Abendlande und zuvörderst die der deutschen Hausmutter zu einer so wahrhaft schönen und ehrenvollen gestaltet, wird mit dem Fortschreiten der Moral siegreich das finstere Geschick ihrer Schwestern in fernen Zonen bewältigen.

„Nicht satisfaktionsfähig!“

Von J. Haydn.

Draußen Erwachen der sprossenden Natur, übergossen von der lebenspendenden Sonne, hinter jenen hohen halbverhüllten Fenstern, durch die schlichtern ihre Strahlen dringen, der schwere Kampf des Allzerstörers mit einem jungen, gestern noch verblühenden Menschenleben.

Frühlings-Sonnenstrahlen, die das matte Haupt des Kranken umspielen, lassen dessen fahle Blässe noch erschreckender hervortreten. Leisen Schrittes eilt die gute, barmherzige Schwester zum Fenster, zieht die dunklen Blüschgardinen fester zusammen, — legt ihm frische Eisbeutel auf, neigt seine trockenen Lippen.

Die unheimliche Stille des weiten Gemaches wird nur von zeitweisem Aufstöhnen des Schwerverwundeten unterbrochen, der im Halbschlummer liegt.

Manchmal öffnen sich seine milden Augen, trifft sein starrer Blick den Vater, der verzweiflungsvoll an seinem Bette sitzt. — Er hatte die Schreckensbotschaft mitten im Vergnügungstrübel seiner Gäste erhalten, die zur Auerrahnjagd auf sein Schloß gekommen waren. Alles im Stiche lassend, war er in die Residenz, in sein Stadthaus geeilt. — Was er hier hörte, war wieder die alte, — ewig neue Geschichte:

„Man heiratet den Einen und liebt den Andern!“

Sein Sohn war der „Ander“ gewesen und diesmal traf die Kugel des Gatten die Brust des Verräters.

Die wunderthätige Hand eines berühmten Chirurgen hatte das Projektil entfernt, jedoch das Leben des Sohnes schwebte noch in Todesgefahr!

So mußte er seinen Einzigen wiedersehen! Seine bewunderte Schönheit und Kraft zerstört, — vielleicht zum Krüppel geschossen!

Erzogen in den Traditionen seines Standes, hatte der Sohn ebenso mit dem Leben gespielt, wie er es einstens gethan.

Er selbst aber hatte so gewandt und kaltblütig die Waffen zu führen verstanden, daß er aus seinen vielen Duellen stets unverletzt hervorging.

Was ihm einst heldenmütig und ritterlich dünkte, — Angesichts dieses Jammers, beurteilte er es heute im Innersten seines Herzens anders.

Durfte sein Sohn als Offizier, dessen Leben doch dem Vaterlande gehörte, darüber verfügen? Ist es ritterlich das Glück, die Ehre eines Andern zu zerstören, — heldenmütig, seine Leidenschaft nicht beherrschen zu können? Und kann das Alles durch den Zufall eines Waffenganges reingewaschen werden?!

Der drohende Verlust des einzigen Kindes überzeugte ihn jetzt, — daß das Leben oftmals Schicksalsschläge bringt, deren Ertragen mehr Heldenthum erfordert, als man vor dem Laufe einer Pistole nötig hat! Er fühlte, daß sein großer „Ehrentum“ vor diesem Unglück nicht Stand hielt. Und der einstige Held von so und so vielen Duellen, zitterte vor dem Ausspruch des Arztes, — der jetzt in das Zimmer trat.

Der feine Charakterkopf des berühmten Operateurs, in dessen blondem Varré Silberfäden aufleuchteten, neigte sich grüßend. Seine blauen milden Augen blickten erstaunt in das vergämte übernächtige Gesicht, des aus weiter Ferne herbeigeleiteten Vaters. Er sagte demselben in seiner Herz gewinnenden Art einige beruhigende Worte, trat sodann an das Krankenbett, legte mit Hilfe des

Krankenwärters selbst Hand an, gab ihm und der barmherzigen Schwester Verordnungen und stellte sein weiteres Erscheinen in einigen Stunden wieder in Aussicht.

Begleitet von dem Freiherrn betrat er dann das Vorzimmer und hier erfaßte dieser die Hand des Arztes.

„Freund, — Bruder, —“ rief er bewegt, „Dir verdanke ich, daß mein Sohn noch lebt! Deiner Hand ist die schwere Operation gelungen!“

„Ueber der Höhe ist aber Ihr Sohn noch nicht, Herr Baron,“ antwortete Dr. Feldheim, — „doch hoffen wir es — wenn ihm auch ein kleiner „Tölpel merks“ bleiben, es mit seiner Offiziers-Carrière vorbei sein wird!“

„Nicht das kalte „Sie“, hat der Freiherr — „erinnere Dich doch unserer Jugendfreundschaft, laß' das später Störende vergessen sein.“

Der Arzt lächelte ironisch.

„Hast Du denn vergessen, — daß Du Dich damals von dem im Verdacht der Feigheit Stehenden, am verächtlichsten abwandtest? Und gerade uns Beide verband die herzlichste Freundschaft! O, glaube mir, es gehörte wahrlich mehr moralischer Mut dazu, das Duell zurückzuweisen, als es anzunehmen — aber ich mußte so handeln!“

„Was — — Du mußt — — ?!“ fragte verlüßt der Freiherr.

„Ja! Und das Barium will ich Dir nicht schuldig bleiben. Begleite mich, ich habe noch eine 1/2 Stunde Zeit, bis zur Ordinationsstunde im Krankenhaus. Rachen wir den Weg zusammen.“ —

* * *

Sie betraten die Straße.

Der Arzt ließ seinen Wagen wegfahren.

Durch die im frischen Grün, in knospender Blütenpracht prangenden Anlagen schritten sie, über sich den blauen strahlenden Frühlingshimmel. Es war ein Tag so recht geschaffen, das Menschenherz über das Alltägliche zu erheben.

„Man fühlt sich heute ordentlich jünger“, begann Dr. Feldheim, — „so recht die Stimmung um von der Jugendzeit zu sprechen, wenn auch die meine nicht so rosig war, wie dieser Tag!“

„Das ist mir neu“, meinte der Edelmann, „mir schienst Du immer wie „Hans im Glück“. Selten noch sah ich solch harmonisches Familienleben wie das Eure, solche Gastfreundschaft! Und Du der Liebling Aller!“

„Siehst Du, deshalb begriff auch meine Mutter nicht, warum meine Kameraden zu jenen Östern unserem Hause fern blieben, denn merkwürdiger Weise, war die Duellaffaire lange Zeit den Meinen Geheimnis, obwohl sie sich in unserer Heimathstadt die Spagen auf dem Dache erzählten!“

„Ich blieb damals in der Residenz und in der Klinik, wo ich als Assistenzarzt thätig war, machte von meinem Urlaub keinen Gebrauch, denn es wäre mir peinlich gewesen, Euch zu begegnen! Ihr ahntet ja nicht, daß ich über mein Leben nicht mehr Herr war, das den Meinen im doppelten Sinne gehörte! Würde ich doch als Mediziner, daß das anscheinend harmlos beginnende Leiden meines Vaters unheilbar und einen raschen tödlichen Verlauf nehmen würde. Ich wußte auch, daß das Vermögen meiner Mutter durch Zahlungsschwierigkeiten ihres Bankhauses gefährdet. Die Zukunft meiner Schwestern, von welchen die zwei älteren schon in der Gesellschaft eingeführt, die zwei Jüngeren noch halbwüchsig waren, machte mir Sorge. Dazu stand mein Bruder gerade vor seinem Abiturium. Unter solchen Umständen sollte ich meinen Mut da zeigen, wo er Niemanden nützte?! Ich wußte, daß ich ihn nun besser zu gebrauchen, daß ich meine Ehre wo anders einzusetzen hätte! Und die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten!“

Das Unglück kam leise, langsam, aber sicher über uns.

Es umkreiste uns schon, als wir Studien-

genossen an jenen Weihnachtsfeiertagen zum letzten Male im großen Wohnzimmer meines Elternhauses an unserer Tafelrunde saßen. Das Unglück warf schon seine Schatten voraus, als mein Vater in jenem Winter, wie in jedem vorhergehenden, als erster Staatsbeamter der Kreisstadt, seine pflichtschuldigen Diner's und Bälle abhielt, meine Mutter die Honneurs machte. Wie oft trafen ihre angstvollen Blicke den Vater, wenn sie bemerkte, wie mühsam er sich in vorgerückter Stunde aufrecht erhalten konnte! Und wie peinlich wurde damals schon bei uns gerechnet, um das durch die thatächlich verlorenen Einkünfte meiner Mutter geschmälerete Budget, nicht zu überschreiten.

Ein glänzendes Glend, — wie man zu sagen pflegt — herrschte bei uns.

Und da hinein sollte ich noch mehr Jammer bringen, mein Leben dem Zufall eines Duells preisgeben?

Dazu fehlte mir der Muth!

Aber um den Verlust Eurer Freundschaft, ja um Eure Verachtung zu ertragen, — dazu fand ich ihn wieder! War ich mir doch bewußt, sie nicht zu verdienen.

Und anstatt niedergedrückt zu werden, empfand ich nun etwas wie Lebensstolz.

Voll Schaffensfreude, voll Begeisterung für meinen Beruf, ging ich in ihm auf. Ohne Furcht sah ich dem Tod auf Schlachtfeldern, bei Epidemien in's Angesicht. Ich sehe ihm noch täglich in's Auge, ich kämpfe mit ihm und habe ihm schon manche frühzeitige Beute entrissen! — Als mein Vater starb, da stand ich schon auf eigenen Füßen. Mutter und Geschwister siedelten zu mir in die Hauptstadt über. Sie hatten an mir eine kräftige Stütze, — sonst wäre ja bei ihnen Schmalhaus Küchenmeister gewesen, — und meine Mutter sollte es auf ihre alten Tage gut haben!

„Du hast wahrlich das Herz auf dem rechten Fleck!“ sagte der Freiherr im Brustton der Ueberzeugung.

Und das, was er vorhin am Krankenbette des Sohnes überdacht, — der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Ehre, kam ihm erst recht zum Bewußtsein. —

Sie waren in die Nähe des Krankenhauses gekommen. Von den Vorübergehenden ehrerbietig gegrüßt, ließen auch die Kinder auf den Arzt zu, ihm die Hand reichend.

„Wie populär und geliebt Du bist“, meinte der Freiherr.

„Aber doch nicht „satisfactionsfähig“, scherzte der berühmte Arzt.

Der Gutsherr von Sannebusch.

Von S. Palm.

Sannebusch verkauft! Die Nachricht machte ihre Runde weit im Umkreis. Am Wirtshausstisch, in allen Kaffeekränzchen, bei jeder Visite, die sich die Herren und Damen des Großgrundbesitzerkreises machten, sprach man von nichts anderem. Sannebusch verkauft, verkauft an irgend so einen Selbmademan, einen Bürgerlichen — einen Parvenü!

— Man war entrüstet; man machte Front gegen den Eindringling. O ja, man war sich dieses Mal ganz einig. Der neue Herr auf Sannebusch sollte sich zu früh eingebildet haben, sich in exklusiv-adelige Kreise einschmeicheln zu können. — Man panzerzte sich mit Indignation, mit allem feudalen Hochmut. Er sollte nur kommen, der Parvenü!

Und nun war er da. Die Kaltenhoffs hatten ihn mit seinem neuen Biererzug fahren sehen. Die Fächse waren tadellose Zucker gewesen, sie mußten ein Vermögen gekostet haben. Nun ja, der Amerikaner — er sollte übrigens ein Deutsch-Amerikaner sein — hatte es ja dazu; Gott allein mochte allerdings wissen, welchen Ursprungs dieser Reichtum war! Was wußte man denn von dem „Amerikaner“ anders, als daß er, noch halb Kind,

nach Amerika ausgewandert und dort zum Millionär geworden war?

Neugierig war man natürlich auf den Eindringling. Auf Kaltenhoff wurde der Salon nicht leer von Besuchern. Alle jungen Mädchen aus der Nachbarschaft erinnerten sich plötzlich ihrer Freundschaft für Milly und Gerhardine Kaltenhoff, die den Fremden ja gesehen hatten.

„Wie sieht er aus?“ „Wie alt ist er ungefähr?“ „Hat er nette Manieren?“ „Hat er Euch gegrüßt?“ So lauteten die Fragen ungefähr, mit denen die Zwillingsschwester bestürmt wurden.

Nein, gegrüßt hatte der „alte Hagestolz“ — denn daß der reiche Amerikaner unbeweibt war, wußte man längst und das erhöhte ja das allgemeine Interesse — nicht.

Also ungebildet! — Ein Plebejer! war das Urteil.

Nun und das Neußere, sein Alter? Vielleicht vierzig; die Gestalt unterseht, blond, blauäugig, mit spitz zugeschnittenem Bart, dicke Plebejerhände, eine Adlernase.

„Im — was sollte man da sagen? Man mußte doch selbst sehen.“

Aber man sah ihn nicht. Auf Sannebusch Besuch zu machen, daran konnte man natürlich nicht denken und Herr Mayer — welcher ein vulgärer Name! — schien sich offenbar auch nicht gedungen zu fühlen, mit dem Austausch freundschaftlicher Besuche zu beginnen, wie's wohl passend gewesen wäre. —

Am meisten Glück hatten noch die Kaltenhoff'schen Zwillinge. Die waren Herrn Mayer zum zweiten Male begegnet; dieses Mal war er zu Fuß dahergekommen und sie waren stolz an ihm vorbeigeritten auf ihren Ponny's. Milly hatte sich sogar nach ihm umgeschaut und dabei — erröthend berichtete sie es — bemerkt, daß „dieser Mayer“ ihnen nachgesehen hatte — und das mit einem unverschämten moquanten Lächeln. Die Kaltenhoff'schen Mädchen behaupteten, jetzt aber ganz fertig mit dem frechen Menschen zu sein. In der Folge hatten sie auf alle Fragen nach dem Gutsherrn von Sannebusch nur ein Gleichgültigkeit markierendes Achselzucken oder die hochmüthige Entgegnung: man könne doch unmöglich auf jeden irgeliebigen des Weges kommenden Menschen achten.

In Wirklichkeit suchten die Zwillinge jede Gelegenheit zu erhaschen, dem „Grobian von einem Amerikaner“ zu begegnen und im ganzen Umkreis flüsterte man's sich zu, daß die Kaltenhoff'schen Ponny's eine Liebhaberei für Sannebusch's Terrain haben müßten, da sie sonst doch immer statt des jetzt beliebten Waldweges die Chaussee benützt hätten.

Dem Amerikaner selbst kam der Klatsch zu Ohren. Als ihm sein Inspektor davon berichtete, zuckte es ihm kaum merklich unter dem Schnurrbart; ein Achselzucken war außer den Worten „thörichtes Geschwätz!“ seine ganze Antwort.

Eines Tages aber geschah das Außergewöhnliche. Herr Mayer redete, den Kaltenhoff'schen Damen begegnend — er war gleichfalls zu Pferd — die über und über erröthenden Mädchen an, indem er, höflich den Hut ziehend, sich als Nachbar vorstellte.

Milly und Gerda gerieten später ernstlich in Streit, wen von ihnen der Gutsherr von Sannebusch zuerst begrüßt und angeredet habe. Aus dieser ersten Anknüpfung entspann sich ein täglicher Austausch von Höflichkeiten auf heimlichen Waldwegen. Pünktlich war die Zwillinge zur Stelle, pünktlich der Amerikaner.

Eines Tages aber kam Gerda allein. Milly war krank, die Arme — aber darum hatte Gerda doch den der Gesundheit so nötigen Morgenritt nicht versäumen dürfen, eine Ansicht, der Herr Mayer vollkommen zustimmte. Man ritt also diesen und noch zehn weitere Tagen zu Zweien durch den Wald, sprach vom Wetter, von Milly's Erkrankung, vom bevorstehenden Winter und trennte sich mit einem Händedruck — einen Tag wie jeden.

Mit den Herbststürmen aber brauste auch durchs Kaltenhoff'sche Herrenhaus ein Sturm, der sich dieses Mal aber direkt über Gerda's Haupt entlud. Eine gute Freundin hatte Gerda zwei Mal mit dem Amerikaner im Walde reiten und sprechen gesehen.

Herr und Frau von Kaltenhoff hielten ein strenges Examen ab, dessen Endresultat war der Verkauf beider Ponny's, denn Gerda hatte ihre Zwillingsschwester schuldig der Mitschuld geziehen als man sie und nicht auch Milly des Reitpferdverlustes bedrohte.

Das gab böse Tage in Kaltenhoff. Gerda bekam Stubenarrest. Milly war vor Aufregung wieder kränker geworden; zwei Aerzte gingen ein und aus. Die Zwillinge sprachen kein Wort miteinander. Herr von Kaltenhoff wettete und suchte, daß es eine Art hatte; drohte dem Kerl, dem Parvenü auf die Bude zu rücken und den Standpunkt, aber nachdrücklich, klar zu machen, was Gerda in Todesangst versetzte und sich mit Milly versöhnen ließ, was wiederum die gute Wirkung hatte, daß Milly überraschend schnell genes und zum alten Verhältnis voll Liebe und Eintracht zwischen den Schwestern führte.

Die Frau Mama jammerte, klagte das Schicksal an, das ihr so viel Mißthätigkeit ins Haus trug, das Gerda kompromittierte — dieser Parvenü!

Dem Parvenü war selbst nicht wohl. Durchgesiebert war natürlich allerlei. Ihm selbst hätte das wenig ausgemacht, aber die Mädels thaten ihm leid. Er bereute nun doch, seinen Besuch auf Kaltenhoff gemacht zu haben. Zu alledem kam, daß er den täglichen Anblick der frischgen Gestichter, nein, eines lieben lustigen, vermied. Jetzt, wo ihm das fehlte, merkte er erst, daß es ihm die schwarzhäufige Gerda angethan hatte. Milly's Erkrankung that ihm leid, aber mehr um seinetwillen, als Milly's wegen. Ohne diese Krankheit hätte man ihn nicht allein mit Gerda gesehen. Gott mochte wissen, was sich die Klatschbasen zusammentrasteten. Parbleu, der alte Kaltenhoff, den er so von Ansehen kannte, hatte ihn nenlich ganz rabiat gemustert. „Im — ob er doch noch hinging und seine Visite machte? Aber es kam nicht dazu. Auf Kaltenhoff gab es eine Verlobung, eine etwas plötzliche, überraschende. Ein Better der Mama hatte sich mit einer der Kaltenhoff'schen Töchter verlobt. Frau Mama wußte nur noch nicht mit welcher. Man riet aber auf Gerda. Herrn Paul Nikolaus Mayer gab das einen gewaltigen Stich. Narr, den er gewesen war, das bischen Firten der Kleinen für bare Münze zu nehmen!“ „Alter Ejel, der ich war!“ sagte er sich grimmig. Dann verreise er. Als er wiederkam, war auf Kaltenhoff bereits Hochzeit gewesen. Die kleine Milly war mit ihrem Man — nach dem Sünden abgedampft.

Also Milly nicht Gerda? Herr Nikolaus Mayer hätte fast trotz seines Emboupoint einen kleinen Luftsprung riskiert. Und dann sackte er auch nicht lange. Der Biererzug mußte vordringen. Heidi ging's nach Kaltenhoff auf die Freite. Ein bischen sehr formlos war's ja und Herr von Kaltenhoff schien anfangs nicht zu wissen, ob er den Bewerber hinauswerfen oder auslachen sollte. Dann aber wählte er den goldenen Mittelweg. Er bat sich Bedenkzeit aus, entließ den Freier wohlwollend und beriet sich mit Frau und Tochter. Und Gerda's bittendes: „Ach Papa, ich habe ihn doch so lieb!“ gab den Ausschlag. Vielleicht auch das schöne Sannebusch.

Aussagen aus voriger Nummer:

Magisches Dreieck: Regen, Esau, Gad, Gu, R.
Portum wandlung: Louis Borha. — Lanze, Oftern, Uim, Jiser, Sonne, Babel, Ohr, Taube, Horn, Auster.



Verantwortl. Redakteur: Anton Straß,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 15, 26-27. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben.“ — „Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert.“ — „Sie werden euch aus den Synagogen austreiben: ja, es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird.“ — „Und das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater, noch mich kennen.“ — „Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Jesus, der Sohn Gottes.

II.

Wir kommen vom Himmelfahrtsberge, lieber Leser, und des Pfingstfestes fruchtreiche Gesilde thun sich bereits vor uns auf. Nachdem Jesus Alles vollendet hatte, was zur Erlösung der Menschheit notwendig war, lehrte Er dahin zurück, woher Er gekommen war: zu Seinem Vater und unserem Vater. Vor den Augen der staunenden und anbetenden Jünger schwebt Er empor zu jenen Höhen, wohin immer und einzig Sein Wort und Sein Leben die Menschheit gewiesen. Die Feier des Festes, in dessen Oktav wir noch stehen, stellte uns dies vor Augen.

Die Jünger sind nicht mehr dieselben, die sie nach dem Tode Jesu und vor Seiner Auferstehung waren. Ihr Glaube hat sich geläutert; des Auferstandenen Botschaften haben ihre Einsicht vollkommener entwickelt. Darum finden wir sie nun im Abendmahlsjaale versammelt, harrend in einmütigem Gebete auf den verheißenen göttlichen Tröster. Sie wissen nun, an Wen sie sich halten; an Jesus, den Sohn Gottes!

Als Petrus Ihn einst so genannt hatte, lobte und belohnte Er ihn dafür: „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas! Denn Fleisch und Blut (d. h. deine menschliche Erkenntnis) hat dir das nicht geoffenbaret, sondern Mein Vater, der im Himmel ist. Und Ich sage dir: Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten (die Macht) der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 17 f.)

Jesus thut aber noch mehr, lieber Leser, denn Er legt diese Eigenschaft auch Selbst bei: Er verlangt, daß Jhu jene, die Er heilen will, Sohn Gottes nennen. So spricht Er zum Blindgeborenen: „Glaubst du an den Sohn Gottes?“ — Der Blindgeborene

blickt Jhu mit seinen eben geöffneten Augen an. „Wer ist es (fragt er), Herr, damit ich an Jhu glaube?“ — Und Jesus antwortet: „Du hast Jhu gesehen, und der mit dir redet, der ist's!“ — Der Geheilte aber sprach: „Herr, ich glaube.“ Und er fiel nieder und betete Jhu an (Joh. 9, 38 ff.).

Und damit man ja nicht glaube, der Name Gottes komme Jhu nur zu, wie unser einem, die wir von Gott an Kindes Statt angenommen sind, oder etwa nach Art jener großen Männer, die man „göttlich“ nennt, bezeichnet Er sich ausdrücklich als den eingeborenen Sohn Gottes: „Also (spricht Er zu Nikodemus) hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn hingab, damit alle, die an Jhu glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 16).

Und was Er dem Nikodemus unter vier Augen gesagt hat, das bildet den gewöhnlichen Gegenstand Seiner Predigten zu Jerusalem. Er nennt Sich „den Sohn Gottes von Ewigkeit her“, der eines Wesens mit dem Vater ist, — und dies in solchen Ausdrücken, daß die Juden jeden Augenblick vor Mut schwanben, sich die Ohren zuhalten, ja, Steine aufheben, um auf Jhu zu werfen. Und auf die Frage Jesu: „Ich habe euch viele gute Werke von Meinem Vater gezeigt, um welches dieser Werke willen steinigt ihr Mich?“ — geben sie die bezeichnende Antwort: „Wir steinigen Dich nicht eines guten Werkes wegen, sondern um der Gotteslästerung willen, weil Du Dich Selbst zu Gott machst, da Du ein Mensch bist!“ (Joh. 10, 32 f.)

Zuletzt wird Er vor Gericht gestellt, und weder Bitten noch Drohungen, ja, nicht einmal der grausame Tod, der Jhu bevorsteht, vermögen Jhu auch nur im mindesten zu erschüttern: „Bist Du Christus (heißt es), so sage es uns!“ — Und Jesus sprach zu ihnen:

- Kirchenkalender.**
- Sonntag, 11. Mai.** 6. Sonntag nach Ostern. Romerius, Erzbischof. Evangelium nach dem hl. Johannes 15, 26-27 und 16, 1-4. Epistel: 1. Petrus 4, 7-11. Schluß der österlichen Zeit.
 - St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation. Nachmittags 1/4 4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben.
 - St. Anna - Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation.
 - Pfarrkirche zu Bolmerwerth: Morgens 1/7 Uhr Frühmesse, 8 Uhr Hochamt, 8 1/2 Uhr Prozession nach Stoffeln.
 - Montag, 12. Mai.** Pankeasius, Märtyrer. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe zu Ehren Franziskus Xeronimus.
 - Dienstag, 13. Mai.** Servatius, Bischof.
 - Mittwoch, 14. Mai.** Christian, Bischof.
 - Donnerstag, 15. Mai.** Sophia, Jungfrau und Märtyrin. Clariffen - Klosterkirche: Abends 8 Uhr Rosenkranz vor ausgelegtem hochwürdigstem Gulte und Predigt zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes.
 - Freitag, 16. Mai.** Johannes Nepomuk, Märtyrer.
 - Samstag, 17. Mai.** Paschalis, Franziskaner. Jobokus, Priester. Heute ist gebotener Fast- u. Abtinnenztag.

„Wenn Ich es euch auch sage, so glaubet ihr Mir nicht...“ — Da sprachen Alle: „Du bist also der Sohn Gottes?“ — Und Er antwortete: „Ihr sagt es, denn Ich bin es!“ (Luk. 12, 66 ff.)

Allein dem Hohenpriester genügt diese Antwort nicht; er will die Frage in der bestimmtesten und feierlichsten Form stellen und sagt: „Ich beschwöre Dich beim lebendigen Gott, daß Du uns sagest, ob Du Christus der Sohn Gottes bist.“ — Jesus aber sprach zu ihm: „Du hast es gesagt. Ja, Ich bin es“ (Matth. 26, 63 f.).

Auch das jüdische Volk, das Seine Verurteilung zum Kreuzestode von Pilatus gefordert hatte, ist sich klar über den eigentlichen Grund der Verurteilung; denn selbst da der Herr in den letzten Jügen am Kreuze hängt, lästert es Ihn mit den Worten: „Wenn Du der Sohn Gottes bist, so steige herab vom Kreuze!“ (Matth. 27, 40).

Also nannte Jesus Sich Selbst Gott, Sohn Gottes, wahrer Sohn Gottes. Er begnügte Sich keineswegs damit, diesen Titel anzunehmen, Jene, die Ihn also nannten, zu loben und zu belohnen: Er legte ihn Sich Selbst bei im Geheimen, in der Öffentlichkeit, in den Straßen Jerusalems, im Tempel und endlich vor Gericht: Er starb, weil Er Ihn angenommen, — aber Er verzichtete nicht darauf!

Und nun vergleichen wir damit, lieber Leser, das Auftreten der hervorragendsten Männer aus der heiligen Geschichte. Es war nur einige Jahre nachher, als der Apostel Paulus und sein Gefährte Barnabas nach Lystra (in Kleinasien) kamen, um das Evangelium zu predigen. Und als nun Paulus einen Lahmgeborenen durch ein Wort wunderbar heilte, fiel die Menge in ihrer Begeisterung den beiden Aposteln zu Füßen, um sie anzubeten. Ganz bestürzt über dieses Beginnen, zerreißen die Apostel ihre Gewände und rufen: „Ihr Männer, was thut ihr da? Auch wir sind ja nur sterbliche Menschen!“ (Apostelgesch. 14, 13 f.). Denken wir ferner an die Vorsicht mit der Johannes der Täufer zu Werke ging, um das Volk ja nicht irre zu führen: „Ich bin (versichert er wiederholt) nicht Christus, nicht Jener, den ihr erwartet!“ — Wie ängstlich war endlich Moses darauf bedacht, die Ehre Gottes in keiner Weise zu schmälern.

Bei Jesus aber finden wir nichts dergleichen. Wenn die Apostel, wenn die von Ihm wunderbar Geheilten Ihn den Sohn Gottes nennen, so läßt dieser Demütige, Meine, Heilige Sich ruhig so nennen und als solchen anbeten! Ja, Er Selbst legt Sich alle Titel Gottes bei, nimmt alle Gott geschuldeten Handlungen für Sich in Anspruch und läßt alle Gott zustehenden Gewalten aus. Und Er läßt Seine Jünger in der Welt zurück, damit sie Ihn Selbst predigen, Ihn wie das Licht leuchten lassen, von Ihm — wie Er Selbst sagt — in der ganzen Welt Zeugnis ablegen. Das ist die einzige Aufgabe Seiner Jünger, und seit nahezu zwei Jahrtausenden erfüllt Seine Kirche keine andere.

Aus Amsterdam.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Die belgische Nähe. — Die Königin über Alles. — Die bestrafte Oberhofceremonienmeisterin. — Frohige Holländer. — Wie man isst und trinkt. — Der Schinkenmarkt. — Blumen und Kleidung. — Das Auswandererleben beginnt. — Späßige Hasenhenen. — Der Frühling ist da.

Während im benachbarten Belgien die Wogen der inneren Politik gegenwärtig Vorgehoch schlagen, geht hier das Leben seinen ruhigen und gewohnten Gang. Ein gewisses erregtes Fluidum zittert freilich von der Grenze herüber, aber solange noch im Nachbarlande der Hauptsturz der Empörung ist, d. h. solange der Geist der Revolution sich

noch nicht bis an die niederländische Grenze nördlich vorgeschoben hat, hat man hier in dem ruhig und sicher regierten Holland nichts zu befürchten. Vor derartigen Ausschreitungen, wie sie in diesen blutigen Tagen in Brüssel vorgekommen, schützt schon die Popularität der Königin Wilhelmina.

Zunehmend stößt auch die niederländische Regierung hier und da auf Widerstand, namentlich in militärischen Fragen. So beabsichtigte der Kriegsminister Bergansius, in diesem Sommer die 1895 zur Infanterie aufgehobenen Mannschaften, die im August 1903 zur Landwehr übergehen, zu einer einmonatigen Extra-Reserveübung einzuberufen. Diese Absicht hat aber in den Großstädten ziemlich viel böses Blut gemacht; so haben sich z. B. in Amsterdam und Rotterdam bereits Protestkomitees gebildet. Der Minister will sich jedoch dadurch in keiner Weise abschrecken lassen und auf das entschiedenste versuchen, seinen Plan, von dem er sich viel verspricht, durchzusetzen und zugleich die Bevölkerung von der Güte seines beabsichtigten Planes zu überzeugen.

Daß das übrige politische Leben des Holländers sich im übrigen ganz um zwei Dinge konzentriert, um das Leben von ons Wilhelminje und um Transvaal, ist ja bekannt und oft genug bereits in den Tageszeitungen erörtert worden. Die jugendliche Königin ist dem Niederländer der Superlativ seiner politischen und nationalen Empfindungsfähigkeit. Selbst dem heftigsten und schweigsamsten Myhner spielt ein warmes Schmunzeln um die Mundfalten seines glattrasierten Gesichtes, wenn er von seiner Königin spricht. Allein ons Wilhelminje besitzt auch eine unendlich große Anzahl kleiner lebenswürdiger Züge, die sie hoch empor heb'n. So gehört die Geschichte, von der gestrengen Oberhofmeisterin, die die Tochter eines hohen Beamten nicht zu einer Hofgesellschaft einladen wollte, zu den bekannten Geschichten. Die junge Königin, die davon erfuhr, sagte zuerst kein Wort, sondern lud die beiden Damen, zu einem Privatbesuche bei sich ein und unterhielt sich mit ihnen eine ganze Zeit lang auf das gnädigste und lebenswürdigste. Die Oberhofmeisterin soll sich diese Lektion stillschweigend, aber doch etwas zähneknirschend gemerkt haben. Derartige kleine Züge, die von ebensoviel Loyalität wie Energie gegen die eiserne Hofetiquette zeugen, werden eine stattliche Anzahl von der jungen Königin erzählt.

Die einfache Natürlichkeit der frischen, jugendlichen Regentin steht freilich mit dem Prozentum der Damen der tonangebenden Kreise in starkem Kontrast. Namentlich jetzt, wo langsam die Saison in Schwenkungen beginnt, treten verschiedene häßliche Züge, die besonders den Holländern eigen sind, stark zu Tage. Allein man soll als wohlgezogener Europäer nicht über diejenigen Meßles reden, in deren Lande man zu Gast ist. Ich will mich daher darauf beschränken, nur das kurz zu berichten, was ich gegenwärtig täglich zu sehen Gelegenheit habe. Besonders waren es im verfloßenen Winter die Diners, in denen man sich in der holländischen Hochfinance einfach zu überbieten suchte. Rhein- und Moselweine waren die gesuchtesten Getränke bei diesen Belagen. Champagner, Bordeaux- und Burgunderweine traten mehr in den Hintergrund. Dagegen die Speisen: ganz haute finances und haute saison. Da waren gemästete Truthühner, Perlhühner, Wachteln, Schnepfen, Rheinlachs, Thunfisch, Stör, Aitischocken, Erdbeeren, Pfirsiche, Datteln, Feigen usw. Doch alles das sind nur Namen. Eine Aufzählung will wenig befagen, wenn man nicht an die kostbaren Zuthaten denkt, die die Zubereitung der einzelnen Gerichte erfordert. Gewöhnlich hatten die Diners, die ich mitzumachen Gelegenheit hatte, fünf bis sechs Gänge. Zu jedem Gang ein anderer Wein und alles auf das Exquisiteste und Sorgfältigste zubereitet, repräsentierte ein solches Essen nach deutschem Gelde doch etwa 35—40 Mark pro Person.

Wenn man nun bedenkt, daß an den kleinsten Veranstaltungen immer etwa 60 Personen teilnahmen, wenn man ferner die Kosten des Arrangements, vor allem die Blumenpracht mitten im Winter in Betracht zieht, so wird man sich an seinen zehn Fingern mit Leichtigkeit ein recht stattliches Stämmchen herausrechnen können.

Der Holländer, speziell der Amsterdamer, ist überhaupt im allgemeinen ziemlich realistisch veranlagt. Das beweisen zu einem guten Teil schon die Ausstellungen, die er zu veranstalten pflegt. Eine der größten Sehenswürdigkeiten im März war die sog. Schinken-ausstellung, die kurz vor Ostern stattfand. Da konnte man kulinarische Studien machen, daß einem in des Wortes wahrster Bedeutung das Wasser im Munde zusammenlief. Natürlich beschränkte sich diese Ausstellung nicht bloß auf Schinken, sondern gleich vielmehr einem Nischenmuseum, in dem die verschiedensten, appetitlichsten Fleischereierzeugnisse Platz gefunden hatten.

Für derartige Dinge interessiert sich hier merkwürdiger Weise fast Jedermann; jedenfalls gehört ein weit größerer Prozentsatz der Besucher den intelligenten Bevölkerungsschichten an, als dies in anderen Ländern der Fall sein dürfte. Einen grellen Kontrast hierzu bildet die sprichwörtlich gewordene Liebe des Holländers für Blumen, die er bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit anzubringen versteht. Man wird daher auch wohl in keiner zweiten nordischen Stadt soviel Blumenläden und Blumenhändler finden, als hier in Amsterdam.

Nur in einem Punkt macht der Holländer nicht mit — mit Ausnahme der Jugend, die ja immer und überall Extravaganzen hat und nivellierend zu wirken sucht — in der Kleidung. In der Kleidung des Holländers, mag er nun Städter oder Bewohner des flachen Landes sein, liegt noch etwas Ehrbares, Alt-hergebrachtes, das anheimelnd und vertraulich wirkt, wie die weißgeschuerten Tische seiner Trinkstuben und die schweren Möbel seines Wohnhauses. Draußen aber im lachenden Sonnenschein, dem man ja jetzt zum Frühling wieder entgegengeht, fordert das moderne Leben auch vom Holländer etwas Modernes.

Jetzt, wo es stark in das Frühjahr hineingeht und sich die Wogen der See zusehends glätten, nimmt auch das Auswandererleben einen lebhafteren Charakter an. Freilich gehen nicht viele Auswanderer über Amsterdam. Das meiste besorgt Rotterdam und Hooft van Holland. Aber immerhin spielt sich auch in Amsterdam manche heitere Episode ab. Hier ist es der mit Sack und Pack beladene Häusler, der beim Einsteigen in das Boot ein unfreiwilliges Bad nimmt, dort ist eine diebelebte Händlerin, die nur nach England will und in dem Augenblick, da das Boot vom Lande abgestoßen, bemerkt, daß sie ihre Geldtasche zu Hause gelassen usw.

Doch auch manche unheimere Cantonisten befinden sich oft an Bord, die alle Ursache haben, sich eine neue Heimat oder wenigstens ein neues Operationsfeld für ihren Beruf jenseits des großen Wassers zu suchen. Namentlich jetzt, wo es in Belgien so hoch und wild hergeht, werden die verschiedensten dunklen Existenzen nicht nur in Amsterdam, sondern überhaupt in allen holländischen Häfen von der Polizei der Niederlande scharf auf's Korn genommen. Verschiedene Verhaftungen von politischverdächtigen Individuen sollen auch bereits vorgenommen sein, ebenso wie Unterhandlungen mit der belgischen Polizei seit bereits nahezu einem halben Monat stark im Gange sind.

Run aber, da der Mai angekommen ist, da bald Alles in Stadt und Land den Mai- baum pflanzt, da die Wälder des Zuider-See heller und klarer schimmern, als in den langen trüben Winterwochen, geht auch durch Amsterdam ein froher, frischer, fröhlicher Hauch: der Hauch des Frühling und der Frühlings!

Schüßel die nützlichen Vögel!

Die Zahl der land- forst- und gartenwirt- schaftlichen schädlichen Insekten ist so groß, daß der Mensch ohne Hilfe der insektenver- tilgenden Vögel, Vierfüßler und einiger nüt- zlicher Insektenarten selbst im Kampfe gegen sie unterliegen würde und seine Kulturen preisgeben müßte. Mit den Fällen, wo bei einem Massenaufreten schädlicher Insekten- arten durch die Natur ein Gegengewicht ge- boten wird zur Wiederherstellung des Gleich- gewichts, ist nicht zu rechnen. Auch alle menschlichen Vorsichtsmaßregeln können die Schädigungen nur verringern, aber nicht be- seitigen. Der Mensch steht der Insektenplage ohnmächtig gegenüber und erleidet an seinen Kulturen in Feld, Forst und Garten alljähr- lich durch Massenaufreten einzelner Insekten- arten Schädigungen und Verluste, die, wenn sie berechenbar wären, ihn mit Angst und Bangen erfüllen würden. Wie viele Menschen könnten leben allein von diesen Verlusten! Die Art der Schädigungen an Wurzeln, Halm, Blatt, Frucht, an Baum und Strauch sind so mannigfaltig und dabei vielfach so versteckt und verborgen, daß der Mensch ohne Entomo- loge und Beobachter zu sein, nicht einmal den Sitz der Schädigung, nur die Folgen, die Er- krankung, nicht die Ursache erkennt. Nur in den Vögeln, den Insektenfressern, ist uns die einzige sichere Hilfe im Kampf gegen die Schädlinge geboten. Die Gefahr lehrt den Selbstschutz und die Vernunft den Schutz der Hilfskräfte zum Selbstschutz, d. h. zum Schutz unserer Kulturen. Unter den Vierfüßlern stehen uns im Kampf gegen die Schädlinge der Insektenwelt in allen ihren Umwandlungs- formen Maulwürfe, Spitzmäuse, Fledermäuse, in erster Linie zur Seite. Unberechenbar ist der Nutzen dieser Freunde des Land-, Forst- und Gartenwirts. Aber ihr Jagdgebiet ist beschränkt und wird erst erweitert durch die insektenfressenden Vögel. Die Zahl der nützlichen Vögel ist zwar groß und in dem Maße ihr Nutzen, aber auch sie haben wieder ihre Feinde, die sie und ihren Nutzen vermindern. Es muß sich also unser Kampf auch richten gegen die Feinde der nützlichen Vögel aus der Tierwelt, gegen die räuberischen Vierfüßler (namentlich auch Haus- und Feldkrähen) und Raubvögel (Habichtarten, Elster, Hähner, Neuntöter) und last not least bösen Raben, die so manches Nest zerstören. Damit nicht genug. Vor allen Dingen: Vermindert nicht, vermehrt die Brutgelegenheit! Schafft Nistkästen für die Höhlenbrüter (Staare, Meisen etc.)! Mit Wällen und Gebüsch ver- schwindet die Brutgelegenheit. — Der Appetit der Vögel richtet sich nicht auf einzelne In- sektenarten besonders; sie vertilgen un wäh- lerisch alle schädlichen Insektenarten. Ihr täglicher Bedarf ist groß. Von der Morgen- frühe bis in den späten Abend sind sie emsig tätig, ihren Hunger zu stillen, und in der Freizeit vermag das Elternpaar kaum seinen Familienbedarf zu decken. Schützt nicht der Mensch nach Kräften seine Freunde im Kampfe gegen seine Feinde, so wird er selbst sein eigener Feind.

Für „Haus und Herd“.

Von Ernst Konrad.

Für zwölf Uhr war eine Redaktionskonfe- renz anberaumt worden, — zwar nichts Neues, denn das Konferieren nahm innerhalb der Redaktion schon kein Ende mehr, aber immerhin eine Sache, die mindestens eine Stunde Zeit kostete. Wenn der sehr geehrte Herr Verleger in guter Stimmung war, hielt er gegen Ende der Besprechung einen längeren Vortrag über die Aufgaben der Zeitung im Allgemeinen und die jedes Ressorts im be- sonderen. Seine Tischzeit hatte er erst auf drei Uhr festgesetzt und wenn er sich so ordent- lich ausgesprochen hatte, kam er gerade mit dem besten Appetit nach Hause.

Dreiviertel Zwölf . . . Das Redaktions-

faktotum Ostwald trat an den Schreibtisch des Lokal-Redakteurs Werthmann. „Doktorchen“, meinte der Alte in der cordialen Weise, wie sie von solchen im Redaktionsdienst grau ge- wordenen Domestiken mit den Jahren an- genommen wird, „wollen Sie vorher nicht noch ein Pils schmettern, ehe Sie sich da drin das viele Durcheinandergerede anhören? Raus kommt ja doch nicht bei.“

„Das ist keine schlechte Idee“, meinte der Redakteur, „hier ist Geld, also schleppen Sie die Stärkung heran, — man kann nie wissen, wozu so was gut ist.“

Als Ostwald den schäumenden goldklaren Schoppen brachte, meinte er: „Ich werde jetzt zu Tisch geh'n, Herr Doktor; Sie wissen ja, daß ich mich mit dem „Ollen“ gar nicht stellen kann.“

Der Redakteur lachte. Freilich vermochte sich der alte Mann, der noch immer in den Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ schwärmte, mit den modernen Unterbreit- menschen nicht zu stellen. Und weil er den Verleger auch in dem Verdacht hatte, immer der Moderne nachzujagen, „stand“ er sich nicht mit ihm, — der Redaktionsbote mit dem Herrn Verleger!

— Im Konferenzzimmer fand sich nach und nach der Redaktionsstab zusammen. Je- der einzelne der Herren gab sich alle Mühe, ein ernstes Gesicht herauszuflicken. Mancher erlegte es fertig, mancher nicht, und der Theaterreferent lachte über das ganze Ge- sicht: „Kinder“, meinte er, „wenn Ihr ge- stern die kleine Paula gesehen hättet, — süß, — entzückend, — kostbar. Wenn ich Geld hätte, wüßte ich wirklich nicht, was ich thäte.“

Das Erscheinen des Herrn Verlegers schnitt alle weiteren Erörterungen über dieses Thema ab.

„Nun“, fragte der Zeitungsgewaltige, — „nun, meine Herren, sind wir denn alle ver- sammelt?“

Ja, sie waren wirklich alle da, die Helden der Feder, der Schere und des Dextrin- topfes und warteten gespannt der Eröffnun- gen, die ihnen aus dem Munde des Verle- gers würden würden.

„Meine Herren“, erklärte dieser unter wie- derholtem Räuspfern, „mit dem Inhalt der Zeitung bin ich gar nicht mehr zufrieden. Das ist keine Redaktion. Es ist kein frisch- fröhlicher Zug darin, immer das alte Geleise. Das ist keine Redaktion. Den Zeitgeist muß man an der Stirnlocke fassen. Leben muß drin sein, frisches pulsierendes Leben. Jeder einzelne der Herren muß sich mehr anstrengen, er muß mehr seine Individualität hin- einlegen. Sehen Sie so wie mein Artikel: „Der Herrscher und der Thron“, — der hat die weitesten Kreise des Volkes erschüttert.“

„Aber gestatten Sie mal“, warf da Herr Rehbäum, der Redakteur des politischen Tei- les ein, „dieser Artikel hat mir auch eine Anklage eingebracht. Es ist noch mal mit 500 Mk. Geldstrafe abgegangen, aber viel hätte nicht gefehlt, dann hätte ich einige Mo- nate staatliches Freiquartier erhalten.“

„Ja, sehen Sie Herr Rehbäum“, entgeg- nete ihm der Verleger, „das ist ja das, was ich zu rügen habe. Ein solcher Artikel muß zurecht gefeilt, er muß unter die Lupe des Preßgerichtes genommen, die Härten müssen gemildert, die Wilden verschärft werden, — geschieht das nicht, so ist das keine Redak- tion.“

„Wenn ich an dem Geschmier gefeilt, gemil- dert, verschärft hätte“, knurrte Herr Rehb- aum und zog sich in den Hintergrund zu- rück, „wäre von dem Bildstimm überhaupt nichts mehr übrig geblieben.“

„Also meine Herren“, begann wieder der Verleger, „jetzt zum eigentlichen Zweck der Konferenz. Es gilt einem vorwärts stre- benden Unternehmen immer neue Kreise zu erschließen. Ja, in der Stadt geht es ja — aber draußen in der Provinz, . . . sehen Sie, das ist eben keine Redaktion — die

Landwirte halten unsere Zeitung fast gar nicht.“

„Das ist nicht richtig“, mischte sich der Lo- kalredakteur Werthmann in die Debatte, „mein Vater ist Landwirt, ich bin in der Landwirtschaft groß geworden. Mein Vater liest unsere Zeitung und noch zehn in meinem Heimatdorfe auch.“

„So, so“, nickte der Herr Verleger, „Ihr Herr Vater war Landwirt und Sie sind in der Landwirtschaft groß geworden? Ach, Herr Werthmann, da bin ich ja sofort mei- ner Sorgen ledig. Rämlich, — weshalb ich die Konferenz einberufen habe, — ich wollte vorschlagen: wir müssen uns mehr um Land- und Hauswirtschaft kümmern. Diese Zweige sind in der Zeitung immer vernachlässigt worden und das ist keine Redaktion. Nun hat sich meine Frau die Sache überlegt und da bin ich denn zu folgendem Entschluß ge- kommen: Es wird wöchentlich eine Beilage gemacht, die Samstags erscheint und nur den Interessen der Landwirte, Gärtner und Haus- frauen dienen soll. „Haus und Herd“ ist der Titel und Herr Werthmann, der ja in diesen Verhältnissen groß geworden ist, wird die Redaktion übernehmen. Geehrter Herr Werth- mann, Sie haben also am nächsten Samstag Ihren Haus- und herdlichen Befähigungs- nachweis zu erbringen. Und was ich noch sagen wollte, — er sah nach der Uhr, — „schon Eins und meine Frau wartet . . . Adieu, meine Herren“ und damit strebte er nach dem Ausgang. An der Thür drehte er sich noch einmal um: „Also Herr Werth- mann, „Haus und Herd“, — sonst ist das keine Redaktion!“

— Gegen Abend tauchte auch der alte Ostwald wieder in der Redaktion auf. „Na, Herr Werthmann“, meinte er und zwinkerte listig mit den Augen, „Beilage vorm Haus und vorm Herde müssen Sie machen? Das haben sie mir schon in der Redaktion erzählt. Sie verstehen ja auch's meiste von, weil Ihr Vater Landwirt gewesen — —“

„Lassen Sie mich in Ruhe“, schnauzte ihn der Redakteur an, „natürlich verstehe ich viel von der Landwirtschaft. Meine Frau hat mir erst gestern einen Blumentopf geschenkt und da bin ich Agrarier, Großgrundbesitzer, Haus- und Herdeigentümer geworden. Haben Sie das verstanden, Sie — —, Sie — —?“

„N' bisken“, grinste Ostwald.

Haus und Herd

betitelte sich die neue Beilage der Zeitung. Aussehen der Beilage: sehr opulent, Inhalt: sehr reichhaltig. Der Leitartikel: Das früh- zeitige Legen der Hühner im Frühjahr. (Vergl. Zola's „La terre“.) Dann Wald und Feld, Bienenzucht, Kindererziehung, Blumenzucht im Zimmer, das Aquarium, praktische Wint'e.

Der Herr Verleger erschi n in der Redak- tion. „Ich gratuliere, mein lieber Herr Werth- mann, eine sehr gute Zusammenstellung. Man- merkt sofort, daß Sie ein Fachmann erster Güte sind. Die praktischen Anweisungen, diese samosen Rezepte, — auf einen Geeigneteren wie Sie konnte meine Wahl als Redakteur wirklich nicht fallen.“

Herr Werthmann war das onfaut chéris im Verlag. Der alte Ostwald meinte: „Was haben Sie denn wieder angestellt, daß man Sie so lobt? Am besten ich hole Ihnen ein Pils. Denn die ewige Loberei ist gar keine schöne Erfindung, — mich hat noch kein Mensch gelobt und ich leite schon ein Viertel- Jahr undert die Redaktion. Wie's da schon zugegangen ist, — „mein Herz, das ist ein Bienenhäus, — die Bienen sind die Redak- teure“, damit nahm er das Glas, um „Stoff“ heranzuholen.

Und, offen gestanden, „Haus und Herd“ machte keinen schlechten Eindruck. Diese Bei- lage hatte wirklich für Jeden etwas. Aber während man so des Lobes voll war, nagte am Herzen des Redakteur Werthmann der

Burm des Zweifels. Er hatte sich so mit Statistiken und Ausschnitten durchgeholfen, — ob das was gedruckt auch richtig war, das vermochte er beim besten Willen nicht zu überblicken. Und außerdem, das Leserpublikum war doch ein verständiges, man würde die guten Ratschläge lesen, die Zeitung ihrer naturgemäßen Bestimmung zuführen, und damit war seine Verantwortlichkeit erledigt.

Leider kam es anders. Schon am nächsten Morgen reichte der alte Ostwald einen Protest ein. „Mein lieber Herr Redakteur Werthmann,“ erklärte er, „so gern ich Ihnen ein Bülener nach dem anderen hole, so tief haben Sie aber auch mich und meine Familie verlegt.“

„Aber alter Freund, machen Sie doch keine Geschichten,“ lachte der Redakteur, „Sie müssen mich doch kennen, ich bin doch der Einzige, der mit Ihnen hier noch auf dem Bülener-Bier-Fuß steht. Wäre das nicht, — wer weiß —“

„Erkenne ich an,“ meinte der Alte, „aber das war doch auch nicht notwendig!“

„Was war nicht notwendig?“ fragte der Redakteur.

„Na, — das im „Haus und Herd“, erklärte ihm der Alte, „diese Notiz über die „Behandlung der Kaninchen“. Die sollen nicht mehr an den Ohren, sondern an den Hinterbeinen angefaßt werden, — das entspreche mehr dem Gebot der Menschlichkeit. Natürlich haben meine Jungens das gelesen und heute Morgen im Interesse der Menschlichkeit die Karnickel nur an den Hinterbeinen hoch genommen.“

„Es ist erfreulich, daß die Ratschläge, welche ich in der Zeitung dem Publikum erteile, so prompt befolgt werden“, meinte der Redakteur triumphierend, „man sieht was eine Zeitungsnotiz zur Hebung der Viehzucht beitragen kann.“

„Ja aber,“ wandte der Redaktionsdiener ein, „so lassen Sie mich doch erst ansprechen —, ich will Ihnen ja gern noch ein Pils besorgen, — aber sehen Sie mal, die vier Karnickel, die an den Hinterbeinen hoch genommen worden sind, haben das nicht getragen können: eins ist schon tot —, die andern sind auch ganz hin. So was darf man doch in „Haus und Herd“ nicht schreiben, sonst macht man ja die gesamten Karnickel-Büchler an ihrer großen Aufgabe irre.“

„Aber hören Sie auf,“ unterbrach Redakteur Werthmann den Redaktionsdiener, „wegen der Karnickel Ihrer Familie werde ich mir keine —“

„An der Korridorthür wurde außerordentlich stark geklopf. Ostwald öffnete. „Den Herrn von „Haus und Herd“ möchte ich sprechen,“ erklärte der Ankömmling, der sich in starker Erregung zu befinden schien, „so was ist doch unerhört, unsagbar, unglaublich —“

„Bitte“, Ostwald machte eine Handbewegung, die mehr abweisend wie einladend aussah und postierte sich neben dem Stuhl seines Redakteurs.

„Haus und Herd,“ begann der Besucher, „ne schöne Bescherung. Hier lesen Sie mal, was da steht: Reinigung der Parquetfußböden. Man nehme — Wasser, Alaun, Schwefelsäure — Herr, Schwefelsäure — wissen Sie, was das bedeutet? Nein, Sie wissen's nicht! Passen Sie auf: Schwefelsäure ist der Ruin aller Parquets. Auf Ihre Anweisung hin habe ich heute dieses Gift auftragen lassen: schwarz und grün sehen meine Fußböden aus. Eine Zeitung, die solche verrückte Ratschläge giebt, soll der Teufel holen —“

Damit war der unbequeme Besucher wieder verschwunden, die Redaktionslust schien ihm nicht zuzufügen. Plötzlich steckte er aber noch einmal den Kopf durch die Thürepalte: „Haftbar werde ich Sie für meinen Schaden machen, Sie Herr Sie, der von Parquetfußböden so viel versteht wie der Elefant vom Guitarspielen.“

„Um,“ knurrte Redakteur Werthmann ganz verblüfft, „ich scheine bei dem Zusammenstel-

len dieser heillosen Beilage keine übermäßig glückliche Schere gehabt zu haben.“

„Oh —“ mischte sich der Redaktionsdiener hinein, „die ist Ihnen ausgerutscht nach rechts und links —“

„Seien Sie still,“ schimpfte Herr Werthmann, „ich habe schon Verger genug, da brauchen Sie nicht auch noch in die Rörgelei mit einzustimmen.“

Ein schüchternes Klopfen an der Thür: Ostwald beckte sich zu öffnen. Eine ältere Dame, welche laut schluchzend das Taschentuch vor die Augen preßte. Ostwald bot der Ärmsten, von tiefstem Mitleid erfaßt, sofort einen Stuhl. Als das Schluchzen etwas nachgelassen hatte, fragte die Dame mit zitternder Stimme: „Der Herr Redakteur von „Haus und Herd“?“

Herr Werthmann stand auf und machte eine etwas ungelunte Verbeugung: „Werthmann, bitte.“

Die Dame warf ihm einen derart vernichtenden Blick zu, daß den armen Redakteur das Grausen überkam. Dann aber öffnete sie die Schleißen ihres Mundes: „Herr Redakteur, wissen Sie, was Sie sind? Nein, — das wissen Sie nicht? Dann erfahren Sie es: Ein Mörder sind Sie, ein verruchter, elender Mörder!“ Herr Werthmann retirierte entsetzt hinter seinen Redaktionsstisch.

„Verstellen Sie sich nicht,“ herrschte ihn die Dame an, „was ich sage, das kann ich vertreten, hier ist es schwarz auf weiß zu lesen, — und dabei zog sie eine Nummer von „Haus und Herd“ aus der Tasche —, hier, hier“ und sie schlug mit dem Handrücken auf das Blatt, daß es nur ja krachte, „Gegen Staupe der Hunde. Man nehme 2 Proz. Bor säure oder 1 Proz. Zinkvitriollösung, — die hat mein Azorl genommen und schon drei Stunden später starb das arme liebe Viecherl einen jammervollen Tod. Schämten müssen Sie sich, mein Herr, die Dame trat dicht an das Redaktionspult heran, so daß der Redakteur sich angstvoll an die Fenstervorhänge klammerte, „bis in Ihr schwarzes Herz hinein. Das Blut meines Azorl komme über Sie, mein Fluch sei mit Ihnen!“ Damit rauschte sie hinaus.

„... I,“ meinte Ostwald, „mit der war nicht gut Kirichen essen.“

Ehe der Redakteur noch antworten konnte, kam ein Gilbrieß. Herr Werthmann las nur mehr mechanisch:

„An den Dummkopf, der „Haus und Herd“ redigiert.“

Wenn Sie noch einmal so sinnlose Mittel zur Vertilgung von Wanzen, Schwaben und anderem Ungeziefer in Ihrem Schundblatt veröffentlichen, rüde ich Ihnen auf die Bude und ramponiere Ihnen gewaltig die Eisbeine. Ohne jede Achtung
Karl Krause, Kammerjäger.“

Redakteur Werthmann senzte und wollte den Brief zu den übrigen legen, da erschien ganz unerwartet der Verleger auf der Bildfläche.

„Was ich noch sagen wollte,“ meinte dieser, „da die eine Notiz in „Haus und Herd“... Fütterung der Goldfische im Winter. Da haben Sie geschrieben, daß man denen in den Wintermonaten überhaupt nichts zu fressen geben dürfe, da sie sich so quasi im Winterschlaf befinden. Nun erzählte mir mein Barbier, er habe auf Grund dieser Notiz seinen Fischen keine Ameiseneier mehr verabfolgt, — infolge dieser Diät seien ihm schon drei eingegangen. Herr Werthmann, Sie müssen Ihr Material vorsichtiger wählen; ich dulde nicht, daß meine Zeitung Artikel bringt, die geradezu gegen jedes Gebot der Tierkunde verstößen. Das ist doch keine Redaktion.“

Verächtet sank Herr Werthmann zusammen. Man denke: in einer Nummer — Kaninchen getötet, Parquetfußböden vernichtet, Hund ins Jenseits befördert, Kammerjäger zur Verweilung gebracht, Goldfische dem Hungertode überliefert... .

Noch an demselben Abend legte Herr Werthmann die Redaktion von „Haus und Herd“ nieder!

Allerlei.

* Die Vertrauensprobe. In einem holländischen Blatt wird folgender kleine Scherz erzählt, der jedenfalls aktuell ist. Ein Bäuerlein, so heißt es da, kommt dieser Tage mit seinem Sparkassenbuch in das Bureau einer Provinzialstadt und fordert die Auszahlung von 50 Gulden. Nachdem die Summe abgeschrieben, der Posten gebucht und die Quittung unterzeichnet ist, zählt der Beamte ihm die Silberstücke vor. Darauf sagt das Bäuerlein: „Nun habe ich es gesehen, nun ist es gut, nun brauche ich es nicht mehr.“ Der Beamte fragte ihn erstaunt: „Was meinen Sie?“ Und der Bauer mit Augenblinzeln: „Na, ich wollte nur mal sehen, ob Sie es noch hatten. Man kann niemals wissen — es ist so eine eigentümliche Zeit augenblicklich!“

* Eine eigenartige Inschrift hat die Pöjener Zeitung an der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen „entdeckt“. Rechts vom Hauptportal befinden sich zwei in Sandstein gemeißelte Amoretten, von denen die eine ein aufgeschlagenes Buch hält, auf dessen Blättern zu lesen ist: „Prinz Tschun, den kleinen Chinaman, man in Berlin jetzt sehen kann.“ — Wie bei der bekannten „Kamel-Inschrift“ in der Berliner Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, handelt es sich auch hier um einen Architekten scherz, der allen, die ihn lesen, viel Spaß macht.

Bierübige Charade.

Die Erste ist das Höchste, was dem Menschen verliehen,
Hoch hebt sie über's Alltagsleben ihn hinweg,
Wer sie sein Eigen nennt, darf Sonnenbahnen ziehen,
Und über lichte Blumenhöhen fährt sein Weg! —
Die Zweiten sind die Nützlichsten auf dieser Welt,
Und wohl dem Staate, wo sie wachsen, blüh'n!
Doch auf mein Ganzes ist derjen'ge hingestellt,
Der's Erste nicht erreicht, trotz aller Müh'n!

Konfordinärfel.

4 2 Erleht man die Zahlen durch die
4 7 6 richtigen Buchstaben, so nennen die
2 3 3 2 wagerechten Reihen 1. einen ägyptischen Gott, 2. eine Stadt Italiens, 3. einen Mädchennamen, 4. einen Geseßgeber, 5. ein Volk des Altertums, 6. einen bekannten Kurort an der Riviera, 7. eine Kinderkrankheit, 8. eine Stadt in Tirol, 9. einen Roman von Zola, 10. einen ausgeforderten Riesenvogel, 11. eine altrömische Münze.

Opern-Schieberätsel.

Die Namen der folgenden 9 Opern Nachlager, Don Juan, Hugenotten, Oberon, Norma, Esmont, Euryanthe, Postillon, Jüdin sind untereinander zu stellen und alsdann seitlich hin und herzuschieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe den Namen einer Wagner'schen Oper ergiebt.

Nettenrätsel.

bu, han, lan, mi, na, re, sen, ta, tal ze.
Aus obigen zehn Silben ist eine Wortkette von 10 zweisilbigen Wörtern zu bilden, wobei die Endsilbe eines jeden Wortes die Anfangsilbe des folgenden bildet. Die Endsilbe des letzten Wortes bildet also zugleich die Anfangsilbe des ersten Wortes. Richtig zusammengestellt bezeichnen die einzelnen Worte 1. eine Reiterwaffe, 2. ein indisches Haustier, 3. einen Bewohner Afrikas, 4. eine bayerische Stadt, 5. einen russischen Fisch, 6. einen Mädchennamen, 7. einen Fluß in Ostafrika, 8. einen afrikanischen Staat, 9. eine Kupferlegierung, 10. einen serbischen König.

Zweisilbige Charade.

Mein Erstes ist in fernem Lande,
Hat Krone, ohne zu umschlingen
Doch wirds dem Volke niemals Schande,
Nur Fruchtbarkeit und Nutzen bringen!
Zu vielen Zwecken dient das Zweite,
Zu künftigen oft, zu Luzus, Bier,
Reist nur geboren, daß es leide,
Und doch ist's so ergeben dir!
Jedoch mein Ganzes findest du
In meiner Ersten, auf mein Wort!
Nimm nur ein Schiff und fahr' in Ruh'
Dahin, es lebt gemächlich dort! —

Auflösungen in nächster Nummer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sochheiliges Pfingstfest.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 14, 23-31. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht!“ — „Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ — „Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird.“ — „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Zum Pfingstfeste.

Wenn ein mächtiger Landesfürst in eine große Stadt festlich einzieht, so pflegen, außer großen Volkscharen, auch Maler sich einzufinden, die das Ereignis bildlich darstellen, damit auch Andere, die in der Ferne weilen und nicht persönlich zugegen sein konnten, sich eine möglichst lebendige Vorstellung von der Feier zu machen vermögen. So wird es zweifellos demnächst wieder sein, wenn der mächtige und thatkräftige Beherrscher des deutschen Reiches unsere Stadt heimsuchen wird: der eine und andere Meister wird sein ganzes Können aufbieten, um ein farbenprächtiges Gemälde zu schaffen, das den kommenden Geschlechtern noch von jenem festlichen Tage erzählen wird.

So war es auch, lieber Leser, als die dritte Person der Gottheit, der heilige Geist, vor nahezu zweitausend Jahren Seinen wunderbaren Einzug in diese Welt hielt. Heute noch bewundern wir das herrliche Bild, das der hl. Evangelist Lukas in der „Apostelgeschichte“ entworfen hat; er schildert das gnadenvolle Ereignis mit so lebhaften Farben, daß es uns ist, als ob wir mit eigenen Augen sähen: „Als der Tag des (jüdischen) Pfingstfestes gekommen war, da waren sie alle (die Apostel und Jünger) versammelt an demselben Orte (in Jerusalem). Und es entstand plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie von einem dahersahrenden gewaltigen Sturmwinde, und erfüllte das ganze Haus, wo sie saßen, und erfüllte das ganze Haus, wo sie saßen. Und es erschienen zerteilte Zungen, wie von Feuer, und ließen sich auf einem jeden von ihnen nieder. Und alle wurden mit dem Heil. Geiste erfüllt und begannen zu reden in

mancherlei Sprachen, so wie der Heilige Geist es ihnen eingab. Es befanden sich aber zu Jerusalem (zum Feste versammelt) Juden, gottesfürchtige Männer aus allem Volk, das unter dem Himmel wohnt. Als nun solches erscholl, kam die Menge zusammen, und sie entsetzten sich; denn ein jeder hörte sie (die Apostel) reden in seiner eigenen Sprache. Und staunend sagten sie: Siehe! sind nicht alle diese, die da reden, Galiläer? Und wie hören wir sie denn, ein jeglicher in unserer eigenen Sprache reden, in der wir geboren sind?“ (Apostelgesch. 2, 1-8.)

Das alte Mosaische Gesetz sollte an diesem ewig denkwürdigen Tage in das neue verwandelt werden. Das alte Gesetz ward fünfzehn Jahrhunderte vorher den Juden gegeben vom Berge Sinai aus, fünfzig Tage nach dem Paschafeste. Auch das neue Gesetz sollte den Christen vom Berge Sion aus gegeben werden, nach der Prophezeiung des großen Sehers Isaias: „Von Sion aus wird kommen das Gesetz, von Jerusalem aus das Wort des Herrn.“ Das alte Gesetz war eben nur der Schatten, das Vorbild des neuen. Dort erbeute einst der Berg Sinai; hier das Haus auf Sion, in dem die Apostel und Jünger versammelt waren; — dort brüllte der Donner und zuckten die Blitze über den Häuptern der Juden; auch hier erschien unter Sturmwehen der Geist Gottes in der Gestalt feuriger Zungen über den Häuptern der Apostel und Jünger. Darum sagt auch der Völkerapostel Paulus im Sendschreiben an die Hebräer: „Ihr seid nicht hingetreten zu einem Berge, den man betasten kann, zu brennendem Feuer, zu Wettergewölk, zu Fin-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 18. Mai.** Heiliges Pfingstfest. Venantius, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Johannes 14, 23-31. Epistel: Apostelgeschichte 2, 1-11. St. Lambertus: Feier des 40stündigen Gebetes. Morgens 1/8 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sakraments, 9 Uhr feierliches Hochamt. Abends 1/8 Uhr feierliche Komplet. Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Morgens 1/10 Uhr feierl. Hochamt. Abends 6 Uhr feierl. Komplet mit Festpredigt. Jeden Abend 8 Uhr Marienacht. Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste h. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Komplet.
- Montag, 19. Mai.** Pfingstmontag, gebotener Feiertag. Petrus Cölestinus, Papst. Evangelium nach dem hl. Johannes 3, 16-21. Epistel: Apostelgeschichte 10, 42-48. St. Lambertus: Gottesdienst wie am Pfingstsonntage. Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht.
- Dienstag, 20. Mai.** Bernardin v. Siena, Priester. St. Lambertus: Gottesdienst-Ordnung wie am Pfingstsonntage. Nur die feierl. Komplet beginnt um 1/7 Uhr abends.
- Mittwoch, 21. Mai.** Konstantin der Große. (Quatember.)
- Donnerstag, 22. Mai.** Julia, Martyrin. Emil, Martyrer. Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 23. Mai.** Desiderius, Bischof und Martyrer. (Quatember.)
- Sonntag, 24. Mai.** Johanna, Jungfrau. (Quat.)

sternis, zu Sturm, zu Bosannenschall, zu Bortgetöse, sondern ihr seid hingetreten zum Berge Zion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem, zu Gott, dem Richter Aller, und zu Jesum, dem Mittler des Neuen Bundes" (Hebr. 12). Und so war denn in der That das Gesetz des Alten Bundes ein Gesetz der Furcht, — das Gesetz des Neuen Bundes aber ist das Gesetz der Liebe. Das alte war eingegraben in Tafeln von Stein; das neue aber ist in unsere Herzen geschrieben.

Am heutigen Tage, lieber Leser, hat auch seinen Anfang genommen das beständige Jubeljahr des vollkommenen Ablasses der Sünden für die ganze Welt. Denn die Zahl fünfzig, die so viel heißt als „Pfingsten“ (Pentecostes) ist die Zahl des Jubeljahres bei den alten Hebräern: nach je fünfzig Jahren war es dem Juden erlaubt, eine jede Bestimmung, die er innerhalb dieser fünfzig Jahre verkauft hatte, aufs neue anzutreten und sich zu eigen zu machen. So hat am heutigen Tage, an dem zuerst die Nachlassung der Sünden aller Christen begonnen, die gleichfalls jetzt wieder in ihren vorigen Besitz eintreten können: sie erlangen die Gnade Gottes wieder, die sie durch die Sünde verloren hatten.

Dies ist auch der Tag, an dem die Ernte Christi, unseres Herrn und Heilandes, ihren Anfang nahm, wovon Er einst zu den Jüngern gesprochen hatte: „Betrachtet die Felder, wie sie schon reif sind zur Ernte, und wer erntet, erhält Lohn und sammelt Frucht für das ewige Leben, so daß Säemann und Schnitter zugleich sich freuen.“ — Wie nun die Juden nach dem Pfingstfeste die Sichel an die reife Frucht setzten, so begannen auch die Apostel in den Pfingsttagen auf dem Acker Christi ihre Ernte. An diesem Tage brachten die Juden zwei Brote im Tempel dar, die gebacken waren von den Erstlingen ihrer Früchte: ebenso wurden an diesem Tage zwei Vögel dem Herrn dargebracht, — Zuden und Heiden, — die bekehrt und getauft wurden. Sie waren die Erstlinge der Früchte auf dem Acker des Herrn.

Der Heilige Geist kam über die Apostel um die dritte Stunde nach Sonnenaufgang; denn zu dieser Zeit pflegt jeder Mensch wachsam und nüchtern zu sein und am besten geeignet, große Ereignisse zu erfassen. Diese Stunde war bei den Juden dem Gebete geweiht: während der Stunde des Gebetes also sollte die Gnade des heiligen Geistes erscheinen. Fürwahr, lieber Leser, eine ernste Mahnung für uns, um die Gaben des heiligen Geistes in diesen Tagen inständig zu bitten, auf daß auch unser Herz auflodere in den Flammen heiliger Gottesliebe; daß das Gnadenfeuer des heiligen Geistes Alles an uns verzehre, was Sünde und Gebrechen ist; daß wir durch dieses göttliche Feuer gehäht werden, um unseren christlichen Glauben allüberall und jederzeit durch Wort und That zu bekennen, wie der Herr es von den Seinigen gefordert hat

Alfons XIII. und die spanischen Krönungs-Ceremonien.

Von M. Riguel.

Alle Welt Augen sind in wenigen Tagen auf Spanien gerichtet, wo die feierliche Krönung Alfons XIII. eine neue Geschichtsära der pyrenäischen Halbinsel eröffnen soll. Nach den mannigfaltigen träben Erfahrungen der letzten Jahre erhofft das spanische Volk von diesem Tage und von der Persönlichkeit des jungen Monarchen Außerordentliches, dessen teilweise Erfüllung wenigstens dem alten Sonnenreiche wieder neuen Glanz verleihen könnte.

Am 17. Mai wird Alfons XIII. den Eid der Verfassung leisten. Das wird ein doppelt unterstrichener Tag in der Geschichte Madrids und in der Geschichte des Eskurials, des

spanischen Nationalheiligtumes, in dem die Herrscher Spaniens ihre letzte Ruhestätte gefunden, werden. Ganz Madrid, vom kleinsten Lazzaroni angefangen bis zur stolzesten Donna, trifft bereits seine Anstalten, den Krönungstag so festlich, wie nur irgend möglich zu begehen. Schon der Zug allein wird eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges werden. Die Polizei hat schon seit lange alle Hände voll zu thun, Anstalten zu erteilen und die Organisation der einzelnen Umzüge und Begrüßungsabteilungen zu arrangieren. Und das ist keine kleine Arbeit bei einem romanischen, d. h. bei einem heißblütigen, impulsiv handelnden Volksstamme.

Der junge König, sein Lebenswandel, sein Thun und sein Lassen, bildet den Mittelpunkt des gesellschaftlichen und innerpolitischen Gespräches in Madrid. Nun da der zukünftige Träger der Krone morgen den Eid auf die Verfassung ablegen wird, ist es nicht uninteressant, das eine oder das andere über sein bisheriges Leben zu erfahren. Spanische Zeitungen und Zeitschriften bringen in dieser Hinsicht gerade in letzter Zeit eine ganze Fülle von Material, aus dem ein Auszug auch die deutschen Zeitungsleser interessieren wird.

Schon als Knabe zeichnete sich Alfons XIII. durch Unerfrodenheit und Kühnheit aus, die selbst seine Lehrmeister in Statten setzten; namentlich im Turnen, Reiten und Schwimmen schien der junge Fürst läßt jeglicher Gefahr zu trotz und seine weltlichen Lehrmeister — die geistige Ausbildung des jungen Monarchen lag fast ausschließlich in Händen von Mönchen — erzählen geradezu Wunderdinge davon. So erzählt man von einem Ritt in der Madrider Umgegend, bei dem das Pferd des Prinzen schon wurde und ihn mit einer Vehemenz aus dem Sattel warf, daß alle sich umwandten, weil sie etwas ganz Furchterliches befürchteten. Allein der junge Monarch war auf eine weiche Matrasse geschleudert worden und hatte sich absolut in keiner Weise verletzt. Schon im nächsten Augenblick sah er auf dem Rücken des schäumenden Rosses und meisterte es mit so sicherer Hand, daß das Tier sich zusehends beruhigte und bald ganz dem Jügel und den Sporen seines königlichen Reiters in jeder Weise gehorchte.

Ähnliches erzählt man sich von den beherrschten Turnleistungen des jungen Monarchen. Seine Leistungen am Reck, am Barren und an den Ringen sollen geradezu staunenerregend sein. Seine große körperliche Geschmeidigkeit erleichtert ihm in dieser Beziehung freilich viel. Diese ausgesprochene ritterliche Ader — auch im Schießen und Fechten leistet Alfons XIII. Phänomenales — deutet am deutlichsten auf seine bourbonische Abstammung hin.

Auch die leichte, geistige Auffassung des Prinzen, namentlich seine Begabung für Sprachen — er spricht fertig Französisch, Englisch und Deutsch — wird von seinen Lehrern sehr gerühmt. Allerdings sind die pädagogischen Ansprüche, die an ihn, als den zukünftigen Herrscher Spaniens gestellt werden, keine kleinen. Er muß mit seiner Zeit in jeder Weise gehen, um die mitunter recht umfangreichen Tagespensien zu seiner Zufriedenheit und zur Zufriedenheit seiner Lehrer zu erledigen.

So ist es denn auch nur ganz selbstverständlich, daß die Tageseinteilung des jungen Monarchen in Anbetracht seiner vielen und intensiven Studien, eine äußerst genaue und streng gehaltene ist: die Vormittagsstunden von 7 Uhr bis 1 Uhr sind ganz und ausschließlich dem Studium gewidmet; sie werden gewöhnlich nur von einer einzigen kurzen Stunde der Leibesübungen unterbrochen. Der Nachmittag ist dann gewöhnlich ganz den familiären und häuslichen Sitten gewidmet. In seinem äußeren und inneren Wesen ist Alfons XIII. ein ganzer und echter Bourbon. Das äußert sich in seinem männlichen, äußere Schmeicheleien hassenden Auftreten, in seiner

ausgesprochenen Liebe für Pferde und Jagdvergnügen und in einer rührenden Zuneigung zu einer seiner Schwestern, die ihren Neuherrn nach in jedem Fall die bourbonische Abstammung zur Schau trägt.

Aber auch von kleinen Schwächen — die in seinem südlichen romanischen Blute liegen — ist der junge Monarch nicht frei. So machte vor einiger Zeit folgendes „sensationelle“ Gerücht in Spanien ziemlich viel Aufsehen. Abd. de Zebes, eine namhafte Pariser Wahrsagerin, hatte eine geschäftliche Sprichfahrt nach Madrid unternommen, ein Unternehmen, das sich anscheinend in jeder Weise lohnte. Man munkelte nur, und dies anscheinend nicht mit Unrecht, denn eine diesbezügliche Nichtigstellung erfolgte in keiner Weise, daß Abd. de Zebes auch von einer „hohen Persönlichkeit“ besucht worden sein soll. Auf energisches Befragen äußerte sich die Wahrsagerin nun dahin, daß sie zwar nur die Hand der „hohen Persönlichkeit“ gesehen haben will, daß sie aber aus den Linien dieser Hand und aus der Form der Finger, eine neue Ära für die Geschichte Spaniens prophezeien könne, ein Wort, das gewissermaßen zur Parole für die Thronbesteigung Alfons XIII. geworden ist und überall in aller Leute Munde lebt.

Ueber die Krönungs-Ceremonien bei der Krönung der beiden letzten Könige brachte kürzlich ein größeres Madrider Blatt interessante Mitteilungen. Namentlich liegen über die Thronbesteigung Alfons XII. (29. Dezember 1874) Details vor, die auch hier wiedergegeben zu werden verdienen. Besonders feierlich gestaltete sich damals der Einzug des von Martinez Campos proklamierten Königs in Madrid (14. Januar 1875). Im feierlichen Zuge hatten sich die einzelnen Gewerke der spanischen Hauptstadt gruppiert, um ihren Fürsten zu empfangen. Deputationen aus allen Teilen der Provinz waren erschienen, um als Abgesandte ihre Huldigung darzubringen. Priester im Festornat mit geweihten Herzen eröffneten den Zug, den Trupps glänzend uniformierter Soldaten, namentlich der Gardes, eskortierten. Alle Straßen hatten geflaggt, Blumenarrangements schmückten die einzelnen Läden und öffentlichen Lokale. Der Kleinhandel, der Flaggen mit dem Bildnisse des Königs und Denkmünzen verkaufte, machte ein glänzendes Geschäft. Ganz Madrid war, schon analog dem Charakter seiner romanischen Bevölkerung, eine Freude. Die wenigen Nörgler und Spötter wurden totgeschrien. Es war wie eine gewaltige, nationale Bewegung über die Metropole des großen pyrenäischen Halbinselreichs gekommen, und die Personen, die damals jenen unvergeßlichen Tagen beizuwohnen und die allgemeine Freude mitzuerleben Gelegenheit gehabt haben, sprechen noch heute mit feurigen Worten und strahlenden Augen davon.

Einem solchen nationalen Rausche geht man auch jetzt entgegen. Besonders glanzvoll soll sich aber die eigentliche Krönungs-Ceremonie gestalten, für deren grandiose Gestaltung das geradezu künstlerische Arrangement volle Mühschaft trägt. —

Zahnpflege.

Von Dr. med. Th. Höbeln.

Nicht allein für den Schönheitssinn, auch für die Gesundheit ist die Zahnpflege von größter Bedeutung; denn gesunde Zähne sind nicht nur ein Schmuck des Mundes, sondern auch wichtige Hilfswerkzeuge der Verdauung. Schlechte und schmerzende Zähne verhindern das notwendige und genügende Verkleinern der Speisen, welche dann nicht vorbereitet in den Magen gelangen. Befindet sich dieser in normal gesundem Zustande, so bewältigt er wohl eine Zeit lang die ungenügend zerkauten und mit Speichel eingeweichten Speisen, aber auch nur eine Zeit lang, denn schließlich bleiben die süssen Folgen nicht aus. Die moderne Zahnheilkunde steht zwar auf einem

hohen Standpunkte, und Zahnärzte giebt es in größeren Städten in genügender Menge, aber dennoch wird von vielen Menschen die Zahnpflege auf eine unerhörte Weise vernachlässigt.

Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung den Zahnschmerz? Und dennoch braucht dies oft unerträgliche Gefühl niemand zu kennen, wenn man seine Zähne von Zeit zu Zeit vom Zahnarzt untersuchen läßt. In Frankreich und noch mehr in England und Amerika hat jede Familie, deren Mittel es eben erlauben, ihren Hauszahnarzt, der alle Vierteljahre oder wenigstens alle Halbjahre die Zähne der einzelnen Familienmitglieder auf ihren guten Zustand untersucht und etwaigen Erkrankungen bei Zeiten entgegenwirkt. Der Vorteil dieser Gewohnheit liegt auf der Hand, denn in so kurzer Zeit können sich in der Regel nur kleinere Defekte in der Zahnschmelz bilden, die mit leichter Mühe und ohne Schmerzen zu verurteilen beseitigt werden können.

Die meisten Menschen kümmern sich erst um die Güte und die Gesundheit ihrer Zähne, wenn es zu spät ist, d. h., wenn die Krankheit schon so weit fortgeschritten ist, daß der Schmerz sich meldet.

Jeder Zahnschmerz wird durch einen hohlen Zahn hervorgerufen.

Dieser Satz ist die Regel; die sogenannten rheumatischen Zahnschmerzen bei ganz gesunden Zähnen sind so selten, daß sie nur die Regel bestätigen. Wo sie wirklich einmal auftreten, bereiten Blutegel am Zahnsfleisch oder Einnehmen von Abführungsmitteln sofortige Linderung.

Wer an Zahnschmerzen leidet, der begeben sich sofort zum Zahnarzt; dieser wird den hohlen Zahn, den Urheber der Schmerzen, schon finden.

Alle vorhandenen völlig verdorbenen Zähne und alle Wurzelreste müssen als Faulnisherde entfernt werden, denn sie wirken sonst ansteckend auf die Nachbarzähne.

Da der Kulturmensch nun einmal ohne besondere Zahnpflege nicht sein kann, so muß man die Regeln derselben genau beobachten. Jeden Morgen nach dem Aufstehen reinige man den Mund durch Ausspülen mit nicht zu kaltem Wasser und Bürste sauft mit einem guten Zahnpulver die Zähne auf allen erreichbaren Seiten. Die Bürste muß recht weich sein und soll nicht von rechts nach links, sondern vielmehr von oben nach unten und von unten nach oben geführt werden; dadurch reinigt man auch die Zwischenräume, was von großer Wichtigkeit ist, da sich gerade dort die Speisereste festsetzen. Auch während des Tages empfiehlt es sich, das Ausspülen des Mundes zu wiederholen, besonders nach dem Genuß von süßen Sachen. Der Zucker an sich schadet nichts, wohl aber die durch denselben leicht hervorgerufenen Zerfallsprodukte, welche Säuren enthalten, und diese sind es, welche die Zähne allmählich zugrunde richten.

Man gewöhne sich daran, auf beiden Seiten zu essen, das heißt, abwechselnd alle Zähne zu gebrauchen, denn man läßt dadurch einen mechanisch reinigenden und stärkenden Einfluß aus.

Die Wahl eines richtigen Zahnpulvers ist sehr wichtig, und es giebt deren eine so große Anzahl, daß hier nur die genannt werden sollen, welche unter allen Umständen zu verwenden sind. Da ist zu allererst die pulverisierte Kohle, gleichgültig welche, ob Linden- oder Schwammkohle. Dieses Pulver ist viel zu rau und scharf und greift mit der Zeit den Zahnschmelz in sehr nachteiliger Weise an. Auch lagert sich das Kohlenpulver im Zahnsfleisch ab, wodurch bläuliche, unschöne Ränder und Flecke entstehen. Ferner ist Bimssteinpulver ohne ärztliche Verordnung nicht zu verwenden, weil es gleichfalls zu scharf ist. Es wird vom Zahnarzt hin und wieder verschrieben, um durch zeitweisen Gebrauch Unebenheiten oder starke Ablagerungen zu vertreiben. Schließlich ist noch die An-

wendung von Maun zu verbieten. Das einfachste und doch zweckmäßigste Zahnpulver ist geschlemmte Kreide, künstlich in jeder Apotheke. Liebt man es, das Zahnpulver wohlriechend zu haben, so setze man auf 30 Gramm Kreide 5 Gramm Weichenwurzel und je nach Geschmack entweder 5 Tropfen Nelkenöl oder 5 Tropfen Pfefferminzöl hinzu.

Sollte auf dem Lande oder in kleineren Städten bei Zahnschmerzen nicht gleich ein Zahnarzt zu erreichen sein, so giebt es nur ein sicheres Linderungsmittel: das ist die Karbolsäure. Jedes andere Mittel gegen Zahnschmerz, sei es Chloroform, Sulfuricäure, Nelkenöl oder ein anderes, ist wertlos.

Karbolsäure oder auch Kreosot ist das Hauptmittel, dessen sich die Zahnärzte zur Tötung des Nervis bedienen; das Hinzufügen von Arsenik und Morphinum ist nebensächlich. Karbolsäure allein thut es auch; dagegen sind Arsenik und Morphinum ohne Karbolsäure wirkungslos, in ihrer Mischung aber geben sie ein sicheres, nicht allzu sehr schmerzhaftes Nerven-Tötungsmittel.

Fügt man täglich zwei- bis dreimal einen kleinen Tropfen Karbolsäure in den Zahn, sei es auf Watte oder durch Hilfe eines Hölzchens, so wird der Zahnschmerz bald verschwinden.

Wenn man sehr vorsichtig ist, kann man ohne Schmerzen durch tägliches Einfügen von Karbolsäure alte Zahnwurzeln marsch machen und sie dann flüchtig selbst ausziehen.

Sobald der letzte Rest ausgezogen ist, heilt die Wunde schnell und gut. Selbstverständlich ist die rationelle zahnärztliche Behandlung stets die beste.

Frühlings-Ausfahrten.

Von Willy Weber.

„Johann fill' Benzin auf!“ ordnete Herr Inspektor Feldmann an, „nachmittags wird eine Ausfahrt gemacht.“

Johann legte sein Gesicht in bedenkliche Falten. „Die Fahrerei mit dem vertrackten Kasten nimmt doch noch einmal ein Ende mit Schrecken,“ knurrte er, „wer sich diesem Dinge anvertraut, muß sich vorher erst in die Lebensversicherung einkaufen.“ Dann machte er sich an das Automobil, um die Maschine in Ordnung zu bringen.

Herr Feldmann war ein eifriger Verehrer des Auto-Sportes und dünkte sich ein Held der Schlachten, wenn er mit lautem „Töff-Töff“ durch die Straßen rasselte konnte, daß diese Staubwolken hinter ihm herwirbelten. Für heute hatte er einen Ausflug über Land geplant, — bei dem schönen Wetter wurde ihm die Stadt zu eng. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß an der Maschine alles in Ordnung war, meinte er: „Johann, kannst mitfahren.“ Johann wurde schreckensbleich, aber er wollte doch nicht eingestehen, daß er Angst habe und so quetschte er sich derart auf den Sitz, daß er den rechten Fuß immer auf dem Tritt behielt, — im Notfall konnte er da sofort herausspringen.

„Gar lustig tönte das „Töff-Töff“ des Inspektors durch die Straßen. Die Hunde strebten heulend zur Seite, die Droschenkutscher suchten die freieren Plätze zu gewinnen und von Menschen traute sich überhaupt niemand aus den Häusern. Und dabei bewegte sich das Automobil mitten auf der Straße ganz manierlich vorwärts und gehorchte jeder Berührung des Steuerrades. Einmal nur, als der Inspektor in die Chaussee einbiegen wollte, zeigte die Maschine das eifrige Bestreben, den Wegweiser aus dem Wege zu räumen, aber im letzten Augenblick brachten sie einige ganz energische Radumdrehungen des Inspektors wieder auf den Pfad der goldenen Mitte. Johann, der schon das Hereinbrechen der Katastrophe gefürchtet hatte, hatte sich sprunghaft gemacht . . . zum Glück kam's aber nicht so weit.“

Die Maschine nahm mit bewundernswerter Berve die Anhöhe, welche nach dem Rosen-berg hinaufführte. Von hier aus hatte man

einen hübschen Blick auf das Dorf Garten-grün, dessen Gehöfte aus dem grünen Gefilde deutlich zu erkennen waren. Das erste, dicht an einer Biegung der Chaussee gelegen, schien diese versperren zu wollen.

Es ging langsam bergab, dann etwas schneller, — immer schneller. Die Straße fiel ziemlich steil, das Auto setzte sich in Galopp. Der Inspektor drehte wie ein Verzweifelter an dem Steuerrade . . . die Maschine kimmerte sich nicht darum, sondern raste vorwärts. Kein Zweifel, sie wollte durchgehen! „Werd' ich dir gründlich ver-salzen“, lachte der Lenker des Gefährtes und zog mit herzhaftem Ruck die Bremse an. Da — Knack, Krrr . . . die Bremsstange pendelte directionslos hin und her, der Brems-apparat funktionierte nicht.

„Die Bremse, die Bremse!“ rief der Inspektor Johann zu.

„Die Bremse, die Bremse!“ stammelte Johann und suchte seinen Fuß auf den Tritt zu schieben.

Inzwischen war das erste Gehöft in bedenkliche Nähe gekommen, man vermochte schon ohne Brille zu sehen, daß eine große Scheune sich bis an die Straße heran schob um das ein hölzernes Gitter die Thür der Scheune abschloß. Jetzt kam auch noch die Biegung der Chaussee, — der Inspektor legte sich mit aller Kraft in die Sattel seines Steuerrades, aber das Auto sanfte geradeaus. Ein furchtbarer Ruck, — es war am Chaussee-graben angelangt, ein lautes Krachen und Splintern, — es hatte das Holzgitter zer-trümmert, ein entsetzliches Wehegeheul, — es war durch die Scheune in den Hof gesauft und schließlich pustend und fauchend in einem inneren Stalle stehen geblieben.

Der Hof bot ein Bild der Verwüstung: ein Schwein war auf der Stelle tot gefahren worden, eine Kuh hatte erhebliche Kontusionen an der rechten Seite erlitten, die Hundehütte war zertrümmert. Der Inspektor wurde halb ohnmächtig aus dem Stalle gezerrt, Johann zappelte im Teiche und das Auto sah aus wie eine zusammengedrückte Ziehharmonika.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sich die Verunglückten so weit erholten hatten, daß man ihnen die Höhe des angerichteten Schadens ziffernmäßig vorrechnen konnte. Das sei aber nur so oberflächlich, meinte der Gutsbesitzer, die weiteren Rechnungen würde er, wenn er zum Markt nach der Stadt komme, selbst überbringen.

Seit diesem Tage hörte man das „Töff-Töff“ des Inspektors nicht mehr in den Straßen. Johann erklärte, sein Herr sei zwar ein leidenschaftlicher Anhänger des Automobilsportes, aber er könne den Benzingeruch der Maschine nicht gut vertragen . . .

„Früh anspannen!“ rief Herr Rentier Weber. Nachmittags fuhr ich hinaus nach Schmoll-witz.“

Früh trottete nach dem Stall. „Was der Alte fortwährend in dem langweiligen Schmoll-witz will,“ brummte er vor sich hin, „möchte ich auch schon wissen. Das ist ja ein so erbärmliches Nest, daß während der Nachmittagsstunden nicht einmal ein realer Kutscherskat zu Stande kommt.“ Dann machte er sich daran, die Pferde anzuschirren.

Herr Weber machte inzwischen Toilette und zwar sehr sorgfältige Toilette. Als er damit fertig war, hielt er durch den Spiegel über sein äußeres große Musterung ab. Na, als angehender Fünfziger . . . noch sehr passabel! Er war immer noch eine stattliche Erscheinung, die repräsentieren konnte.

Dann musterte er den Landauer, die Rap-pen, — alles sehr gediegen, von vornehmen Eindruck. Früh wollte ihm beim Einsteigen behilflich sein. „Unstun,“ wehrte er ab, „so alt bin ich doch nicht, daß man mich in den Wagen heben müßte —“ und mit fast jugendlicher Elastizität voltigierte er in die bequemen Polster. Während er durch die schattigen Alleen fuhr, ließ er seine Gedanken

nochmals Revue passieren. Da war er, der schwerreiche Rentner Weder und dort war Traugott Lehmann, der arme Dorfschullehrer von Schmollwitz. Pah, kein Vergleich! Und Elfe Lehmann war das Töchterlein des Lehrers, blond, blauäugig, zwanzig Jahr . . . da lag der Hase im Pfeffer! Aber war es denn eine so große Seltenheit, daß ein Fünfzigjähriger eine Zwanzigjährige geheiratet hatte? Nein, durchaus nicht. Und machte nicht Elfe eine ganz gute Partie? Bot er ihr und ihrem Vater nicht ein sorgenfreies Leben? Das war doch alles in Betracht zu ziehen.

Je länger Herr Weder über die Sache grübelte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß es keinen Zweck mehr habe, die Entscheidung länger hinauszuschleppen. Er hätte schon längst energisch anklopfen sollen, da war die Sache bereits im Reinen. Nun wollte er aber keinen Tag länger versäumen, sondern noch heute sein Anliegen vorbringen.

Der Landauer hielt, der Kretscham von Schmollwitz war erreicht. Während Fritz die Pferde einstellte, ging Herr Weder hinüber zu seinem Freunde, dem Lehrer Lehmann. Den traf er im Garten bei seinen Bienenstöcken. „Guten Tag, alter Freund“, grüßte Herr Weder, „nun, immer noch fleißig? Ich meine, etwas mehr Erholung könnte Ihnen auch nichts schaden.“

„Ja, ja“, bestätigte der Lehrer, die wäre einem wohl zu gönnen.“

„Nun, wer weiß“, lachte der Rentner, „vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo Sie die ganze Schulmeisterei an den Nagel hängen können. Sehen Sie einmal — einen reichen Schwiegerohn müßten Sie haben, der Sie für Ihr Alter versorgt. 's Wünte ja ein Mann sein in gesetzten Jahren, der über die Jugendeseleien hinaus ist und weiß, was er will. Sehen Sie, so wie ich, — würden Sie dann „nein“ sagen, was? Sie schütteln den Kopf . . . das habe ich mir gleich gedacht. Zum „Nein“ sagen sind Sie ein viel zu vernünftiger alter Herr. Sagen Sie, — Fräulein Elschen ist doch in ihrem Zimmer? Da werde ich mir gleich das Jawort auch von ihr holen.“ Mit jugendlichem Ungestüm war er davongeeilt, ehe ihn der Lehrer noch zurückhalten konnte.

Als er vor dem Zimmer angekommen, vergaß er beinahe das Anklopfen, so daß er etwas unvermittelt vor einem Pärchen stand, das sich anscheinend sehr vertrauliche Dinge zu erzählen hatte. Fräulein Elfe fand zuerst die Geistesgegenwart wieder, sie stellte die Herren vor: „Herr Weder — mein Bräutigam, Herr Kandidat Reinhold . . .“

„O, entschuldigen Sie“, stammelte der Rentner ganz erschauert, „aber in der Eile . . . wollte Ihren Herrn Papa überraschen . . . will nicht länger stören . . . empfehle mich, und hinaus war er schneller noch als er gekommen.“

Seit diesem Tage war es mit der Vorliebe des Herrn Weder für Schmollwitz vorbei. Fritz erzählte im Stammlokal seines Gebieters, er habe sich längst gewundert, daß sich dieser von dem armeligen Schullehrer-Mädchen so um den Bart gehen lasse, der könne doch noch eine ganz andere Partie machen . . .

„Otto die Pneumatik aufpumpen!“ bestellte Herr Kaufmann Vollbrecht. Nachmittags wird geübt auf der neuen Rennbahn in Schönau.“

Otto nahm die Luftpumpe und machte sich an dem Tandem zu schaffen. „Neugierig bin ich“, lächelte er verschmüht, „ob Fräulein Irma mitfahren wird, oder ob Frau . . . aha, jetzt beginnt der Kamyß schon.“

„Für Dich, Mama, ist das Tandem gar nicht“, hörte man Herrn Vollbrecht sagen, „das ist so zart gebaut, daß es ohne Zweifel ruiniert werden würde . . .“

„Ja, ich will aber nicht, daß Du mit Irma allein ausfährst“, tönte eine scharfe Frauenstimme dazwischen, „das schickt sich nicht für einen so jungen Mann.“

„Aber, Mama“, wurde lebhaft gegen diese

Ansicht protestiert, „Du thust immer so, als ob ich mit meinen dreißig Jahren noch ein Kind sei.“

„Bist Du auch, mein Junge“, behauptete die Frauenstimme, „namentlich in Gesellschaft von Fräulein Irma — aber ich will die Spielverderberin nicht sein. Fahrt Ihr ruhig auf Eurem Tandem.“ . . . das Gesicht ihres Sohnes klärte sich auf — „ich werde Euch auf meinem Zweirad begleiten.“ . . . das Gesicht des jungen Herrn zeigte trübes Wetter. Doch gegen diesen mütterlichen Ufas war nichts zu machen, es blieb nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.

„Otto“, fragte Herr Vollbrecht auf dem Hof den Luftpumpenden, „ist das Zweirad meiner Mutter in Ordnung?“

„Naaa“, dehnte dieser, „wie man's nimmt. Für weite Touren ist's nichts mehr.“

„Wird's denn noch bis nach der neuen Rennbahn aushalten?“ forschte er weiter.

„Naaa“, machte Otto wieder, „wenn unterwegs nicht der Reifen platzt . . .“ dabei nickte er seinen Herrn forschend an.

„Ja, wenn uns der Reifen diesen Gefallen thäte . . .“ Herr Vollbrecht wandte sich schnell ab, so daß nur Otto die frevelnden Worte hören konnte. Und dieser hatte sie nicht nur gehört, sondern auch verstanden. —

Eine halbe Stunde später führte Otto die Räder vor. „O, Fräulein Irma“, schwärmte Herr Vollbrecht, „Sie sehen ja reizend aus aus in diesem hübschen Kostüm.“

„Du bist jetzt nicht hier als Kritiker von Toiletten“, unterbroch ihn seine gestrenge Frau Mama, „sondern um Rad zu fahren!“

„Sehr richtig“, lachte der junge Herr, „also — eins, zwei, drei — los!“ Und hinaus rollten die Räder. Das Tandem nahm gleich zu Beginn der Fahrt die Spitze und je weiter man ins Freie kam, desto größer wurde der Abstand zwischen den beiden Rädern. „Halloh“, rief Frau Vollbrecht so laut sie vermochte, „halloh . . .“ und ein merkwürdiges Echo kam zurück: „Knack, — oh — ohh, ohh“, dabei seufzte das Rad gar vernehmlich und legte sich zur Seite. Der Reien war unheilbar entzweit. Frau Vollbrecht wollte vor Entsetzen außer sich geraten, aber als sie bemerkte, daß sich der Unfall unweit der „Waldhütte“ zugegetragen, beruhigten sich ihre Nerven. Das war ein beliebter Ausflugsort, an dem man bei Kaffee und „selbstgebackenem“ Kuchen so lange warten konnte, bis die Ausreißer zurückkamen, um sie zu suchen. Das dauerte allerdings ziemlich lange, aber endlich — o weh, die Beiden hatten auch Malheur gehabt: sie kamen zu Fuß an und schoben das Tandem vor sich her . . . der eine Reifen war geplatzt! Diese Duplizität der Ereignisse wirkte außerordentlich versöhnend. Natürlich müßten die Räder in der „Waldhütte“ vorläufig in Pension gegeben werden, während man den Heimweg zu Fuß antrat. Es war ein herrlich-linder Frühlingsabend, die Linden dufteten und die Glühwürmchen schwirrten durch die Luft.

Was sich die Drei auf dem langen Wege erzählt haben? Sicher was ganz Lustiges, denn sehr oft schallte fröhliches Lachen über das Feld. Als sie Arm in Arm nach Haus kamen, ahnte Otto, daß etwas Unhergebräuliches vorgegangen sei; als er hörte, daß die Räder invalid in der „Waldhütte“ standen, wunderte er sich gewaltig, weil nach seiner Rechnung nur das Zweirad dahin gehörte; als er aber das trauliche „Du“ vernahm, mit dem sich das Dreiblatt anredete, wurde ihm alles klar.

Seit diesem Tage ist Frau Vollbrecht aus der Armee der Radfahrerinnen ausgetreten. Das Zweirad ist auch nicht wieder repariert worden. Otto vertritt die Ansicht, daß die Reparatur sehr kostspielig werden würde, denn Steine hätten die Gummireifen derart beschädigt, daß es aussehe, als ob sie mit einem scharfen Messer zerschnitten worden seien. . . .

„Karl schmier die Räder!“ weckte Frau Schloffermeister Köster ihren Mann, „was soll denn das lange Schlafen, Du weißt doch, daß wir Nachmittags zu Großmutter fahren wollen.“

Karl dehnte sich noch einige Male gewaltig, dann aber kleidete er sich schnell an. „Das hätt' ich beinahe verschwitzt“, entschuldigte er sich, „da will ich mich aber gleich mal über unsere Kinder-Kutsche hermachen. Die muß aussehen wie neu, wenn wir bei Großmutter ankommen.“ Damit trollte er sich in die Werkstatt.

Für die Familie Köster war's jedesmal ein Festtag wenn ausgefahren wurde. Du lieber Himmel, heutzutage sind die Kleinmeister wirklich nicht auf Rosen gebettet. Es war ja richtig, andere Leute brauchten nicht so viel zu arbeiten und sie konnten sich's Leben doch schöner und bequemer machen, — aber getauscht hätte Frau Köster mit denen doch nicht. Schon der Kinder wegen nicht. Denn erstens hat nicht jede Familie Zwillinge aufzuweisen und zweitens waren nicht alle Kinder so schön und so gesund wie ihr Karl und Heinrich. Die bicken Geschöpfchen sehen einander so ähnlich, daß man sie nur an den bunten Bändern unterscheiden konnte, welche sie um den Hals trugen, Karl war der „rote“ und Heinrich der „blaue“.

Natürlich müßten die Kinder öfter Ausfahrten unternehmen, die Papa Köster zu dirigieren hatte. Heute erfolgte wieder eine Vorstellung bei der Großmutter — deshalb die Vorbereitungen! Die „Kutsche“ wurde neu aufpoliert, mit neuen Vorhängen versehen und mit neuen Troddeln geschmückt. Meister Köster ölte die Räder derart, daß der Kinderwagen wie auf Gummi dahinrollte. Bei Großmutter traf man Tante Lene und Base Emilie, ein zwölfjähriges Mädchen, das sofort die Wartung der Kleinen übernahm. Sie schob den Kinderwagen auf die Wiese und freute sich nicht wenig, wenn der so schnell den Abhang hinunterrollte, bis er unten im Morast stecken blieb.

Das Spiel ging eine Weile ganz gut, — einmal geriet aber der Wagen ins Wanken, das linke Borderrad erlitt Havarie, und die Kinder glitten sanft in den Schlamm. Base Emilie bekam einen gewaltigen Schreck, aber als Großstadtkind wußte sie sich bald zu helfen: sie trug die Kleinen in die Küche und bereitete ihnen ein Bad, das den Schmutz sofort hinweg nahm. Auch das Wiederaufkleiden ging ohne Schwierigkeit vor sich, nur etwas machte Base Emilie Kopfzerbrechen: welches der Kinder hatte wohl das rote, welches das blaue Band um den Hals gehabt! Das wußte sicher Frau Köster am Besten, und so überreichte sie dieser die Bänder mit den Worten: „Ich hab' den Kindern diese Dinger mal abgehunden, großen Staat können sie damit nicht machen.“

Frau Köster stand sprachlos: jetzt würde sie wahrscheinlich die Zwillinge vertauschen denn andere Erkennungszeichen als die Bänder besaßen diese nicht. Es wurde sofort der große Familienrat zusammenberufen und dessen Entscheidung unterwarf sich das Ehepaar Köster. Aber bange Zweifel nagen noch heute an den Herzen der Eltern: ist der „rote“ etwa der „blaue“ oder müßte der „blaue“ der „rote“ sein? Hieß Karl etwa Heinrich, oder hatte Heinrich auf den Namen Karl Anspruch?

Seit jenem Tage hat Köster die Kinder-Kutsche auf dem Boden verstauben lassen, trug sie doch die Schuld an den verworrenen Familienverhältnissen. Es war gewiß noch nicht dagewesen, daß ein Junge sein eigener Zwillingbruder sein konnte, — bei den Gebrüdern Köster war das aber der Fall . . .

Ausfungen aus voriger Nummer: Biersilbige Charade: Kunstgewerbe. Konfordinärsel: Ra, Rom, Anna, Moses, Roemer, San Romo, Masern, Meran, Rana, Rog, Ra.

Opernschiebrätsel: Lohengrin. Kettenrätsel: Lango, Jebu, Bure, Rehau, Hansen, Senta, Lana, Natal, Talwi, Milan. Zweisilbige Charade: Klipferd.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der allerheiligsten Dreieinigkeits. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Bum Feste der Hh. Dreifaltigkeit.

Mit dem heutigen Festtage stehen wir, lieber Leser, gewissermaßen auf dem Höhepunkte des Kirchenjahres. Wir haben des Reiches Gottes auf Erden Anfang, Entwicklung und Vollendung geschaut. Alles, was seit der Predigt des hl. Vorläufers Johannes in der Wüste am Jordan geschah bis zu dem Tage, da die Apostel im Namen Jesu in alle Welt auszogen, um die Freudenbotschaft (Evangelium) vom Reiche Gottes zu verkündigen, ist in einer Reihe von Bildern an unserer Seele vorübergezogen. Wir sehen nunmehr den Bau der Kirche Jesu vollendet dastehen — eine Stätte des Lichts und der Gnade für alle Welt, eine Hinterlage des göttlichen Wortes und der Gnadenschätze, durch die ein Jeder selig werden kann. Wir sehen die Kirche dastehen, erbaut auf den Grund der Apostel, in der Wahrheit und Heiligkeit geschützt und geleitet vom Heil. Geiste, und in dieser Weise bestimmt, bis an das Ende der Zeiten zu dauern. Und indem wir uns als Angehörige dieser wunderbaren Kirche wissen, getröstet in Ansehung unseres ewigen Heils, beruhigt in Ansehung der Wahrheit, — so liegt es nur mehr an uns selbst, ob wir der Verwirklichung unseres ewigen Heils teilhaftig werden, oder nicht. Alles aber, was hierzu unsererseits erforderlich ist, läßt sich zusammenfassen in dem einen Worte: Gottesliebe! Hat Gott uns so sehr geliebt, so sollen wir Ihn wiederlieben!

Sohn und Heil. Geist. Dieses erhabene Geheimnis stellt die Kirche uns vor — wie in der ganzen Liturgie des heutigen Festtages — so auch besonders in den wenigen Worten des heutigen Evangeliums; in der Epistel aber will sie uns zu dieser Vorstellung die rechten Gefühle ins Herz legen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes sind wir einst in die Kirche aufgenommen worden; dieser dreifache Name ist unser Höchstes — unser Alles; in diesem dreifachen Namen vereinigt sich die ganze Summe unseres Heils. Wenn wir also heute auf alles das zurückschauen, was die Kirche von Gott uns bisher vorgestellt hat, so muß wohl unser Herz von Anbetung, Preis und Dank überfließen. Das ist es auch, wozu der Apostel Paulus in der heutigen Epistel mit begeisterten Worten uns anregt: „Von Ihm (ruft er aus), durch Ihn und in Ihm ist Alles; Ihm sei Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit!“ (Röm. 11,36.)

Von diesem Gefühle heiliger Andacht und Anbetung ist am heutigen Tage jeder wahre Christ durchdrungen, da er seinen Geist auf das hochheilige Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit richtet und in stillem Nachdenken darüber sich verliert. Denn wenn Derjenige, welcher (wie derselbe Apostel sagt) in unzugänglichem Lichte wohnt, den noch keiner der Menschen gesehen hat und auch nicht sehen kann, dessen Wesen nur der Geist Gottes selbst zu durchschauen vermag, wenn dieser Allmächtige und Unsterbliche vor den Geist des sterblichen Menschen tritt, — da kann der Sterbliche nichts als hinsinken vor Ihm und in andächtigem Schweigen Ihm huldigen. Oder wessen Geist sollte Den erfassen können, den die Himmel nicht zu fassen vermögen? Wessen Mund kann Den aussprechen, der wahrhaft unaussprechlich ist?

Unmöglich kann unser schwacher menschlicher Verstand, der selbst die erschaffenen Dinge nur sehr unvollständig und mangelhaft erkennt, ein Geheimnis begreifen, das über alle erschaffenen Dinge unendlich erhaben ist. Darum lehrt uns auch die hl. Schrift, daß

Kirchenkalender.

- Sonntag, 25. Mai. Erster Sonntag nach Pfingsten. Fest der allerheiligsten Dreieinigkeits. Urban, Papst und Märtyrer. Evangelium nach dem hl. Matthäus 28, 18-20. Epistel: Römer, 11, 33-36. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Marian. Jünglings-Kongregation, mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die mar. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 26. Mai. Philippus Neri, Ordensstifter.
- Dienstag, 27. Mai. Beda, Kirchenlehrer.
- Mittwoch, 28. Mai. Wilhelm, Herzog.
- Donnerstag, 29. Mai. Fronleichnam. Gebotener Feiertag. Maximus, Bischof. Evangelium nach dem heil. Johannes 6, 56-59. Epistel: 1. Korinther 11, 20-32. St. Lambertus: Morgens 5 Uhr erste, 6 Uhr zweite, 7 Uhr dritte hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt 9,10 Uhr bei günstiger Witterung Auszug der Fronleichnam-Prozession, 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt, nach derselben Fest-Andacht. Während der Oktav ist Morgens um 9 Uhr Hochamt zum Schluß sakramentalischer Segen, nachmittags 5 Uhr feierl. Andacht zum allerh. Sakrament. Karmeliterinnen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht.
- Freitag, 30. Mai. Felix, Papst und Märtyrer.
- Sonntag, 31. Mai. Petronella, Jungfrau. Angela Merici, Ordensstifterin.

wir ohne göttliche Offenbarung durchaus keine Kenntnis von diesem Geheimnisse würden erlangt haben: „Niemand (sagt der Heiland Selbst) kennt den Sohn, als der Vater; und auch den Vater kennt niemand, als der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren“ (Matth. 11, 27). Ohne Kenntnis des Vaters aber ist offenbar eine Kenntnis der hhl. Dreifaltigkeit unmöglich. Darum sagt von hl. Hilarius (+ 366) recht bezeichnend von diesem Geheimnisse: „Die Kirche kennt es; die (jüdische) Synagoge glaubt es nicht, die (heidnische) Philosophie versteht es nicht.“ — Zwar begegnen wir in der vorchristlichen Offenbarung mehrfachen Hinweisen auf dieses Geheimnis; allein die volle und allgemeine Kenntnis war den Zeiten des Alten Bundes noch vorenthalten.

Aber auch nachdem wir durch die christliche Offenbarung zur Kenntnis der Wahrheit gelangt sind, gelingt es uns nicht, lieber Leser, durch Vermunftgründe dieses Geheimnis zu beweisen, d. h. darzutun, daß in Gott drei Personen sein müssen. Das vierte Konzil vom Lateran (1215) nennt es etwas „Unbegreifliches und Unausprechliches“, — was nur dann wahr ist, wenn die Vermunft das Wie und das Warum nicht einseht. Und der hl. Ambrosius (+ 397) sagt: „Hier versagt der Sinn, — die Stimme schweigt.“ Und der hl. Gregor von Nazianz (+ 390) nennt es eine thörichte Annahme, den Grund, weshalb in der Gottheit ein Sohn und ein Heil. Geist sei, erkennen zu wollen, da man nicht einmal wisse, warum der Vater sei.

Thomas von Cantimpré (+ 1280) erzählt einen, unsern Lesern vielleicht bekannten Zug, der, wenn er auch nur auf einer Sage beruht, doch immerhin dienen mag, um darzutun, wie unmöglich es dem menschlichen Verstande sei, das göttliche Wesen zu erforschen. Als der hl. Augustinus (+ 430) zu Hippo (in Afrika) das Buch über die hhl. Dreifaltigkeit schrieb und Tage und Nächte zubrachte mit Sinnen und Grübeln über dieses unerforschliche Geheimnis, pflegte er nach dem Studium am Ufer des Meeres spazieren zu gehen. Eines Tages erblickt er zu seiner Ueberraschung ein wunderschönes Knäblein, das mit einem silbernen Löffel Wasser aus dem Meere in ein Grübchen schöpft. Der große Kirchenlehrer fragt den Knaben, was er denn da thue. Dieser antwortet: er wolle das ganze Meer in das Grübchen schöpfen. „Das ist doch unmöglich“, versetzt lächelnd Augustinus. „Ei (entgegnet der Knabe), ich werde doch leichter das Meer in dieses Grübchen schöpfen, als du mit deinem Verstande das unerforschliche Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit erfassest!“ S.

In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Walfeld.

1.

Beim Direktor der Reichsdruckerei. In der Oranien- und Alten Jakobstraße zu Berlin liegt das mächtige, ein gewaltiges längliches Viereck bildende Gebäude der Reichsdruckerei, aus dem schon Milliarden Mark an Reichsbanknoten und Reichskassenscheinen hervorgegangen sind, wo für ungeheure Beträge die verschiedenen Postwertzeichen angefertigt werden. Wurden doch allein im Briefverkehr des inneren Reichsbezirks 1900 für rund 200 Millionen Mark Freimarken verbraucht. An Banknoten zu 100 und 1000 Mark werden jährlich für 300 Millionen, an Kassenscheinen zu 5, 10 und 50 Mk. werden für 100 Millionen Mark gedruckt. Das Reichsdruckerei-Gebäude war bis zum Jahre 1880 noch ein sehr einfaches und bescheidenes Haus mit etwa 20 Fenstern Front. Man sieht diesen alten Teil noch auf der linken Seite des Hofes stehen. Der viermal größere neue Teil hebt sich vorteilhaft in jeder Beziehung davon ab. Der Neubau, der von der Straße gesehen, den alten Bau ganz

verdeckt, ist ein herrliches Haus im Stile der Frührenaissance. Das gewaltige Viereck wird auf der alten Jakobstraße durch ein altes, beinahe bauwürdiges Haus mit Vorgarten unterbrochen, es ist die städtische Blindenanstalt. Als die Reichsdruckerei dieses unscheinbare Haus kaufen wollte, machte die Verwaltung der Blindenanstalt so enorme Forderungen, daß die Direktion der Reichsdruckerei vom Kauf absehen mußte. Als ich dem uniformierten Pförtner der Reichsdruckerei meldete, daß ich den Herrn Direktor zu sprechen wünschte, drückte er auf einen elektrischen Knopf, worauf die feste Gitterthür aufsprang, welche unten im Flur die breite, feinerne teppichbelegte Treppe schließt. Oben empfing mich ein Diener, dem ich meine Legitimation, die ich von Excellenz Kraetke erhalten, abgab. Die Reichsdruckerei untersteht nämlich dem Staatssekretair des Reichspostamtes.

Der Direktor der Reichsdruckerei, Herr Geheimrat Regierungsrat Wendt, empfing mich in seinem kleinen, mäßig eleganten Arbeitszimmer. Sein Arbeitstisch lag voll von Mustern aller Art. Der Direktor entschuldigte sich mit Ueberhäufung von Arbeit, stellte mir aber sofort in liebenswürdigster Weise seinen Stellvertreter als Führer durch die sämtlichen Räume der Reichsdruckerei zur Verfügung.

Der Direktor ist ein Herr von fünfzig Jahren, dabei aber sind Haupt- und Bart haar schon ganz weiß, was einen interessanten Gegensatz bildet mit dem beinahe jugendlich frisch, energischen und geistreichen Gesicht.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob der Herr Geheimrat aus dem Juristenstand hervorgegangen?“

Der Direktor antwortete lächelnd: „Nein, das wäre hier doch wenig angebracht, an der Stätte der Technik. Ich bin Techniker, ich habe die technische Hochschule zu Charlottenburg-Berlin besucht. Wie sollte hier ein Jurist fertig werden, wo beinahe 1800 Angestellte in den verschiedensten Zweigen des Gewerbes arbeiten?“

„Achtzehnhundert Arbeiter?“ fragte ich beinahe verblüfft.

„Arbeiter gerade nicht alle. Wir haben rund 200 Künstler, 100 Beamte, 1200 männliche und 300 weibliche Arbeiter.“

„Was machen Sie denn mit dieser Armee von Arbeitern? Sie arbeiten doch gesellig nur für das Reich und die einzelnen Bundesstaaten.“

Der Direktor lächelte überlegen: „Sie haben wohl keine Ahnung, was eben das Reich von uns verlangt. Sie haben ja die Posteinrichtungen besucht, Sie kennen den gewaltigen Betrieb. Was ist da nicht allein an Wertzeichen, Postkarten, Postanweisungen, an Formularen für Depeschen, Zeitungsbestellungen usw. herzustellen.“

„Ich muß gestehen, daß ich mir dachte, die Herstellung von Wertzeichen, Papiergeld, Freimarken, Schuldverschreibungen würden die Hauptarbeit der Reichsdruckerei ausmachen.“

„Im Gegenteil, die weitaus kleinste, wie Sie bei der Besichtigung sehen werden. Wir arbeiten für alle Ministerien, wir drucken den Reichshaus- und Staatshaushalts-Etat. An laufenden Arbeiten sind vorhanden das Reichsgeheblatt, die preussische Gesetzsammlung, das Reichs-Kursbuch usw.“

„Wer bezahlt Ihnen denn diese Arbeiten?“ fragte ich.

„Nun, die jeweiligen Auftraggeber. Es ist das nicht anders wie im gewöhnlichen Leben. Auch unsere Preise entsprechen denen im bürgerlichen Verkehr.“

„Für Private arbeiten Sie nicht?“

„Es ist nur ausnahmsweise gestattet, wenn der Private den Nachweis erbringt, daß er die gewünschte Arbeit anderweitig nicht geliefert bekommt.“

In diesem Augenblick trat ein Herr in das Zimmer, den mir der Direktor als meinen Führer vorstellte. In Anbetracht der be-

schränkten Zeit des Direktors, verließ ich diesen sofort mit meinem Führer.

Gleich draußen auf dem Gange gab es schon zu sehen und zu fragen. Da stand ein mächtiger Glaskasten mit den herrlichen Buchbinderarbeiten in Gold- und Silberverzierungen. Auf meine Frage, was der Kasten bedeute, antwortete mir mein Führer: „Es sind lauter Arbeiten unserer Buchbindererei, inder wir in zwei großen und einem kleinen Saal Hunderte von Männern und Mädchen beschäftigen.“ Gleich neben dem Kasten mit den Prachteinbänden stand ein anderer Glaskasten in feinsten Arbeit, in dem künstlerisch Buchdrucklettern angebracht waren. Dieser Schrank war auf der Ausstellung in Chicago“, sagte mein Führer.

„Haben Sie denn diese Typen alle selbst gemacht?“

„Gewiß! Die Reichsdruckerei macht alles selbst, auch die Typen. Nur das Papier wird geliefert. Wir haben drei Betriebsleitungen. In der ersten Betriebsleitung werden die Banknoten und andere Wertpapiere gemacht. In der zweiten die Postkarten, Postanweisungen und alle die anderen gewöhnlichen Drucksachen. In der dritten Betriebsleitung werden die Vorarbeiten zu den genannten zwei ersten Leitungen gemacht. Diese Leitungen zerfallen wieder in Unterabteilungen, etwa zehn, deren jeder ein Oberfaktor vorsteht.“

„Diese Oberfaktoren sind aus dem Technikerstande hervorgegangen?“

„So ist es. Der Oberfaktor für die fremdsprachliche Abteilung war nur ein einfacher Sezer. Der Oberfaktor der Buchbindererei entstammt dem Buchdruckergerwerbe. — Womit wünschen Sie zu beginnen?“

„Wie es Ihnen paßt und es der Rundgang mit sich bringt.“

„Dann kämen die Postwertzeichen zuerst an die Reihe. Der Druckersaal liegt vor uns.“ Also zuerst die Freimarken, ich war zufrieden.“

Der Standesbeamte.

Von Adolf Burghardt.

Er schloß das Geburtsregister fürsorglich in den Schrank und klappte das Sterberegister zu: in einer Viertelstunde war die Bureauezeit abgelaufen. Das schien ihm auch die höchste Zeit zu sein, denn er fühlte, daß er sehr müde, recht abgespannt und überhaupt . . .

„Ist das 'ne Dummheit,“ knurrte der Herr Standesbeamte Weingarten, indem er nochmals die eingelaufenen Eingänge durchblätterte, „das kann ja eine recht vergnügte Ehe geben . . . „Eva Heinze und Max Rupprecht“, — 's ist ja lachhaft.“ Und er lachte auch, aber das war kein herzliches Lachen, sondern eins der Verlegenheit, ein grimmiges, mißtönendes Lachen. Dann sank er in seinen Lehnstuhl und blickte teilnahmslos zum Fenster hinaus.

„Also die Eva! Dieses wirklich herzige Kind! Früher hatte er ja viel in der Familie Heinze verkehrt, da war er aber noch ganz gewöhnlicher Buchhalter in der Steuerkasse gewesen. Als ihn dann das Vertrauen seiner vorgelegten Behörde zum Standesbeamten hatte emporsteigen lassen, hatte er seine Besuche eingeschränkt, er war ja jetzt den „oberen Zehntausend“ der Gesellschaft bedenklich näher gerückt. Da paßte der Verkehr mit dem Kaufmann, dem „Ditendrehler“, für ihn doch nicht mehr so recht. Nun ja, Evchen . . .! Sie hatte verweinte Augen gehabt und hatte ihn so vorwurfsvoll angeschaut. — Ach was, er war ein Mann in schon reifen Jahren und sie war im Verhältnis noch ein ganz junges Ding! Und zudem — hatte er ihr denn etwas versprochen? Nein, gewiß nicht! Einmal allerdings auf dem Ball der „Erholung“ hatte er ihr: „Liebes Evchen“ zugeflüstert. Dann noch einmal, als er sie nach Hause begleitete, in dem Hausflur . . . pah, ein richtiger Kuß war das nicht gewesen, er hatte wirklich nur so gethan. Dann noch

einmal, — und schließlich — —, ach, das waren Scherze gewesen, gebunden hatte er sich in keiner Weise.

Freilich, dieser Max Rupprecht, — das war schon das schlimmste Gigerl in der Stadt! Im Grunde war der doch nichts als der Sohn seines Vaters. Ein ganz geist- und gemüthloser Patron . . . Sein Vater galt für reich, aber in der letzten Zeit hatte man gehört, daß ein „Krach“ drohe, weil die Fabrik von der Konkurrenz überflügelt worden war. Evchen bekam sicher eine leidliche Mitgift, — wenn nun dieses Gigerl das süße Kind nur des Geldes wegen heiraten würde?

Der Herr Standesbeamte schob nachdenklich die Brille auf die Stirn. Er überlegte sich die Sache noch einmal, er grübelte und zerbrach sich den Kopf . . .

„Aber Herr Weingarten,“ störte ihn der Bureaudiener, „Sie vergessen die Zeit, es ist schon eine Viertelstunde über Voll.“

Der Standesbeamte packte eiligst seine Sachen zusammen. Dann versuchte er, mit seinem rechten Arm in den linken Ärmel des Ueberrocks zu fahren, und setzte den Cylinderhut verkehrt auf. Nachdem ihn der Bureaudiener vorchriftsmäßig angezogen hatte, eilte er brummend von dannen, — er fühlte, in seiner Brust war irgend etwas nicht „im Lot“.

Das Mittagessen schmeckte ihm nicht, die Cigarre brannte schon nicht mehr, des Nachts konnte er nicht schlafen. Es war ein recht unheimlicher Zustand; nun mußte er auch noch den „Ausgang“ des Paares besorgen, — es war, um aus der Haut zu fahren. Das Evchen war doch ein resolutes Mädchen, das Mund und Herz auf dem rechten Fleck hatte, weshalb die sich wohl hatte herumkriegen lassen . . .

Am Stammtisch bildete das Aufgebot natürlich das Abendgespräch.

„Kurios, wirklich kurios,“ räsionierte der Steuerrat, „'s ist doch so'n nettes Mädchen und dieser —“ er machte eine verächtliche Handbewegung.

„Die Sache hat sicher ihren Haken,“ meinte der Zollinspektor.

„Und ob sie den hat,“ bestätigte der Bahnhofsvorstand, „'s ist nämlich so . . .“ dabei nahm er eine Prieze und legte den Zeigefinger an die Nase. „Sie will von diesem Sauzeind gar nichts wissen, sie hat überhaupt noch nicht „Ja“ gesagt. Aber ihr Vater hat ihr die Einwilligung abgepreßt, der fühlt sich ja hochgeehrt, wenn er mit der Fabrikantenfamilie verwandt wird. Sie aber hält an ihrer Jugendliebe fest.“

„So, so,“ nickte der Steuerrat, „woher wissen Sie denn das?“

„Das hat mir Fräulein Eva selbst erzählt,“ frohlockte der Vorstand. „Sie hat mit „ihm“ getanzt, „er“ hat sie wiederholt nach Hause geleitet, „er“ hat sie sogar ge . . .“, die letzte Silbe flüsterte er seinem Nachbar in's Ohr.

„'s ist die Möglichkeit,“ that der ganz erstaunt.

„Ja“, fuhr der Vorstand fort, „es ist so! Damals war der Jüngling noch in einer ganz kleinen Stellung. Bald aber machte er Karriere, und als er in Amt und Würden war, hat er sich um das Fräulein nicht mehr bekümmert, sondern ist seiner Wege gegangen.“

„So'n Schubiack,“ schimpfte der Steuerrat.

„Das ist schon nicht mehr schön,“ bestätigte der Inspektor und ließ seine Faust kräftig auf die Tischplatte fallen.

„Das Fräulein könnte den Kerl ja blamieren,“ meinte der Vorstand, „aber sie nennt seinen Namen nicht, ich glaube, die liebt ihn noch immer.“

Der Standesbeamte Weingarten hörte schweigend dieser Unterhaltung zu. Eine Gänsehaut überlief ihn, er verfärbte sich, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Das war ja eine schöne Geschichte! Diese „Jugendliebe“ war Niemand anderes als er selbst . . . Er blickte ängstlich auf seine

Nachbarn. Die aber schienen nichts gemerkt zu haben, denn sie „schnitten“ eben das Thema der Alterszulagen an. Da atmete er erleichtert auf.

Trotzdem verbrachte er die nächsten Tage in bedenklicher Aufregung. Er hatte mit einem Male all sein Selbstbewußtsein verloren, er kam sich wirklich vor wie ein — „Schubiack“ hatte der Steuerrat gesagt. Aber wie sollte er das rollende Rad des Schicksals aufhalten? Sollte er zu Kreuze kriechen und Abbitte leisten? Dazu war's schon zu spät, denn wer einmal im „Kasten hängt“, der ist eben vergeblich!

Eines Abends traf er Anna, der „glücklichen“ Braut getreues „Mädchen für Alles“.

„Nun, Herr Weingarten,“ sprach die ihn an, „Sie sehen aber elend aus . . . Als Sie früher immer zu uns kamen, und bei uns zu Tisch aßen, ei, da hatten sie rote Backen . . . Und so ist's mit Evchen akkurat, — nein, wie die heruntergekommen ist! Aber das macht, — sie trat dicht an ihn heran, — diese entsetzliche Verlobung. Evchen kann diesen Menschen nicht ausstehen, und Papa geht von seinem Lieblingsplan nicht ab. Aber heiraten thut sie den auf keinen Fall, eher . . .“, sie machte eine drehende Handbewegung und eilte davon.

„Anna, aber so warten Sie doch, Anna,“ rief ihr Weingarten nach, aber das Mädchen war schon im Dunkel der Straße verschwunden.

Also ganz „heruntergekommen“ sah Evchen schon aus, und heiraten wollte sie den ihr aufgedrungenen Bräutigam auf keinen Fall, eher . . . Herrn Weingarten überließ es eiskalt. Was sollte denn das „Eher“ bedeuten? Zu einem kühnen Sprung in die Wellen war Evchen gar nicht veranlagt, im Gegenteil, — sie war ein ruhiges, überlegendes Mädchen, das viel zu viel Freude am Leben empfand, als daß es sich zu dummen Streichen hinreißen lassen sollte. Was also konnte hinter dem „Eher“ stecken? Er gab sich alle erdenkliche Mühe, das zu ergründen, aber an dieser Aufgabe erlitt seine Kombinationsgabe gründlich Schiffbruch.

— Nun war der große Tag herangebrochen. Herr Weingarten hatte die letzte Nacht kein Auge schließen können; erst gegen Morgen fiel er in einen unruhigen Schlummer, aus dem er, von einem entsetzlichen Traume geplagt, jählings empor fuhr.

„Sind Sie krank, Herr Weingarten?“ fragte der Bureaudiener besorgt, als er sich in seinen Arbeitsjessel gesetzt hatte. „Sie zittern ja ordentlich vor Kälte, mir scheint, Sie haben Fieber. Soll ich Ihren Stellvertreter holen?“

„Ach Unsinn,“ brummte der Standesbeamte, „ich bin etwas zu schnell gegangen, das ist alles . . .“ Er kontrollierte nochmals die Eintragungen im Register, dann brachte ihm der Diener die abgegebenen Papiere. Das erste, das zweite, das dritte Paar, — lauter fremde, gleichgültige Namen. Da Nummer vier: Max Rupprecht, Eva Heinze, . . . ein Schleier schien sich über seine Augen zu senken.

Die ersten Paare that er zusammen, mechanisch die vorgeschriebenen Fragen stellend. Er funktionierte gleich einem in Bewegung gesetzten Automaten.

„Der kann einem das Heiraten gleich am Anfang leid machen,“ hörte der Bureaudiener den ersten der neugebackenen Chemannner räsionieren, „der sieht eher aus wie ein Leichenbitter, denn als ein Hochzeiter.“

„Na, weißt Du“, meinte der zweite zu seinem Frauchen“, gefallen hat mir das gar nicht, wenn's auf dem Hochzeitschmaus nicht fidelere zugeht . . .“

„Das ist ja der reine Brummbar,“ sagte der dritte Zeuge zu seinem Kollegen, „der thut gerade, als ob er die jungen Leute zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilen müßte.“

Der Standesbeamte klingelte, die Glocke gab einen schrillen, mißtonenden Laut von sich. Der Bureaudiener eilte hinein, öffnete

die Thür und rief: „Herr Rupprecht, Fräulein Heinze nebst Zeugen.“ Man setzte sich, das Paar in die Mitte, die Zeugen rechts und links. Der Standesbeamte stand an seinem Schreibtisch, die Papiere in seiner rechten Hand zitterten. . . Tonlos, mit heiserer Stimme verlas er die Personalien und forderte die Legitimation der Zeugen. Es war alles in Ordnung. Dann folgte die Rechtsbelehrung und endlich die entscheidende Frage: „Also Sie, Herr Rupprecht, sind gewillt . . .“ usw.

„m' ja!“ schnarrte der blasse Jüngling und suchte sich eine Feder aus, mit der er dann die Unterschrift vollziehen wollte.

„Und Sie, Fräulein Heinze, sind gewillt . . .“ usw.

Evchen erhob sich langsam.

„Nein“, erklärte sie so fest und bestimmt, daß der Standesbeamte jäh zurücktaumelte und ihr entsetzt in das Gesicht starrte. Aus diesen stahlgrauen Augen leuchtete ein fester, unerschütterlicher Entschluß.

„Nein und tausendmal Nein“, wiederholte Evchen.

Wäre eine Bombe im Zimmer geplatzt, hätte sie andere Wirkungen auch kaum hervorzubringen vermocht: Die kleine Gesellschaft hatte sich in alle vier Ecken geflüchtet. „Aeh“, stöhnte der Bräutigam und trat achlos auf das Monocle, das ihm aus dem Auge gefallen war, „äh, ein Affront . . . Affront . . . äh . . .“ Die Zeugen suchten auf Evchen begütigend einzuwirken — vergeblich, die verharrte bei ihrem „Nein“.

Da schlich Herr Rupprecht endlich die Treppe hinunter. Er winkte einer Droschke. „Aeh, Rutscher, schnell zum Bahnhof,“ kommandierte er, „daß ich noch den 11 Uhr-Zug erwische.“

Die Zeugen eilten hinterher, ihnen fiel die gewaltige Aufgabe zu, den „Affront“ so schnell wie möglich unter das große Publikum zu bringen.

Schließlich geleitete Herr Weingarten Evchen bis auf die Straße. Die beiden mußten sich sehr viel zu erzählen gehabt haben, denn der Diener hatte schon anklopfen wollen, um anzudeuten, daß die Geburtsanmeldungen nicht mehr rechtzeitig erledigt werden könnten, wenn es bei jeder Eheschließung so lange dauere. Aber als er eben zur Thür gehen wollte, wurde diese geöffnet und Herr Weingarten erschien. Sapperlot, der sah ja 10 Jahre jünger aus! Und wie galant benahm er sich gegen diese junge Frau! So was war ja noch gar nicht dagewesen, da mußte was vorgegangen sein. Er ging ins Zimmer und forschte im Register nach: unter der letzten Eintragung fehlten die Unterschriften. „Oho,“ machte er, „das ist ja ganz was neues, anstatt sich zu verheiraten, haben sie sich entlobt . . .“

Und als Herr Weingarten wieder zurückkam, meinte er: „Das andere kann heute mein Stellvertreter erledigen, ich muß jetzt einen Besuch machen. Im übrigen muß ich das nachholen, was eben versäumt worden ist“, — er drückte dem staunenden Alten etwas in die Hand, — das ist eine Abschlagszahlung. Bald werde ich mit Fräulein Evchen hier sitzen, und Sie werden mich aufrufen müssen, dann giebt's das Doppelte!“

Die Nacht der Musik.

Humoreske von Ernst Adolf Herbst.

Königsberg Pr., 15. Okt. 00.

I.

Lieber, kleiner Schwarz! Endlich komme ich dazu, Ihnen den versprochenen Brief aus meiner neuen Wohnung zu schreiben. — Der Umzug, dieses gräßliche Durcheinander mit Gepäckträgern, zerbrochenen Glassachen und unsagbar viel Trinkgeldern liegt hinter mir. Alles ist vorüber und glücklich überstanden.

Ich war sehr froh, als ich mein neues Arbeitszimmer fertig eingerichtet hatte. Es schien mir alles das zu geben, was ich in meiner alten Wohnung so sehr vermißt hatte:

Luft, Licht, Sonne und Fröhlichkeit. Alles aber war nur Blendwerk; denn hier giebt es etwas, was fürchterlicher ist, als sämtliche Mängel meiner alten Wohnung, was mir das Leben vergällt und mich sicher bald wieder von dannen treiben wird.

Hören Sie!! Arbeitsfroh setzte ich mich am ersten Tage an meinen Schreibtisch, den Kopf voll von brausenden Gedanken über eine geharnischte Abhandlung: „Die Kunst dem Volke!“ Plötzlich höre ich Musik. — Gerade über meinem Kopfe ein Klavier!

Erst greift jemand eine Walzermelodie in die Diskantastasten, dann eine andere Hand die dazu gehörige Begleitung in den Bass, und dann donnern vier Hände im Walzertakte los.

Ich lege die Feder fort, stecke mir eine Veruhigungscigarette an und höre zu.

Die Melodie fällt angenehm leicht ins Ohr. Ich fühle, daß ich sie sofort genau in der Erinnerung sitzen habe.

Oben ist Ruhe eingetreten. — „Die Kunst dem Volke!“ so verkünden flammende Lettern den Beginn meines Artikels. Da — alle Wetter! — geht es oben wieder los. Wieder derselbe Walzer!

Lieber Kleiner! Dieser Walzer ist wie eine fürchterliche Furie. Unentrinnbar bricht er plötzlich über meine Gedanken her und zerstreut sie in alle Winde. Mindestens zwanzig Mal am Tage dudeln sie oben dieselbe Melodie. Erst der Diskant, dann der Bass und endlich vier Hände! Dabei im Rhythmus nie eine Einigkeit zwischen den beiden Stimmen!

„Die Kunst dem Volke!“ — mein Gehirn degeneriert, Stumpfsinn umhüllt mein Denken! Wenn das da oben die Kunst ist, dann will ich einen Artikel schreiben: „Die Kunst, ein neues Hinrichtungsinstrument!“ — Soeben geht es wieder los. Die Bahnnoten fallen wie Keulenschläge auf mein Haupt, das Quittchen des Diskants kriecht spinnenartig über meine Nerven. Gleich kommt im Bass eine falsche Stelle. — Wichtig! Wieder daneben gegriffen.

Das Schlimmste aber ist, daß diese verwünschte Walzermelodie sich fest in meinem Hirne eingenistet hat. Wenn nach zehn Uhr abends eine gültige Hausordnung das Klavierpausen verbietet — ich finde doch keine Ruhe. Es ist dann, als ob die finstere Gewalt da droben weiter wirkt und mich zwingt, den gräßlichen Walzer leise vor mich hin zu summen.

Lieber Schwarz! Ich brauche Ihren Rat. Ich weiß, Sie sind ein schlauer Kopf, erfahren in allen Mänken des Lebens. Sagen Sie mir, wie ich das Ungetüm bändigen soll!

Ein Abwehrmittel habe ich schon — leider ohne Erfolg — angewandt. Ich kaufte mir zwei Topfdeckel, stieg auf eine Leiter und schlug, dicht unter der Decke, wie rasend das Blech gegeneinander. Die Wütenden ließen sich nicht stören. Mir aber nahm der Lärm den Rest meines einst so herrlichen Verstandes.

Raten Sie mir, lieber Schwarz aber umgehend! Die Welt verliert die herrlichsten Werke. Ich grüße Sie und mein liebes München sehr.

Ihr

Rose.

II.

München, 20. 10. 00.

Lieber Doktor! Ihr Brief traf mich in meinem neuen Atelier; denn ich bin wieder einmal umgezogen. Ich habe herzlich lachen müssen über die sonderbare Duplicität der Fälle. Auch ich werde von einem Klaviere gemartert. Doch einige Unterschiede: Erstens — spielt es unter mir; zweitens — nur Liszt; drittens — zweihändig; viertens — ich kämpfe und hoffe auf Sieg.

Sie würden in all Ihrer Bedrängnis lachen, Doktor, wenn Sie jetzt gleich einen Blick in mein Atelier werfen könnten.

Mitten im Raume steht ein Tisch; darauf ein Stuhl; meine alte Staffelei, an der ich einen langen Strick befestigt habe, liegt auf dem Fußboden; daneben sonnen sich meine

schweren Hanteln. Ich selbst habe mein Tiroler Touristengewand an, die eisenbeschlagenen Bergstiefel an den Füßen. Das schwere Geschütz ist ausgefahren; die Schlacht kann beginnen. Sobald sie nämlich unten mit ihrem Liszt beginnt, klettere ich auf den Stuhl, erfasse den Strick zur Staffelei und lasse diese nun rythmisch auf dem Fußboden tanzen. Doktor! Das ist ein famoseres Gellapper. Ein Skelett könnte es auch nicht besser machen.

Wenn das aber nicht hilft, so beginne ich, gerade über dem Kopfe der Spielerin, zu schuhplatteln — immer mit nägelbeschlagenen Bergschuhen. Es tanzt sich auch nach Liszt'scher Musik ganz ausgezeichnet. Das Getrappel verschafft mir fast stets den Sieg. Unten wird es still. Der Gegner hat das Feld geräumt. — Aber immer wieder schöpft er neuen Mut, und spätestens nach einer halben Stunde hat der Kampf wieder begonnen.

Ich bewundere die Energie der Spielerin. Sie muß Nerven von Eisendraht haben.

Einmal glaubte sie mich mit chromatischen Tonleitern über den Hausen rennen zu können. Weit gefehlt! Ich ließ als schwerstes Geschütz meine zehnpfündigen Hanteln ins Gefecht eingreifen. Ich rollte sie über den Boden und sprang mit meinen Bergschuhen immer hinterher. Das muß sich unten fürchterlich angehört haben; denn ich hatte einen ganzen Vormittag lang Ruhe.

Das arme Ding thut mir fast leid; aber sie sollte eben nicht den ganzen Tag über Liszt spielen oder wenigstens das Klavier in ein anderes Zimmer bringen lassen.

Gestern habe ich sie auf der Treppe getroffen. Ich erkannte sie an einem Heste „Liszt“, das sie unter dem Arme trug. Sie gefällt mir sehr. Grazie, sanfter Gesichtsausdruck und graublau, strahlende Augen. Wenn sie mir das Feld räumen würde, würde ich sogar ihrer Pensionsmutter einen Besuch machen.

Lieber Doktor! Versuchen Sie meine Mittel. Unten geht es los! Auf in den Kampf! Es gilt die Ehre! In alter Freundschaft

Ihr

Schwarz.

III.

Königsberg, Hotel de Prusse, 3. 11. 00.

Lieber Schwarz! Heute nur eine Postkarte! Alles ist vergebens! Der Walzer lebt noch unentwegt. Ich habe soeben mit fünf Bekannten in meiner Wohnung auf geliehenen Blechinstrumenten eine gräßliche Hagenmusik vollführt. Weber Diskant, noch Bass ließen sich hören. Wir Sechs aber sind total erschöpft. Die Andern haben mich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu drei Runden echten Bieres verdonnert.

Ich kann das vierhändige Ungeheuer nicht bändigen. Werde wohl ausziehen!

Besten Gruß

Rose.

IV.

München, 25. 11. 1900.

Doktor! Mensch! Leidensgenosse! Sieg — Sieg auf der ganzen Linie! Staunen Sie in Ihrer gemarterten Seele! Vorgestern war die Schlacht wieder bis zu den Hanteln gekommen, als es bei mir klingelte.

Draußen stand eine resolut ausschauende Dame.

„Herr Kunstmaler Schwarz?“
„Womit kann ich dienen?“ fragte ich sehr höflich.

„Ich bin die Inhaberin der Pension im zweiten Stock. Das Fräulein, das das Zimmer unter Ihnen bewohnt, kann seit einiger Zeit keine Minute ruhig üben, da hier oben dann sofort ein Skandal beginnt, der ihr den Aufenthalt im Zimmer unmöglich macht.“

Jetzt galt es!
„So, gnädige Frau,“ jagte ich sehr ruhig, „das ist also unten zu hören? Das thut mir sehr leid, aber den Skandal, wie Sie es nennen, kann ich nicht einstellen. Denn durch

das Klaviergeülbe gerade unter mir bin ich derartig nervös geworden, daß mein Arzt mir als einzige Rettung anstrengende Leibesübungen verordnet hat. Sie werden verstehen, gnädige Frau, daß meine Gesundheit mir das Wichtigste ist. Verzeihen Sie übrigens, daß ich Sie in diesem Kostüme empfangen, aber ich mache gerade meine vorgeschriebenen Übungen.“

Lieber Doktor! Ich habe schon viel in meinem Leben schimpfen gehört, aber so — —! Nun jedenfalls ging sie doch einmal fort und seit diesem Gespräche habe ich unter mir keinen Ton mehr gehört. Die körperliche Bewegung der letzten Tage hat mir ausgezeichnet gut gethan; ich habe seit gestern und heute geschuftet, wie ein Kuli.

Grüß

Schwarz.

V.

Königsberg, Pr., 1. 12. 00.

Lieber Schwarz! Ich gratulire! Bei mir noch immer keine Aenderung. Ich habe mir einen Musikautomaten gemietet, der drei Stunden ununterbrochen spielen kann. Heute morgen habe ich ihn zum ersten Male in Thätigkeit gesetzt. Ich mußte aus meiner Wohnung; denn das Gedudel war gräßlich. Als ich zurückkam, war der Apparat noch unentwegt bei der Arbeit. Oben aber erkönte, wie stets, der bewußte Walzer. Die beiden Spielerinnen sind entweder taub oder leiden an einer Manie.

Besten Gruß Ihr vollständig geknickter
Kose.

VI.

München, 10. 12. 00.

Lieber Doktor! Das Leben treibt ein buntes Spiel. Kürzlich auf dem Kostümfeste des Künstler-Sängervereins war ich die ganze Zeit mit einem reizenden Kinde, im Kostüme einer mittelalterlichen Bettlerin, zusammen.

Wer ist es? Meine besiegte Klavierpielerin! Wir haben uns ausgesprochen; ich habe um Verzeihung gebeten; sie ist mir gewährt worden. Gestern habe ich unten Besuch gemacht. Schelmisch fragte sie mich gleich beim Eintreten, ob sie mir nicht etwas vorspielen sollte. Ich bat darum als Zeichen ihrer vollständigen Vergebung. Das Klavier befindet sich jetzt in einem anderen Zimmer. Sie spielte entzückend. Ihre Hände sind wunderbar zart und schmal. Uebrigens heißt sie Eva Ferner und ist Waise.

Doktor! Machen Sie oben schleunigst einen Besuch! Unter vier Händen wird doch eine schöne Besitzerin sein.

Schwarz.

VII.

München, 24. 12. 00.

Lieber Doktor! Ich habe mich soeben mit Fräulein Eva Ferner verlobt und bin unsagbar glücklich. Meine Braut will durchaus ein paar Worte anschreiben.

In alter Freundschaft

Schwarz.

Sehr geehrter Herr Doktor! Als altem Freunde meines Bräutigams reiche ich Ihnen die Hand. Ich hoffe, daß auch wir zwei gute Freundschaft halten werden. Billy hat mir von Ihrem Unglücke erzählt. Hören Sie einen guten Rat: Heiraten Sie doch Eine, entweder den Bass oder den Diskant. Der Diskant ist meist zarter besaitet.

Mit freundlichem Gruß

Ihre

Eva Ferner.

VIII.

Telegramm — Kunstmaler Schwarz,
München Giselstraße.

Viele herzliche Glückwünsche! — Heiraten unmöglich. Bass und Diskant zusammen gerade 120 Jahre. Ziehe am 1. Januar.

Rose.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. u. V., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(An der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 14, 16-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ — „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre.“ — „Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weilerhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“ — „Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ — „Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig.“ — „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Häute, und nötige sie, hereinkommen, damit mein Haus voll werde.“ — „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.“

Die Kirche Jesu Christi.

I.

„Ich will eure Festlieder in Trauerlieder und eure Festtage in Thrärentage verwandeln,“ — also sprach der Herr einst durch den Propheten zu Seinem Volke. Die Schwere dieses Wortes, lieber Leser, haben auch wir alle nun zu tragen. Die schönen Hymnen des hochheiligen Fronleichnamfestes verklingen diesmal in einem Schmerzensruf, der in unserer weitausgedehnten Erzdiöze, ja, in der ganzen Welt wiederhallt. Unser geliebter Oberhirt, Erzbischof Hubertus, ist am 23. dts. Mts. um Mitternacht von Jesus Christus, dem Hirten und Bischöfe unserer Seelen, in das Jenseits abgerufen worden.

Der Herr kam schnell und unerwartet; doch Er fand Seinen Knecht wachend. Unsere Trauer aber ist eine heilige und gerechte. Unsere könlliche Erzdiözese hat ihr würdiges Oberhaupt, die Herde ihren treuen Hirten, unser katholischer Glaube einen hervorragenden Bekenner verloren.

Am 24. Oktober 1899 jubelten wir auf, als die Nachricht von seiner Erwählung zu uns gelangte; am 20. Februar 1900 zog der Erwählte in den altherwürdigen Dom ein, um den Hirtenstab aufzuheben, der der Hand des greisen hochheiligen Kardinals Philippus entglitten war. Und nun sind kaum zwei Jahre vergangen, da steht die Erzdiözese, einer trauernden Wittve gleich, bereits wieder an der Bahre ihres geliebten Oberhirten. Es ist, als ob der Herr uns das Wort zurief, das einst dem auserwählten Volke galt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.“

Fürwahr, die Erwägung gerade dieses

Wortes ist geeignet, unsern tiefen Schmerz zu mildern. Und wie wir am Fronleichnamsfeste Jhu, der Sich nennt „das Brot, das zum ewigen Leben nährt,“ im h. h. Altarsakramente angebetet haben, — so hat, mit diesem Himmelsbrote erquickt, Erzbischof Hubertus den „Sieg über die Welt“ errungen.

Allein diese erhebende Zuversicht entbindet uns keineswegs von der frommen Pflicht, für den im Herrn Vollendeten die Opfer heiliger Liebe und Dankbarkeit durch unsere Fürbitte namentlich bei der Feier jenes hochheiligen Geheimnisses darzubringen, mit dem der Oberhirt sich zum Heimgange stärkte und scheidend das Vorbild des sterbenden Gerechten hinterließ.

Beim Antritt seines hohen Amtes hatte der nunmehr verewigte Erzbischof eine seiner ersten Ansprachen dazu benutzt, um sein „Programm“ darzulegen: „Wie bisher (hatte er gesagt), so soll auch in alle Zukunft mein einziger Ehrgeiz sein, den Ruf eines treu-katholischen Bischofes mir zu wahren!“ — Fürwahr, ein schönes Wort, — und der Erzbischof hat es zur That gemacht! Das bedarf für unsere Leser einer weiteren Darlegung nicht.

Eine hohe Stellung bekleidet der Bischof in der Kirche Gottes, für die der Heiland allerdings die „monarchische“ Form gewählt, nach dem Muster der triumphierenden Kirche im Himmel: Ein Hirt und eine Herde! Tausende von Gestirnen, harmonisch gruppiert, drehen sich um einen einzigen Mittelpunkt. Dieser Mittelpunkt ist Petrus, es ist sein Nachfolger, der Papst, der darum der Kirche niemals abgehen kann sowohl auf dem Gebiete der Wahrheit, wie auf dem

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. Juni. Zweiter Sonntag nach Pfingsten. Simeon, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 14, 16-24. Epistel: 1. Joh. 3, 13-18.
 - St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Elementar- und Schulinder.
 - St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Martinstraße. Während des Monats Juni ist jeden Abend 1/8 Uhr gestiftete Herz-Jesu-Andacht mit Segen.
 - Ursulin-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 2. Juni. Erasmus, Martyrer.
- Dienstag, 3. Juni. Morilde, Königin.
- Mittwoch, 4. Juni. Florian, Martyrer.
- Donnerstag, 5. Juni. Bonifatius, Erzbischof und Martyrer.
- Freitag, 6. Juni. Norbert, Erzbischof u. Ordensstifter. Fest vom hl. Herzen Jesu.
 - St. Andreas: Abends 8 1/2 Uhr Predigt, 7 1/2 Uhr Sühne-Andacht.
 - St. Lambertus: Schluß der Fronleichnamsoktav. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nach demselben feierl. Prozession über den Stiftsplatz.
 - Karmeliteressen-Klosterkirche: Fest des hl. Herzens Jesu. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 1/8 Uhr Predigt, darnach Festandacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Sonntag, 7. Juni. Robert, Abt.

Gebiete der Gnade, — und dieser Hirt soll über alle Seelen, die zur Kirche Jesu zählen, eine königliche Macht ausüben.

Allein der Papst konnte unmöglich alle in bleiben; wie hätte sich da seine Thätigkeit auf alle die Millionen Seelen erstrecken können? Freilich hätte der Papst alsdann sich seine Gehlfen nach freiem Ermessen erwählen, berufen und wieder absetzen können — falls ihm der Herr die Vollmacht dazu verlieh. Allein das wäre doch eine allzu „menschliche“ Einrichtung gewesen; es hätte den so Berufenen zu wenig Göttliches innege- wohnt.

Darum schuf der Herr neben dem Papst- tum sofort auch den Episcopat: Er schuf auch ihn ewig und unzerstörbar, wie das Papsttum, — verlieh ihm jedoch eine mindere Gewalt. Er selbst wählte die ersten Bischöfe — die Apostel — und bildete sie insgesamt zugleich mit Petrus, dem ersten Papste, aus. Da haben wir nun fast die nämlichen Einsetzungsworte; da ja in der That die Aufgabe wesentlich die nämliche ist: „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch“ (Joh. 20, 21). „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!“ (Mark. 16, 15.) „Wer euch hören, der hören Mich, und wer euch verachtet, der verachtet Mich“ (Luk. 10, 16).

Durch diese und andere, dem Leser wohl- bekannte Worte hat der Heiland den Epis- kopat eingesetzt, der zugleich mit Petrus, aber unter dessen Oberleitung, die See- len weiden und regieren sollte. Mag zwis- schen den an Petrus und den an alle Apostel gerichteten Worten eine nicht zu leugnende Aehnlichkeit bestehen, so ist doch der Unter- schied nicht minder unverkennbar. Manches sagt der Herr nur zu Petrus; und was Er zu den Aposteln sagt, ist immer zugleich auch an Petrus gerichtet.

Abgesehen von diesen (ich möchte sagen) formellen Unterschieden, treten auch gar manche sachliche hervor. Zu Petrus hatte der Herr gesagt: „Auf dich will Ich Meine Kirche bauen; — zu sämtlichen Aposteln sprach Er: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Zuerst erbaut Er auf Petrus, als den Grundstein, Seine Kirche; hierauf regelt Er ihre Entfaltung nach außen. — Er hatte zu Petrus gespro- chen: „Alles was du auf Erden bin- den wirst“; das Nämliche sprach Er zu den Aposteln.

Da haben wir die nämlichen Worte zuerst an Petrus allein, hierauf an alle Apostel, in Vereinigung mit Petrus, gerichtet. Als Jesus endlich die Worte sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker“, — da wandte Er sich weder an Petrus ohne die Apostel, noch an die Apostel ohne Petrus: eine solche Trennung wäre eben unmöglich. Er richtet sie an die Apostel, mit Petrus in jener Weise vereint, die er vom himm- lichen Vater ersuchte: „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die Du Mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie Wir es sind!“ (Joh. 17, 11).

Der Papst läßt sich mithin ebensowenig von den Bischöfen trennen, als umgekehrt die Bischöfe vom Papste. Sie werden, kraft der Anordnung des Sohnes Gottes, stets vereint sein, jedoch so, daß die Bischöfe dem Nach- folger Petri untergeordnet sind. Diese Ein- heit aber, die sich so wunderbar dokumen- tiert durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, bildet jenen Felsen, dem die Pforten der Hölle machtlos gegenüberstehen.

S.

Vulkanausbrüche.

Von J. W. Feldhaus.

Die Nachrichten von dem Unglück, das zwei der kleinen Antilleninseln durch Vulkanaus- brüche getroffen hat, lenkt die Erinnerung

einerseits auf die Mitwirkung vulkanischer Vorgänge bei der Gestaltung der Erdober- fläche, andererseits aber auf das viele Leid hin, das die feuerpeinenden Berge schon über die Menschen ausschütteten.

Die Mitwirkung vulkanischer Thätigkeit bei der Veränderung der Oberfläche unseres Pla- neten erkannte zuerst der schwedische Gelehrte Celsius in der ersten Hälfte des 18. Jahr- hunderts. An der Küste seiner Heimat hatten die Bewohner schon lange ein Zurückweichen des Meeres beobachtet. Celsius fand diese Annahme jedoch in Widerspruch mit derjenigen der Bewohner der gegenüberliegenden dänischen Küste, die eher eine Steigung des Wassers beobachtet haben wollten. Er erkannte da- raus, daß die Veränderung des Wasserpiegels nur eine scheinbare sei, daß der Boden sich vielmehr durch vulkanische Vorgänge hebe, beziehungsweise senke.

Solche Vorgänge vollziehen sich jedoch nicht immer ruhig. Diese unterirdisch brodelnde Feuermasse hat sich Schöte gebildet, durch die sie mit der Oberfläche in Verbindung steht. Wir kennen heute deren noch viele Tan- sende, die 323 vulkanischen Herden ange- hören.

Aus dem Umstande, daß in Europa nur drei solcher Vulkane in der geschichtlichen Zeit bekannt waren und daß diese drei nur in sehr großen Perioden in Thätigkeit traten, ist es herzuleiten, daß wir uns das schrecklichste aller Naturereignisse kaum vorzustellen ver- mögen. Regen und Ueberschwemmung, Miß- und Feuersbrunst, Kälte und Dürre, Krieg und Seuchen vermögen nicht in so kurzer Zeit die gewaltigen Wirkungen hervorzu- bringen, die der Ausbruch der unterirdischen Gluthen des Gottes Vulkanos mit ihren alles erschütternden Gewalten leider zu oft gezeigt hat. Kein anderes Naturereignis vernichtet aber zugleich so vieles Leben auf einmal, ohne daß dem Menschen die Möglichkeit einer Abwehr bliebe.

Uns sind die Vorgänge des Vesuv, jenes majestätischen schwarzen Berges am Golf von Neapel, am meisten bekannt. Als einziger des europäischen Festlandes, ist er geologisch in sofern bemerkenswerth, als er entgegen der allgemeinen Regel, vereinzelt auftritt. Der älteste geschichtlich bekannte Ausbruch ist der vom Jahre 79 nach unserer Zeitrechnung. Er zerstörte die Städte Pompeji, Herculannum und Stabæ und vernichtete über 30 000 Menschenleben. Der berühmte Schriftsteller Plinius kam bei den Betrachtungen dieses Ausbruches, der das Interesse des Gelehrten mächtig anregte, um's Leben. Man fand ihn später unter Asche verschüttet, die Aufzeich- nungen, die sein gleichnamiger Neffe als Unterlage zu einem sehr guten Briefe über den Ausbruch verwertete, in der Hand haltend. Dem eigentlichen Auswurf dieser Berge geht meistens eine Erdrerschütterung oder ein dumpfes unterirdisches Rollen voraus. An- zeichen für eine nahe Katastrophe gibt es keine sicheren. Beim Vesuv achtet man genau auf die Farbe und die Menge des aufsteigen- den Rauches. Besonders ein Verfliegen, des letzteren gilt als ein ungünstiges Vorzeichen, weil man daraus eine Verstopfung des Schlun- des befürchtet. Ebenso ungewiß wie die Vor- zeichen einer Katastrophe sind die Perioden nach denen eine solche eintritt und der Ver- lauf, wie die Begleitererscheinungen derselben.

Der Scheregen, den der Schlund aus- schleudert, ist meist ungefährlich. Die Asche ist abgekühlt durch den langen Weg durch die Luft. Sie fällt allerdings oft mehrere Zoll hoch, je nach dem Winde, und schadet dann den Pflanzungen. Bei diesem Aschenregen, der 1860 auf Réunion 300 Millionen Kilo- betragen haben soll und der vom Vesuv aus schon bis gen Konstantinopel getragen wurde, bleibt es aber nicht immer. Oft folgen Ge- steinströmer aus Trachyt und Granit, es regnet Bimssteinstücke, Schlacken und Lava- bomben bis zu 10 Centimeter Dicke. 1832 fand man am Vesuv solche Stücke von 2½

Centnern. Die Wurfhöhe erreichte oft 2000 Meter und man fand solche Trümmer schon 10 Kilometer weit. Während der Eruption schwankt der Boden oft auf ungeheure Ent- fernungen, der naheliegende zerklüftet sich, Gebäude und ganze Orte stürzen ein. Die Quellen versiegen und neue thun sich auf.

Durch die Erdverschiebungen verändern Flüsse ihren Lauf oder bilden Seen, denn oft heben sich plötzlich ganze Länderstriche, wie die Küste von Chile, die sich im Jahre 1822 auf eine Strecke von 150 Kilometer um drei bis sieben Fuß erhöhte. Nach Plinius sank dagegen der Berg Cybulus und die Stadt Ruß in Kleinasien hinab. Die Reste des ehe- mals so herrlichen Tempels des Jupiters Sera- pis zu Puteoli bei Neapel zeigen an den drei noch stehenden Säulen deutliche Spuren von Bohrmuscheln. Diese Trümmer sind also ehe- mals mit dem ganzen Gelände unter die Meeres- oberfläche gesunken und später durch vulkanische Gewalten wieder gehoben worden. Diese herr- liche Gegend zeigt überhaupt unheimliche Ver- änderungen in ihrer Oberfläche, und es bedarf die Bevölkerung des ganzen wunderbar trüm- merreichen Gebietes der Neapolitaner, um auf solchem unsicheren Boden ihr dolce far niente zu bewahren. 1538 entstand hier auf einmal ein neuer Berg, der Monte nuovo. Furchtbar war das Ereignis, welches dieses Paradies im Jahre 1631 am 16. Dezember traf. Seit einem halben Jahrtausend galt der Vesuv für er- loschen, um dann mit ungeheurer Macht sein Unheil über 40 blühende Orte zu ergießen. Sieben Tage dauerte das Unglück und noch bis zum März des nächsten Jahres tobte der Berg im Inneren. Ueber 4000 Menschen und 10 000 Stück Heerdenvieh kamen dabei um. Zeitgenössische Chroniken schildern das Ereig- nis fürchtbar. Man sandte Boten aus, um das Ende der Welt zu verkünden. Das Volk aber lag vor den Altären und der damals so leichtsinnige und gnußsüchtige Adel wande- lte mit dem Bettler in langer Prozession zur Maria del Carmine. Aber unter diesem prächtigen Himmel kann der Mensch nie lange traurig sein, und mag Neapel noch tausende Male die Schrecken des Höllenschlundes zu kosten haben, solange nur wird der Eindruck anhalten, bis der Vulkan seine gewöhnliche Ruhe wieder angenommen und friedlich ran- chend seine Rauchwolken gegen den ewig blauen Himmel jendet.

Im Jahre 1861 brach der Vesuv nahe an seinem Fuße auf und sandte ungeheure Lava- massen über die Gegend. Die Lavaströme sind eine zähflüssige aber nicht allzu heiße Masse, die meist durch ihren ungeheuren Druck die Wände des Kraters durchbricht und sich dann über die Anhänge in feurigen Strömen er- gießt. Der im Jahre 1669 Catania zer- störende Lavastrom des Aetna erreichte eine Länge von 27 Kilometer bei einer Breite von 11 Kilometer. Derselbe Krater sandte 1819 einen Lavastrom von solcher Masse und Tem- peratur aus, daß dieser erst nach sieben Mo- naten gänzlich erkaltete. Die Geschwindigkeit, mit der sich diese glühende Flutwelle fortbe- wegt, ist z. B. am Vesuv im Jahre 1774 in der Minute über zweihundert Meter gewesen. Den Auswürfen folgen oft ungeheure Luster- schütterungen, so wurden 1822 die Decken des Palastes zu Portici dadurch gesprengt. Der Anblick der Sonne wird oft durch den dichten Rauch und den Scheregen so sehr verhüllt, daß man in Quito bei den Ausbrüchen des Wichincha mit Laternen auf den Straßen ging. Aber auch das Meer an dem ja fast alle Vul- kane liegen, hat die Schrecken der Erschütte- rungen, die im Jahre 1827 in Neugramada fünf Minuten dauerten, zu kosten. Seefahrer glauben aufgefahren zu sein, das Meer steigt hoch auf. Bei den Antillen bildeten sich 1755 Wasserberge von 7 Meter Höhe, bei Chile wich das Wasser dagegen 1822 und entblöhte den Grund.

Weil sich die vulkanischen Gebirge, wie ge- sagt, längs den Küsten oder als Küsteninseln erheben, ist es naheliegend anzunehmen, daß

sich Meerwasser in den Feuerherd ergießt. Merkwürdig ist der Fischauswurf der Vulkane des Hochlandes von Quito, von denen Humboldt berichtet. Ein Höhlenfisch, eine Art Wels, wird zu Tausenden durch den Vulkan ausgespien. Erreicht die Lava das Meer, wie z. B. im Jahre 1803 bei Neapel, dann bedecken viele tausend Fischleichen die heiße Oberfläche. Ganze Flüsse werden verpestet, wie der Magdalenenfluß im Jahre 1827. Denn diese Lavamasse ist oft eine ungeheure. Der Mauno-Loa auf den Sandwichinseln schleudert oft einen glühenden Lavaström von 30 Meter Dicke, wie eine Fontaine auf 350 Meter Höhe senkrecht in die Luft. Solche Feuermassen bilden dann über Felsen stürzend, wunderbare Feuer Cascaden.

Finden solche gigantische Evolutionen unter dem Meere statt, dann bilden sich Hebungen und Senkungen des Bodens, durch die beispielsweise die Insel Sabrina am 30. Januar 1811 in den Azoren, und 1831 Nerita bei Sizilien gebildet wurden. Doch verschwinden diese lockeren Bildungen wieder durch die Meeresbrandung.

Die plötzliche Verdichtung der Dämpfe, die der Vulkan in die kältere Außenluft schleudert, verursachen eine gewaltige elektrische Spannung, Blitze fahren aus dem wildtobenden Chaos empor und Donnerschläge unterbrechen das wilde unterirdische Getöse. Zum Schluß geht meistens ein gewaltiger Regen vom Berggipfel hernieder, der oft für einen Wasseranwurf angesehen wurde.

Wir Mitteleuropäer haben ja stellenweise auch alten vulkanischen Boden unter unseren Füßen, aber vor dem Schrecken solcher Evolutionen bleiben wir wohl bewahrt.

Das Wetter im Gebirge.

Von Max Real.

Für den Alpinisten, sei er nun ein Gipfelstürmer, ein Hochwanderer oder ein Thalbummler, ist das Wetter ein ausschlaggebender Nachtfaktor, den er mit in die Berechnung seiner Pläne ziehen muß, wenn sie stimmen soll, denn vom Wetter hängt das Gelingen einer Tour, vor allem natürlich einer Hochtour so wesentlich ab, daß es eigentlich nur selbstverständlich ist, wenn die Frage: wie wird morgen das Wetter? vorwiegend die Unterhaltung unter Touristen bildet. So wenig es im gewöhnlichen Leben als geistreich und geschmackvoll gilt, vom Wetter zu reden, so bedeutungsvoll und wichtig wird dieses Thema im Gebirge. Und da gilt es eine interessante Erscheinung festzuhalten, die man duzendmal beobachten kann, nämlich daß die meisten Touristen, in bezug auf das Wetter Optimisten sind. Ich spreche hier aus persönlicher Erfahrung. Wir sahen eines Tages auf der Post in Rasserent. Der Ort führte, damals wenigstens, seinen Namen nicht umsonst, denn der Regen ging in Strömen nieder, die von Jüst kommende Straße gleich einem Morast und von den Bergen herüber wollte man überhaupt nichts zu sehen. Es waren außer uns in dem niederen Gastzimmer der „Post“ noch eine größere Anzahl Touristen versammelt, die morgen den herrlichen Fernpaß überschreiten wollten, und die sich, ohne recht bei der Sache zu sein, die Zeit mit Lesen oder Kartenspiel vertrieben. Man sprach von diesem und jenem, bei allen aber herrschte nur der eine Gedanke vor, ob dieser feuchte Segen von oben noch lange andauern werde. Man frug den Posthalter, der zweifelnd mit den Achseln zuckte, man interviewte den Aufscher, der vielsagend die Augenbrauen in die Höhe zog und den Mund spitzte, als ob er pfeifen wollte, man suchte den Hausknecht durch ein entsprechendes Trinkgeld zum Sprechen zu bringen, aber das Drakelhafte seiner Antwort stand im umgekehrten Verhältnis zur Größe des ihm verabreichten Trinkgeldes, und schließlich wendete man sich an die Kellnerin, die jedoch alle Angriffe auf ihre Wetterkenntnisse mit

der stereotypen Redensart abschlug, sie sei acht Tag im Ort und während dieser acht Tage habe es immerfort geregnet. Das alles bot natürlich sehr wenig Trost und so verlegte man sich auf das eigenhändige Prophezeien. In Gruppen standen sie vor der Hausthüre und blickten zum grauen Himmel empor, der unaufhörlich und unerträglich Tropfen um Tropfen herabhandte.

„Sehen Sie, wie die Wolken die Berge hinaufziehen,“ sagte ein älterer Herr, der sich in seinen Havelock gehüllt hatte, „das ist ein gutes Zeichen. Ich wette, daß es morgen schön sein wird.“

„Wir ist's, als ob es schon nicht mehr so stark regnete,“ meinte eine junge, schlanke Dame, während ihr der Wind den kalten Regen ins Gesicht jagte.

Jetzt mischte sich ein Tourist, dessen Antecedentien nach Berlin wiesen, in das Gespräch. „Meine Herrschaften, soweit ich die Situation übersehen kann, bekommen wir morgen einen herrlichen Tag.“ Allgemeines Beifallsgemurmel. „Der Wind kommt von dort herüber, das ist ein guter Wind, auf den kann man sich verlassen, ich kenne das.“

So legte man sich denn mit den besten Hoffnungen bezüglich des Wetters zu Bett und am nächsten Morgen — regnete es genau so, wie am Abend vorher. Schnürl, nichts wie Schnürl.

Derartige Enttäuschungen sind im Gebirge nichts Seltenes, weil eben das Wetter auf die meteorologische Wissenschaft und auf die auf lokale Verhältnisse gestützte Prognose der Einheimischen keine Rücksicht nimmt. Daß es gewisse Anzeichen giebt, aus denen man das Wetter annähernd wenigstens für den Ort und seine allernächste Umgebung bestimmen kann, ist zweifellos. Aber die Zahl der Treffer, die man auf Grund dieser Anzeichen erzielt, bleibt immer noch so weit hinter der berechtigten Erwartung zurück, daß man niemals mit der vollen Sicherheit auf die Erfüllung seiner Prophezeiung rechnen kann, die für die Touristen von so großer Wichtigkeit wäre. Ich habe auf dem Gebiet vielfache Erfahrungen gesammelt, die mir insofern von Nutzen waren, als ich in den letzten Jahren auf allen meinen Touren gutes Wetter hatte und immer im Quartier oder wieder zu Hause war, wenn das Wetter umschlug, von ganz plötzlichen Wetterstürzen selbstverständlich abgesehen. So verlege ich z. B. die Ausführung einer Tour niemals auf eine Zeit, wenn abnehmender oder Neumond im Kalender steht, denn zum mindesten an Neumond tritt sicher ein Wechsel des Witterungscharakters ein. Ich weiß, daß die Meteorologen über meine Behauptung als eine unwissenschaftliche lachen werden, denn bekanntlich stellen sie direkt in Abrede, daß der Mond irgend welchen Einfluß auf das Wetter haben könne. Aber trotz dieser ablehnenden Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft, die ja selbst noch in den Kinderjahren steckt, bleibe ich bei meiner Meinung. In der Theorie mögen sie ja vielleicht Recht haben, die Praxis jedoch giebt vorläufig noch mir recht. Natürlich müssen auch noch andere Faktoren mitwirken, um hier das gewünschte Resultat zu erzielen. Ein solcher Faktor ist der Wind, der aber beweglicher Weise nur in lokaler Hinsicht in Betracht kommen kann. Für den einen Ort ist der Südwind, für den anderen der Ostwind von Bedeutung. Es ist deshalb von Vorteil, sich in seinem Standortquartier sofort nach der Richtung zu erkundigen, von der der sogenannte gute Wind zu kommen pflegt, man kann dann sehr leicht das Wetter für den nächsten Tag, natürlich auch hier wieder in Verbindung mit anderen Momenten selbst bestimmen. Ich hatte vor Jahren einige Wochen im Kesselberggasthaus an der neuen Kesselbergstraße Aufenthalt genommen. Hier habe ich die Bedeutung des Windes für die Gestaltung des Wetters kennen gelernt. So gegen 9 Uhr erhob sich fast täglich ein heftiger Wind, der sich während der Nacht zum Sturm steigerte, und der dann das Haus in

seinen Grundvesten erschütterte. Man machte mich damals aufmerksam, daß dieser Wind ein gutes Zeichen sei, und das hatte stets gestimmt. Möchte das Wetter am Abend und am frühen Morgen noch so ungünstig aussehen, es wurde, wenn nachts der Sturm an unseren Fensterläden gerüttelt und im Ramin gehault hatte, herrliches Wetter. Ich verließ mich auf dieses Zeichen so vertrauensvoll, daß ich einmal sogar bei strömendem Regen morgens den Ausstieg auf den Herzogenstand unternahm. Mein Vertrauen auf den Wind wurde auch nicht getäuscht, ich hatte noch selten einen so herrlichen Tag erlebt wie diesen. Nur zweimal blieb der Nachtfrost aus, der übrigens oft so stark war, daß der Kesselsee mit zimmerhohen, schaumgekrönten Wellen ging, und diese beiden Male hatten wir den folgenden Tag Regen.

Ich sprach oben von anderen Momenten, die bei Vorausbestimmung des Wetters nicht übersehen werden dürfen und ich will jetzt eine Reihe dieser Momente besprechen, wobei ich bemerke, daß ich dieselben alle wiederholt auf ihre Verlässlichkeit erprobt und mit denselben ca. 70—80 pCt. Treffer erreicht habe. Das ist immerhin etwas, bei der Ungewißheit, mit der jetzt noch die Meteorologie zu arbeiten gezwungen ist.

Abendrot besonders nach einem regnerischen Tage läßt auf einen kommenden Sonntag rechnen, der aber ganz bestimmt eintritt, wenn der Wind von der guten Seite weht. Morgenrot dagegen bringt mit unheimlicher Sicherheit, auch wenn der herrlichste Tag angebrochen ist, in kurzer Zeit schlechtes Wetter oder zum mindesten ein Gewitter. Daß natürlich der Barometerstand von Bedeutung ist, brauche ich wohl kaum eigens zu erwähnen, obwohl derselbe oft die unberechenbarsten Sprünge macht.

Ein vortreffliches Zeichen ist es ferner, wenn über Nacht Thau gefallen ist oder die Preiselbeer- oder Brombeerstände zahlreich mit den Regentropfen einer gewissen Spinnenart überzogen sind, von der man sagt, daß sie nur bei andauernd schönem Wetter ihre Netze anspannen. Steht das Gewölk besonders morgens und abends sehr hoch über den Bergen, dann darf man annehmen, daß die Sonne bald zum Durchbruch kommt. Rücken dagegen die Berge scheinbar ganz nahe zu uns heran und kann man alle Gegenstände infolge der klaren, von Feuchtigkeit erfüllten Luft deutlich und scharf erkennen, so kann man sich auf einen Umschlag des Wetters gefaßt machen. Je kälter es morgens ist und je mehr die Berge in Dunst gehüllt sind, um so besser ist es. Auch Neuschnee nach Regen läßt auf eine Besserung des Wetters hoffen.

Außer jener bereits erwähnten Spinne giebt es auch noch andere Tiere, die Wetterpropheten sind. So sieht man es gerne, wenn Schwalben recht hoch fliegen und es gilt als kein erfreuliches Zeichen, wenn sie laut schreiend hart am Boden dahin streichen.

Eine alte Regel sagt, wenn das Vieh den Berg aufwärts graßt, so bleibt es gutes Wetter, im umgekehrten Fall aber giebt es einen Umschlag.

Selbstverständlich gewinnt die Voraussage an Wahrscheinlichkeit, je mehr von diesen eben aufgeführten Erscheinungen zusammentreffen. Oft freilich lassen einem alle diese Momente, die für gutes Wetter sprechen, im Stich. Es war Abendrot, die Kühe grasen aufwärts, die Schwalben fliegen fast in den Wolken, der gute Wind geht, und doch regnet es fort und fort, trostlos und entsetzlich einen Tag wie den andern. In einem solchen Falle habe ich ein probates Mittel: ich bin der Gescheidtere und gebe nach, d. h. ich weiche dem Wetter aus. Mit dem nächsten Zuge verlasse ich die ungestliche Gegend und fahre selbst viele Stunden weit nach irgend einem andern Orte, von dem ich annehme, daß er außerhalb des Regencentrums liegt, in das ich geraten war. Diese Flucht vor dem Wetter war immer erfolgreich. Ein schlagendes Beispiel hierfür: Einen Pfingsttag fuhren wir nach Kuffstein, um über das

Strippenjoch ins Innthal zu gelangen. Es regnete schon, als wir München verließen, in Ruffstein aber regnete es noch mehr; wir warteten einen Tag, aber vergeblich, die Schleusen des Himmels wollten sich nicht schließen. Da setzten wir uns auf die Bahn, um einmal vorläufig nach Innsbruck zu gelangen, vielleicht war dort der Himmel gnädiger. Und meine Berechnung traf zu; als wir in die Nähe Innsbrucks kamen, schien die Sonne, es war dort überhaupt nicht ein Tropfen gefallen. Diese merkwürdige Thatsache habe ich zu wiederholten Malen beobachtet. Es mag ja unangenehm sein, eine geplante Tour aufgeben oder auf eine Bergfahrt verzichten zu müssen, auf die man sich schon längst gefreut hat. Aber was nützen alle schönen Pläne, wenn man sie dank des andauernden Landregens nicht ausführen kann. Statt sein Geld und seine Zeit unthätig in einem Bauernwirthshaus zu verbrauchen, ist es doch vernünftiger und richtiger, mit neuen Plänen und neuen Hoffnungen der Sonne und dem schönen Wetter nachzureisen.

Ein Sieger.

Novellette von R. Hirschberg-Fura.

Frau verwitwete Amtsrichter Winkler ordnet noch einiges an dem für drei Personen gedeckten Abendtisch. Der Theekessel brodelte, und die Hängelampe wirft einen milden Schein über das gelblich weiße Tisch Tuch. Ihre jüngere Schwester Elisabeth sitzt bei einer kleineren Lampe am Sofa-Tisch, liest „Romeo und Julia“ im Urtext, schlägt die ihr fremden Wörter in dem dicken Wörterbuch nach und trägt sie sorgfältig in ein kleines blaues Schreibheft ein.

„Wie lange Otto heute wieder ausbleibt!“ murrte Frau Martha. „Es ist wirklich rücksichtslos von ihm, uns mit dem Abendessen so lange warten zu lassen. Du wirst Mühe haben, ihm später diese Unpünktlichkeit abzugewöhnen.“

Elisabeth blüht lächelnd von ihren Büchern auf:

„Das wird schwer halten. Wenn er vielleicht an einem Krankenbett zurückgehalten wird, kann ich ihm das doch nicht abgewöhnen. Ich weiß, sowie sein Beruf ihn frei läßt, säumt er keinen Augenblick, zu mir zu kommen.“

„Du hast immer eine Entschuldigung für ihn.“

„Nur, wenn Du ihn anlagst. Ich kann doch nicht dulden, daß ihr euch etwa gar zankt.“

„Davon kann ja keine Rede sein. Ich meine nur, er könnte Dir, und da ich Mutterstelle bei Dir vertritt, auch mir etwas mehr von seiner Zeit opfern und nicht immer bloß auf ein Stündchen zum Abendbrot herkommen. Er fühlt sich Deiner zu sicher und giebt sich schon ganz als bequemer Ehemann.“

„Aber Schwester!“ ruft Elisabeth erstaunt aus, „wir sind unserer doch auch schon ganz sicher. Wir sind ja verlobt!“

„Das ist aber alles so schnell gegangen. Er könnte wohl erst noch etwas um Dich werben! Du giebst Dich ihm zu sehr hin.“

„Ich verstehe Dich nicht, Martha. Warum sollen wir noch Komödien mit einander aufspielen und Versteckens mit unserer Liebe spielen, da wir doch längst wissen, daß wir ohne einander nicht sein können?“

„Du bist natürlich in Deiner Verliebtheit ganz blind. Aber mich als Deine Schwester beunruhigt es, daß Dir Otto so gar keine Beweise seiner Liebe giebt. Er müßte mal irgend etwas thun, daß Du sehen kannst, wie sehr er Dich liebt!“

„Aber Martha, das weiß ich doch längst.“

„Ja, Du glaubst es zu wissen. Aber Du kannst es Dir, wenn Dich einmal ein Zweifel ankommt, nicht beweisen!“

„Einer Liebe, die zweifelt, läßt sich überhaupt nichts beweisen.“

„Doch, Elisabeth! Du müßtest ihn nur einmal auf die Probe stellen und sehen, ob er Dir zu Liebe irgend ein Opfer bringen kann. Er hat bis jetzt weiter nichts gethan, als Dir gestanden, daß er Dich gern haben möchte, und Du bist ihm gleich um den Hals gefallen.“

„Das ist ganz natürlich. Denn ich will ihn auch gern haben.“

„Du brauchst es ihn aber nicht so merken zu lassen.“

Elisabeth muß laut lachen: „Da müßte er aber zu dumm sein, wenn er sich das verheimlichen ließe. Ich kann nichts dafür, wenn er es merkt. In einem halben Jahre habe ich meine Lehrerinnenprüfung gemacht. Dann heiraten wir, und dann wird er es noch viel mehr merken.“

Frau Martha sieht ihre Schwester einige Augenblicke schweigend an. Dann fragt sie:

„Warum machst Du eigentlich überhaupt das Seminar noch durch? Ich halte es ja für sehr vernünftig. Aber ich möchte nur mal wissen, ob Du Dir selber darüber klar bist.“

„Das ist doch ganz selbstverständlich. Otto ist ja durchaus damit einverstanden! Als wir uns vor sechs Wochen verlobten, haben wir gleich die Hochzeit auf eine Woche nach dem Bestehen meiner Prüfung angesetzt. Otto wollte mir es nicht zumuten, daß ich um seinerwillen das Seminar so kurz vor der Prüfung verlassen sollte. Es ist zu drollig: Er sagte, ich sollte ihn nicht aus Noth heiraten, um eine Verjüngung zu haben, sondern aus freien Stücken, obwohl ich eine glänzend bezahlte Sprachlehrerin werden könnte. Nun darf ich also erst die Prüfung abmachen. Ich freue mich so sehr, wenn ich es ihm in allen Dingen recht machen kann!“

„Das ist eben nicht genug und zeugt von zu wenig Selbstachtung. Das Festhalten an Deiner Lehrerinnenbildung ist ein sehr vernünftiger Gedanke von Otto und so ziemlich das Einzige, was ich bisher an seinem Verkehr mit Dir zu loben finde. Aber Du mußt ihn nur auch selbst richtig verstehen und dann aus der bestandenen Prüfung auch das nötige Selbstbewußtsein schöpfen.“

„Da brauchst Du keine Sorge zu haben, Martha. Ich werde sehr stolz auf meine Censuren sein. Es würde mir wirklich sehr leid gethan haben, wenn ich so kurz vor dem so fleißig angestrebten Ziele hätte umkehren müssen. Die anderen hätten doch sicher gesagt, ich heiratete nur aus Angst vor der Prüfung. So aber werde ich mir wahrscheinlich das beste Zeugnis von allen holen und dann stolz sagen: Wenn ich wollte, könnte ich jetzt zu allererst von euch allen Lehrerin an der höheren Mädchenschule werden. Aber ich will nicht, ich trete euch meine Stelle ab und heirate meinen Otto.“

Es dauerte noch fast eine Stunde, bis der säumige Bräutigam endlich erscheint. Frau Martha ist über sein Ausbleiben immer verstimmt und auch Elisabeth ein wenig ungeduldig geworden. Aber wie der junge Arzt nun endlich ins Zimmer tritt, fliegt sie dem starken ein wenig ungeschlachten Menschen stürmisch an die Brust und birgt ihr glühendes Antlitz in seinem regenfeuchten Vollbart.

Das Abendessen geht nicht ohne kleine Neckereien vorüber, daß der Herr Otto so lange hat auf sich warten lassen.

„Martha hat ganz recht,“ sagt schließlich Elisabeth lächelnd, „Du könntest mir wohl einmal etwas zu Liebe thun und pünktlicher und auf längere Zeit zu uns kommen. Jetzt mußt Du ja doch schon wieder gleich fort.“

Otto erwidert: „Ich nehme diesen Vorwurf, den Du mir eben im Scherz machst, um so ernster, als ich ihn mir selbst schon so oft gemacht habe. Ich habe zu viel zu thun, und der Weg von meiner Klinik bis zu Dir ist so weit, daß wir uns fast nie haben können. Das geht aber nicht so weiter. Ich halte es ohne Dich nicht aus. Ich habe mir nun überlegt, daß die Geschichte mit Deiner

Lehrerinnenprüfung eigentlich ein recht überflüssiger Kram ist. Wir haben uns lieb. Alles andere geht uns nichts an. Meine Wohnung und mein Einkommen reichen für uns beide aus, ich schlage Dir also vor, Du trittst aus dem Seminar aus, wir bestellen morgen das Aufgebot, in drei Wochen sind wir verheiratet, und dann können wir uns viel öfter sehen, als jetzt, und so lange, wie heute, brauchst Du nie mit dem Abendbrot zu warten.“

Elisabeth sinkt glücklich an seinen Hals und sagt nur: „Mein lieber Mann.“

— Otto ist gegangen. Die Schwestern sind allein. Elisabeth merkt kaum, wie verstimmt ihre Schwester ist, die ihre Einwilligung zur beschleunigten Heirat nur sehr kühl gegeben hat. Jetzt faßt die Braut mit glücklichem Stolz die Hand Marthas und fragt: „Nun, ist es Dir jetzt Beweises genug, wie sehr er mich liebt?“

„Liebe? — Ich sehe nur einen Beweis von Selbstsucht und Bequemlichkeit. Er fordert von Dir jedes Opfer, und selbst thut er Dir nichts zu Liebe!“

Elisabeth aber spricht mit leuchtendem Antlitz: „Kein Schwester; nicht nur in dem, was sie thut, erweist sich die Liebe, sondern noch mehr in dem, was sie fordert. Durch nichts beweist eine Liebe ihre Größe mehr, als wenn sie mit ruhigem Gewissen ein Opfer zu verlangen den Mut hat. Höflichkeiten und Rücksichten mag Otto anderen Leuten erweisen, an die er kein Recht hat. Mich soll er lieb haben, und ich bin glücklich, daß er mich als sein Eigentum betrachtet!“

Pyramidenrätsel.

a Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen 1. einen Konsonanten, 2. eine europäische Hauptstadt, 3. eine Stadt Tyrols, 4. eine altgriechische Stadt, 5. eine norwegische Stadt. Wichtig gefunden nennt die senkrechte Mittelreihe eine bekannte Oper von Bellini.

Dreißilbige Charade.

Die ersten Beiden schenkt uns die Natur Und mannigfach hat sie der Mensch verwandt Geh nur spazieren Du in Feld und Flur, Dann findest Du sie oft im Ackerland. — Die Zweite ist sie groß und hast Du sie zu geben, So geht es, ach gar oft um Haus und Hof und Leben.

Das Ganze ist ein sagenhaftes Wesen Und hast Du schon als Kind von ihm gelesen, Doch taucht es auf nur in gewissen Bergen, Ist keines von den Riesen oder Zwergen.

Füllrätsel.

r . . . b . . . An Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen. Gegeben sind 2 a, 3 o, 1 e, 1 b, 1 d, 1 e, 1 f, 4 m, 1 o, 3 r, 1 t, 1 u. Wichtig gefunden ergeben sich 8 dreißilbige Wörter, die — aber in anderer Reihenfolge — nennen: einen polnischen General, Teil eines Wagens, eine schottische Stadt, einen steierischen Fluß, ein honigartiges Getränk, eine Stadt in Marocco, eine italienische Stadt, ein Salz.

Zweißilbige Charade.

Schließ' meine Erste nur mit Guten du, Thust du's mit Bösen, hast du wenig Ruh'. — Mein Zweites ist ein gangbar nützlich Ding Um's Ganze willen Rancken auf man hing. Doch war's in fernem, schwerer Zeit Ein Zeichen, das dem Kampf geweiht! —

Magisches Quadrat.

a b e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß e e e l die wagerechten und senkrechten Reihen l o r r gleichlautend nennen 1. einen griechischen Gott, 2. eine Blume, 3. ein Haustier, 4. eine bayrische Stadt.

Magisches Dreieck.

a b d e e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. einen Engländer, 2. einen griechischen Dichter, 3. einen Staat Arabiens, 4. einen Artikel, 5. ein Fürwort, 6. einen Buchstaben.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 15, 1-10. „In jener Zeit naheten Jesus Pharisäer und Sänder, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sänder an und ist mit ihnen.“ — „Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet?“ — „Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sänder der Buße thut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ — „Ober welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie ein Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und lehrte das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ — „Ebenso, soge ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sänder, welcher Buße thut.“

Die Kirche Jesu Christi.

II.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer, die sich selbst für gerecht halten, murren da über die Barmherzigkeit des guten Hirten, die Er gegen die irrenden Schäflein zeigt. Diese „Gerechten“ waren eben blind; sonst hätten sie erkennen müssen, daß Jesus der gute Hirt sei, der Seine himmlische Herde verlassen hatte, um dem in die Irre gegangenen Menschengeschlechte nachzugehen. Darum nahm Er unsere armselige menschliche Natur an; darum predigte Er, mahnte und warnte in geduldiger Liebe; ob die Irrenden nicht hören, ob die harten Herzen nicht erweicht und gerührt würden.

Allein, lieber Leser, das war dem Herrn nicht genug: Er sendet Boten an Seiner Statt in alle Teile der Welt, um zu predigen, zu mahnen, zu warnen, zu verheissen, — ob die Menschentinder nicht zur Besinnung kommen und sich dem guten Hirten zuwenden wollen. Und siehe! Seine Boten predigen, mahnen und bilten an Seiner Statt bis auf den heutigen Tag: es ist Seine Kirche! Ist die Kirche Jesu also notwendig? Ich antworte: So notwendig der Menschheit die Erlösung durch Jesus Christus ist, so notwendig ist ihr die vom Erlöser gestiftete Kirche. Dieser Satz wäre also zu beweisen, und ich will es in möglichst einfacher Form versuchen.

Die hl. Schrift lehrt uns, daß der ewige Sohn Gottes durch Annahme der menschlichen Natur sichtbar in die Welt eingetreten, daß Er im Laufe Seiner (irdischen) Lebensjahre, vor allem durch Sein Leiden und Sterben,

das große Werk der Erlösung gewirkt, daß Er endlich von den Toten wieder auferstanden und in den Himmel aufgefahren sei. Dadurch war das Werk der Erlösung zu Stande gebracht, wie der Herr Selbst vor Seinem Hin-scheiden am Kreuze ausgerufen hat: „Es ist vollbracht!“

Allein, lieber Leser, es war doch nicht in der Weise vollbracht, daß der Sohn Gottes als Erlöser von da an Seine erlösende Thätigkeit eingestellt hätte! denn war auch das Erlösungswerk an sich vollbracht, so war doch an den Menschen die Wirkung der Erlösung noch nicht eingetreten: sie waren noch nicht belehrt in ihrer Unwissenheit über Gott und ihr Seelenheil, noch nicht losgemacht von ihren Sünden und Verschuldungen, noch nicht erfüllt mit der heiligmachenden Gnade Gottes, noch nicht teilhaftig der ewigen Seligkeit. Ja, diese Wirkungen der Erlösung waren noch nicht einmal an allen denen eingetreten, die unter dem Kreuze des Erlösers standen, — also noch viel weniger an denen, die erst allmählich im Laufe der Jahrhunderte in die Welt eintreten sollten.

Ein Bild wird dem Leser klar machen, was ich damit sagen will: In den Jahren 1877 und 1878 lasen wir fortgesetzt in den Zeitungen, daß in manchen fernen Ländern — namentlich in Ostindien und in China — eine so schreckliche Hungernot herrschte, daß die Einwohner nicht nach Tausenden, sondern nach vielen Millionen Hungers starben. Hätte nun irgend ein Menschenfreund einen Ueber-fluß von Lebensmitteln ins Land geschafft und etwa in einer Hafenstadt niedergelegt mit der Bestimmung, daß an Jedermann

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. Juni. Dritter Sonntag nach Pfingsten. Medardus, Bischof. Evangelium nach dem h. Lukas 15, 1-10. Epistel: 1. Petrus 5, 6-11.
- St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Gymnasialisten. Nachm. 3 Uhr Predigt mit Andacht. Ursulinenklosterkirche: 13 stündiges Gebet. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 1 Uhr Betstunde für die Verstorbenen, 3 Uhr Betstunde für den Marienverein, 6 Uhr Komplet und Schluß.
- Montag, 9. Juni. Primus, Martyrer.
- Dienstag, 10. Juni. Maurinus, Martyrer.
- Mittwoch, 11. Juni. Barnabas, Apostel.
- Donnerstag, 12. Juni. Basilides, Martyrer.
- Freitag, 13. Juni. Antonius von Padua. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
- Sonntag, 14. Juni. Basilius, Bischof u. Kirchenlehrer.

Sinnsprüche.

Echtes ehren,
 Schlechtes wehren,
 Schweres üben,
 Schönes lieben!

* * *
 Fasten lähmt dich,
 Fasten grämt dich,
 Fleisch ernährt dich,
 Schweiß aber ehrt dich.

davon verteilt werden solle, soviel er nur brauche, so hätte man in Wahrheit sagen können: dieser edle Wohlthäter hat das ganze Land vom Hungerstode erlöst! Und dies ist das Bild dessen, was der göttliche Erlöser während Seines irdischen Wandels und durch Seinen Opfertod am Kreuze gethan hat. — Indes ist es klar, daß durch die Hinführung der Lebensmittel noch bei keinem einzigen Menschen der Hunger in Wirklichkeit gestillt ist; dies geschieht selbstredend erst dann, wenn man den Einwohnern des Landes zunächst bekannt macht, daß Lebensmittel vorhanden sind, wenn man sie zur Abnahme derselben einladet, sie ihnen zuteilt, und wenn dieses alles so lang fortgesetzt wird, als es noch Bedürftige und Hungerige giebt. Und diese Veranstaltungen, um jedem Einzelnen die Nahrung zuzuteilen, — sie sind, lieber Leser, das Bild dessen, was Christus der Herr zur Vollendung des Erlösungswerkes bis ans Ende der Welt zu thun fortführt: dies thut Er aber nicht mehr allein, (wie Er wohl allein für uns gelitten hat und gestorben ist,) sondern Er vollbringt es äußerlich an jedem einzelnen Christen durch Seine Stellvertreter, die Vorsteher der Kirche, Papst und Bischöfe, — und bringt dadurch innerlich die erlösende Wirkung hervor.

So zahlreich nun aber die Bischöfe sein mögen, ihre Zahl würde doch bei weitem nicht ausreichend sein, daß sie den Weisungen und Anordnungen Jesu bezüglich der „Vollendung des Erlösungswerkes“ gerecht werden könnten. — Ei, (wird der eine und andere denken) dann könnte ja das Oberhaupt der ganzen Kirche die Zahl der Bischöfe je nach Bedürfnis vermehren. Allein so einfach dieser Ausweg scheint, so beschwerend und hemmend würde es namentlich für die Leitung und Regierung der ganzen Kirche sein, wenn zwischen dem Bischof und den Gläubigen nicht das Priestertum als Mittelglied bestünde. *) Darum erwählte der Herr neben den zwölf Aposteln schon zweiundsechzig Jünger, denen Er den Auftrag erteilte, in den verschiedenen Ortschaften zu lehren und die Einwohner auf Seine Ankunft vorzubereiten.

Es ist freilich im Laufe der Jahrhunderte wiederholt versucht worden, aus den herrlichen Lehren, die Jesus speziell den Jüngern erteilte, den Beweis herzuleiten, daß die einfachen Priester oder Seelsorger mit den Bischöfen auf gleicher Stufe ständen. Das ist jedoch ein offenkundiger Irrtum. Jesus behandelt die Jünger ganz anders, als die Apostel; ihnen legt Er nicht die Hände auf, haucht sie nicht an, sondern überläßt den Aposteln, dies selbst zu thun, damit den Jüngern ihr Abhängigkeitsverhältnis lebendig vor Augen geführt werde; um ihnen zu zeigen, daß sie den einfachen Gläubigen gegenüber zwar Schafe, den Bischöfen gegenüber indes nur Lämmer seien.

Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß die priesterliche Gewalt ebensowenig vom Bischof, als die bischöfliche Gewalt vom Papste stammt, sondern daß auch sie unmittelbar von Christus Selbst herrührt, obwohl sie nur in Abhängigkeit vom Bischof ausgeübt werden darf.

Wie Papsttum und Episcopat, also ist auch das Priestertum vom Herrn Selbst eingesetzt und gleich ihnen ewig und unzerstörbar. Dem Irrelehrer Aëtius (4. Jahrh.) hielt man daher die einstimmige Ansicht der Kirchenväter entgegen, die in den Bischöfen die Nachfolger der Apostel und die Nachfolger der Jünger in den Priestern erkennen. „Was aber — sagt der hl. Augustinus — von der gesamten Kirche beobachtet wird und nicht durch Concilien eingeführt ist, dennoch aber immer festgehalten

wurde, kann nur von der Autorität der Apostel (d. i. von Jesus Selbst) herkommen“ (de Bapt. IV, 25).

So hat der Herr Seiner Kirche in den drei Stufen der Hierarchie: Papsttum, Episcopat und Priestertum, eine Verfassung verliehen, die durch ihr vollkommenes Ineinandergreifen jene großartige, von den Gegnern nie begriffene Einheit der wahren Kirche Jesu bedingt.

S.

Die Kunst zu reisen.

Von Dr. Th. Höveln.

„Welche Lust gewährt das Reisen“, so singt der Volksmund. „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schießt er in die weite Welt,“ so singt der Dichter Eichendorff. Und beide haben Recht, das Volk wie der Dichter, eine echte Reise Stimmung muß man haben, das heißt eine Festtagsstimmung, wenn man Freude vom Reisen haben will. Das Reisen an sich thut es nicht, nein, das Reisen will gelernt sein, denn das Reisen ist eine Kunst. Man kann mit viel Geld im Beutel, im Abteil erster Klasse oder in der bequemsten Equipage Italien, Spanien oder sonst ein schönes Land durchfahren, ohne Freude oder Nutzen davon zu haben, während der arme Dorfschullehrer oder der kleine Beamte alle Schönheiten auf seiner Fußtour mit Verständnis und höchster Freude genießt. Das liegt im Gemüt, das ist Temperamentssache. Wer auf Reisen seinen Gleichmut, seine Festtagsstimmung, seinen Humor verliert, der wird niemals den reinen, den vollen Genuß am Reisen haben. Da muß man sich selbst erziehen, da muß man sich über kleine Unbequemlichkeiten hinwegsetzen, da muß man jedes Schöne mit doppeltem Behagen genießen, alles Unangenehme abwehren, jedes Angenehme in sich aufnehmen. Wir Deutsche sind ein Reisevolk, wir verstehen es von Natur aus, eine Reise mit Annehmlichkeit und Nutzen zu vollenden. Diese Lust zum Wandern, dieses Talent zum Reisen ist ein wichtiger Faktor in sozialhygienischer Hinsicht, ein Faktor, der noch nicht genug gewürdigt wird. Je weitere Kreise in die Lage versetzt werden, jährlich für einige Wochen ihr Heim, die gewohnte Alltäglichkeit zu verlassen, sich heiter dem Genuße der göttlichen Natur zu widmen, desto tiefer geht die Stärkung des Gesamtorganismus, die Zufriedenheit der Seele. So wäre das Reisen ein gewaltiger Faktor zur Hebung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens des Volkes. Die Regierung hat es auch schon eingesehen. Früher konnte ein kleiner Beamter nur auf Reise-Urlaub rechnen, wenn er ein ärztliches Attest beibrachte. Heute ist bei der Post, beim Telegraphen- und Fernsprechnetz die Einrichtung getroffen, daß jeder Briefträger, jede Telegraphistin oder Telephonistin zwei bis drei Wochen Reise-Urlaub erhalten kann, ohne daß der Dienst darunter leidet.

Wenn man auch ein geborener Reisender ist, wenn uns auch das Talent zum Reisen im Blute liegt, so spielt doch die Erfahrung stets dabei eine sehr große Rolle. Vom Augenblicke der Abreise an bis zu dem der Heimkehr sind dem Reisenden eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, wenn nicht gar Schlingen gestellt, die nur die Erfahrung leicht und ohne Aerger lösen oder vermeiden kann. Die Beforgung von Gepäck, Fahrkarten, das Feststellen und Studieren der Anschlüsse, die Sorge um gute Unterkunft und Verpflegung, das alles sind Angelegenheiten, die Jeder mann aus eigener Erfahrung lernen muß. Doch giebt es einen Hauptpunkt, in dem man die Erfahrungen Anderer sich zu nutze machen kann, das ist der Reiseplan. Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Reisende auf ihren Touren zu viel sehen wollen. Sie machen sich einen Plan, in welchem jede Stunde, jeder Tag besetzt ist. Das ist ganz verkehrt. So mag ein Mann handeln, der eine wissen-

schaftliche Reise unternimmt, aber nicht ein Reisender, dem Erholung und Ergötzen die Hauptziele seiner Reise sind. Was hat man denn auch davon, wenn man die Schweiz oder Italien im Fluge durchzieht? Man nehme lieber an einem bestimmten Orte festen Aufenthalt und mache von dort aus seine Ausflüge, mehr oder weniger weit, je nach Zeit und Geld. Verfährt man so, dann spart man viel Zeit und Geld. Bei längerem Aufenthalte an einem Orte zahle man seine Besuche alle zwei bis drei Tage, oder lasse sich wenigstens die Rechnung geben, dann ist ein Irrtum leichter ausgeschlossen. Nicht selten ist etwas in Rechnung gebracht, was der Reisende nicht erhalten, nicht genossen hat. Hat man die Absicht, früh am Morgen abzureisen, so lasse man sich die Rechnung am Abend vorher geben, dann hat man Zeit und Ruhe genug, sie zu prüfen und richtig stellen zu lassen.

Personen, die selten reisen, glauben oft, daß ihnen die Reise nicht gut thut, daß ihnen die Ruhe im Hause besser gethan hätte. Das ist nur ein Uebergangsstadium für jeden nur halbwegs gesunden Reisenden, das überwunden werden muß. Da müssen Humor und fester Wille helfend und lindernd eintreten. Jemand, der eine lange Gewohnheit plötzlich unterbricht, wird in seinem Blut- und Nervensystem aufgeregt, um so mehr, je ausgeprägter und pedantischer sein Gewohnheitsleben war. Das längere Verweilen in frischer Luft, die ungewohnte Bewegung, der Verkehr mit fremden Personen, die neuen Erscheinungen, kurz, alles regt auf, ermüdet vielleicht. Wen es aber ärgert oder zornig macht, der ist krank, der hat zum mindesten keine Festtagsstimmung, die so leicht über alle kleine Verdrießlichkeiten hinweghilft. Aber was bei solchen schlechten Reisenden die Festtagsstimmung nicht gleich thut, das besorgt nach kurzer Zeit die Gewohnheit. Diese sorgt schon dafür, daß ein nur halbwegs ernster Reisender auch bald Freude und Vergnügen am Reisen findet. Wer es freilich nicht versteht, in die Kunst des Reisens einzudringen, für den wird sich allerdings der Jungbrunnen der körperlichen und geistigen Erholung und Stärkung kaum öffnen, mag er noch so viel über Zeit oder Geld verfügen. Der Humor ist auf der Reise wichtiger als der Geldbeutel, das ist auch ein Glück für die Gesamtheit. Dem der Humor fehlt, wer die Kunst des Reisens nicht versteht, der wird sich überall ärgern, am Rhein über die teuern Gasthöfe, in der Schweiz über die Engländer, in Italien über die schmutzigen und zudringlichen Bettler, in Spanien über die schlechten Eisenbahnen. Der Humorlose wird überall das Schlechte sehen und das Angenehme und Schöne übersäuen. Wer aber die Kunst des Reisens versteht, macht es ohne Anstrengung, fast instinktmäßig, umgekehrt. Der Alltag und die Gewohnheit bleibt hinter ihm, seine Seele spannt sich weit aus und es kommt ihm vor, als wäre die Welt auch heute so voll Wunder wie in Urbäter- und Märchenzeiten.

Die alte Fran.

Skizze von E. Bely.

Eine Gartenwohnung in Berlin S.-W., drei Treppen hoch. Das „Derling“ auf dem einfachen Schilde stand früher vor höher bezahlten Stockwerken, als der Geheimrat seine Gattin noch nicht als Witwe zurückgelassen hatte. Fran Luise beugt den weißgewordenen Kopf über eine Stickerie. Duzende von Küstentischen fängt sie so an für eine große Firma. Man kann gut bei der Arbeit zurückdenken. Am liebsten an die Mädchenzeit, in der sie vornehm mit den Eltern in dem alten Welfenschlosse auf dem Berge wohnte, dem das Landstädtchen zu Füßen lag. Ihr Vater war als Amtmann die höchste Gerichtsperson. Und Viktor war Referendar, sie verlobten sich sehr früh. Ach, was war es doch

*) Unsere Erzbischöfe Köln zählt allein 882 Pfarreien, in denen ca. 1800 Weltpriester (außer 142 Ordenspriestern) thätig sind.

noch für eine schöne Welt, als ein Professor mit sechshundert Thalern vertrauensvoll heiraten konnte! Lieber Himmel, das Best, in das sie dann kamen, und die Wohnung! Schneeweisse Balken konnte man mit der erhobenen Hand erreichen. Und sie waren doch so glücklich. Ihr Vetter wurde dort geboren, ihr Elwin! Und der wurde zum "verschollenen Sohn" — was haben sie dann durchmachen müssen! Alt und krank hat es den Mann gemacht.

Wirklich, da tanzt ein Sonnenstrahl über ihre Arbeit. Will der sie hinaus locken? Nein, ihre Erna muß ja auch den Sonnenschein durch die Fenster lachen seh'n, und kann nicht hinaus — wenn er überhaupt in den Hof des riesigen Bau's kommt, wo sie auf dem Bureau arbeitet als auswärtige Korrespondentin. Eine einträgliche, gute Stellung, sie ist stolz auf ihr braves Mädchen, das so frühzeitig tapfer auf eigenen Füßen steht. Und lange wird's auch nicht mehr dauern, dann heiratet sie. Sie selber wird eben stücken, so lange sie kann, und an ihren Zweiten Briefe schreiben und auf seine spärlichen Nachrichten warten. Sie hat ihn ja fortziehen lassen müssen, in das Land, das sie sich immer nach Schubart's Kaplied mit dem Soldatenabschied ausmalt: "Wir sollen über Land und Meer. In's heiße Afrika."

"Rot-Gold! hm!" eine andere Stimme, als die eigene hört sie bis Mitternacht nicht. Erna geht gleich vom Bureau aus zum Polterabend einer Freundin. Muß sogar in einem lebenden Bilde steh'n in griechischer Kleidung. Schade, daß sie ihr schönes Kind nicht sehen kann. Sie hat abgelehnt — zu alt!

Es klingelt. Ein ganz scharfer Ruck. Dann eine Stimme: "Sie selber, gnädige Frau?"

Sie knixt etwas altmodisch dem Freunde des Doktors Wilfram entgegen. "Bitte, treten Sie näher!"

"Küß die Hand, gnädige Frau! Wie steht's Befinden und von dem gnädigen Fräulein? Ja, die ist eine Starke, eine Selbstwillige!"

Er ist sehr beweglich, dunkel, elegant gekleidet.

"Schönes Wetter," sagt Frau Luise, die nicht recht weiß, was sie aus diesem, sie störenden Besuche machen soll. "Solch warmer Herbst thut wohl!" und ihr feines Lächeln — vor allem uns alten Leuten!"

"Frau Geheimrat haben eine schöne Aussicht hier!"

"Nun —"

"Ganz moderne Motive! Diese gestreckten Linien der Dächer und die geraden, hohen Fabrikshornsteine. Einer unserer neuen Maler würde entzückt sein!"

"Ja, ja, früher, wissen Sie, Herr von Mikuliz, hielt man Gottes freie Natur immer für den schönsten Aussichtspunkt." Er ist ihr absolut unsympathisch, sein harter ungarischer Accent, seine Unruhe, das Lächeln und Blinzeln und Zucken der kleinen Augen. Doktor Wilfram hat ihn einmal mitgebracht.

"Gnädiges Fräulein natürlich fleißig. Auch so ein modernes Mädchen mit dem Wunsch nach Freiheit und Selbständigkeit!"

"Ja —" sie hüpfelt leicht. "Modern ist das ja wohl — weil es so sein muß. Zu meiner Zeit — wer hätte sich da träumen lassen, daß die Frauen und Mädchen für sich selber sorgen sollten. Man — wartete eben auf die Versorgung, geduldig, ohne Ansprüche. Doktor Wilfram hat wohl viel zu thun? Er war lange nicht hier —" etwas zögernd, "was man so nennen kann in Bezug auf seine Stellung zu uns." Sie hüpfelt leise und ein fast verschämtes Rot steigt in ihr feines Gesicht.

"So? schau'n! Ja — das mag halt schon sein!" stößt Herr von Mikuliz hervor. Und dann ein Seufzer. "Was Unserer ist, so ein Bankier! Ach, gnädige Frau! Die Heh,

die Aufregung, die Sorge! Schon nimmer zum Anshalten! Auf Ehre!"

Er verdreht die kleinen, schwarzen, stechenden Augen.

Die Matrone nickt. "Es ist schwer, wer in diesen Zeiten durch will!"

"Aber freilich! Aber gewiß! schau'n's, das wollt' ich ja demonstrieren, oder illustrieren auch, Frau Geheimrätin. Unserer! Man hat schon was, will aber mehr, muß mehr haben. Will doch voran. So ein steppelchase! Na und erst der Rudi Wilfram — Armenpraxis! Das schafft ja nit viel! Der arme Kerl!"

Und der kleine Mensch giebt sich einen Ruck mit samt seinem Stuhl und ist ihr näher.

"Herr von Mikuliz!"

"So ein wahrer Freund, wie ich — dem ist doch kein Wind vorzumachen. Erst hat er's versucht — ganz beharrlich. Rudi, hab Dich nit, hab ich dann gesagt. Sei ehrlich — Du bist doch so unglücklich, wie die Spree tief ist. Und da hat er geschwiegen, mäuschenstill — gnädige Frau! Das war mir grad genug!"

Sie schüttelt den Kopf, atmet hörbar und sagt dann wie kraftlos: "Unglücklich? Spreetief? Wollen Sie mir das nicht erklären?"

"Bin ja mitten drin! Kassenarzt! Was ist denn da schon dran? Und die paar Leut nebenher. So wird man kein großer Doktor, macht keine Carrière!"

Die Frau sieht ihn an — ihre Gedanken und bei dem einen Wort stehen geblieben: unglücklich.

"Dr. Wilfram," erwidert sie mit leiser Stimme, "hat gegen uns nie — nie — er setzte doch sein ganzes Lebensglück auf eine Karte — so sagte er — und die hieß Erna. Bescheiden, beide, aber endlich doch einmal zusammen!"

"Er ist ja ein famoser Mensch, aber so unpraktisch. Zu einer großen Carrière nämlich, daß man Assistenz-Arzt von einer Autorität auf medizinischem Gebiet wird und eine richtige Heirat bringt Manches. Entweder die Tochter eines Arztes mit der großen Praxis und großem Vermögen, oder — eine Millionärin."

Pause; Mikuliz richtet sich auf und sieht die weißhaarige Frau an. Sie antwortet fast heiter: "Ja, mein Herr, von all' dem hat Doktor Wilfram nun freilich das Gegenstück gethan."

Mikuliz beugt sich wieder vor.

"Er hatte sich über Hals und Kopf in Fräulein Erna verliebt. So schön, so brav! so eigenartig, wie sie ist. Bitt schön, wer kann ihm daraus einen Vorwurf machen? Wer wird sich nicht in Fräulein Erna verlieben? Und die Charakterstärke, sich zu rechter Zeit bei dem Halsstragen zu nehmen und zu schütteln und zu sagen: "Nu bist aber geschickt, Mannerl, die hat er eben nit gehabt."

Die Augen, die ihn so groß und weit ansehen, vermeidet er. Er zieht den zweiten Handschuh von den Fingern und schlägt damit gegen sein Knie — patz! patz! "Und die gute Familie! Und wertgeschätzt, das Mädchen mit den modernen Ideen, daß sich die Frau selber durchhelfen soll. Sehr respektabel! äußerst respektabel! Er wird's zwingen, sagt er, wie so'n moderner Siegfried, daß sie zusammenkommen. Alles ehrlich gemeint! Gewiß! Aber — die Zeit, die das erfordert und die Kraft und den Lebensmut! Schauen Sie bloß, verehrteste Frau Geheimrätin! Da verzehrt sich denn einer in seinem Ammt und ist um seine besten Jahre und Stunden."

In die blauen Frauenaugen kommt ein dunkler Schein.

"Und er hat Sie beauftragt, das zu sagen? Mir?"

Der Bewegliche bleibt stehen.

"Just nit so — so genau. Aber, ich bin

doch sein bester Freund! Wenn ich für Dich was thun kann, habe ich gesagt. So — sondieren! so — andeuten? Und da ist mir der Gedanke gekommen, zu Ihnen zu gehen, Frau Geheimrätin und mit Ihnen zu reden. Ehrlich und offen!" Sie hält sich aufrecht, nur ihre Finger graben sich tief in die Polsterlehne des Sessels.

"Verstanden werden mich die Gnädige haben. Was besser ist für beide Teile, werden Sie ja auch einsehen! Viel Gepäck kann Einer heutzutage nicht tragen, der seinen Lebensweg frisch gehen will. Und wenn's not thut, so'll man lieber — die Aerzte schneiden ja so viel — kurz ab! Geschluchzt hat er, der arme Kerl und ich hab' gesagt: Ich bin Dein Freund! ich geh' zu der Frau Geheimrat! Eine kluge, eine gute und sehr vornehme Frau. Die kennt die Welt und das Leben. Die wird's einsehen!"

"Und dann?"

"Dann hab' ich ihm geraten, daß er dem gnädigen Fräulein schreibt!"

"Und dann?"

"Wie meinen?"

"Ihre weiteren Pläne und Aufträge?"

"Wie belieben? Ach so? Ja — Gnädigste —"

"Das Angebot ist größer, als die Nachfrage, nicht wahr, Herr von Mikuliz? Und der Dokortitel wird schon bezahlt —"

"Ich sag's ja, Frau Geheimrat kennen die Welt halt so wie sie ist!"

Stille. Nur das Ticken der Uhr.

"Soll ich dem armen Rudi etwas sagen?"

"Nichts!"

"Küß die Hand, mein Kompliment an das gnädige Fräulein. Sie ist so schön!" Sie sieht seine Hand nicht. Ein paar Schritte macht sie mechanisch neben ihm her.

"Servus! Frau Geheimrat!"

Die Thür fällt ins Schloß. Der Schritt verklirrt draußen. Eine Dampfseife tönt. Eine Glocke läutet. Sie sitzt in der Sofaecke, die Hände im Schooß. Sie sind so bleischwer. Dann wieder ein Klingelzug. Ein Brief. "Vom Jungen in Afrika?" murmelt sie. Nein! an Erna. Langsam kommt sie zurück und legt ihn auf den Tisch. Sie muß — was muß sie nur ersinnen?

An der Kante streicht sie entlang und berührt dabei den Brief. Er fällt zu Boden und sie hebt ihn auf. Dadrin steht's — sie weiß es. Mit einem Ruck reißt sie den Umschlag ab und liest: "Vermunzt! so ist das Leben! besser für Dich und mich —", sie liest es laut und dann wieder leise.

Den soll ihr armes Kind finden? Nein, so nicht! Er soll es ihr Auge in Auge sagen. Vor ihr soll er stehen, wie ein armer Sünder und Erna soll die schlankte Hand ausstrecken und ihm zurufen: Geh!

Sie faltet den Brief zusammen, schiebt ihn in den Umschlag, geht in das Schlafzimmer und kleidet sich um, mit aller Sorgfalt und Umständlichkeit.

Wilframs Sprechstunden werden vorbei sein. Dann wartet sie. So, den Vorplatz und den Handschlüssel. Nun die Treppe hinunter, über den Hof, durchs Vorderhaus. Den Brief hält sie in der Hand.

Der elektrische Wagen kommt und sie steigt ein, der Schaffner unterstützt sie, er bekommt sein Nickelstück mehr. Es ist schlechte Luft im Wagen und das dumme, bellommene Herz hämmert.

Ein Wigerl geht an ihr vorüber, ein Weib aus dem Volke zieht drei Kinder nach, mit schrillen Stimmen schreien sich gut angezogene Frauen etwas zu.

Nun ihre Haltestelle.

"Danke, danke!" dem helfenden Schaffner, der das Fünfpennigstück mit einem "guten Abend" quittiert.

Sie zieht die frischere Luft mit langer Atemzug ein, als sie auf dem Bürgersteig steht und schließt die Finger um das leise knisternde Papier.

Ein paar Schritte und sie muß wieder pausieren. Ja, zu leugnen ist das ja nun

mal nicht mit dem Herzleiden. Und dann hört sie plötzlich wie aus weiter Ferne Stimmen — die ihres Mannes, Elwins trostige Rufe, Edos Lachen, das Singen Ernas. — Wie hatte ihr Mann sein Töchterchen lieb! Wenn es einen Kummer hatte, dann tröstete er das Kind mit einem Volksliedchen aus seiner westfälischen Heimat:

„En Kuckuck up en Tüne satt,
Da kam en Schur und he word natt.
Da kam auch we'r en Sonnenschein,
Nu soll he wol' we'r dröge sin!“

Mit der rechten Hand faßt sie nach dem Gesicht, den roten Nebel weg zu jagen, den dummen Schwindel! Da, solch ein jäher Stich! „wieder Sonnenschein!“

Ein Dienstmädchen schreit erschreckt auf, als ihr die Schwankende vor die Füße fällt.

Nun bleiben andere Vorübergehende stehen, zwei, drei, fünf, neun laufen über den Fahrdamm.

„Was is passiert?“

„Wat giebt's denn?“

Es bildet sich ein Kreis um die Daliegende.

„Ne Ohnmacht — ne, weiter nichts!“

„Wos en Wisken Wasser!“

Da kommt ein schwerfälliger Droschkentischer heran. „Drüben is doch ne Unfallstation!“

Helfende Hände, die sie tragen. Auf der Schwelle des Hauses treten ein Schuhmann und der Wache habende Arzt der Gruppe entgegen.

„So, bitte, dahin legen.“

Und wie sich der Arzt über die Bewußtlose beugt, wird er selber blaß. „Ich kenne die Dame,“ sagt er, „Frau Geheimrätin Derling ist es.“

„Det jenügt,“ meint der Schuhmann.

Und in dem mit Karbolgeruch angefüllten Gemach setzt der Arzt die Belebungsversuche lange und sorgsam fort.

„So ne alte, nette Frau!“ meint der Heilgehülfe.

Aber in das blasse wehmütige Gesicht kommt kein Blutstropfen zurück; kein Schlag belebt das Herz wieder, trotz aller Mühe und Sorgfalt.

Der stätliche Arzt giebt endlich mit erlöschender Stimme die Todesurkunde an: „Herzschlag.“

„Nicht aus, als hat sie im letzten Augenblick gelacht,“ meint der Heilgehülfe.

„An' wohin soll'n wir ihr schaffen?“ fragt der Schuhmann, die Hände auf dem breiten Rücken. „Ins Schauhaus?“

„In ihre Wohnung; ich begleite sie, ich bin ein Freund des Hauses. Ich will — er atmet schwer — die Familie vorbereiten.“

Der Beamte macht Notizen.

„Sorgen Sie für den Transportwagen und telephonieren Sie nach Erfah für mich!“

„Sehr wohl, Herr Doktor!“

Mit schweren Schritten geht er hinaus; der Gehülfe hat in einem Hinterraum zu thun, Wilfram ist allein mit Ernas toter Mutter. Er hat vorhin einen Brief aus ihren Fingern gelöst. Seinen! Und er weiß alles!

„Herr Doktor, nu is parat — wohin nu?“ fragt der Schuhmann.

Wilfram sagt die Adresse, hält die beiden Schlüssel, nimmt Rock und Hut und dann wird sie sorgsam in den Krankenwagen getragen, und neben ihr sitzend, durchfährt er die volkreichen Straßen.

Dann hält der Wagen. Leer der Flur, der Hof, die Treppe.

Ein Dienstmädchen schmettert aus der Küche ein schrilles Lied in den Hofraum hinab:

„Was nützt mir ein Hofgarten,
Wenn And're drin wazieren gehn!“

und ein Säugling weint kläglich hinter einem Kellerfenster. Der Doktor schließt auf und zündet ein Wachlicht an, dann ein paar Leuchter. „Auf ihr Bett,“ sagt er flüsternd.

Und endlich gehn die Andern und er bleibt allein, im Vorderzimmer — Erna erwartend.

Wie lange? er hat nicht acht gegeben im Anstrich aller Gedanken. Und dann — er weiß, sie kommt jetzt, er fühlt es, eh' sie leise den Drücker in die Thür schieben kann, steht er draußen.

Sie hat den Mantel über dem Gesellschaftskleid zurückgeschlagen, beim Steigen ist ihr heiß geworden.

„Du?“ fragt sie und sieht ihn erstaunt an.

„Mutter — war nicht wohl —“

„Um Gotteswillen! laß mich —“

Er zieht sie leise in den Vorplatz.

„Jetzt schläft sie; jetzt nicht.“

Sie zittert, umklammert seinen Arm. „Ein Unglück?“

„Sie schläft, ganz fest. Wir können sie nicht mehr wecken. Aber, Erna, wir tragen den Schmerz gemeinsam —“

Sie schreit auf und stürzt nach der Thür, und er folgt ihr und er weiß, nun ist sie versöhnt, die alte Frau.

Das Unglücksbouquet.

Sumoreste von Julius Anhalt.

„Meine Herren, ich denke wir gehen jetzt; länger können wir nicht warten.“

Der Herr Dirigent des Gesang-Vereins sagte es in bitterböser Laune, und die Mitglieder seines Vereins in Frack und Cylinder formierten sich vor dem Vereinslokal zum Zuge; es galt dem Herrn Kalkulator, einem aktiven Sänger, zu seinem heutigen Wiegenfest ein Ständchen zu bringen.

Zur weiteren Verherrlichung des Tages, der vor nunmehr so und so viel Jahren dem Verein und der Welt einen biedereren Sangesbruder geschenkt, war ein Bouquet bei dem Kunst- und Handelsgärtner des Städtchens bestellt worden, das mit einer schwungvollen Rede dem Geburtstagskind überreicht werden sollte.

Punkt sieben Uhr früh sollte es im Vereinslokal sein; im feierlichen Zuge sollte die duftende Geburtstagspende ihrem Ziele zugeführt werden.

Herr des Himmels, es war nun schon ein Viertel nach sieben, halb acht, schließlich sogar dreiviertel acht Uhr geworden, und das Bouquet war noch immer nicht zur Stelle.

Die Sache fing an, fatal zu werden; denn fatal wird jede Programmänderung, vor allem, wenn sie gelegentlich einer Veranstaltung schon am frühen Morgen ihren Anfang nimmt.

Die Wartezeit war also um, der Herr Dirigent machte notgedrungen zum Aufbruch, und ohne Bouquet ging es in geschlossenem Zuge vor das Haus des Geburtstagskindes.

Die Aufstellung war erfolgt . . . erster Tenor, zweiter Tenor, erster Bass, zweiter Bass!

Und harmonisch Klang der Morgengruß durch die Morgenluft: „Wir grüßen Dich mit Herz und Hand, Dich, Bruder, treu und wahr, Es bleibe diese schöne Hand so heut, so immerdar.“

Glücklicherweise hatte das Lied acht Strophen und jede dieser acht Strophen acht Verszeilen — vorstehend sind der Kürze halber nur vier angeführt —, so daß der Herr Dirigent Zeit zum Hoffen hatte, das Bouquet werde inzwischen doch noch zur Stelle kommen; denn im Vereinslokal war die strikte Weisung hinterlassen worden, den Jungen, der das Bouquet etwa bringen würde, schnellstens nachzujagen.

Minute auf Minute entschwand, die siebente Strophe war verklungen . . . das Geburtstagskind schaute gerade dankbar lächelnd aus dem Parterre-Fenster, die Situation war zur Bouquet-Ueberreichung wie geschaffen.

Die achte Strophe nahte hier ihrem Ende — da, o Glück, erschien im letzten entscheidenden Moment ein Knabe mit dem riesengroßen Blumenstrauß in Sicht.

Der letzte Akkord veranschte, der Dirigent trat vor, streckte seine Rechte zur Empfangnahme des Bouquets dem eilends daherkommenden Jungen entgegen und begann mit seiner schwungvollen Rede, an deren Eingang die Worte gewählt waren:

Treuer Freund: Des Lieder Gruß ver-

Nimm noch diesen Blumenstrauß jetzt hin, Im Gefühl der Erinnerungen.

Wird der Strauß noch lange Jahre blühen!

Doch, der vermaledeite Bengel hatte dem Herrn Redner den Strauß nicht gereicht, war vielmehr schnurstraks an das Fenster geeilt und hatte ihn dem Geburtstagskind selbst übergeben mit den Worten: „Schönen Gruß von der Frau Wirtin zum „Frischen Trunk“, das Geburtstagskind möge recht lange leben und recht lange noch trinken!“

Der Knabe hatte sich seines Auftrages entledigt und war dann, ein reiches Trinkgeld einheimend, lustig davongesprungen.

Fatal, überaus fatal.

Wer könnte das Peinliche einer solchen Situation sich nicht mit den rechten Farben zusammenstellen, wo alle Spigen der Verlegenheit zusammenwirken?

Noch einmal setzte der Dirigent zu seiner Rede an . . . das Bouquet kam nicht.

Wohl oder übel mußte es eben „ohne“ gehen, und als die Herren dann im Festzimmer das übliche Gläschen Wein schlürften, gab der Herr Dirigent dem Geburtstagskind die Aufklärung über das unliebsame Vorkommnis, daß das Bouquet rechtzeitig bestellt worden, unbegreiflicherweise aber noch nicht abgeliefert sei.

Das konnte nun allerdings nicht hindern, daß die Fröhlichkeit Triumphe feierte.

Da auf einmal öffnete sich weit die Thür, und zwei Knaben brachten einen Blumentopf angeschleppt.

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang der Herr Dirigent auf die Kinder zu, drängte sie mit ihrem Blumengruß zurück und wetteuerte: „Jetzt hol Euch der Kuckuck! Schert Euch mit Euren Blumen dahin, woher Ihr gekommen seid. Nun brauchen wir den Plunder nicht mehr.“

Man hatte sich nämlich geeinigt, jetzt das Bouquet nicht mehr anzunehmen und einfach wo anders ein anderes zu bestellen, das heute Abend den Geburtstagsstich zieren sollte.

Schon nach wenigen Minuten aber erschien ein guter Freund des Geburtstagskindes, um, wie er sagte, sich persönlich zu erkundigen, ob hier noch alles geitig normal sei; denn daß man sein Geburtstagsgeschenk so mir nichts, dir nichts zur Thüre hinaus expediere, schien ihm nicht leicht begreiflich.

Der Herr Dirigent drückte sich . . . ihm wurde der Boden jetzt doch zu heiß unter den Füßen.

Unter allgemeinem Gelächter löste sich das Mißverständnis auf, die Fröhlichkeit stieg immer mehr und mehr, als, wie ein gehehertes Bild, der Herr Dirigent mit dem eigentlichen Blumenstrauß des Gesangvereins ins Zimmer stürzte; denn das Bouquet war ohne jegliche Bemerkung von einem sonst unbekanntem Knaben bei der Frau des Hauses für den Herrn Dirigenten abgeliefert worden. Und die gute Frau in ihrem Eierjuchstau mel vermutete etwas ganz Besonderes in dem „Dings mit den rosanen Bändern“ und hatte vor kaum einer Minute „Bouquet“ und Satten zur Thür hinausgeworfen.

„Ein reines Unglücks-Bouquet“, fluchte der Herr Dirigent, den Schweiß sich von der Stirne wischend, denn noch stand die schwerste Arbeit vor ihm: die Aufklärungsgeschichte zu Hause! Er nahm einen herzhaften Schluck.

„Meine Herren, ich denke, ich gehe jetzt,“ entschuldigte er sich jedoch flugs und . . . ging.

Ankündigungen aus voriger Nummer:

Pyramidenrätsel: Senkrechte Mittelreihe: Norma. Wagerechte Reihen: R, Rom, Meran, Palmyra, Stavanger.

Dreißilbige Charade: Rübgezähl.

Füllrätsel: Rab, Rom, Jes, Bom, Bor, Ret, Nur, Agr.

Zweißilbige Charade: Bundschuh.

Magisches Quadrat: Ares, Rose, Sel, Selb.

Magisches Dreieck: Rhodes, Homer, Oman,

Den, Er, S.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Kaufbrauch der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 5, 1-11. „In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See Genesareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze.“ — „Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ — „Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet euere Netze zum Fange aus.“ — „Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen: aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ — „Als sie dies gethan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß.“ — „Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten: und sie kamen, und füllten beide Schiffelein, so daß sie beinahe versunken wären.“ — „Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch!“ — „Denn Stonnen hatte ihn ergriffen, und Alle, die bei ihm waren, aber den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gesellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“ — „Und sie führten ihre Schiffe an's Land, verließen Alles, und folgten ihm nach.“

Die Kirche Jesu Christi.

III.

Jesus sprach zu Simon: „Fürchte dich nicht! von nun an wirst du Menschen fangen!“ Diese Prophezeiung des Herrn, lieber Leser, hat sich erfüllt. Am Pfingsttage, da der Heilige Geist herabkam, bewunderten wir bereits die Kraft, mit welcher der Menschenfischer zum ersten Male sein Netz auswarf. Nach tausenden zählen die, welche sich nach der ersten Predigt Petri bekehrten: es sind die Besten in Israel, die der Galiläische Fischer in den Maschen des wunderbaren Netzes zu den Füßen Seines Herrn und Meisters führt. Allein das Schifflein Petri sollte nicht lange in den engen Gewässern Judas bleiben. Das bescheidene Fahrzeug gewinnt bald die hohe See und schaukelt nun auf den Wassern, die nach dem hl. Johannes die Wölker und Nationen bedeuten (Geh. Off. 17, 15). Und siehe! Weder die hochgehenden Wogen noch des Sturmes Ungeflüm erschrecken den Fischer vom See Tiberias. Er weiß eben, daß er den Gebieter über Sturm und Ungewitter an Bord hat; und durchdrungen von „der Kraft aus der Höhe“ (Luk. 24, 49), hat er über den unermeßlichen Ozean das Netz der apostolischen Predigt geworfen, — ein Netz, groß genug, die ganze Welt zu umspannen. Wie groß, lieber Leser, ist diese Aufgabe Petri und seiner Amtsnachfolger! Haben sie auch zahlreiche Gefährten in jenem heiligen Unternehmen, — so beschränken sie doch, als die Führer des Schiffleins der Kirche, die ganze Besatzung, denn Jesus befiehlt

durch sie und lenkt die Unternehmungen zum Heile der gesammten Menschheit.

Wenn wir nun heute, wie auch sonst oft, im Evangelium lesen, wie die Volkschaaren dem Herrn überallhin folgten, und wie Er ihnen die Lehre des ewigen Heils verkündete, so steigt unwillkürlich der Gedanke in uns auf: Ach, hätte ich doch auch das große Glück gehabt, den Herrn zu sehen, zu hören, von Seiner Lehre ergriffen und geheiligt zu werden! Was nützt das mir, was anderen Menschen vor vielen Jahrhunderten in einem fernen Lande zu Teil geworden ist!

Wie notwendig war es also, lieber Leser, daß der Herr Seine Kirche einsetzte und ihr die Befähigung und den Auftrag gab, Seine Lehre mit vollkommener Unfehlbarkeit allen Menschen durch alle Jahrhunderte zu verkünden! Dadurch sind wir sogar in einer besseren Lage, als wenn der Herr noch jetzt auf Erden wandeln und Seine Lehre noch immer mit eigenem Munde verkünden würde. Denn wollte der Herr auch nicht in jeder Pfarre, sondern etwa nur in jedem Lande predigen, und auch wieder nicht öfters, sondern nur einmal, — so würden schon sehr viele Jahre vergehen, bis der göttliche Lehrer nur ein einziges Mal durch die ganze Welt herumgekommen wäre. Du könntest leben, lieber Leser, und würdest alt werden und endlich sterben, ohne auch nur ein einziges Mal die Gnade gehabt zu haben, den Herrn zu sehen und Seine Lehre zu hören. — Deshalb ist uns die Kirche Jesu notwendig, durch die wir Seine göttliche

Kirchenkalender.

- Sonntag, 15. Juni.** Vierter Sonntag nach Pfingsten. Vitus, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 5, 1-11. Epistel: Römer 8, 18-23.
 - St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion für die Schule an der Kronprinzen- und Nachenerstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht u. Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation.
- Montag, 16. Juni.** Venno, Bischof. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr Hochamt in der Meinung der St. Seb. Schützengesellschaft.
- Dienstag, 17. Juni.** Adolf, Bischof.
- Mittwoch, 18. Juni.** Marcellian, Martyrer.
- Donnerstag, 19. Juni.** Gervasius und Protasius, Martyrer. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr ist gestiftetes Segens-Hochamt.
- Freitag, 20. Juni.** Silverius, Papst und Martyrer.
- Sonntag, 21. Juni.** Moysius, Gonzaga. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 9 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Moysius.

Lehre hören und lernen können an jedem Orte, an jedem Sonn- und Feiertage, während unseres ganzen irdischen Lebens.

Und nun denke ich an den Herrn, wie Er den reumütigen Sündern Verzeihung ihrer Fehltritte gewährte. Die reuige Sünderin Magdalena floh zu den Füßen des Herrn; und weit entfernt, ihr Vorwürfe zu machen, nahm Er sie vielmehr gegen böswillige Nachrede in Schutz; Er entließ sie mit vollkommener Verzeihung ihrer Sünden und verlieh ihr solchen Ueberfluß an Gnaden, daß sie eine der größten Heiligen wurde. — Und jenes Weib, dem Er in Samaria, am Jakobsbrunnen, begegnete, hatte zu Anfang nicht einmal Reue über ihr sündiges Leben. Allein als der Herr in Seiner menschenfreundlichen Weise zu ihr sprach, da wallte ihr Herz auf in wahrer Reue und rückhaltlosem Bekenntnisse ihrer Verschuldung, und sie verließ ihren Herrn und Heiland bekehrt und begnadigt. — Ein anderes Mal hatten die scheinhelligen Pharisäer eine arme Sünderin, eine Ehebrecherin, ergriffen und schleppten sie zum Tempel, wo Jesus eben lehrte; erbarmungslos und voll Schadenfreude verflagten sie die Aermste, zugleich mit der böswilligen Absicht, den Herrn selber in große Verlegenheit zu bringen. Wir wissen, wie strenge Er diese heuchlerischen Ankläger abfertigte; aber Seine ganze Sanftmut und Barmherzigkeit wandte Er der Sünderin zu: ihre bloß natürliche Beschämung gestaltete sich zu einer übernatürlichen Reue um. — Er verzieh ihr und entließ sie in Gnaden.

Und wie vielen andern Sündern hat der Herr damals Gnade und Verzeihung gewährt! Wohl freuen wir uns dessen, lieber Leser, und danken dem Herrn für diese zahlreichen Beweise Seiner überreichen Erbarmung. Allein, da wir selbst auch Sünder sind, da wir nicht bloß ein einziges Mal gesündigt haben, sondern leider so oft in Sünden fallen, was nützt uns das, wenn der Herr anderen Sündern so bereitwillig Verzeihung gewährt? Uns selbst muß Verzeihung werden, damit wir nicht verloren gehen! Der Herr ist längst in Seine himmlische Herrlichkeit zurückgekehrt; wir werden Ihm niemals mehr auf Erden begegnen, daß wir Ihm Sünden zu Füßen fallen und aus Seinem göttlichen Munde die Losprechung vernehmen. Ja, selbst wenn der Herr noch auf Erden wandelte, wer weiß, ob wir Ihn jemals, selbst nach vielen Jahren, zu Gesichte bekämen? — Sollen wir also gekräftigt werden, lieber Leser, so ist uns die göttliche Anstalt der Kirche notwendig, die das Amt der Sündenvergebung allüberall im Auftrage und in der Kraft dessen verwaltet, der zu den ersten Vorstehern Seiner Kirche — den Aposteln — das für alle Zeiten geltende Wort gesprochen hat: „Denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie erlassen, denen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten!“ (Joh. 20, 21.)

Mit einem Worte: Hätten wir die Kirche nicht, in der unser Herr noch immer forsfährt, die Menschen zu erlösen, — hätte diese göttliche Wirksamkeit nach Christi Himmelfahrt aufgehört, so wäre nur eine gar kleine Anzahl Menschen zum Heile gelangt, die gerade damals, zur Zeit der irdischen Lebenstage Jesu, im heiligen Lande lebten. So wahr es also ist, daß der Sohn Gottes nicht gekommen ist, um jene wenigen Menschen im Judenlande allein zu retten, sondern allen Menschen bis zum Ende der Welt die Rettung anzubieten, — so wahr ist es auch, daß die Kirche vom Herrn wirklich eingesetzt und so ausgestattet ist, daß das Erlösungswerk bis zum Ende der Tage fortgeführt werden kann.

S.

In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Dalsfeld.

II.

Wie die Freimarkte entsteht.

Der erste Saal, den ich betrat, war der große Oberlichtsaal der Reichsdruckerei. Hier stehen die besten und feinsten Maschinen der Druckerei, die selbst die mehrfarbigen Drucksachen, auch mit gleichzeitigem Nummerdruck, genau und sicher selbstständig vollziehen. Es spricht für die gute Ventilation, daß in diesem Raum, wo beinahe hundert große und kleine Maschinen unausgesetzt arbeiten, wo hunderte von Menschen atmen, die Luft eine vorzügliche war. Es ist ein gutes Zeugnis für die Maschinen, daß sie durchaus keinen auffallenden Lärm machten. Gute Luft, vorzüglich arbeitende Maschinen, zufriedene Menschengesichter, das ist die Signatur dieses Riesensaales. Das Bild änderte sich, als wir den Saal verließen und nach einer kleinen Wanderung den Gummiersaal betraten.

„Hier ist unser Gummieraum,“ sagte mein Führer, indem er die Thür öffnete, „er ist für uns eine ziemlich neue Einrichtung.“

Ich trat ein, um entsetzt auszurufen: „Um Gottes willen, wie viel Grad haben wir denn hier?“

Ein junger liebenswürdiger Beamter trat sofort auf uns zu und sagte: „Sechszwanzig Grad Celsius. Wir brauchen diese Temperatur, um die gummierten Papierrollen in der vorgeschriebenen Stunde zu trocknen. Man gewöhnt sich an die Wärme. Sie sehen, wir sind in leichtester Sommertoilette, einfache dünne Leinenanzüge.“

Und ich befand mich im dicken Winterüberzieher. Aber ich litt ohne zu klagen.

Das Papier, welches hier gummiert wird, dient nur zu Freimarken. Es wird in Rollen von 50 kg. Gewicht und 900 Meter Länge gekauft. Von diesen Rollen werden täglich 12 Stück hier gummiert.

Ich trat an die Gummier-Maschine, die aus einem gefüllten, eisernen Behälter den Gummierschleim auf das Papier goß. Zwei breite, schmale Bürsten strichen das überflüssige Gummi wieder ab. Diese 900 gummierten Meter Papier laufen von selbst durch den langen Saal und hängen sich von selbst in vier langen Reihen an dünnen Stangen kunstgerecht auf. Die Arbeiter stehen ruhig da und sehen zu wie die wirklich tadellos funktionierende Maschine für sie arbeitet, exakter und sicherer als sie es mit ihren Händen thun könnten.

Der Gummischleim wird täglich frisch aus gutem Rohmaterial in einem Nebenraum hergestellt. Der Zusatz von bestem Glycerin dient dazu, um die Sprödigkeit des Gummi zu lindern und seine Haltbarkeit zu vergrößern. Man braucht wirklich keine Angst zu haben, wie es doch oft vorkommt, eine Freimarkte selbst mit der Zunge anzufeuern, die Gummiermasse ist tadellos rein und enthält keine Spur von schädlichen Stoffen. Es herrscht die höchste Sauberkeit in dem Gummier-Raum, aber diese Hitze — ich war froh, ihr zu entkommen.

Alle diese gummierten und getrockneten Papierrollen werden in der Buchbinderei von sauberen Mädchen in passende Bogen zerschnitten. Dann kann die Maschine ihre Arbeit beginnen. Jede Platte enthält von Künstlerhand gearbeitet, 100 Freimarken. Vier Kupferplatten gehören zu einem Bogen, der also 400 Freimarken enthält. Es lagen ganze Stöße von Marken auf dem Tische der Buchbinderei. Der täglich Verbrauch ist zu groß.

Die Kupferplatten mit den eingravierten verkehrten Bildern der je 100 Freimarken hat der betreffende Oberfaktor in sicherem Verwahrort, das ist ein eiserner, eingemauerter Tresor, welcher in seinem kleinen Arbeitszimmer steht. Dieser Arbeitsraum ist in einer Ecke des großen Saales angebracht, von wo er den ganzen Raum durch ein Fenster übersehen kann.

Nicht nur die einfarbigen, auch die zweifarbigen Marken können durch einmaligen Druck hergestellt werden. Natürlich werden alle Wertpapiere von der Zweifennigsmarkte an bis zum Tausendmarktschein der strengsten Kontrolle bei der Herstellung unterworfen. Es muß genau soviel Papier abgegeben werden als die Arbeiter empfangen haben. Da darf auch nicht das geringste fehlen. Natürlich geht es auch hier nicht ohne Fehl- oder Makulatur ab. Diese unbrauchbaren Stücke werden später sorgsam vernichtet.

Im Jahre werden durchschnittlich zwanzig Millionen Bogen zu je 400 Freimarken gedruckt, also die schöne Summe von 8 Milliarden Stück Freimarken.

Perforiert werden die Freimarken erst nach vollständiger Fertigstellung. Diese Durchlöcherung geschieht auf besonderen, den sogenannten Perforierungsmaschinen.

Wiel schneller und einfacher ist der Druck der Postkarten und Postanweisungen. Letztere werden mit und ohne Freimarkte hergestellt.

Alle diese Karten werden nur auf der Schnelldruck- oder Rotations-Maschine hergestellt, bei welcher Maschine die Platte durch eine Walze, durch einen Zylinder erjezt ist. So eine Rotationsmaschine ist ein Ungetüm, das allein ein Kapital repräsentiert. Bedient muß sie werden von drei Männern, dem Maschinenmeister, dem Aufleger und Abnehmer. So eine Schnelldruckmaschine arbeitet ganz anders als eine einfache Druckerpresse, sie kann in einer Stunde bis zu zweitausend Bogen, mit je 25 Postkarten oder je 25 Postanweisungen liefern. An Postkarten werden im Jahre gedruckt rund 300 Millionen Stück; Postkarten mit Rückantwort etwa den zehnten Teil.

In dem Saal, wo diese Arbeiten vollzogen werden, fällt dem Besucher ein umgitterter Raum, eine Art Zimmer mitten im Saal auf. Das ist der Raum, wo ein Beamter weiter nichts thut, als täglich die geheimen Drucksachen des Staates zu verpacken und zu versenden.

Alle Beamten und Arbeiter, welche mit der Herstellung von geheimen Drucksachen beschäftigt sind, werden durch Handschlag verpflichtet. Bei den geheimen Drucksachen wird ebenso gewissenhaft und sorgsam verfahren, wie bei der Herstellung von Wertpapieren. Kein Stück Papier, keine Makulatur darf fortgeworfen, alles muß prompt abgeliefert werden.

Die Heilkraft der See.

Saisonplauderei von Th. S. Gall.

Zimmer wenn der Sommer naht, eilen Tausende und wieder Tausende an die See, um sich der Heilkraft derselben anzuvertrauen. Wie besäet sind die Ufer von auf und niederwogenden Menschenmassen, und das Dampfrohr trägt, auf ehernem Pfade dahinrollend, stets fernere Scharen herzu. Es ist wahr: es sind immer wirklich Leidende, die in diesen heißen Sommertagen hier Aufenthalt nehmen. Auch die Mode spielt mit hinein, und da es teilweise zum guten Ton gehört, Ostende und Sylt, Helgoland oder sogar Dieppe besucht zu haben, bezieht man in dem einen oder anderen dieser Badeorte eine Villa oder mietet sich in den fashionablen Hotels ein, wo sich gewissermaßen Reichtum und Bornehmtheit ein Stelldichein geben. Aber zugute kommt jedem der stärkende Odem des Meeres, ob man seiner bedarf oder nicht, ob er Genesung von einem wirklichen Leiden bringen soll oder man nur wohlgefällig die angenehme, erfrischende Kühlung hinnimmt, die von ihm ausgeht. Man braucht gar nicht stets und unter allen Umständen den Körper in die kristallinen Fluten zu tauchen. Schon ein nicht gar zu knapp bemessener Aufenthalt am Meere genügt, die mächtige Wirkung, die von jenem ausgeht, kennen zu lernen. Vom Antlitze weicht die verblichene, an die Stadtluft gemahnende Farbe, um dafür frischeren Tönen den Platz einzuräumen. Der Appetit

wird rege, die Nerven beruhigen sich. Des großen Nutzens gedenkt zu gedenken, den die See allen jenen gewährt, die an einer Erkrankung der Atmungsorgane leiden. Kein Wunder, denn die Lungen werden ja sozusagen bis in den letzten Schlupfwinkel von einer reinen, völlig staubfreien Luft durchtränkt, und daß jedes Atom derselben gewissermaßen mit Salzgehalt erfüllt ist, muß nur dazu beitragen, jedem edlen Organ die ersuchte Genesung um so sicherer zuzuführen.

Das Meer war immer dasselbe — seit Neonen der stets fließende Born, die schier unerschöpfliche Quelle, wo Mutter Natur dem Sterblichen Linderung von allen nur denkbaren Krankheiten und Gebrechen oder sogar vollständige Genesung zuführt. Die Alten wußten denn auch den Wert der ihnen geheimnisvoll blinkenden Heilkraft hinreichend zu schätzen. Wie überhaupt das Mittelmeer, bevölkert sie auch diese smaragdähnliche Flut, die unendliche Tiefe mit einer Reihe von Gottheiten, deren glütigem Walten und Wollen jene segensreichen Spenden zugeschrieben wurden. So war die sonnige Küste Italiens etwa zwischen Rom und Neapel zur Blütezeit der Siebenhügelstadt eigentlich nichts weiter als ein einziges, mächtiges, langgestrecktes Seebad, ein Nebeneinander von Villen mit herrlichen Gärten oder von größeren Ortschaften mit Tempeln und Theatern, mit Rennbahnen und Ringplätzen. Denn der Römer der Cäsarenzeit suchte das Seebad keineswegs stets allein zu Heilzwecken auf; gerade so wie der moderne Kulturmenschen wollte auch er nebenher unterhalten und zerstreut sein. So waren die Seebäder jener Epoche denn nachgerade Pflanzstätten von Luxus und Schwelgerei jeder Art geworden. Den ersten Platz unter ihnen nahm unstreitig Bajä ein. Allein bald nahmen Ueppigkeit und Laster hier derart zu, daß der eigentliche hygienische Zweck, den man doch mit einer Villeggiatur an der Küste erstrebt, vollkommen in den Hintergrund trat.

Die klassische Welt ging unter, und barbarische Horden machten sich breit auf den Stätten ihrer einstigen Kultur. Sie hatten weder Sinn für die urewige Schönheit des Meeres, noch Kunde von der geheimnisvollen Heilkraft, die im smaragdnen Raß schlummert. Bajä lag in Trümmern, die übrigen Seebäder an der italienischen Küste erfuhren ein gleiches Schicksal. Dem ganzen Mittelalter war das Salzwasser ein Gegenstand des Abscheus und Schreckens. Die Phantasie der Menschheit war eine andere geworden: in den kristallinen Fluten hatten die Helenen und nach ihnen die Römer holde Frauengestalten gesehen und gutgesinnte, schilfkränzten Männer; nun sollten mit einem Mal Dämonen hier hausen, die der Menschheit nichts als Unheil erfannen: Verderben oder sogar Tod. Wie man im Binnenlande den Missethäter mit Stockschlägen und Gefängnis bestrafte, so tauchte man ihn am Meere in die verhasste Salzflut. Da ereignete sich etwas Wunderbares. War da ein armer Teufel, der allerhand auf dem Kerbholz hatte und zugleich ein böses Gebreist im Leibe; nach herrschender Gepflogenheit mußte er sich, um seine Sünden gegen die Justiz zu büßen, etliche Wochen hindurch solchem unfreiwilligen Taufbade unterziehen. Siehe da: er ward bei dieser Gelegenheit nicht allein der Strafe ledig, sondern auch seines körperlichen Gebrechens! Man sah und staunte. Die Kunde von dieser merkwürdigen Genesung drang weiter in die Lande. Der eine oder andere schüttelte wohl ungläubig das Haupt, aber die Tatsache selber ließ sich nicht fortlegen. Ein Stern war aufgegangen in dem bisherigen Dunkel der Nacht, ein Jahrhundert durch in Vergessenheit geratenes Arzneimittel hatte sich der Menschheit von neuem enthüllt: die nimmer rastende, niemals versiegende, zauberhafte Heilkraft der See.

In jenen Jahrhunderten war die Menschheit von einem bösen Leiden heimgesucht, das zum Teil dauerndes Siechtum über sie ver-

hängte und den heimtückischen Keim auch auf fernere Geschlechter übertrug. Ich meine die Stropheln. Alle Arzneien, die angewandt wurden, versagten; man sah sich einem Molocho gegenüber, der stets neue Opfer fordern würde. In solcher Not wagte man es schließlich, die neue Arznei, von der hier und da Kunde aufgetaucht war, am eigenen Körper zu erproben. Den Abscheu gegen das Salzwasser überwindend, stieg man hinein und verweilte darin. Zugleich wusch man die Wunden sorgsam aus und umwickelte sie mit Seetang. Ja, man trank sogar das bittere Wasser, genau auf die Wirkungen achtend, die sein Genuß hervorbringen würde. Die Besserung blieb nicht aus; schließlich stellte sich sogar Genesung ein. Aber man glaubte immer noch an einen Zauber, an das ursprünglich günstiger gewordene Walten von Mächten, die sich dem Menschen bisher höchst unfreundlich gezeigt hatten. Erst einer späteren Epoche war es vorbehalten, das Rätsel, worin denn eigentlich die Heilkraft der See bestehe, endgültig zu lösen. Heute wissen wir, daß ein günstiges Zusammenwirken mannigfacher Kräfte und Umstände stattfinden muß, um jene Arznei gewissermaßen zu Stande zu bringen: der Salzgehalt des Wassers, das Tod der Pflanzen- und Schalthiere, die hier ihren Wohnsitz haben, die von allen schädlichen Substanzen fast völlig freie, kristallklare Luft. Man grubelte damals jedoch nicht über all das nach — man nahm es hin, wie es geboten ward, und erkannte dankbar die Wirkung an, die es hervorbrachte.

Heute ist die See wieder völlig in ihre Rechte gesetzt. Die ersten lauen Frühlingstage beginnen bereits das Gestade zu bevölkern, im Hochsommer erreicht selbst der Besuch die Spitze, um dann allmählich zum Herbst hin wieder fortzubrückeln. Wer irgend vermag, verweilt so lange wie nur möglich an der lieb gewordenen Stätte. Der Deutsche genießt aber den Vorzug, daß die beiden großen Ozeanteile, die seine Heimat umsäumen, sowohl in Bezug auf Lage als auch auf Wirkung in hygienischer Hinsicht von einander völlig verschieden sind. Bekanntlich hat die Nordsee zwar ungleich stärkeren Wellenschlag, doch dafür entbehren die Ufer derselben eigentlicher Vegetation, vor allem des balsamisch duftenden, grünen Waldbestandes. Wie ein nicht enden wollender Gürtel, gewoben bald aus Buche und Eiche, dann wieder aus Fichte und Föhre, so begleitet der Wald, ein echter, prächtiger, deutscher Wald, wo die Drossel singt und Eichhörnchen hoch oben in den Wipfeln Purzelbäume schießen, das Gestade der Ostsee und mischt den eigenen erfrischenden Odem mit dem nicht minder kräftigen, den die Fluten ausströmen. Aber freilich der Wellenschlag nimmt sich, mit demjenigen des Schwestermeeres verglichen, karglich aus; nur selten merkt man etwas von der Berierkerkraft, die in der Tiefe schlummern soll. Meist murmeln die Wellen nur ein freundliches Geplausche, das sich sogar hin und wieder unter blauendem Himmel und dem buntsackigen Geklingel der Sonnenstrahlen wie zum scherzhaften Rinnegetändel abtönt.

Aber wie das Meer immer schön ist, ob es zornig gegen die Ufer stößt oder lojend mit den Kieselsteinen spielt — auch die Heilkräfte, die in ihm schlummern, lassen niemals im Stich. Heute baut man nicht allein am Gestade Wohnungen für diejenigen, die hier Genesung erhoffen, sondern um die Wirkung des Seeclimas voll und ganz auszunützen, macht man Fahrten über den Ozean, die Wochen und Monate andauern. Ein bestimmter Zweig der Hygiene läßt es sich angelegen sein, mit diesem direkt von der Natur gebotenen Arzneimittel eine ganze Reihe von Krankheiten zu kurieren — von Krankheiten, denen gegenüber früher die Wissenschaft sich so gut wie ratlos befand. Schwindsucht, Scrophulose, Blutarmut, Nervosität: gegen alle diese bösen Plagegeister des Menschengeschlechts, die es decimieren und lichten, bietet sich — dem Him-

mel sei Dank! — heute ein, wenn richtig angewendet, fast niemals versagendes Arzneimittel — die Heilkraft der See.

Das Attest.

Von Josefa Vogt.

Seit unser Ernstchen das Gymnasium besuchte, hatte ich meine liebe Not mit dem Jungen. Bis dahin hatte ich denselben immer für ein braves Kerlchen gehalten, auch in der Vorschule war er ganz patent gewesen, ganz abgesehen davon, daß er vor seinem schulpflichtigen Alter von der ganzen Familie als Wunderkind angestaunt wurde. Aber jetzt . . .

Schon in der Sexta hatte es gehapert. Mein schöner Traum, daß mein Sohn in geistiger Beziehung seine Gefährten um Haupteslänge überragen und stolz als Primus durch die Klasse gehen werde, erwies sich bald als leerer Schaum und schließlich war ich froh, daß er überhaupt verjezt wurde. Und nun erst in Quinta — du lieber Himmel, was da Alles gelernt werden mußte! Latein und Deutsch und Rechnen und Zeichnen und wer weiß was noch Alles.

Heut' schien Ernstchen einen ganz besonderen Unglückstag gehabt zu haben, denn er kam sehr niedergeschlagen nach Hause und meinte: „Mama, alle Prozentrechnungen waren wieder falsch.“

„Nicht möglich,“ staunte ich, „ich hatte sie doch mitgerechnet.“

„Ja, was Du gerechnet hattest war auch richtig,“ gab der Junge zu, „aber ich hatte es falsch abgeschrieben.“

„Aber Ernstchen,“ tadelte ich, „wie kannst Du bloß falsch abschreiben . . . Du bist doch sonst ein lieber Sohn —“

„Der Lehrer hat gesagt, wir können so viel Nullen daran hängen wie wir wollen, und da hab' ich eben Nullen daran gehangen und nun ist's doch falsch,“ heulte Ernstchen. „Und nun muß ich's noch einmal rechnen und abschreiben soll ich's fünf Mal und einen Brief hab' ich auch mitgekriegt.“

Neugierig öffnete ich das Kouver und las: „Wir weisen Sie darauf hin, daß Ihr Sohn im letzten Vierteljahr im Rechnen hinter den Anforderungen der Schule zurückgeblieben ist. Es liegt in Ihrem Interesse, hierin Abhilfe zu schaffen.“

„Das ist schlimm, sehr schlimm mein Sohn,“ sagte ich ernst, „Du mußt viel fleißiger sein und dich jeden Nachmittag mindestens eine Stunde im Rechnen üben.“

„Das geht nicht Mama,“ behauptete Ernstchen, „wir Schüler der höheren Lehranstalten werden so wie so schon überanstrengt.“

„Ach, Dummheit,“ wandte ich ärgerlich ein, „wer hat Dir denn das wieder weiß gemacht?“

„Niemand Mama,“ behauptete der Junge, „aber Du brauchst nur die Zeitung zu lesen, die bringt einen langen Artikel darüber.“

„Glaub' doch das Zeug nicht, was diese albernen Zeitungen schreiben.“

„Siehst Du, so bist Du nun! Wenn was in der Zeitung steht was Dir paßt, dann sagst Du: Steck doch Deine Nase ins Blatt, — steht aber was darin was mir paßt, dann heißt es: Ach was, diese dummen Zeitungen.“

Ich hielt es nicht für ratsam, mich mit dem Jungen in eine Diskussion über den Inhalt der Zeitung einzulassen, sondern nahm eine Inspektion seiner Bücher und Hefte vor. „Latein“ stand auf dem Ersten, das ich aus der Mappe zog.

„Herrsch Ernstchen,“ fragte ich erstaunt, „seit wann schreibst Du dem die Diktate mit roter Tinte?“

Mein Quintaner wurde arg verlegen und sagte: „Nun ja, auf dieser Seite sind zufällig die unregelmäßigen Verben und die kann ich noch nicht. Da hat eben der Lehrer manches mit roter Tinte verbessern müssen.“

„Aber im deutschen Hefte sieht's ja auch so rot aus,“ wunderte ich mich.

„Da ist auch so eine Seite,“ erklärte Ernstchen, „da sind lauter Sätze mit „daß“ und „das“ drauf und da kann man die „s“ so leicht verwechseln. Wo keine solchen Sätze sind, habe ich immer „gut“ oder „genügend“ darunter.“

„Und das Zeichnen . . .“ ich blätterte das Heft durch, in dem ich gar sonderbare Figuren zu schauen bekam, „da sind ja viereckige Kreise und kreisförmige Vierecke drin.“

„Auf das Zeichnen kommt's nicht an,“ meinte der Junge, „das ist ja nur ein Nebensach, in dem wir nicht viel zu können brauchen, genau wie im Singen und Turnen.“

„Da kannst Du also in allen Nebensächern nichts?“ examinierte ich weiter.

„Doch, Mama,“ verteidigte sich Ernstchen, „singen kann ich ganz gut, aber ich treffe gewöhnlich den richtigen Ton nicht. Im Turnen giebt's allerdings viele, die's besser machen wie ich. Ueberhaupt das Turnen . . . weißt Du, das ist schrecklich . . .“ Ernstchen trat dicht an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Der Turnlehrer haut immer gleich.“

„Da wird er wohl auch alle Ursache dazu haben,“ nahm ich den Lehrer in Schutz.

„Ach, wegen der paar Haue ist mir's ja nicht,“ eiferte Ernstchen, „fürchten thu ich mich vor dem Turnlehrer schon lange nicht. Aber wenn man in allen Nebensächern ungenügend hat, rechnet das bei der Censur mit. Wenn es keine Nebensächer geben würde, brächte ich also ein viel besseres Zeugnis mit nach Hause.“

„Um, — da hatte der Junge eigentlich nicht so unrecht. Je weniger Nebensächer, desto weniger „ungenügend“, und somit eine Verbesserung im allgemeinen. Aber es lag doch nicht in meiner Macht, ihn frei zu machen von den Sächern, die ihm am wenigsten befielen.“

Eines Mittags klagte Ernst über Kopfschmerz. Er sah wirklich etwas blaß aus, entwickelte aber den üblichen guten Appetit, was mich wieder beruhigte. Als es aber nach Tisch an das Fertigmachen der Schularbeiten gehen sollte, stellte sich der böse Kopfschmerz wieder ein.

„Du bist wahrscheinlich nach Schulschluß wieder auf der Straße umhergetollt, hast Dich erküht, bist dann in Zug gekommen . . .“ kombinierte ich.

„Nein, Mama,“ behauptete der Junge, „dasson ist es nicht.“

„Na, wovon denn?“ fragte ich.

„Das kommt vom Turnen,“ erklärte Ernstchen mit aller Bestimmtheit.

„Unfinn,“ widerlegte ich ihn, „glaub' nur das nicht. Turnen ist gesund.“

„Für mich nicht, Mama,“ stöhnte der Junge.

„Heut hab' ich's ganz deutlich gefühlt. Erst schon beim Klettern, da kam ich gar nicht in die Höhe. Und dann am Reck, da thaten mir die Arme weh. Beim Rundlauf schließlich, — ach, da kriegte ich Stiche, ich sage Dir, solche Stiche —“

Während ich zuerst dem Lamento Ernstchens einen Wert beigelegt hatte, wurde ich jetzt doch aufmerksam. Diese Symptome schienen darauf hin zu deuten, daß irgend etwas im Organismus nicht in Ordnung war.

„Wo hattest Du denn die Stiche?“, erkundigte ich mich teilnehmend.

„Nun, hier,“ Ernst zeigte auf die Brust, „und hier,“ er tippte an die rechte Seite, „hier auch,“ er griff nach der linken Hüfte, „kurz und gut, im ganzen Körper.“

„Das hättest Du aber doch dem Lehrer sagen sollen,“ belehrte ich ihn.

„Hab' ich auch,“ erklärte er, „aber der meinte, ich solle nur tüchtig mitlaufen, dann würde mir schon besser werden.“

„Da kann ich Dir auch nicht helfen,“ bedauerte ich, „gegen das Turnen giebt's kein Mittel.“

„Doch giebt es eins,“ beharrte mein Sohn, „mein Freund Neumann braucht auch nicht mitzuturnen und der hat mir's verraten. Wenn ich ein Attest vom Arzte mitbringe, werde ich dispensiert. Also laß mir doch vom Doktor

Menzel ein solches Attest ausstellen, dann ist mir schon eine bessere Censur sicher.“

Also ein Zeugnis vom Arzt, daß der Junge zum Turnen untauglich sei, — nun, das würde ich schon ausgestellt erhalten, zumal ich mit dem Doktor sehr gut bekannt war. Freilich mein Mann . . . „Du mußt ich doch erst Papa fragen,“ wandte ich ein, „Du weißt, der hat andere pädagogische Grundsätze wie ich.“

Daß Papa nicht so ohne weiteres auf Ernstchens Plan eingehen würde, wußte ich zwar im Voraus, aber daß ich eine so schroffe Abweisung erfahren würde, hatte ich nicht geglaubt.

„Laß Dir doch von dem Bengel keine Faxen vormachen,“ lachte mein Mann, als ich ihm die Sache vorgetragen hatte, „hast Du je gehört, daß der Junge über Kopfschmerz oder Stiche oder sonst etwas geklagt hat, wenn er sich stundenlang im Garten umhergetrieben hatte? Wenn's zum Spielen oder zum Dummheiten machen mit den anderen Jungens geht, dann ist er stets an der Spitze, dann hört man ihn schon viertel Stunden weit schreien. Also das mit den Stichen ist pure Komödie. Wer weiß, was ihm in der Turnstunde nicht paßt. Vielleicht ist ihm der Lehrer zu streng, vielleicht ist er zu bequem zu jeder körperlichen Anstrengung, vielleicht glaubt er, es sei besser, wenn er die Stunde dazu benützt, um in alten Indianerbüchern zu schmökern. Nein, weißt Du, so leicht darfst Du Dich nicht beschwipen lassen. Den Schwindel kenne ich besser, ich habe ja auch einmal die Bänke der Quinta gedrückt.“

„Du kannst unmöglich von Dir auf Ernstchen schließen,“ nahm ich dieses in Schutz.

„Sei ohne Sorge,“ verteidigte mein Mann seine Ansicht, „besser ist die Jugend nicht geworden. Dieselben Dummheiten, die wir seiner Zeit verübt haben, sind auch heute noch im Schwange. Außerdem aber würde ich es geradezu für einen verhängnisvollen Fehler halten, wenn unser Ernst nicht ein recht forscher Turner würde.“

„Wenn nun aber seine Konstitution zu zart ist, daß er derartige Strapazen, wie da verlangt werden, nicht aushalten kann“, warf ich ein.

„Das Turnen kräftigt eben gerade die Konstitution“, widerlegte mich mein Mann, „deshalb müßte es von Ernst doppelt eifrig betrieben werden. Denn es hat mit seinem Einfluß auf die Funktionen aller körperlichen Organe eine wesentliche Bedeutung für die Gesundheit, indem es sowohl durch Bewegung, Kräftigung und Abhärtung Krankheiten verhütet, als auch eingetretenen Störungen des Organismus entgegenwirkt. Das Turnen bildet also . . .“

„Das mag alles gut und schön sein, mein Lieber“, unterbrach ich die turnerische Voreilung meines Mannes, „aber ich sehe nicht ein, weshalb es mich abhalten sollte, mit Ernst zu Doktor Menzel zu gehen, damit der den Jungen untersucht.“

„Unterjungen kannst Du ihn lassen so oft Dir's beliebt“, erlaubte mein Mann, aber glaubst Du denn wirklich, daß Dir der brave Doktor ein Attest ausstellen wird, das Ernst vom Turnunterricht befreit?“

„Ja warum denn nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Weil das ein zu verständiger Mann ist, um kleinen und großen Kindern stets den Willen zu thun“, — damit wurde ich verabschiedet. Es war zwecklos, die Debatte von Neuem aufzunehmen, denn ich hörte, wie sich mein Mann im Korridor fertig machte, um nach dem Bureau zu gehen.

„Nun?“ kam Ernst aus der Kinderstube, als Papas Schritte auf der Treppe verhallt waren, „nun?“

„Papa ist der Ansicht, daß Du ruhig weiterturnen sollst“, verkündete ich.

„Ach das wußte ich schon“, meinte Ernstchen, „das hat Neumann's Papa zuerst auch immer gesagt. Als aber die Stiche immer schlimmer wurden, ist seine Mama mit ihm zum Arzt gegangen, ohne daß es sein Vater

gewußt hat. Frau Neumann hat gesagt, es sei lächerlich, wenn die Frauen wegen jeder Kleinigkeit den Rat ihrer Männer einholen. Es gebe Fälle, in denen sie selbstständig handeln müßten.“

Ernstchen beobachtete, welchen Eindruck seine Worte auf mich machten, und als der Junge merkte, daß ich schwankend wurde, setzte er hinzu: „Es kommt ja immer auf den Doktor an. Wenn der sagt, ich soll weiter turnen, dann werde ich mir rechte Mühe geben, sodaß ich das nächste Mal ganz sicher mit „genügend“ ankommen werde.“

Ich überlegte noch ein Mal. Im Grunde war auch weiter nichts dabei, wenn ich mit Ernstchen zum Arzt ging, ohne daß mein Mann Ja und Amen hierzu gesagt hatte. Dieser kurze Gang brachte ja zu keiner Haupt- und Staatsaktion aufgebaut zu werden. „Nun gut“, entschied ich, „da mach' Dich zurecht, wir wollen dem Doktor einen Besuch abstatten.“

Ernstchen freute sich über das ganze Gesicht, jetzt schien sein sehlichster Wunsch in Erfüllung zu gehen; er wurde von dem verhassten Turnen dispensiert.

— Doktor Menzel schüttelte erstaunt den Kopf, als ich ihm den Krankheitsbericht in ausführlicher Weise vortrug. „Kopfschmerz, Stiche?“ meinte er, „der Junge sieht ja ganz kräftig aus. Sag' mal mein Sohn“, wandte er sich an Ernstchen, „willst Du denn nicht Soldat werden?“

„Aber natürlich“, rief Ernstchen lebhaft, „erst Soldat, dann Feldwebel, dann Offizier.“

„Na schön, dann werde ich Dir ein Attest ausstellen“, . . . Der Doktor setzte sich an seinen Schreibtisch und griff zur Feder. „So mein Junge“, es schien mir als ob ein spöttisches Lächeln über das Gesicht des Arztes läge, als er das Attest couvertierte und den Brief Ernstchen reichte. „Gieb das Deinem Papa und bestell ihm, daß ich ihn grüßen lasse und er soll heute den Regelabend nicht vergessen.“

Stolz wie zwei Spanier zog Ernstchen mit seinem Attest von dannen und auch ich war froh, daß die Sache so kurzer Hand erledigt worden war. Wenn dem armen Jungen bei den immerhin lebensgefährlichen Turnübungen was passiert wäre, ich hätte mir die größten Vorwürfe gemacht!

Meinem Mann gegenüber kam ich mir vor wie eine Triumphiatrice und ich schlug einen recht siegesbewußten Ton an als ich ihm sagte: „Du bist im Recht gewesen: Doktor Menzel ist wirklich ein verständiger Mann. Er hat unser Kind nur oberflächlich untersucht, aber sofort alle die organischen Fehler entdeckt, die es ihm unmöglich machen, fernerehin am Turnen teilzunehmen zu können. Turnt Ernstchen noch weiter mit, so kann er sich Zeit seines Lebens unglücklich machen.“

„Jawohl Papa“, pflichtete mir mein Sohn bei, „und Du sollst den Regelabend nicht versäumen und hier ist das Attest.“

Mein Mann öffnete das Couvert, las und brach in lautes Gelächter aus. Er lachte so herzlich, daß ihm das Attest entfiel. Ernstchen beickte sich den Zettel aufzuheben und las mit stöcker Stimme:

Attest für den Quintaner Ernst Bogt.

Da Vorzeiger dieses laut eigenem Wunsch Soldat zu werden wünscht, kann ihm der regelmäßige Besuch der Turnstunden nicht dringend genug anempfohlen werden.

„Doktor Menzel.“

Arithmogryph.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	Stadt in Nordamerika.
2	3	7	9						Arzneipflanze.
3	2	6	2						Südamerikanisches Lasttier.
4	2	3	6	2					Ver. franz. Schauspieler.
5	3	6							Nebenfluß der Donau.
6	2	5							Ein Monat.
7	1	7	9						Rußlandinstrument.
8	7	6							Europäische Hauptstadt.
9	1	1	9						Meereserscheinung.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 5, 20-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ — „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten: wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein.“ — „Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Kaffa! wird des Rates schuldig sein: und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.“ — „Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich dajelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe alda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.“

Die Kirche Jesu Christi.

IV.

„Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so könnt ihr in das Himmelreich nicht eingehen.“ — Auf Grund dieses Ausspruches der ewigen Wahrheit und nach des Herrn eigener Auslegung wissen wir, lieber Leser, daß die wahre Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, keineswegs in nur äußerlichen Werken bestehe, auch wenn diese von der Welt noch so herrlich und vorzüglich befunden werden. Das Äußerliche ist eben nur halbes Werk, und das Halbe kann nicht das Vollkommene sein. Auch spricht das nur äußerliche Werk nicht aus gutem Grund und Boden, und ist darum wieder unvollkommen. Vor Gott gilt aber nur das Vollkommene: eine vollkommene Gleichförmigkeit all unserer inneren und äußeren Kräfte mit dem Gesetze Gottes. Nur das Vollkommene besteht vor Gottes Gericht. Daher die ernste Mahnung Jesu: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“

Da mag nun mancher aufmerksame Leser bei sich denken: Wenn es sich also mit der christlichen Gerechtigkeit verhält, wenn wir nicht nur mit einem äußerlich ehrbaren Wandel uns nicht zu frieden geben dürfen, wenn schon die leiseste selbstsüchtige Absicht das Äußerliche, an sich gerächte Werk entwertet oder gar sündig macht, wenn wir (mit einem Worte) ganz in der Gottes- und Nächstenliebe aufgehen sollen, — dann steht es mit unserer Gerechtigkeit jedenfalls elend und erbärmlich genug; dann dürfen wir nur mit dem königlichen Psalmisten ausrufen: „Wenn Du, o Herr, der Sünden gedenken willst, wer wird vor Dir bestehen?“ (Psalm 50.)

Allein so ganz trostlos, lieber Leser, ist die Sache doch nicht. Im Gegenteil: Wie der

Rebzwieg sein Leben, Saft und Kraft aus dem Weinstocke zieht, und wie der Rebzwieg nun grünen, blühen und Frucht bringen kann, — so ist es im Seelenleben auch mit uns, die wir durch die Gnade des Heil. Geistes dem Weinstocke, der da ist Christus Selbst, als lebendige Rebzweige eingefügt worden sind in der hl. Taufe, und so sind wir, wie der hl. Paulus schreibt, „Gottes Werk, geschaffen in Christo Jesu zu zu guten Werken, zu denen uns Gott gerufen hat, daß wir darin wandeln sollen.“

Hier kommen wir aber auch wieder, lieber Leser, wie von selber auf die Notwendigkeit der Kirche Jesu zu reden, in der wir geheiligt werden durch den Heil. Geist in den hl. Sakramenten.

Am Pfingstfeste kam einst in Jerusalem der Heil. Geist auf die Apostel herab und erfüllte sie mit dem Vollmaße der heiligmachenden Gnade und mit einer dreifachen Stärkung und Befähigung zur Erkenntnis, Übung und Verkündigung des Glaubens. Außer dieser Hauptwirkung aber, die im Innern der Apostel vorging, traten auch eine Anzahl äußerer Erscheinungen zu Tage, die in sehr auffallender Weise in die Sinne fielen und Fremd und Feind unter den Tausenden in Jerusalem aufmerksam machten auf die Ankunft des Heiligen Geistes zur Heiligung der Seinigen: da war das heftige Brausen, wie von einem gewaltigen Sturmwinde, wodurch ganz Jerusalem aufgerüttelt wurde, so daß die Volksschaaren, die aus allen drei Teilen der damals bekannten Welt versammelt waren, stonend herbeieilten: da war die Erschütterung des Hauses, in dem die Apostel zum Gebet sich versammelt hatten: als ob es von einem heftigen Erdbeben gerüttelt würde; da waren Feuerflammen in Zungengestalt, die über dem Haupte eines jeden Apostels schweb-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 22. Juni. Fünfter Sonntag nach Pfingsten. Paulinus, Bischof. Evangelium nach dem hl. Matthäus 5, 20-24. Epistel: 1. Petrus, 3, 8-15. St. Martinus: Morgens 7 1/2 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion u. Nachmittags 1/2 Uhr Aufnahmefeier für die Marian. Jünglings-Kongregation. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Karmeliten - Klosterkirche: Fest „Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe.“ Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 7 1/2 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, danach Festandacht.
- Montag, 23. Juni. Edeltrudis, Jungfrau.
- Dienstag, 24. Juni. Johannes der Täufer. Clarissen-Klosterkirche: Morgens 7 1/2 Uhr Hochamt mit Ausstellung des Allerheiligsten.
- Mittwoch, 25. Juni. Prosper, Bischof.
- Donnerstag, 26. Juni. Johannes und Paulus, Märtyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 27. Juni. Ladistans, König.
- Samstag, 28. Juni. Leo II., Papst. Heute ist gebotener Fasttag.

Sinnsprüche.

Die Arbeit, die uns freut, wird zum Ergötzen. Erwünschte Arbeit ist der Leiden Arzt.

ten; da war das erstaunliche Sprachenwunder: daß die Apostel plötzlich die Sprachen aller Völker redeten, denen sie den heiligen Glauben zu verkünden hatten, — ja, selbst in der Weise, daß die Apostel in einer Sprache redeten und doch von den Zuhörern der verschiedensten Sprachenstämme so verstanden wurden, als ob sie gerade in deren Muttersprache geredet hätten.

Unter diesen wundervollen Umständen stellte das große göttliche Werk der Heiligung bei seinem Eintritte in die Menschheit sich dar, so daß Freund und Feind aufmerksam wurde und Jeder sehen konnte, der nur sehen wollte. Seither aber dauert dieses Werk der Heiligung fort bis ans Ende der Welt für jede Seele, die sich der Gnade des Heil. Geistes öffnet; nur jene äußeren wunderbaren Erscheinungen des Sturmwindes, der feurigen Zungen und des Sprachenwunders wiederholen sich nicht, weil sie eben nur anfangs notwendig waren, um das Werk der Heiligung in außerordentlicher Weise den Menschen zu verkündigen, — welche Verkündigung seitdem auf dem ordentlichen Wege geschieht durch die Predigt und den christlichen Unterricht, in der Sprache, die zuvor auf natürlichem Wege zu erlernen Jeder Zeit und Gelegenheit hat.

Die beiden göttlichen Werke der Erlösung und Heiligung sind aber bei ihrer Ausführung in den einzelnen Seelen untrennbar mit einander verbunden; indem die Wirkungen der Erlösung durch Jesus Christus in der Seele des Menschen vor sich gehen, kommt der Heil. Geist über sie und heiligt sie: Er heiligt sie dadurch, daß Er ihr die Gnadenschätze mitteilt, die der göttliche Erlöser durch Seinen Opfertod ihr verdient hat. Diese Erlösung und Heiligung aber ist allen Menschen vom Anfange bis zum Ende der Welt gleich notwendig; sie ist den Menschen, die jetzt leben, und denen, die zuletzt vor dem Ende des Menschengeschlechtes auf Erden sein werden, ebenso notwendig, wie denen, die in den Tagen Jesu und zur Zeit des Pfingstwunders in Jerusalem waren. Daher ist es auch notwendig, daß Christus und der Heil. Geist bis ans Ende der Welt fortfahren, die Menschen zu erlösen und zu heiligen.

Da nun aber Christus, der Herr, seit Seiner glorreichen Himmelfahrt nicht mehr sichtbar auf Erden wirkt, nicht mehr hörbar predigt, nicht mehr äußerlich die Gläubigen leitet und führt, — und während ebenso der Heil. Geist nicht mehr in jenen wunderbaren äußeren Zeichen zur Heiligung der Seelen herabkommt, wie an jenem Pfingsttage in Jerusalem, — so ist es notwendig, daß Christus und der Heil. Geist die Erlösung und Heiligung der Seelen in einer anderen Art und Weise vollbringen. Und die einzig von Ihm gewollte Art und Weise, wodurch Er die Erlösung und Heiligung den Seelen mitteilt, hat der Herr auch eingesetzt, indem Er Seine Apostel als Seine Stellvertreter aufstellte, durch die Er Selbst die Gnade der Erlösung und der Heil. Geist die Gnade der Heiligung mitteilt, durch die Nachfolger der Apostel aber bis ans Ende der Welt.

Die von Christus gesetzten Stellvertreter verkündigen die Lehre des Heils, spenden die Mittel des Heils und führen die Leitung bis ans Ende der Zeiten. Diese gesamte Heilsanstalt hat Jesus Seine Kirche genannt: So notwendig also der Menschheit die Erlösung durch Christus und die Heiligung durch den Heil. Geist ist, so notwendig ist ihr die Kirche Jesu, der wir, lieber Leser, das Glück haben anzugehören.

In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Walsfeld.

III.

Wie das Papiergeld entsteht.

Der Raum, wo die Banknoten à 100 und 1000 Mark, wo die Kassenscheine zu 5, 20 und 50 Mark gemacht werden, darf nur selten ein Unberufener betreten. Es geht diesem Räume beinahe so wie dem Keller unter der Reichsbank, wo die Milliarden an Geld und Geldeswert lagern. Aber während die Räume der Reichsbank durch die sichtbaren Reichthümer imponieren, enttäuscht der Raum der Reichsdruckerei den Besucher. Es ist ein bescheidener Raum, der in jeder Hinsicht hinter dem großen Drucker- und dem großen Oberlichtsaal zurücktreten muß. Dieser Raum, wo das Papiergeld entsteht, ist nur ein einfacher Drucker- und Zerkleinerungsraum mit nur 20 Arbeitern. Das Papiergeld, ob ein Tausender oder ein Fünfer, wird im großen und ganzen gedruckt wie jede andere, bessere, kunstvollere Druckarbeit; es ist gar nichts Aufregendes für den Zuschauer dabei, er müßte denn seiner Phantasie freies Spiel lassen, was alles mit dem Gelde, was da gedruckt wird, gemacht werden könnte — wenn er selbst es besäße.

Die Kupferplatten für das Papiergeld, natürlich Meisterwerke eines Künstlers, sind ebenso vorrätig, stereotyp, wie die von den Freimarkten. Sie werden ebenso sorgfältig vom Oberfaktor aufgehoben wie die anderer Wertpapiere, wie die der Freimarken.

Früher druckte man acht Scheine mit einer Platte, heute nur noch vier. Bei acht Scheinen auf einer Platte kamen zu viele Fehler vor, es gab zu viel Makulatur.

Das Papier zu den Banknoten wird von bestimmten Firmen bezogen. Diese Firmen dürfen nur an den Staat liefern, niemals an Private. Keine andere Fabrik darf das Papier nachmachen, alles streng nach dem Gesetze und bei Strafe verboten. Das Papier wird eigentümlich behandelt und hergestellt. In halbflüssigem Zustande wird es mit Jutesfasern verfeinert. Diese Jutesfasern geben ihm den eigentümlichen Anstrich. Nach der Fertigstellung mit diesen Fasern wird das Papier mit Wasserzeichen versehen und mit zweierlei in einander verlaufenden Farbtönen gefärbt. Bei den Hundertmarktscheinen bekanntlich blau, daher der Name „Blaue Scheine“ oder blaue Lappen. Bei den Tausender, den Bräunlingen, sind die Farbtöne braun.

Genau so viel Papier als ein Arbeiter bekommt, muß er nach dem Druck auch wieder abliefern.

„Und wenn es nun nicht geschieht?“ fragte ich meinen Führer.

„Bis jetzt ist es noch immer geschehen. Es ist besonders gutes Personal. Auch ist es bei der Behandlung und Bezahlung der Reichsdruckerei ein Vorzug, bei derselben angestellt zu sein. So leicht wird ein Angestellter seine Stellung nicht aufs Spiel setzen.“

„Wie war es nur möglich, daß der Oberfaktor Grünthal so bedeutende Unterschleife machen konnte?“ fragte ich.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, wohl aber das, daß jetzt so etwas nicht mehr möglich ist. Die Vorsichtsmaßregeln sind so verschärft worden, daß eine Veruntreuung, auch die kleinste, eine Unmöglichkeit ist. Jeder Saal wird von besonders angestellten Beamten überwacht, der Drucker- und Zerkleinerungsraum, wo von einem außerlesenen Mädchenpersonal die Scheine, nachdem sie getrocknet und appretiert worden sind, geglättet und zerschnitten werden. Dann werden sie nochmals sorgsam geprüft und gezählt. Die Nummer wird in einem besonderen Räume, den nur die ausgewählten Beamten betreten können und dürfen, aufgedruckt. Dann wandern die fertigen Scheine in die feuer-diebes-sicheren Schränke, bis sie an die Hauptkasse der Reichsbank gesandt werden. Es lagern in den Tresors aber auch eine Menge Scheine, die noch keine Nummer haben, die erst bei

Bedarf mit einer kleinen Handmaschine aufgedruckt wird.

In dem Saale, wo die kostbaren Scheine gedruckt werden, stehen nur wenige, aber außerlesene Maschinen, zwei Rotations- und 18 Handmaschinen. Im ganzen aber besitzt die Reichsdruckerei 150 Maschinen, und zwar 6 Rotationsmaschinen, 72 Buchdruckerpressen, 30 Kupferdruckmaschinen, 40 Stein- und Lichtdruckmaschinen und schließlich noch 2 Lichtdruck-Schnellpressen. Alle diese Maschinen sind die besten in ihrer Art und repräsentieren ein Vermögen an Anschaffungskosten, welches so leicht keine Privatperson erschwingen kann.

Jede Banknote kommt in zwei Druckmaschinen, zuerst in die Kupferdruckmaschine, wo das Bild aufgedruckt wird, und dann unter die Buchdruckmaschine, wo die Schrift gedruckt wird. Diese doppelte Behandlung ist sehr schwierig, denn zum Kupferdruck muß das Papier feucht, zum Buchdruck trocken sein. Dadurch entsteht viel Makulatur. Es genügt aber der geringste Fehler, daß ein Schein zur Makulatur wandert.

Im Stereotypie- und Buntdrucksaal.

Stereotypie- und Buntdrucksaal sind bei der Reichsdruckerei in einem Raum vereinigt. Bevor wir in diesen Raum gelangten, durchschritten wir ein Vorzimmer, dessen Eleganz mir im Verhältnis zu all' den Arbeitsräumen auffiel. Auch gab es hier so viel zu sehen, daß ich meinen Führer bat, noch etwas zu verweilen. An den mit dunklem Holz getäfelten Wänden zogen sich Bulte in gleicher Holzfarbe hin. Auf diesen lagen unter Glas die verschiedensten Schriftsorten. Es waren also eine Art von Reklamepulke, denn alle die Schriftsorten waren in der Reichsdruckerei hergestellt worden. Mit Erstaunen sah ich über den Pulken an allen vier Wänden Bilder, Buntdrucke, Momente aus der deutschen Geschichte darstellend, wie die Taufe Wittkind's, die Krönung des deutschen Kaisers Otto I. in Rom durch den Papst.

„Alle diese Drucke sind bei uns hergestellt,“ sagte mein Führer.

„Habe ich mir gedacht. Mir fällt nur der eigentümliche Farbenton auf, den alle diese Bilder haben.“

„Das ist das bekannte Dreifarbenverfahren, welches darauf beruht, daß sich alle Farben des Farbkreises durch Mischung aus drei Grundfarben, nämlich gelb, rot und blau herstellen lassen. Zuerst wird das Bild in gelber Farbe hergestellt, dann kommt darauf die rote und zuletzt die blaue. So entsteht der eigentümliche rotbraune Ton.“

Gleich beim Eingang des Stereotypiesaales stand die mächtige Maschine, auf der die Drucke alter Meister, sowie auch neuere Bilder hergestellt werden. Der Drucker hatte ein Bild aus der Renaissance in Arbeit und zwar: „Auf der Berge des Vulkan bei Stettin.“ Man sah zwei muskulöse Männer bei der Arbeit an einem Schiffsteil. Gerade fertig geworden war ein alter Druck: „Der Besuch Kaiser Otto's in der Kaisergruft zu Aachen.“ Kaiser Karl der Große sitzt im vollen Kaiserschmuck auf einem Throne, das Antlitz aber ist mit einem kostbaren Schleier bedeckt. Kaiser Otto kniet betend am Eingange der Gruft, während seine Großen schon am Eingange stehen. Diese Buntdrucke sind natürlich nicht für Private bestimmt, sondern für staatliche Einrichtungen, Schulen, Museen und dergleichen. Ein Geschäft soll auch damit nicht gemacht werden, diese Buntdrucke sowie viele andere Kunstarbeiten der Reichsdruckerei haben nur den Zweck, den Kunstsinn des Volkes zu heben, den Wettstreit der Kunstgewerbe anzufeuern. Es werden in der Reichsdruckerei viele Proben und Versuche in der Buchdruckerkunst, in der graphischen Kunst, sowie in der Gießerei angestellt, die sehr zeitraubend und kostspielig sind, und die nur zur Hebung der Kunst vorgenommen werden, da ein Privatmann dafür soviel Zeit und Geld nicht opfern kann.

Unter einem Kunst- oder Buntdruck versteht man die durch Abzüge von einer Druckplatte genommene bildliche Darstellung. Voraussetzung ist also, daß auf einer Platte von Holz, Metall, Stein oder Glas ein zum Abdrucken geeignetes Bild hergestellt wurde.

Man unterscheidet Hochdruck, wo das Bild auf der Platte erhaben steht und der Grund ringsum ausgehöhlt ist; ferner Tiefdruck, wo das Bild tief liegt, also eingegraben ist; schließlich Flachdruck, wo die Platte nur geätzt ist, wie bei der Lithographie. Diese Ätzung geschieht auf mächtigen Kalksteinen, die nach genügendem Abzug wieder abgerieben werden, um dann für andere Arbeiten wieder eingätzt zu werden.

Die Drucke in der Reichsdruckerei sind lediglich Kupferdrucke und zwar Tiefdrucke.

Auf die leicht erwärmte Platte wird Kupferfarbe mit kleinen Tuchballen aufgetragen und verrieben, so daß alle Linien und Punkte der Platte ausgefüllt sind. Sodann wird durch horizontales Wischen alle Farbe von der glatten Fläche der Platte entfernt, so daß also nur in den ausgehöhlten Linien die Druckerfarbe verbleibt. Dann wird angefeuchtetes Kupferdruckpapier aufgelegt, größer als die Platte, mit Wischpapier und wollenem Tuche bedeckt, und dann das Ganze unter scharfem Druck in die Presse gegeben. Dadurch wird das angefeuchtete Papier, Pflanzenfaserpapier, in alle Fugen der Platte eingedrückt, und so entsteht das Bild. Für jeden weiteren Druck, sei es in gleicher oder anderer Farbe, muß die Platte stets sorgfältig gereinigt werden. So ganz glatt geht aber die Sache nicht immer ab, es müssen meist mehrere Probedrucke gemacht, Kleinigkeiten abgeändert werden, bis alles zugerichtet ist, wie der Fachausdruck lautet. Beglättet werden die Bilder nach Fertigstellung durch die Satiniermaschine.

Von einer Kupferplatte kann man bis zu tausend Abdrücke nehmen. Dann aber ist sie wertlos, verbraucht. Will man mehr Abdrücke gewinnen, müssen die Platten verstaht werden. Dann ist der Abdruck fast unbegrenzt. Die Verstahten geschieht auf galvanischem Wege. Alle Stereotypplatten für Postkarten, Postanweisungen sind verstaht. Auch haben sie eine gebogene Form, weil sie nur auf Schnellpressen gebraucht werden, die zehnmal schneller arbeiten, als gewöhnliche Buchdruckpressen. Durch die Stereotypplatten kann man eine ganze Reihe von Pressen für ein und dieselbe Arbeit in Tätigkeit setzen, was zu gewissen Zeiten im Stereotypsaal oft vorkommt. Die Stereotypplatten spielen in der Reichsdruckerei eine sehr große Rolle. In dem Stereotypsaal sind ganze Schränke voll mit solchen angefüllt.

Vor der Entdeckung dieser Platten mußte man einen ganzen Schriftsatz zusammenbinden, wenn er voraussichtlich bald wieder in Gebrauch kam. Die Stereotypplatten sind viel bequemer zu handhaben und haben kaum den zehnten Teil an Masse als entsprechender Schriftsatz. Man spart also nicht nur Zeit und Arbeit, sondern auch Geld, denn diese zusammengebundenen Schriftsätze, oder wie es auf den Büchern hieß: „Diese stehenbleibende Schrift“ bildeten in manchen Druckereien ein beträchtliches, totes Kapital.

Alle Stereotypplatten der Reichsdruckerei werden daselbst in der Gießerei hergestellt, die einen großen Teil des Reichsdruckerei-Gebäudes für sich beansprucht und fortwährend in Tätigkeit ist. Darüber jedoch im nächsten Artikel.

Dreizehn.

Ein Geschichtchen für Abergläubige von Franz Karl.

Wie's so geht.

Wir waren in der angeregtesten Unterhaltung am Viertische auf den Aberglauben zu sprechen gekommen und dieses Thema fand Herr Bruchhausen so interessant, daß er sich schnell noch von der Kellnerin einen Krug

Bayrisch bringen ließ, was allgemeines Aufsehen erregte. Nicht daß er ein vorsichtiger Trinker gewesen wäre oder vielleicht jeden Groschen, den er am Stammtische ausgab, erst zehnmal herumgedreht hätte. Nein, das nicht. Aber die Wanduhr mußte jeden Augenblick die elfte Stunde ankündigen und ihn damit mahnen, es sei die höchste Zeit für ihn, nach Hause zu gehen. Sonst — — —

Heute also blieb er und beteiligte sich sogar recht lebhaft an der Debatte. Schließlich behandelte man den Auserwählten, der über der Zahl dreizehn schweben sollte und da war's, als Herr Bruchhausen meinte:

„Sie mögen sagen, meine Herren, was Sie wollen. An der Zahl dreizehn klebt Unglück.“

„Oho, oho!“ tönte es ihm von allen Seiten entgegen.

Das jedoch beirrte ihn nicht weiter. Denn er fuhr unbelümmert fort:

„Protestieren Sie, soviel Sie wollen. Ich will Ihnen nur mal eine Geschichte erzählen.“

Und er begann, nachdem die Kathi die Krüge nochmals hatte nachfüllen müssen:

„Vielleicht wissen es die Herren noch nicht, daß ich, ehe ich mich hier ansässig machte, mein Brot als Reisender einer Trifotagen-Fabrik verdiente. Ich bereiste vorzüglich Rheinland und Westfalen und kam denn auch eines schönen Tages nach Cleve. Da oben an der holländischen Grenze, wo sich die Geschichte mit dem Schwannensitter abspielt haben soll, damit Wagner späterhin etwas zu komponieren hatte.“

Karl Buschmann, der Kapellmeister des Stadttheaters, sprang erregt auf, um gegen das letztere zu opponieren. Das sei eine Verunglimpfung Wagners. Aber man besänftigte ihn eiligst, um nicht abzuschweifen.

„Ich hatte“, erzählte Bruchhausen weiter, „meine Morgentour im glühendsten Sonnenschein hinter mir und suchte nun mein Hotel auf, um zu Mittag zu speisen. Zu elf Personen saßen wir an der Table d'Hôte und hatten uns schon die Suppe schmecken lassen, als die Saalthüre aufging und noch zwei Personen einließ, eine ältere Dame und eine jüngere. Auscheinend Mutter und Tochter. Hilfsich war die kleine, das mußte ihr der Reid lassen, und auch die andere war noch nicht so alt, als daß man nicht hätte erkennen können, sie sei einstens auch eine Schönheit gewesen. Nun war ich ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts und freute mich daher nicht schlecht, als die junge Dame neben mir Platz nahm. In solcher Gesellschaft sollte es mir doppelt munden.“

Ich merkte wohl, daß die allgemeine Unterhaltung, sobald die Damen sich gesetzt hatten, nach und nach verstummte, ohne mir die Sache erklären zu können, bis auf einmal einer seinem Nachbar zuflüsterte: „Nun speisen wir zu dreizehn.“ Aha, da war's. Die junge Dame hatte das Wort auch gehört und wurde ganz verlegen. Ihre Mutter indessen meinte resolut: „Dreizehn, wahrhaftig. Nun, da bin ich nur froh, daß ich nicht abergläubisch bin.“ Und ich wollte die Situation retten und warf ein: „Ich werde mich bemühen, für zweie zu essen. Dann sieht's aus, als wären wir zu vierzehn.“ Na, um es kurz zu machen, die Stimmung war flöten gegangen und kam erst wieder, als nach dem Dessert sofort zwei ältere Damen aufgestanden waren und sich entfernt hatten. Wie ich später hörte, hatten sie sich dann noch beim Wirt beschwert darüber, daß er ausgerechnet dreizehn Personen zum Tische zugelassen habe. Der Mann indessen zuckte die Achseln. Was sollte er auch sonst thun.

Natürlich lieferte denn auch da die Zahl Dreizehn den Untergrund unseres Gespräches. Und einer war dabei, der behauptete fest und steif, die Zahl brächte Unglück. Ich lachte ihn aus. Er solle als vernünftiger Mensch doch nicht mit solchen Ammenmärchen kommen. Sie sehen, meine Herren, damals dachte ich genau so wie heute die meisten

von Ihnen. Aber ich habe meine Ansicht geändert, ich sage heute, die Zahl bringt Pech. Doch hören Sie noch weiter.

Meine junge Nachbarin entpuppte sich als ganz interessantes Ding. Auch mit ihrer Mutter ließ sich recht angenehm plaudern und als ich recht schweren Herzens mich von ihnen verabschiedete, da hatte ich die Erlaubnis erhalten, sie, sobald ich einmal nach Nippes käme — so 'nem Vorort von Köln, in welchem sie wohnten — aufsuchen zu dürfen. Die Gelegenheit führte ich recht bald herbei. Denn meinem Chef war's egal, ob ich hierhin oder dorthin ging, wenn ich nur Geschäfte machte. Auf's Liebenswürdigste wurde ich aufgenommen und — daß ich's denn kurz mache — nicht lange dauerte es, bis — — —

In demselben Augenblicke kam die Kellnerin an unseren Tisch und flüsterte Herrn Bruchhausen etwas ins Ohr. Der erschrak sichtlich und sah auf die Uhr.

„Donnerwetter“, entfuhr es ihm dann. „Schon gleich Mitternacht. Ich muß weg, ich muß nach Hause —“

„Aber das Ende Ihrer Geschichte. Das Unglück der Zahl Dreizehn.“

Kathi hatte ihm schon in den Mantel geholfen. Da drehte er sich nochmals um, trat näher und flüsterte:

„Meine Frau steht draußen und holt mich ab. Was soll ich ein Geheimnis daraus machen. Ihr wißt's ja doch alle, wie sie ist und daß ich leider Gottes einer der jämmerlichsten Pantoffelhelden geworden bin.“

Das wußten wir allerdings und oft genug hatten wir den Aernsten schon beklagt, der nun noch hinzufügte:

„Und wenn ich Euch sage, daß meine Frau jene junge Dame war, die als dreizehnte damals mit uns speiste, dann werdet Ihr verstehen, daß ich recht habe. An der Zahl Dreizehn klebt Unglück. Ich glaube ganz bestimmt daran — — Guten Abend, meine Herren.“

Und er ging hinaus und draußen, das hörten wir, begrüßte ihn seine Frau mit den Worten:

„Du magst Dich freuen, wenn wir nach Haus kommen, Du Liebrian —“

Au dem Abend sprachen wir nicht mehr vom Aberglauben.

Meine Schreckensfahrt.

Humoreske von Eugen Isola ni (Berlin).

Lieber Leser, bist Du schon einmal auf schmaler Landstraße, die am steilen Bergesabhang dahinführt, in einem Wagen gefahren, dessen Pferde plötzlich scheu wurden und vom Kutscher nicht gebändigt werden konnten? Nein? — Ich auch noch nicht!

Hast Du schon einmal, lieber Leser, in einem Eisenbahn-Coupee gesessen, gemeinsam mit einem Passagier, der sich Dir plötzlich als ein Wahnsinniger zu erkennen gab und Dir so auf den Leib rückte, daß Du nicht im Stande warst, nach der Nothleine zu greifen? Nein? — Auch ich befand mich noch niemals in solcher Situation.

Ich war auch noch niemals bei stürmischem Wetter auf sinkendem Rahne, nie stand ich an einer Lokomotive neben einem Lokomotivführer, der auf denselben Schienen einen anderen Eisenbahnzug entgegenkommen sieht, ohne daß es ihm gelingt, die verjagende Bremse in Bewegung zu versetzen.

Alle diese Situationen kann ich mir leicht in meiner Phantasie vorstellen; sie müssen ganz fürchterlich sein. Aber sie sind geradezu Lustfahrten gegen meine Schreckensfahrt, die ich einmal auszustehen hatte.

Es braucht Dir übrigens, lieber Leser, nicht kalt über den Rücken zu laufen, denn aus der für mich angenehmen Thatsache, daß ich Dir die Geschichte dieser Schreckensfahrt zu erzählen in der Lage bin, ersiehst Du leicht, lieber Leser, daß ich sie heil überstanden habe.

Sie war auch eigentlich nur eine Schreckensfahrt in meiner Einbildung, aber das freilich

ist jede Schreckensfahrt. Der Blinde, der nicht weiß, daß er am steilen Bergesabhang von wild gewordenen Pferden gezogen wird, freut sich vielleicht gar der schnellen Fahrt, und ähnlich ist's mit den anderen Situationen, die ich erwähnte.

Mit meiner Schreckensfahrt war's aber doch noch etwas anders.

Ich fuhr durch die herrlichste sonnenbeglänzte Landschaft dahin, bei prachtvollstem, warmen Frühlingwetter, saß im Zweispänner, dem schönsten Mädchen gegenüber, das ich auf's Innigste liebte und mit dem ich mich am Ziel meiner Fahrt bei einem gemüthlichen Picknick im Freien mit guten Freunden und Bekannten verloben wollte, wie es der Wunsch meiner kühnsten Träume gewesen, und wir fuhren langsam, ach, so langsam dahin, ohne daß ein Pferd scheute, ohne daß uns Räuber bedrohten, noch sonst irgendwie ein Unfall zu befürchten war, und es war für mich diese Fahrt, die ich herbeigesehnt hatte mit den innigsten Wünschen, auf die ich mich gefreut hatte, wie sich ein Mensch nur freuen kann, doch eine echte und rechte Schreckensfahrt, wie ich sie Dir, lieber Leser, für Dein ganzes Leben nicht wünsche.

Nicht etwa, daß es mich im Geringsten genierte, daß neben der schönen, angebeteten Lolo deren weniger schöne, aber von mir doch mehr als schwiegerjüchlich schon verehrte Mutter saß, und neben mir Lolo's Papa, ein charmanter Herr, so charmant, wie nur irgend der kommerzienrätliche Vater einer einzigen Tochter sein kann, von dem man sicher weiß, daß er seinem Kinde den väterlichen Segen mit reichem Mitgift nicht versagen werde.

Nein, beide Eltern des herrlichen Mädchens waren mir so liebevoll entgegen gekommen, wie man nur irgend gegen den „Freunden Mann“ sein kann, der da plötzlich ins Haus kommt, um den größten Schatz desselben zu rauben. Ja, Papa Kommerzienrat hatte selbst den herrlichen Vorschlag gemacht, daß ich die schöne Lolo um ihr Jawort, das er mir für seinen Teil selbst gegeben, bei dem Frühlingseste bitten sollte, das der lebensfrohe Mann in einer prächtigen Waldlichtung mit Freunden und Verwandten eigens für diese Zwecke veranstaltet hatte, und als er bei der Abfahrt nach den Damen einstieg, rief er noch mit einer Wendung zu mir aus: „Nun auf zur fröhlichen Fahrt!“

Ich hatte dann ein kleines Weilchen warten müssen, ehe ich in den Wagen steigen konnte, denn dieser war eng, und die Damen mußten erst ihre Frühjahrs Toiletten arrangieren, daß ich durch mein Einsteigen in den Wagen nicht dieselben gar zu sehr in Unordnung bringe und auch selbst noch ein möglichst menschenwürdiges Plätzchen erhalte.

„Es ist auch gar zu dumm,“ meinte die Mama, „daß unser anderer Wagen gerade beim Stellmacher ist und Friedrich diese alte Chaise anspannen mußte!“

„Na, unser junger Freund,“ antwortete gemüthlich der Papa Kommerzienrat, „nimmt uns das nicht übel, Raum ist in der Kleinsten —“

„O, es ist für mich noch sehr genug Platz!“ unterbrach ich das Citat des Herrn Kommerzienrats, das, wie ich aus einer Unmuthsfalte seiner Gattin zu entnehmen glaubte, diese wohl nicht, oder richtiger wohl noch nicht für ganz passend und schließlich halten mochte.

So sprang ich elastisch in den Wagen, machte mich so schmal wie nur möglich und ließ mich, wohl in freudigem Uebermut, etwas schwer auf das kleine Eckchen, das mir zum Sitz angewiesen war, niederfallen.

„Nix, Nix! Was waren das für Töne! Ich hatte deutlich einen großen Reihston gehört. Donnerwetter, ist das unangenehm; ich hatte dem Kerl vom Schneider gleich gesagt, daß mir die Beinkleider im Gefäß zu eng waren. Nun waren sie geplagt!“

Was war da nun zu thun! Im ersten Augenblick überjah ich noch nicht gleich, wie

fürchterlich meine Lage war. Das kam mir erst nach und nach zum Bewußtsein.

Mein Frühjahrsjaquet — ich hatte mir den Anzug eigens zu dieser Verlobungsfahrt nach damaliger neuester Pariser Mode machen lassen — konnte unmöglich die Blöße decken; es war so kurz, daß es nur gerade über die Taille ging. Diesen Kerl von Schneider sollte der Teufel holen!

Ich konnte nicht einmal mit der Hand fühlen, wie weit der Riß gegangen war, denn wir saßen, um eine derartige Unterjuchung vorzunehmen, viel zu eng, und ich hätte zu dem Zwecke aufstehen müssen und dann nach der Stelle, wo das Unglück passirt war, hingreifen müssen. Daß das zu auffällig gewesen wäre und unmöglich anging, sah ich sehr schnell ein.

Aber was sollte ich nun bloß machen! Ich stellte mir vor, wie wir am Rendezvousplatz ankommen würden. Dort mußten sicher schon einige Festteilnehmer, wenn nicht gar alle am Plage sein, denn unsere Damen hatten sich zum nicht geringen Aerger des Herrn Kommerzienrats bei der Toilette verspätet. Sie, die anderen Festteilnehmer, würden gewiß bei der Ankunft des Wagens und zu Begrüßen entgegenkommen, und wenn ich dann galant als Erster dem Wagen entsteige und es schon gelungen sollte, meine schadhafte Stelle vor Lolo und deren Eltern beim Aussteigen zu verbergen, mußte ich sie ja den Begrüßenden zulehren, die wahrscheinlich in ein helles Lachen ausbrechen würden.

Und wenn diese es schon, — woran aber garnicht zu denken war, — nicht gleich merken sollten, wie sollte ich denn dort, mitten im Walde, den Schaden heilen. Da war weit und breit kein Haus, kein Restaurant, wo eine Nähnaedel zu bekommen gewesen wäre!

Ich konnte mich doch so nicht ein paar Stunden lang in übermüthig froher Gesellschaft bewegen! Ich konnte doch unmöglich so meiner angebeteten Lolo meine Liebe erklären, wenn hinter mir alle anderen Festteilnehmer lachend würden! Und wenn sie, oder die treffliche, aber etwas prüde Mama, es gar selbst bemerken würde! Das war ein fürchterlicher Gedanke!

Diesen verfluchten Kerl von Schneider soll der Teufel holen! Das war immer wieder der Refrain meiner Gedanken. Aber was hätte es mir selbst nützen können, wenn wirklich der Teufel meinen Befehl ausgeführt haben würde, oder wenn ich später den Schneider verklagt haben würde, was zu unternehmen ich reiflich in dieser bange langen Stunde mehrmals erwog, es half mir doch jetzt nichts aus der Patsche, in der ich doch nun einmal saß, und aus der herauszukommen ich auch nirgends einen Ausweg sah.

Mußte es gerade heute so warm sein, daß man keinen Paletot anziehen konnte! Die Damen hatten auch keine Umhänge mitgenommen, nur einen Spizeshawl hatte Lolo um, einen ganz leichten, den sie sicherlich nicht um hatte, damit er warm halte, sondern weil der weiße Shawl die brünette Schönheit nur noch mehr zur Geltung brachte.

Halt! Wenn ich mich die Shawl's bemächtigen könnte! Dann könnte ich ihn vielleicht so halten, daß er die Blöße bedeckte; ich würde ihn lang herunter hängen lassen und die Hand auf den Rücken halten. Ja, so kann es gehen!

„Aber, gnädiges Fräulein“, so rief ich in der Verfolgung dieses Gedankens aus, „ist Ihnen bei der Wärme ihr nicht Shawl lästig? Wollen Sie ihn nicht abnehmen! Wollen Sie mir nicht gestatten, ihn zu tragen!“

„O, sieh' da! Sie können auch nicht reden, Herr Doktor!“ antwortete Lolo. „Ich glaube wirklich, Sie hatten die Sprache verloren. Wir fahren nun schon eine ganze Weile durch die herrliche Landschaft und Sie sprechen kein Wort!“

„Hat ich das wirklich, gnädiges Fräulein! Verzeihen Sie, Ihr Anblick —“

„Ach, nein! Flunkern Sie nur nicht! Sie haben mich ja gar nicht angesehen! Sie sahen immer zur Seite und dachten an ganz etwas Anderes, als uns hier!“

„Ja, wirklich,“ meinte der Kommerzienrat, „Lolo hat Recht, Sie kommen mir auf der ganzen Fahrt schon eigentümlich vor! Sie sind so zerstreut! Haben Sie denn etwas vergessen!“

„Ich? Nein! Ach, doch! Ja!“ — Jetzt fühlte ich, daß die Situation verhängnisvoll würde. Was konnte ich denn leicht vergessen haben! Ein Taschentuch! Das klingt so lächerlich! Meinen Hauschlüssel! Ich konnte ja gut vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Ein Federmesser, Streichhölzchen, meinen Geburtschein, das Portemonnaie — nichts von alledem konnte ich vergessen zu haben vor-schützen, um die Fahrt unterbrechen zu können. So mußte ich denn sagen:

„Nein, nein, es ist unwichtig! Ich habe nur zu Hause unvorsichtiger Weise etwas liegen lassen, das vielleicht in unrechte Hände kommen kann! Aber, gnädiges Fräulein, wollen Sie mir nicht Ihren Shawl anvertrauen! Er wird ihnen zu warm werden, ganz gewiß! Bitte, geben Sie mir den Shawl, gnädiges Fräulein!“

Aber sie gab mir den Spizeshawl nicht; er war ihr nicht zu warm, und als ich immer wieder meine Bitte wiederholte, wurde sie unwillig und meinte mit leichter Malice, ob das mein ganzer Gesprächsstoff für die Fahrt wäre; der wäre nicht allzu reich. Ich fühlte, ich mußte mich zusammen nehmen, sonst konnte ich Lolo womöglich noch unwillig machen und mir den Zorn des lebenswürdigen Geschöpfes von der Welt, das ich in einer Stunde um die kostbare Hand bitten wollte, zuziehen.

So sprach ich denn von allem Möglichen bunt und kraus durcheinander und hatte im Stillen nur den einen Wunsch, der Kutscher sollte den Wagen umwerfen, dann würde nicht nur meine Toilette derangirt sein.

Aber der Kutscher warf nicht den Wagen um, er fuhr im Gegenteil so sicher und schön seinem Zielpunkt entgegen. Und als wir dort ankamen, winkten die Freunde uns heiter zu und umringten den Wagen.

Ja, hat der Himmel denn noch kein Einsehen, so dachte ich bei mir, angstvoll die lächerliche Scene mir vorstellend, deren Mittelpunkt ich jetzt gleich sein würde! Könnte nicht wenigstens ein fürchterlicher Plazregen herniederfahren! Aber daran war jetzt nicht zu denken, der Himmel strahlte in herrlichster Bläue.

Dann also, so Gott will! Mit Todesverachtung sprang ich von meinem Sitz und stand aufrecht im Wagen da!

„Sieh' nur, Mann“, rief da die Frau Kommerzienrätin, „ich genire mich ordentlich, wie in der alten Chaise die Polsterbezüge überall plagen. Dort ein großer Riß, wo der Herr Doktor gesessen hat!“

Ich atmete auf, als ich das hörte, und unwillkürlich griff ich dorthin, wo ich die Ursache meines Unglücks wähnte, aber wie ich mich im Fluge überzengte, war dort nichts von einem Riß zu merken.

Und mit einem aus der Tiefe meines Herzens kommenden „Glückauf“ stimmte ich in die frohe Begrüßung ein, die uns empfing.

Zweifelbige Charade.

Gar mancher zog hinaus am Wanderstabe,
Durchmaß voll Freiheitsdrang die ganze Welt,
Denn, kehrt er wieder, steht er still am Grabe
Und ach, die erste meiner Silben fehlt!
Und wie sein Schatten treu wird ihm die Zweite,
Und weinend sinkt das Haupt ihm schwer
Hernieder,
Doch nennst du meine Silben beide,
Dann ist's, was ihn zurückgetrieben wieder!

Auflösungen aus voriger Nummer:

Arithmogryph: Baltimore, Aloe, Lama, Talma,
Jai, Mai, Oboe, Rom, Ebbe.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der heiligen Apostelsfürsten Petrus und Paulus.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 16, 13—19. „In jener Zeit kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi, fragte seine Jünger und sprach: Wofür halten die Leute den Menschensohn? Und sie sprachen: Einige für Johannes den Täufer, Andere für Elias, Andere für Jeremias oder einen aus den Propheten. Und Jesus sprach zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du Simon, Sohn des Jonas; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein.“

Die Kirche Jesu Christi.

„Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Diese Frage des Herrn ward offenbar nicht an die Jünger gerichtet, um von ihnen etwas bisher Unbekanntes zu erfahren, sondern vielmehr um der Jünger selbst willen. Als der Herr Seine öffentliche Wirksamkeit in Palästina begann, hatte Er nicht gleich anfangs erklärt, daß Er die zweite göttliche Person, der ewige, eingeborene Sohn Gottes sei. Dadurch wären die Jünger sowohl wie Seine übrigen Anhänger jedenfalls mehr von Ihm abgedrängt, als zu Ihm hinzogen worden: die Einen wären ungläubig davongegangen, die Andern hätten sich schon zurückgezogen. Darum zeigte der Herr Sich zuerst in Seiner menschlichen Liebenswürdigkeit und ließ dann ganz allmählich Seine göttliche Majestät in Seinen Lehren und Wunderthaten mehr und mehr hervorleuchten.

Heute endlich — es war im vorletzten Jahre Seiner öffentlichen Wirksamkeit — fragt Er Seine Apostel, was denn die Leute von Ihm hielten; und die verschiedenen Apostel führen die manigfachen Meinungen an, die über Ihn umgingen, die aber bekanntlich alle unrichtig waren. Dann fragt der Herr die Apostel weiter: „Ihr aber, wofür haltet denn ihr Mich?“ Da wußten die übrigen Apostel keine Antwort, sie schwiegen, — Petrus aber antwortet: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Petrus allein also wußte die Antwort, die einzig richtige, und er wußte sie deshalb, weil der himmlische Vater sie ihm innerlich geoffenbart hatte, — ihm allein, nicht auch den übrigen Aposteln, die sie erst aus dem Munde Petri hörten.

Daß Gottes Sohn zu unserer Erlösung die menschliche Natur angenommen und in Jesus

Christus auf Erden erschienen ist, das ist die Grundwahrheit des Christentums. Hier war es das erste Mal, daß sie ausgesprochen wurde, und der erste öffentliche Bekenner der Gottheit Jesu war Petrus. Hatte nun der himmlische Vater in Petrus gleichsam den Grundstein des Christentums gelegt — das Bekenntnis der Gottheit Jesu nämlich — so legt Jesus im nächsten Augenblicke den Grundstein der Kirche indem Er denselben Petrus zum „Felsen“ machte, auf den Er Seine Kirche bauen wollte, indem Er zu Simon (Petrus) sprach: „Nicht aus natürlicher Erkenntnis, sondern aus Offenbarung von Meinem himmlischen Vater sagst du Mir, daß Ich Christus bin, der Sohn des lebendigen Gottes; nun aber sage Ich dir: Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten (die Macht) der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Jetzt ist es also klar, lieber Leser, warum der Herr schon mehrere Jahre früher, nämlich bei der ersten Begegnung, dem Simon gesagt hatte, er solle Petrus, d. i. der Fels, genannt werden, weil Er nämlich auf das Fundament dieses Felsens Seine Kirche bauen wollte. Ebenso ist es klar, welche Eigenschaften des Petrus durch die bildliche Bezeichnung als Fels angedeutet werden sollten: nämlich die unüberwindliche Festigkeit, die durch keine weltliche, ja, nicht einmal durch die höllische Macht zu erschüttern ist; ferner die Einzigkeit, so daß kein anderer ihm gleich sei neben ihm; endlich die beständige Fortdauer, so daß nach ihm fortwährend Einer, aber nur je Einer, ihm gleich sein würde; denn obgleich ein Gebände viele Mauern und Säulen, ja, selbst viele Grundsteine haben mag, so hat es doch nur einen Grundfelsen, von dem die Steine getragen werden.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 29. Juni. Sechster Sonntag nach Pfingsten. Peter und Paul, Apostel. Evangelium nach dem hl. Matthäus 16, 13—19. Epistel: Apostelgeschichte 12, 1—11. Karmelitesse-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste h. Messe, 7,9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr feierliche Festandacht. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein und Aufnahme neuer Mitglieder.
- Montag, 30. Juni. Pauli Gedächtnis. Lucia.
- Dienstag, 1. Juli. Theobald.
- Mittwoch, 2. Juli. Maria Heimsuchung.
- Donnerstag, 3. Juli. Hyacinth.
- Freitag, 4. Juli. Ulrich, Bischof und Bekenner. Bertha. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. Clarissen-Klosterkirche: Kirchweihfest. Hochamt mit Segen. Karmelitesse-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 7,8 Uhr Predigt, danach Herz-Jesu und Armenseelen-Andacht.
- Sonntag, 5. Juli. Cyrillus, Bischof. Karmelitesse-Klosterkirche: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.

Sinnsprüche.

Wachst du zu früh die Angel an,
 kein Fischlein beißt sich fest daran.
 Drum hab' Geduld zu jeder Zeit.
 Wer sicher geht, kommt sich weit.

In welchen Dingen aber Petrus und seine Nachfolger so fest sein würden, hat der Herr hier im Einzelnen nicht gesagt; offenbar sollte diese Festigkeit sich in allem befinden, worin sie für die Kirche Jesu notwendig sein würde. Eine aber, und zwar die wichtigste, nennt der Herr später besonders: Die Unfehlbarkeit im Glauben und in der Verkündigung desselben. Bevor der Herr nach dem letzten Abendmahle mit den Aposteln an den Delberg kam, sagte Er in Gegenwart aller Apostel zu Petrus: „Simon, Simon, siehe, Satan hat verlangt, euch stieben zu dürfen, wie den Weizen; Ich aber habe für dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht wankt; und du hinwiederum stärke deine Brüder.“ (Luk. 22, 31. f.). Also Satan versucht Alle im Glauben; Christus aber betet um unfehlbar gewisse Glaubensstreue nur für Petrus allein. Warum? Weil Er nur dem Petrus und seinen Nachfolgern allein die Pflicht und das Amt auflegt, nicht nur alle übrigen Versuchten, sondern auch die Bischöfe selbst mit unfehlbarer Sicherheit im Glauben zu bestärken. Wohl hat der Herr auch für alle übrigen gebetet, und zwar nicht nur für die Apostel und Bischöfe, sondern für alle, die jemals den wahren Glauben annehmen würden (Joh. 17, 20). Allein bei all' diesen tritt die Wirksamkeit dieses Gebetes nur dann ein, wenn sie auch selbst mit dieser Gnade mitwirken. Bei Petrus und seinen Nachfolgern aber bleibt die unfehlbar gewisse Glaubensfestigkeit unerschütterlich, nicht nur in Folge der allgemeinen Gnade Gottes und der eigenen mehr oder minder treuen Mitwirkung und des allgemeinen Gebetes Jesu für die Selbigen, — sondern gerade und in Folge und als Frucht dieses besonderen Gebetes Jesu und dieses besonderen Versprechens, das nur dem Petrus allein galt, weil nur er allein dieses oberste Amt hat, nur er allein der unerschütterliche Fels der kirchlichen Glaubensstreue ist. Die lehrantliche Unfehlbarkeit in den Beziehungen, welche das Vatikanische Konzil (1870) angeben hat, ist bei den Nachfolgern des heil. Petrus eine ebenso sichere Amtsgnade, wie die Gewalt zu konsekrieren bei einem Priester gewiß ist.

Werfen wir, lieber Leser, auch nur einen flüchtigen Blick auf alle an Petrus gerichteten Worte Jesu, so erkennen wir leicht, daß Er dem Petrus das Amt und die Vollmacht, Sein Stellvertreter zu sein, erst versprochen und dann wirklich übertragen hat, und daß dieses Amt das höchste ist und fortdauern muß bis ans Ende der Welt. Dieses Amt wird darum auch heute noch fortgeführt vom Papste, dem Bischofe von Rom, wo Petrus gestorben ist und seinen obersten Vorrang seinen Nachfolgern hinterlassen hat.

S.

Aus Stockholm.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Später Frühling. — Enge Straßen. — Nordische Baukunst. — Im Tiergarten. — Auf der Pferdebahn. — Soldaten und Schulleute. — Der Hängezopf. — Die öffentlichen Telephonanlagen.

Es ist immerhin ein eigenartiges Gefühl, wenn man nach zweitägiger Seefahrt in ein Land kommt, das in der Entwicklung seiner Bäume und Sträucher, seiner Gräser und Blumen erst soweit ist, wie alle diese Dinge in der Heimat schon 2 Monate früher sind. Stockholm hatte in diesem Jahre erst anfangs April seine ersten schönen Frühlingstage zu verzeichnen, obwohl die Sonne bereits bald ihren Höhepunkt erreicht hat, d. h. erst gegen 1/2 11 Uhr abends untergeht und bereits um 1/2 2 Uhr des Morgens aufgeht. So war es mir denn in diesem, an Naturkatastrophen so reichlich ausgestatteten Jahre vergönnt, den Frühling zweimal kommen zu sehen: einmal in der deutschen Heimat und ein zweites Mal hier oben im Norden, wo die Birke erst ihre

ersten, zartgrünen Schleier über die schlanken Zweige geworfen, und alles junge Gemüße, Radieschen und Kartoffel miteinbegriffen, erst aus Deutschland importiert werden muß.

Die nordische Hauptstadt selbst enttäuscht in den Winkelzügen ihres schmalen, engen Straßengewirrs entschieden Jeden, der ihren ersten Anblick vom Hasen aus genossen hat. Unfertige, schlecht gepflasterte Straßen, mögen sie auch von den herrlichsten Monumenten nordischer Baukunst eingefast sein, verstimmen den verwöhnteren Besucher entschieden. Immerhin aber macht Stockholm auf den aus dem Süden kommenden Besucher einen unauslöschlichen Eindruck.

Die schwedische Hauptstadt birgt eben zu viel des Interessanten in sich. Von der Kleidung der Stockholm besuchenden schwedischen Provinzler angefangen bis zur Internationalität seiner Schifferkneipen. Von den Sehenswürdigkeiten ist da in erster Linie das nordische Museum, ein Prachtbau ersten Ranges von strengstem Stile zu nennen. Gegenwärtig befindet sich in dem nicht im Bau befindlichen Teile des Museums eine äußerst interessante Kunststickerei- und Kunstweberei-Ansstellung, die eine geschichtliche Darstellung dieses Kunstgewerbetheiles in Schweden giebt. Das Nordische Museum ist im elegantesten Teile der nordischen Hauptstadt gelegen: Dort, wo die Hasenanlagen in den Tiergarten münden, der mit seinen eleganten und anmutigen Villen im jungen Frühlingssgrün doppelt anheimelt.

Interessant sind hier aber auch die Pferdebahnen — elektrische Bahnen hat Stockholm noch nicht — die von kleinen schwedischen Pferdchen durch die Straßen geholpert werden. Da stehen Kutser und Kondukteur, gleich ehrbar und repräsentabel, in ihren langen, mit blanken Knöpfchen besetzten Röcken. Der eine sammelt in einer großen Sparbüchse die 10 Öre-Stücke für die Fahrt ein, während der andere auf Wunsch des Fahrgastes aus den Niesentaschen seines Rockes irgend eine Stockholmer Zeitung herauszieht und sie zur Lesüre hergiebt. Beide aber tragen schmutzig-braune Glacehandschuhe, die ihre Würde noch um ein gutes Stück erhöhen. Auch die Droschken unterscheiden sich darin von den Kumpellästen in der deutschen Heimat, daß die Pferde — nach Art der russischen Droschkenpferde — in einem niederen Joch laufen, das mit abgestimmten Glöcklein behängt ist.

Sonst ist Stockholm ganz Großstadt. Es hat seine Bazare, seine Juwelierläden, vielleicht so elegant, wie sie nur noch Paris und Petersburg aufzuweisen haben. Auch die Preise sind auf die Großstadt zugeschnitten: alles ganz enorm in die Höhe geschraubt. Und nun erst die Vergnügungen! Da geht es flott und lustig her. Eine Hafenstadt ist überhaupt kein Freund von Traurigkeit. Da muß alles warm und feurig pulsieren.

Die große Kunst spielt „König Lear“, „Madame sans Gêne“ und „Bagners“, „Fliegender Holländer“. Schwedische Autoren sollen nur selten auf die Stockholmer Bühnen kommen. Das ist ein gewisses Armutzeugnis, doch sollen derartige Dinge auch in den Großstädten anderer Länder — ich will beileibe keine mit Namen nennen — vorkommen. Sapienti sat! sagt der Lateiner.

Dem fremden Straßenpassanten werden wohl in erster Linie die vielen stätischen Soldaten auffallen, die ohne Seitengewehr und Säbel herumlaufen. Die Schulleute hingegen mit ihren langen, reichverzieren Säbeln machen einen geradezu imponierenden Eindruck. Sie sind freundlich und zuvorkommend und stehen dem Fremden gern mit Rat und That hilfreich zur Seite, wenn er sie anspricht.

Einen besonderen Spaß aber haben mir die jungen Mädchen gemacht — der Begriff „jung“ ist hier bis hoch in die Zwanziger auszudehnen! — die mit langem Hängezopf, dem unten eine Schleife eingehunden ist,

durch die Straßen ziehen. Das gehört entschieden zu dem Kuriossten, was mir jemals vor die Augen gekommen ist.

Anerkennenswert sind entschieden schließlich noch die zahlreichen Telephonbuden, die auf den meisten öffentlichen Plätzen aufgestellt sind und sehr stark vom Publikum gebraucht werden. Man wirft ein 10-Öre-Stück in die Thüröffnung, welche sich darauf auflutet und zugleich den Apparat einschaltet. Diese Einrichtung verdient entschieden auch anderweitig Nachahmung.

Und nun noch einen Gruß übers Meer in die deutsche Heimat!

Aus der Hochkaplerwelt.

Von Adolf Hallerl.

Ich war der einzige Sohn meiner Eltern. Daß ich fast über die Gebühr verzärtelt und verhätschelt wurde, will ich nicht in Abrede stellen, doch hatte diese in vieler Hinsicht entschieden zu verwerfende Methode der Pädagogik bei mir nicht das gewöhnliche ungünstige Resultat einer solchen Erziehung zur Folge, sondern trug, besonders als der Verstand mehr und mehr in seine Rechte trat, ganz annehmbare Früchte, denn ich empfand das Bedürfnis, meine guten Eltern für ihre liebe Aufopferung und Sorgfalt, mit welcher man mich überschüttete, zu entschädigen, und ihnen durch Fleiß, gestittetes Betragen und Fortschritte in meinem Studium Freude zu bereiten. Wie ich später als Vester die Prima absolvierte, herrschte großer Jubel in unserem Hause. Wenige Monate darauf bezog ich die Universität zu W., um Medizin zu studieren und verbrachte dort, äußerst zurückgezogen und nur meinem Studium lebend, vier Semester. Zur Fortsetzung meiner weiteren Studien begab ich mich sodann nach B. und hatte dort die Ehre, die berühmten medizinischen Kapazitäten Billroth, Hyrtl, Kraft-Ebing, Zuckerkandl, Hebra und noch andere mehr persönlich kennen zu lernen und in einen näheren Verkehr mit ihnen zu treten.

Mit 23 Jahren hatte ich mein Doktor-Diplom in der Tasche und das Entzücken meiner lieben, guten, alten Mutter war ein derartiges, daß ich beinahe fürchtete, sie verliere den Verstand. Sie suchte ihre sämtlichen Schmuckgegenstände zusammen — für eine alte Frau, meinte sie, hätten dergl. Dinge ja doch keinen Wert — und tauschte dafür, trotz des Widerspruches meines verständigeren Vaters, einen prachtvollen Ring von saszinierender Schönheit und ungewöhnlich hohem Werte ein. Ueberall, wo ich nur hinkam, erregte er Bewunderung und stempelte mich sozusagen zum reichen und vornehmen Mann. Das Wort meiner Mutter: Dieser Ring soll ein würdiges Pendant zum Doktorhute sein, sagte ich nicht in diesem Sinne auf, auch freute ich mich weniger über die Schönheit und den Wert desselben, als vielmehr darüber, daß das liebende Herz und die Hand der Mutter es war, die mir dieses kostbare Angebinde gab und ich scheue mich nicht, einzugehen, daß ich dieses Kleinod als eine Art Fetisch betrachtete.

Die Jahre kommen und vergehen, und eines Tages sah ich mich selbst auf dem Katheder, zu dem ich einst so ehrsüchtig voll emporglitt. Ich hatte ein großes zweibändiges Werk über Psychiatrie geschrieben, das mir einen Ruf nach E. in England einbrachte, dem ich auch Folge leistete.

Zwei Jahre hatte ich bereits an dieser berühmten Stätte der Wissenschaft gewirkt, als ich etwas erleben mußte, das ich wohl als das denkwürdigste, aber auch entsetzlichste Ereignis in meinem Leben bezeichnen muß.

Es mußte gleich 4 Uhr schlagen, und ich hatte mich noch nicht zu meiner Vorlesung vorbereitet. Es war erstickend heiß, die Luft schwül und gewitterhaft, ich empfand große Unbehaglichkeit und eine Art ungewohnten nervösen Reizes.

Bisher war der Hörsaal für mich mehr ein Vergnügen, als eine Arbeit gewesen, die abstrakte Theorie meiner Wissenschaft war für meinen Geist eine Erholung. An jenem Tage aber empfand ich, ohne zu wissen warum, eine Art von Bangigkeit, die mir nicht gewöhnlich war. Ich empfand ein unüberwindliches Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein. Als ich an die Eingangsthüre meines Hörsaales kam, warf ich im Vorübergehen einen Blick hinein und bemerkte, daß er so voll war, wie ich ihn noch nie gesehen. Wie ich über den Flurgang schritt, hörte ich den Namen eines berühmten fremden Arztes nennen, der sich unter meinen Zuhörern befinden sollte. Diese beiden Umstände würden mir zu jeder anderen Zeit nur Freude gemacht haben, jetzt vermehrten sie meine Unruhe und Bangigkeit, die den höchsten Grad erreichten, als ich, wie ich eben in den Saal treten wollte, bemerkte, daß ich meine Kollegienhüte im Wagen hatte liegen lassen, den ich weggeschickt, weil ich zu Fuß nach Hause gehen wollte. Um sie holen zu lassen, war es zu spät; immer unruhiger und nicht wissend, was in dieser Verlegenheit zu beginnen, öffnete ich meine Brieftasche und durchlief schnell eine Menge darin ohne Ordnung verzeichneter Bemerkungen; glücklicherweise fiel mein Auge auf einige neue und interessante Beobachtungen über den Wahnsinn. Ich beschloß, diesen Gegenstand zum Thema meiner aus dem Stegreife zu haltenden Vorlesung zu machen.

Es ist mir nur eine verwirrte Idee von dem Geliebten, was mir hernach zustieß. Ich erinnere mich jedoch des Beifallklatschens, das mich beim Eintritte empfing, und das sich verdoppelte, als man den gereizten Zustand bemerkte, worin ich mich befand. Als es wieder ruhig geworden war, nahm ich allen meinen Mut zusammen, und sang endlich an. Die ersten zusammenhängenden Worte, die ich sprach, kosteten mir unerhörte Anstrengung; ich stotterte und hielt bei jedem Worte an. Zuletzt jedoch ermutigte ich mich allmählich, und die hohe Aufmerksamkeit, womit man mir zuhörte, gab mir etwas Vertrauen. Bald merkte ich, daß sich das dicke Gewölle verzog, das mein Gehirn umlagerte, meine Gedanken wurden klarer, die Worte kamen mir von selbst auf die Lippen, die Vergleichen, die Ausdrücke stellten sich mir in Menge dar, ich durfte nur wählen. Je weiter ich kam, um so mehr Stärke erlangten meine Schlüsse, umso mehr Consistenz meine Beweise, die Geläufigkeit, womit ich sprach, wunderte mich selbst. Ich behandelte Fragen, auf die ich zu jeder anderen Zeit mich einzulassen nicht gewagt haben würde, mit außerordentlicher Leichtigkeit. Sie waren ein Spiel für mich, so einfach und klar schienen sie mir zu sein. Ich ging vom Erstaunen zur Befremdung über; mein Gedächtnis, das mich immer träge und undankbar gefunden, war plötzlich wunderbar treu geworden; es brachte mir, einem Spiegel gleich, die geringsten Ereignisse meiner Laufbahn in Erinnerung. Ich führte einen Schriftsteller an, und that es so genau, daß man hätte glauben können, daß ich sein Buch vor Augen habe. Fakta, Anekdoten kamen meinen theoretischen Erklärungen zu Hilfe.

Ich ermutigte mich immer mehr und mehr; die Schnelligkeit, womit meine Gedanken aufeinanderfolgten, regten meinen Geist in einem hohen Grade auf.

In diesem Augenblicke empfand ich eine Art instinkartigen Entsetzens. Es kam mir vor, als wäre eine unbekannte Gefahr, die zu vermeiden mir unmöglich falle, im Begriff, auf mich einzudringen.

Die übernatürliche Macht, die mich bis jetzt aufrecht erhalten hatte, fing jedoch an, mich zu verlassen; meine Gedanken verwirrten sich, fremde Gestalten, phantastische Figuren schwirrten vor meinen Augen umher; die Gegenstände, worüber ich gesprochen, lebten sich und umringten mich in einer cha-

tischen Gruppe. Plötzlich kam mir ein fürchterlicher Gedanke, ein lautes, satanisches Lachen entglitt meiner Brust und ich schrie wie besessen: „Auch ich bin wahnsinnig!“ Mein Auditorium sprang wie ein Zuhörer auf, ein Geschrei der Ueberraschung und des Entsetzens drang aus aller Munde; was darauf folgte, ich weiß es nicht!

* * *

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in einem Bette. Durch Hereintreten in das Zimmer weckte mich Jemand; es war mein Freund Dr. Harms. Er trat an mein Bett und sah mich einige Minuten fest an. Während er mich so betrachtete, sah ich, daß er die Farbe wechselte; seine Hand zitterte, als seine Finger sich auf meinen Puls legten und er murmelte traurig: „Mein Gott, wie ist er verändert!“ Gleich darauf schwanden mir wieder meine Sinne und ich versank in eine völlige Empfindungslosigkeit.

Als ich wieder zu mir kam, glaubte ich aus einem langen tiefen Schlaf zu erwachen, um gleich darauf wieder in den alten Todesschlaf zurückzufallen. Die einzige mir gebliebene Erinnerung an meine letzte Ohnmacht waren die Worte des Dr. Harms, der, weil er mich für tot hielt, sagte: „Endlich hat er zu leiden aufgehört!“

Es mochte wohl ein Tag verfloßen sein, als mein Bewußtsein abermals zurückkehrte. Das erste Gefühl, das ich hatte, war die Kälte der Luft, die mir eiskalt ins Gesicht wehte; es schien mir, als seien die Fenster meines Zimmers geöffnet. Ich konnte dies jedoch nicht sehen, ein ungeheures Gewicht presste meine Augenlider nieder; meine Arme lagen längs meinem Leibe ausgestreckt, und obgleich die Lage, worin ich mich befand, zwingend und unbequem war, so wäre es mir doch nicht möglich gewesen, sie trotz aller Anstrengung zu ändern. Ich wollte sprechen, aber meine Mühe blieb erfolglos.

Einige Augenblicke nachher hörte ich Tritte, die Thüre wurde geöffnet und ein schwerer Körper wurde auf den Fußboden niedergesetzt. Eine Stimme sagte zu den beiden Männern, die den schweren Gegenstand zu tragen schienen: „Stellen Sie den Sarg in die Mitte des Zimmers.“

Diese Worte brachten mir alle Umstände meiner Krankheit wieder in Erinnerung. Ich begriff, daß ich für die Verzte und für die Welt zu leben aufgehört hatte, und daß man um mich her Anstalten zu meiner Beerdigung treffe. „Aber war ich denn wirklich tot?“ Nein und tausendmal nein! Ich war nur scheinbar tot! Fürchterlicher, entsetzlicher Gedanke! Keine Hoffnung mehr! keine! Ich fühlte, wie man mich an den Schultern und Füßen packte, mich aus dem Bette hob, in den Sarg legte, fühlte, wie man meine Arme an das kalte, nasse Holz der Sargwände presste! Welch gräßliches Geschehniß und welch menschliches Wort wäre im Stande, alles das auszudrücken, was dieser Augenblick der Todesangst Entsetzliches hatte?

Wie lange ich so blieb, weiß ich nicht. Die Totenstille, die im Zimmer herrschte, wurde neuerdings unterbrochen, und ich vernahm, daß einige meiner besten Freunde gekommen waren, um mich noch einmal zu sehen, ehe der Sargdeckel sich für immer über mich schloße. Alles Fürchterliche und Schreckliche meiner gräßlichen Lage wurde meinem Geiste gegenwärtig. In einer Minute empfand mein Herz den herben Schmerz eines Jahrhunderts von Leiden!

Ach! mit Schauern denke ich noch heute daran: Die Augenblicke verliefen schnell und ich begriff aus den Anstalten, die um mich her getroffen wurden, daß man im Begriffe war, mich in den Sarg einzuschließen.

Vergebens strengte ich mich fürchterlich an, meine Brust anschwellen zu lassen und zu atmen. Mein Entsetzen lehrte lebhafter noch, als vorher, zurück. Ich hörte das Einschla-

gen der Nägel in die Bretter meines Sarges, fühlte mich, nachdem dies vorüber, erhoben und die Treppe hinuntergetragen, roch den Weihrauchdunst, der dünn und fein durch die Ritzen meines Sarges drang, vernahm die einsegnenden, lateinischen Worte des Priesters, verspürte das Aufstoßen des Sarges im Totenwagen, hörte die Klänge des Beethoven'schen Trauermarsches und die trippelnden Schritte der meinem Sarge folgenden Leidtragenden. Dann knarrte die eiserne Friedhofsthüre, das Glöcklein vom Turme des Kirchleins erklang, klagend, schrecklich, schauerhaft, der Wagen stand still und ich wurde wieder aus demselben gehoben.

Man trug mich nun zu dem geöffneten Grabe und ich vernahm das Rasseln der Kette, mit Hilfe deren ich in das tiefe, kalte Grab hinuntergelassen wurde. Der Priester sprach tröstende Worte und erinnerte an die Güte und Barmherzigkeit des Schöpfers. „Warum,“ fragte ich mich, „ist er mit mir nicht barmherzig und erlöst mich von meiner Qual? Warum gegen mich nicht gütig?“

Dann hörte ich Jemanden anderen an den Rand des Grabes treten. Es war, der Stimme nach zu urteilen, Dr. Balfour, der Rektor magnificus der Universität. Er feierte mich als einen Mann, dem die Wissenschaft viel zu verdanken hatte, bedauerte, daß der unerbittliche Tod ein noch so hoffnungreiches Leben dahingemäht und meinem rastlosen Streben und Wirken ein so rasches und plötzliches Ziel gesetzt hätte; ich vernahm das Schluchzen und Weinen meiner Freunde und Bekannten und dann ein dumpfer Knall — so entsetzlich, so martererschütternd, so grauhaft und herzzerzählend, daß es kein Wort der Welt giebt, um ihn zu beschreiben — es waren die Erdschollen, die dumpf und dröhnend auf den Deckel meines Sarges kollernten und den letzten Gruß, das letzte Zeichen bedeuteten, das ich von der Außenwelt empfing.

Ich hörte die Leidtragenden wieder fort gehen, es wurde still um mich her, doch nur für wenige Augenblicke, dann vernahm ich die schweren Tritte zweier Männer, die ihre Schüppen in die feuchte Erde stießen und mein Grab zuschaukelten. — — — — — Verzweiflung. — — — — —

* * *

Wie lange ich in dieser kalten, feuchten Grube gelegen haben möchte, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich plötzlich über meinem Grabe ein Geräusch hörte, das immer näher kam und sich anhörte, wie das Fortschaukeln nasser Erde. Ein Hoffnungstrahl belebte mich! Das Geräusch kam immer näher und näher, bis mein Ohr ganz deutlich Stimmen vernahm. Die eine davon erkannte ich sogar dem Klanglaute nach; sie war die meines Hauswirtes, während mir die andere völlig fremd war. — „So, nun reichen Sie mir das Brecheisen und den Hammer,“ sprach mein Hauswirt. Der Unbekannte erwiderte darauf nichts, doch mir schien, als hätte er ihm das gewünschte Handwerkszeug zugeworfen. Gleich darauf sprang ein Zweiter in die Grube. Der Sargdeckel war ziemlich rasch geöffnet; ich merkte ein Tasten an meiner Brust und dann ein Reißen und Zerren, das meinen Orden- und Ehrenzeichen galt und plötzlich fühlte ich einen Schnitt an meinem kleinen Finger der linken Hand, an dem ich einen kostbaren Brillanterring zu tragen pflegte. War es nun das Schreckliche und Eigentümliche meiner Situation oder die durch den Starrkrampf und die Kälte veranlaßte Leblosigkeit meiner Gliedmaßen — genug, ich hatte nur das Gefühl, als ob mir Jemand einen Riß oder einen ganz schmerzlosen Schnitt beibrachte; daß mir der Finger völlig abgeschnitten worden war, das bemerkte ich erst später. Dieser Schnitt und der damit verbundene Blutverlust wirkten auf mein ganzes Wesen wie ein Wunder. Das Blut kreiste von Neuem, meine Nerven fibrierten, die Centnerlast, die meine

Kraft zu zerdrücken drohte, war gewichen, meine Muskeln streckten sich wie das Tauende eines Schiffes bei hoher See und ich atmete endlich wieder.

Meine beiden Lebensretter — als solche betrachtete ich sie — hatten sich bereits entfernt, als ich mich nach und nach daran machte, meine unheimliche Stätte zu verlassen. Mit unendlicher Mühe gelang es mir, den Sarg mit dem breiteren Ende nach oben zu dirigieren und mich mit übermenschlicher Kraftanstrengung hinaufzuschwingen. Dann tappte ich mich zwischen den Grabdenkmälern und Kreuzen bis zu dem Häuschen des Totengräbers durch und zog die Klingel. Entsetzt ergriff den alten, weißhaarigen Mann, als er meiner ansichtig wurde, verstört, blutig und schmutzig wie ich war. Ich sah ganz deutlich, wie sich seine Haare sträubten und dabei traten seine Augen aus ihren Höhlen, daß ich nun meinerseits wieder ein Gespenst zu erblicken glaubte. Ich gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß ich kein Geist sei, sondern ein dem Grabe entstiegener, lebender Mensch. Nun holte er seinen Gehilfen, sie ließen mich ein, verbanden mir, zitternd und bebend an allen Gliedern, meine Wunden, wickelten mich in Decken, gaben mir Branntwein zu trinken, und legten mich dann, nachdem sie tüchtiges Feuer im Ofen angezündet hatten, zu Bette.

Ich versiel darauf in einen totähnlichen Schlaf und als ich erwachte, befand ich mich in einem hellen blau austapezierten, freundlichen Zimmer der Klinik auf weißem Binnengebetet; um mich herum standen Ärzte, Professoren, Freunde und Bekannten, streckten mir ihre Hände entgegen und gratulierten mir zu der Freude einer glücklich überstandenen Gefahr.

Als ich nach ungefähr acht Tagen wieder soweit hergestellt war, um das Bett zu verlassen, und auf einem Stocke gestützt, das Zimmer durchwandern zu können, da warf ich so von ungefähr einen Blick in den Spiegel, taumelte aber entsetzt zurück — mein Haar war schneeweiß geworden.

Meine beiden Lebensretter — die Polizeibehörde war durchaus anderer Meinung wie ich, und nannte die beiden beharrlich Hochstapler, Verbrecher, ja sogar Leichenräuber — machten sich für ihre edle That zwar selbst bezahlt, doch war mir der Preis dafür nicht zu hoch. Ich hätte ihnen noch gern zehn Millionen dazu gegeben, wenn ich sie nur gehabt hätte. In meinen Orden lag mir so viel wie nichts und ich würde, wenn ich zu bestimmen gehabt hätte, gar nicht gestattet haben, daß sie mir in das Grab gegeben worden wären. Was den Ring anbelangte, so hat er sich mir gegenüber allerdings als Fetisch bewährt, denn ihm allein hatte ich mein Leben zu verdanken, und es that mir nur insofern leid um ihn, als er ein teures Andenken meiner inzwischen verstorbenen guten Mutter war, an dem materiellen Werte desselben lag mir jedoch ebenfalls so viel wie nichts. Daß meine Bibliothek, die allerdings einen hohen Wert repräsentierte, verschwunden war, brachte mich nicht aus der Fassung, denn sie war nach und nach wieder neu zu beschaffen und es dürften sich schwerlich viele Werke von Bedeutung darunter befunden haben, die nicht auch in der großen Universitätsbibliothek vorhanden gewesen sein wären, außerdem hatte ich den Inhalt der besseren Werke davon in meinem Kopfe. Der Verlust meiner Wertpapiere und Spareinlagen ertrug ich leicht — sie machten in deutschem Gelde höchstens 150—200 000 Mark aus — und das wenige Bargeld, das ich besaß, 3—4000 M., nun das hatten doch meine beiden Freunde sicherlich durch ihre nächtliche Wanderung und das Grabschaukeln verdient.

Die Gründe legte ich dem Polizeiminister breit und überzeugungsvoll dar und ich führte

ihm außerdem zu Gemüte, daß er mir einen speziellen Gefallen erweisen würde, wenn er von einer Verfolgung meiner lieben Freunde absehen und die ganze Sache, wenn sie wirklich aufkommen sollte, niederschlagen möchte; doch davon wollte die alte Exzellenz durchaus nichts wissen. Nur eines fiel mir bei diesem wunderlichen Ereignis auf und das war, daß auch meine Gymnasial-Zeugnisse, meine Universitäts-Matrikeln und mein Doktordiplom fehlten. Welchen Wert konnten diese Papiere für einen anderen haben?

* * *

Zwei Jahre nach dieser schrecklichsten Episode meines Lebens waren verfloßen. Ich war wieder soweit körperlich und geistig hergestellt, daß ich meine Vorlesungen aufnehmen und meine Ehrenämter und anderweitigen Funktionen, die mir meine Professoren-Würde auferlegte, wieder übernehmen konnte. Jedoch war ich noch immer sehr nervös und meine Freunde drangen in mich, daß ich eine Lustveränderung vornehmen und den paradiesischen Sünden zu einem längeren Aufenthalte wählen sollte. Ich rüßte mich zur Abreise und richtete meine Reiseroute so ein, daß ich nicht über den Brenner fuhr, sondern über Tirol meinen Weg nach den gesegneten Gefilden Italiens nahm. Ich kam auf meiner Tour, da ich mit Vorliebe ruhige, weltverlorene und romantische Orte aufzusuchen pflegte, nach dem westlichen Südtirol in der nordwestlichen Bucht des Gardasees gelegenen Hafenstadt Riva. Mir gefiel es hier außerordentlich und ich entschloß mich, einen längeren Aufenthalt in diesem Thalgrunde zu nehmen.

Riva verdankt seine günstige Konfiguration der sich nach Süden hin ausdehnenden Wasserfläche des Gardasees, und die glückliche Lage findet in dem südlichen Charakter der Vegetation, die mit ihren Hauptvertretern, der Olive und Steineiche, der Mittelmeerflora angehört, entsprechenden Ausdruck. Die sanfte Abdachung des Thalbodens gegen das Seeufer und dessen leichte Durchlässigkeit gestattet keine Ansammlung und Stagnation von Niederschlägen, und der weite Seespiegel dient dem Thale als Reservoir reinster Luft und wirkt als Regulator gegen jähe Temperatursprünge. Da außerdem der sanfte Südwind, Ora genannt, die warmen Luftschichten wohlthätig abkühlt und erfrischt, so kann der Salubrität des Klimas von Riva mit Recht eine restaurierende Potenz zugesprochen werden.

Es war an einem Freitag, als ich von einer der herrlichen Dampferfahrten auf dem ewig schönen Gardasee in mein Hotel zurückkehrte. Ich kam zum Mittagstisch zu spät und es mußte mir daher eigens nachherdient werden. Da hörte ich einen der Gäste, die bereits beim Giardinetto angelangt waren, die Worte ausrufen: „Mein Herr, welch herrlichen, kostbaren Ring tragen Sie an Ihrem Finger!“ Die Antwort, die der fremde Herr darauf gab, konnte ich nicht verstehen, doch sah ich, wie er den Ring von seinem Finger zog und ihn dem Fragesteller überreichte. Dieser gab ihn wieder seinem Nachbar, und der letztere that das Gleiche, so daß der Ring die Runde machte und von jedem der Speisenden gesehen und bewundert werden konnte. Nun kam ich an die Reihe. Ich warf nur einen Blick auf den Reifen, um sofort das Kleinod zu erkennen, das mir meine teure Mutter ehedem geschenkt. Natürlich faßte ich den Träger meines Fetisches nun etwas näher ins Auge und erkannte in ihm denn auch sogleich meinen Hauswirt, und in der neben ihm sitzenden Dame seine Frau, bei welchen ich so lange Jahre in E. gewohnt.

Als ich mein Mittagessen beendet hatte und der fremde Herr eben bei dem Kellner noch eine Flasche Champagner bestellte, stand ich von meinem Stuhl auf, näherte mich dem fremden Ehepaar, und indem ich mich ihm gegenüber aufstellte und mich zur vollen Manneshöhe emporrichtete, hielt ich ihnen, ohne ein Wort zu sagen, meine linke Hand mit dem abgeschnittenen Finger hin.

Ein Schrei, ein entsetzlicher Schrei aus dem Munde der Frau, ein dumpfer, gurgelnder Laut vonseiten des Mannes, und beide sanken ohnmächtig von ihren Stühlen.

Ich traf Anstalten, daß die Ohnmächtigen in ein entlegenes Zimmer geschafft wurden und bemühte mich nach Kräften, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Als mir dies gelungen war, teilte ich ihnen das Wissenswerteste jener furchterlichen Nacht mit, versicherte sie meines unbedingten Stillschweigens der E. . . gher Polizei gegenüber und erbat mir nur den Ring, der für mich ein so kostbares Andenken an meine Mutter bildete.

Nachdem ich aus dem Munde meines früheren Hauswirtes vernommen hatte, daß sein Helfershelfer jener fremde und angeblich berühmte Arzt war, der sich meine Zeugnisse und Diplome aneignete, um sich in Amerika niederzulassen, packte ich beide in einen Wagen und fuhr mit ihnen zum Hafen. Dort verabschiedete ich mich und gab ihnen den Rat, sich nach Mailand oder Venedig einzuschiffen.

Als ich wieder in mein Hotel zurückgekehrt war, wurde ich mit Fragen bestürmt und überschüttet.

Ich begab mich an meinen Platz, bestellte mir eine Flasche Capri bianca und erzählte unter atemloser Spannung der Zuhörer meine Geschichte.

Musikalisches Kreuzrätsel.

a Die Buchstaben sind so zu ordnen,
d
e o o h i daß die senkrechte Reihe eine bekannte
n
r Oper von Weber, die wagerechte Reihe
t einen italienischen Opernkomponisten
u
v nennt.
y

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 eine griechische Göttin.
2 1 4 8 3 9 4 ein asiatisches Volk d. Altertums.
3 9 4 1 8 eine Stadt in Afghanistan.
4 1 8 8 9 ein Ragetier.
5 2 3 7 4 ein aus der Bibel bekannt. Goldland.
6 7 9 2 2 9 ein französischer Badeort.
7 6 1 ein weiblicher Vorname.
8 1 2 7 4 ein Dickhäuter.
9 4 6 9 ein Planet.

Vierfüßige Charade.

Die beiden ersten zwar als dumm verschrien,
In der Geschichte spielten eine Rolle.
Und auch die Menschen viel von ihnen ziehen.
Dram immer ihnen Achtung zolle!
Durch meine Zweiten ward gesagt schon viel,
Auch sind sie eine Augenweide.
Beim Wein sogar ist ihre Schönheit Ziel,
Das Ganze freut dich in bescheidenem Kleide.

Pyramidenrätsel.

a Die Buchstaben sind so zu
a a a ordnen, daß die wagerechten
h d e f g Reihen nennen 1. einen Kon-
i l m n o p sonanten, 2. einen der 12
r r r s i t t z Stämme Israels, 3. eine
Oper von Bellini, 4. eine
Stadt Theßaliens, 5. eine Oper von Weber. Richtig gefunden nennt die senkrechte Mittelreihe eine europäische Hauptstadt.

Dreifüßige Charade.

Die Erste hat ein Feder, außer wenn er ruht,
Ist sie jedoch beim Pferde tadellos und gut,
Streicht der Verkäufer bald ein hübsches
Sämmchen ein.
Schön ist sie, wenn im Sommerglanze liegt der
Hain! —
Die beiden Ander'n einen Geld Dir nennen,
Der für sein Vaterland den Tod erlitt —
Denk an die Berge, denn Du mußt ihn kennen,
Ost ward besungen, wie er starb und stritt; —
Das Ganze schreibt Romane heut zu Tage
Und ist ein Name Allen wohl bekannt,
Er nimmt den Stoff aus Märchen nicht und
Sagen,
Sein Schauspiel ist auch meist der Berge Land:

Auflösungen aus voriger Nummer:

Dreifüßige Charade: Heimweh.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 7, 15-21. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ — „An ihren Früchten aber werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?“ — „So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ — „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen.“ — „Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen.“ — „Nicht ein Feder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Die Kirche Jesu Christi.

IV.

Propheten nannte man im Alten Bunde nicht nur die Verkünder der Zukunft, sondern auch die Lehrer des Volkes, die Ausleger des Gesetzes. Wenn aber von falschen Propheten die Rede ist, so werden darunter stets solche verstanden, die etwas lehren oder verkünden, was der Wahrheit widerspricht, — die dabei aber viel Mühe und List und Trug aller Art anwenden, um ihre falsche Lehre recht glaubwürdig darzustellen und sich eine möglichst große Schaar von Anhängern zu verschaffen. Der Uhnerr aller falschen Propheten war jener gefallene Engel im Paradiese, und nicht nur ihr Uhnerr, sondern auch ihr Muster und Vorbild. Wohin es aber führt, wenn falschen Propheten Gehör gegeben wird, das hat das Menschengeschlecht bereits in seinen Stammeckern im Paradiese vollauf erfahren. Was damals der gefallene Engel, in schimmernde Schlangengestalt gehüllt, gesprochen, das bildet den Grundton alles falschen Prophetentums: „Eure Augen werden sich aufthun, und ihr werdet wie Gott sein!“ Die Sprüche aller falschen Propheten — mögen sie in Reden, in Büchern oder Zeitungen uns begegnen — waren und sind auf diesen Grundton gestimmt; und wie viele, namentlich jüngere Leute, lassen sich immer wieder betören ungeachtet der ernststen Abmahnung unseres Herrn im heutigen Evangelium! Wie wäre es sonst möglich, daß der Schwindel der „Los von Rom“-Bewegung so viele Wellen schlagen könnte!

Jesus Christus hat, wie wir sahen, Seiner Kirche die Lehre der Wahrheit zur Verbreitung übergeben; Petrus aber sollte nach Seiner Anordnung der unerschütterliche Fels sein, an dem das falsche Prophetentum aller Zeiten bis zum Ende der Tage mit all seinen tückischen Angriffen zerbrechen sollte.

Darum hatte der Herr zu Simon (Petrus) gesprochen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Der Herr fügte aber noch eine andere Bezeichnung hinzu, wodurch Er die gleiche oberste Vollmacht andeutete, die Er nur dem Petrus allein geben wollte. Er sagte nämlich: „Und Dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben; was immer Du binden wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was immer Du lösen wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gelöst sein“ (Matth. 16, 19).

Das Bild, lieber Leser, ist also dieses, daß der Eigentümer einer großen Besitzung auf längere Zeit verreist und deshalb einen obersten Verwalter aufstellt, damit in seiner Abwesenheit Alles in gutem Fortgange und in rechter Ordnung erhalten werde. Als Sinnbild der Vollmacht dient die Uebergabe der Schlüssel zu allen Teilen des Hauses und ebenso auch zur Kasse, nicht nur um alles zu verschließen und sicher zu bewahren — denn dadurch würden ja alle Geschäfte ins Stocken geraten müssen, — sondern auch um aufzuschließen, herzunehmen, auszugeben, zu verwenden. Diese Bevollmächtigung des Verwalters aber wird dem übrigen Personal kundgemacht, damit Alle sich danach richten, vom Verwalter Weisungen einholen und ihm gehorchen, — da der Herr den Wunsch hat, daß der Verwalter in seinem (des Herrn) Namen anordne und befehle und verbiete, kurz, daß er Anordnungen des Verwalters so ansehe, als hätte er sie selbst gegeben.

Dieses Bild von der Uebergabe der Schlüssel ist, lieber Leser, im Morgenlande sehr gebräuchlich. Die Worte „binden und lösen“ bezeichnen auch die Vollmacht, Gesetze zu geben und die Gerichtsbarkeit auszuüben.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. Juli.** Siebenter Sonntag nach Pfingsten. Jilias, Prophet. Boaz, Priester. Evangelium nach dem h. Matthäus 7, 15-21. Epistel: Römer 6, 19-23. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Schulkinder, 9 Uhr kein Hochamt, sondern hl. Messe mit Predigt für das Militär. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen - Kongregation verbunden mit feierlicher Aufnahme neuer Mitglieder. Ursulinen - Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 7. Juli.** Willibald, Bischof zu Eichstätt.
- Dienstag, 8. Juli.** Kilian, Bischof und Martyrer.
- Mittwoch, 9. Juli.** Agilolf, Bischof von Köln, Martyrer.
- Donnerstag, 10. Juli.** Felicitas mit ihren 7 Söhnen, Martyrer.
- Freitag, 11. Juli.** Pius I., Papst und Martyrer.
- Samstag, 12. Juli.** Nabor und Feliz, Martyrer.

Sinnbruch.

Die Liebe hängt ihr Leben,
 Hängt ihr gesamtes Sein,
 Wie einen Edelstein,
 Dem Liebbling an den Hals,
 Dem sich ihr Herz ergeben.

Christus hat also durch diese Rede den Petrus als Seinen Verwalter und Stellvertreter in Seiner Kirche aufgestellt für die ganze Zeit Seiner Abwesenheit, d. h. von Seiner Auffahrt in den Himmel an bis zu Seiner sichtbaren Wiederkehr aus dem Himmel zum Weltgerichte. Dabei hat Er feierlich erklärt und es im Evangelium für alle Jahrhunderte aufzeichnen lassen, daß Er die Amtshandlungen des Petrus und seiner Nachfolger als vollgiltig und rechtskräftig Selber anerkennt und von allen anerkannt wissen wollte.

Hiermit ist also das Amt des Petrus wiederum bezeichnet als das höchste, weil Christus keinen anderen Stellvertreter mit gleichen Vollmachten eingesetzt hat; das Amt Petri ist auch wieder bezeichnet als das einzige, aus demselben Grunde, — und als das so lange fortdauernde, bis der Herr Selbst wiederum sichtbar erscheinen, und Sein Amt auf dieser Welt überhaupt zu Ende sein wird.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert kehrte eine berühmte Schriftstellerin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, aus dem Protestantismus zur wahren Kirche Jesu zurück. In der bekannten Schrift „Von Babylon nach Jerusalem“ schreibt sie auch über den Primat (Vorrang) des Papstes, und zwar, wie immer, höchst geistreich und interessant also: „Christus hat zu Petrus gesprochen: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und Dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. — Weide Meine Herde! — In der ganzen heiligen Schrift gibt es kaum einen Ausspruch, der schwerer zu mißdeuten wäre, als gerade dieser! Er legt so einfach, so praktisch möchte ich sagen, den Grundstein zu einer neuen Ordnung der Welt, die eines Mittelpunktes bedurfte, um eben eine Ordnung zu werden; — um dieses heilige Gesetz der Ordnung, welches durch die ganze sinnliche und sittliche Schöpfung gebieterisch geht, auch im übersinnlichen Gebiete zu wahren, wo so schnell, ohne dasselbe, Verwilderung und Verflachung eintreten. Aber freilich! wo Ordnung ist, muß auch Unterordnung stattfinden! Da ist das Planetensystem: seine Sterne kreisen um eine Sonne. Da ist die Familie: Einer hat für sie zu sorgen. Da ist ein Kriegsheer: Einer befiehlt den Tausenden. — Und dieses heilige Gesetz der Ordnung und Unterordnung sollte gerade in der Kirche nicht zur Anwendung kommen? Warum hat Christus ihr denn verheißt, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen?“

S.

Arbeit und Sport als Schönheitspflege.

Von Dr. med. Ebinger.

Arbeit und Schönheitspflege in einem Atem zu nennen, mag vielleicht manchem sonderbar erscheinen, aber dennoch gehören diese beiden Begriffe zu einander. Wer gesund sein will, der muß arbeiten. Wer nicht gesund ist, kann auch nicht wahrhaft schön sein. Die Natur zerstört mit der Zeit alles wieder, was sie geschaffen hat, auch den menschlichen Körper, mag er noch so fest gebaut sein. Aufhalten kann der Mensch diesen Zerstörungsprozeß nicht, nur verlangsamen, und die einfachsten Mittel hierzu sind Arbeit, Mäßigkeit und froher Sinn.

Arbeit soll ein Mittel sein, die Schönheit zu erhalten? So wird manche Dame fragen. Es ist Thatsache, daß selbst strenge Arbeit dem Körper weniger schadet als der Müßiggang, der fortgesetzte Müßiggang. Dieser macht auf die Dauer die feinen Teile des Körpers schlaff, nimmt ihnen die Stärke und Festigkeit, er hindert den normalen Umlauf der Säfte, wodurch sie allein rein von jeder Art Schärfe gehalten werden können.

Die Muskeln werden beim ewigen Müßiggang schlaff, die Wangen fallen ein und die

Haut verliert die schöne, lebendige Farbe, welche durch keine künstlichen Mittel ersetzt werden kann.

Natürlich kann für die Damenwelt die körperliche Arbeit nur eine mäßige sein, keine zu anstrengende, denn sonst würden die weichen, runden Umrisse der Gestalt mit der Zeit schwinden, der Körper würde eckig und zu muskulös werden. Die Arbeiten, welche die Damen im Hause verrichten können, für den Haushalt, das sind die zweckmäßigsten. Manche Damen haben es nicht notwendig, im Hause zu arbeiten, und sie glauben das „Gesunde des Arbeitens“ durch Spazierengehen ersetzen zu können. Das ist ein großer Irrtum. Spazierengehen ist niemals ein Ersatz der Arbeit, denn statt den ganzen Körper und alle Muskeln desselben in Bewegung zu setzen, strengt der Spaziergang nur die Beine an, während Arme, Brust und Leib fast unbeweglich bleiben. Der einzige Ersatz für die Arbeit wäre der Sport, und zwar irgend ein Sport, der im Freien ausgeübt wird, der alle Muskelgruppen in Thätigkeit setzt und den Blutumlauf steigert.

Viele Damen glauben den Sport durch den Tanz ersetzen zu können. Die Lust des Tanzens scheint zwar allen Völkern angeboren zu sein, aber der moderne Tanz kann unmöglich als der Gesundheit und Schönheit zuträglich genannt werden. Von Zeit zu Zeit mit Mäßigkeit genossen, ist dem Tanzen wohl das Wort zu reden, aber unmöglich kann der Tanz die tägliche Arbeit oder einen gesunden Sport ersetzen. Man denke nur an die Tänzer, die eine große Anzahl Tanzender mit der Zeit in einem geschlossenen Raume entwickeln. Da saugen die übermäßig erhitzten Lungen die schlechte Luft stundenlang ein, das kann niemals der Gesundheit und Schönheit zuträglich sein, wenn auch die Tanzbewegung an sich dem Körper eine gefällige Geschmeidigkeit und den Säften eine gesunde Bewegung verleiht.

Wer sich der Arbeit oder einem vernünftig betriebenen Sport widmet, der verdaut leicht, dessen Blut fließt leicht durch die Adern, der ist gesund und stets froher Laune. Und wie notwendig hat das heutige Menschengeschlecht solche frohe Laune, die aus wahrer Gesundheit stammt. Heiterkeit und Frohsinn müssen nicht erkünstelt oder erzwungen werden, sie müssen vielmehr frisch und ungezwungen dem Herzen entspringen. Eine heitere Seele, ein frohliches Gemüt wirkt wie Sonnenschein auf die Umgebung. Der Mißmutige fühlt sich mit unwiderstehlicher Gewalt aus seiner schlechten Stimmung gerissen und die finsternen Gedanken werden durch lebensfrohe Bilder verdrängt. Alle Sportsleute, die ihren Sport richtig, natur- und gesundheitsgemäß betreiben, sind fröhliche Menschen. Das ist der große Segen der gesunden Körperbewegung. Auch der Schlaf ist bei diesen glücklichen Menschen angenehm geregelt. Er dauert in der Regel 6—7 Stunden, ist tief, fest, traumlos und erquickend. Solche körperliche Arbeiter haben gar nicht das Bedürfnis, lange im Bette zu liegen, ihr gesundes Blut treibt sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach angemessenem Schlaf aus dem Bette.

Nichts ist auch erschlassender als der lange Aufenthalt im Bette, geschweige erst in einem Federbette. Zu langes Schlafen erzeugt ein dickes, träges Blut, der Mensch wird arbeits- und denkschlaff. Federbette verweichlichen und erschaffen den Menschen. Es ist durchaus nicht zu empfehlen, auf Federn zu schlafen, Matratzen von Haarhaaren oder Seegras sind weit gesünder. Als Decken sind wollene zu empfehlen: man vergesse nie, daß der Mensch nicht nur durch die Lunge atmet, sondern auch durch die Haut. Deckt man sich während des Schlafens zu fest zu, so stört man die Atmung der Haut, der Schlaf wird unruhig, weniger stärkend, es sammeln sich im Innern des Körpers Krankheitsstoffe. Personen, die stets auf und unter Federn schlafen, müssen sich nicht wundern, wenn sie so oft von Husten oder Schnupfen heimgesucht werden, sie selbst sind schuld daran, wenn ihr

Organismus zu diesen und ähnlichen Leiden disponiert, krankhaft empfänglich gemacht wird. Zum Glück hat die Mehrzahl unseres Volkes das Bedürfnis und die Lust, die durch unsere Kultur bedingte einseitige Bethätigung der geistigen und körperlichen Kräfte in geschlossenen Räumen durch angemessene Bewegung in freier Luft auszugleichen. Diesem tief empfundenen Bedürfnis ist es zu danken, daß der Radsport eine so riesige Ausdehnung in kurzer Zeit erreicht hat. Aber auch auf anderen Gebieten des Sports regt es sich immer mehr und mehr, weil man den Segen der körperlichen Arbeit zu sehr und zu angenehm empfindet. Die Kräftigung aller Körpermuskeln und eine auffallende Steigerung des Appetits sind die ersten Wirkungen des Sports. Ferner verbraucht die so gesteigerte, allgemeine Muskelthätigkeit das überschüssige Fett. So folgt die Entfettung des Herzens und der großen Blutadern, wodurch der Umlauf des Blutes erleichtert und beschleunigt wird. Wenn aber das Blut leicht durch die Adern rollt, der ist gesund, der ist glücklich, denn Gesundheit hat Heiterkeit und Fröhlichkeit im Gefolge. Das wußten schon die alten Völker. Bei den klassischen Griechen waren die Leibesübungen Staatsangelegenheiten. Die Regierung baute mächtige Gebäude, Gymnasien, für die körperlichen Übungen und stellte sie unter die Leitung angesehenen Beamten. Jeder war verachtet, der versäumte, seinen Körper auszubilden und geschickt zu machen. Die Sieger im Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen, in dem berühmten Fünfkampfe wurden durch große Auszeichnungen geehrt, ebenso die Sieger bei den Festspielen zu Delphi, Korinth und Olympia. Von den Griechen lernten in dieser Hinsicht die alten Römer und später auch die Deutschen. Kaum glaublich und faßbar ist es, wie dann später im Laufe der Jahrhunderte die Pflege des Körpers so vernachlässigt werden konnte, zum Schaden der ganzen Nation. Ein schwaches Morgenrot dämmert in unserer Zeit. Möge es sich bald voll und ganz entfalten.

Krankenträgerübung.

Militärhumoreske von Max Bedekamp.

Kompagniebefehl: „Morgen früh sechs Uhr steht die Kompagnie feldmarschbereit auf dem Kasernenhofe zu einer Krankenträgerübung“, so las der Feldwebel aus seinem Rotzibuche vor. Es folgte dann die Anweisung, daß das Bataillon um 6¼ Uhr, das Regiment um 7 Uhr zur Stelle zu sein habe.

Krankenträgerübung! Das war doch mal was anderes! Es war schon vorher etwas durchgesichert — die gesamten Krankenträger der Division waren dazu befohlen und sollten noch an demselben Tage mit der Bahn ankommen. Auch der Corpsgeneralarzt würde zur Stelle sein — es würde also hochinteressant werden. Verwundete und Tote würde es geben, und jeder von uns erwog im Geiste die unangenehme Erfahrung, daß lange nicht jede Kugel trifft. Manche trifft aber auch erst kurz vor dem Ende der Schlacht, wenige Minuten vor der schrecklichen Entscheidung. Wie unangenehm, wenn einen selber nun das Schicksal so lange aufsparte und einen erst dann, wenn man die ganze heiße Schlacht mitgemacht hatte, dahinraffte?

Nun, es kam dabei immer noch auf einen wohlwollenden Korporalschaftsführer an, der die Schiffe austeilte.

Am nächsten Morgen standen wir alle pünktlich auf den Korridoren, nachdem uns unsere Puzkameraden mit Kleiderbürste, Wäschebürste und Glanzbürste, sowie Puzlappen und Lederlappen — aus welchen Gegenständen bekanntlich die „Properteh“ des Soldaten besteht — gehörig bearbeitet hatten.

Der Tag versprach heiß genug zu werden, der Himmel war von seltener klarer Bläue, und die Julisonne mit ihrem strahlenden, gänzlich entschleierte und wohlwollenden Antlitz schien gesonnen, es recht gut mit uns

zu meinen. Aber, so hofften wir, das brauchte uns heute nicht allzusehr zu tangieren; hatte doch jeder die Chance als Verwundeter weiterzukommen, ohne seine „Untertanen“ in Anspruch nehmen zu müssen. Die Sache ließ sich auch anfangs ganz gut an, denn nach einem mäßigen Marsch durch den kühlen Hochwald befanden wir uns auf dem „Operationsfelde“.

Dieses — heute vielleicht in doppeltem Sinne — lag in einem zwischen zwei Hügeln malerisch eingebetteten Thälchen. In einer Stelle des Abhangs war jedoch der Wald ausgerodet und hatte einer trefflichen Obstbaumpflanzung Platz machen müssen.

Der Anfang der Übung unterschied sich bereits wesentlich von denjenigen aller übrigen. Die Gruppenführer nämlich traten, mit ganzen Päckchen kleiner Papptäfelchen bewaffnet, vor die Front ihrer Gruppen. Diese Täfelchen verteilten sie an die einzelnen Leute ihrer Gruppen, die sie dazu ausersehen hatten, heute für das Vaterland zu bluten. Natürlich erhielt auch ich ein solches und zwar mit der Aufschrift: „Doppelter Bruch des rechten Unterschenkels infolge Ueberfahrens“. Dieses Täfelchen befestigte ich mit der dazu bestimmten Schnur am dritten Rockknopfe und schob es in den Zwischenraum zwischen dem dritten und vierten Knopf. Erst wenn das betreffende Rad — was für eins war mir nicht klar, da weder Artillerie noch Train an der Übung teilnahmen — über mich dahingegangen sein würde, durfte das Täfelchen sichtbar werden.

Die Schlacht begann — Patrouillen meldeten, daß das Ostdetachment über den Dachberg hinübergezogen käme, um uns, das Westdetachment, in unserer sehr vorteilhaften Stellung anzugreifen. Die ersten Helmspitzen wurden hinter der das Thälchen ostwärts abschließenden Hügelreihe sichtbar, die ersten Schüsse krachten. Der erste Zug unserer Kompanie schwärmte aus, ging in Deckung — langsames Schützenfeuer! Darauf ein kleiner Sprung, um den Feind über unsere Absicht, uns nur zu verteidigen, zu täuschen und die fünfzig Meter vor uns befindliche bessere Deckung hinter einigem Gesträuch und etlichen Erdhäusern zu gewinnen. Einige Tapfere aus unserer Reihe waren bereits vom schwarzen Verhängnis ereilt und ich haberte schon mit meinem Schicksal, daß ich unverletzt davon gekommen, gleich als ob ich ein Amulett trüge.

Da aber ertönte auch schon die martialische Stimme meines Unteroffizier, die mir heute lieblicher erklang als Nachtigallenschlag in der Frühlingsnacht: „Einjähriger Wegekamp!“

Ich zog das Täfelchen hervor und sank mit einem Seufzer der Erleichterung an den Busen meiner vielgeliebten Mutter Erde. Für mich war das Gesecht zu Ende und, schwer verwundet wie ich war, wartete ich der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen — aber ein bißchen anders, als ich mir's gedacht hatte! Das Gesecht brauste weiter, die Unseren schienen siegreich, denn das Gewehrfeuer ertönte aus immer größerer Entfernung. — Da plötzlich jagten drei Reiter über das Schlachtfeld — neugierig schaute ich auf: Ein Generalarzt, ein Oberstabsarzt und ein Stabsarzt. Der Generalarzt ließ auch sogleich sein liebliches, etwas eingetrocknetes Organ ertönen:

„Die Toten und Verwundeten aufstehen und sich dort an jenem Abhang unter die Obstbäume legen!“

Einen Arzt, der Tote erwecken konnte, mochte es seit Askulaps Zeiten wohl nicht wieder gegeben haben — ich wenigstens hatte noch keinen gesehen — im Gegenteil! Ich sah ihn daher wie versteinert an, um abzuwarten, welche Wirkung diese Zaubersprüche haben werde. Aber da wirklich die Toten und die zu Krüppeln Geschossenen aufstanden und im Laufschrift dem Abhange zueilten, so stand ich auch auf, folgte ihnen und gewahrte zu meinem maßlosen Erstannen, daß

ich trotz meines durch Ueberfahren doppelt gebrochenen Unterschenkels ganz vorzüglich laufen konnte. An dem Abhang aber verlor der Zauber wieder seine Wirkung — ich suchte mir einen breitkronigen Birnbaum und sank in dessen kühlen Schatten nieder. — Weiter brauste die Schlacht, ferner tönte das Feuer.

Da wurde es auf dem Schlachtfeld lebendig, Männer tauchten auf, die suchend umherliefen, immer zu zweien. Sie waren ohne Tornister, auf dem Haupte trugen sie die Feldmütze und je zwei eine Tragbahre — ihre Feldflaschen aber waren ungefähr dreimal so groß als die unsrigen. Zwei von ihnen näherten sich meinem Birnbaum.

„Da, hier liegt wieder einer,“ sagte der vordere zum andern.

„No,“ sagte dieser, „was fehlt Dir denn?“ Sie setzten die Bahre nieder und beugten sich über mich.

„Ueberfahren!“ sagte ich und zeigte mein Täfelchen.

„Ach so,“ grinste der eine, „ein Einjähriger! Nichts gewohnt! Zu weiche Knochen!“

Ich lachte: „Können Eure Knochen das vielleicht aushalten, wenn ein Kanonenrad drüber weggeht?“

Nun bemächtigte sich einer von ihnen meines Helmes, stellte ihn auf die Tragbahre, zog meine Feldmütze hervor, die ihren vorschrittsmäßigen Platz zwischen der oberen Seite des Tornisters und dem gerollten Mantel hatte, und setzte sie mir auf, während der andere mir den Rocktragen, die oberen und unteren Knöpfe öffnete und mir die Halsbinde löste. Sodann wurde ich des Tornisters, des Koppels und Seitengewehres entledigt, wobei sie freundlicherweise auch nicht vergaßen, mir ab und zu einen Schluck Wasser einzuschlecken — und dieses Wasser war mit Essig gemischt, ein köstlicher Labetrunk bei der Hitze!

Endlich kam noch das Schwerste: Der Stiefel wurde mir von dem verwundeten Fuße gezogen und ein Rotverband angelegt. Damit war ich vorläufig erledigt. Man packte mich an den Schultern und Knien und legte mich säufstiglich auf die Bahre nieder. Koppel und Tornister wurden an der Bahre aufgehängt, wo auch der Helm seinen Platz gefunden hatte, und meine Flinte nahm der eine der Träger am Riemen über die Schulter. Langsam, vorsichtig ging es vorwärts. O — es ist etwas Schönes um so eine Krankenträgerübung!

Nachdem der vorsichtig wiegende Marsch einige Minuten — ach nur wenige köstliche Minuten! — gedauert hatte, hielten meine Träger vor einem großen, unförmigen Leiterwagen, der meine Stimmung erheblich herabdrückte. Denn bisher war ich mir vorgekommen wie ein chinesischer Mandarin, der in seiner Sänfte von seinen Kulis dahergetragen wird. Der Vergleich hinkt — nichts packte außer der schaukelnden Bewegung. Denn die Bahre glich nicht im entferntesten einer Sänfte, meine Träger waren keine Kulis und ich — doch ich hoffe, man wird einem Manne mit doppeltem Unterschenkelbruch diesen hinkenden Vergleich verzeihen!

Auf dem Wagen, der mit einem Leinwanddach überspannt war, wurden die Bahren verladen — übereinander — nebeneinander — sein ordentlich an dazu angebrachten eisernen Dejen und Daken eingehängt. Dazwischen saßen dann diejenigen Verwundeten, welche an Armbrüchen, Kopfwunden etc. laborierten. Als der Wagen gefüllt war, ging es in mäßigem Schritte nach dem Feldlazarett — aber o weh! Der Wagen hatte keine Gummiräder und der holprige, steinige Landweg keinen Asphalt. Ich danke meinem Gotte, daß meine Verwundung nur auf dem Papier stand!

So kamen wir nach dem Feldlazarett, das in einem kleinen Gehölze lag. Dort wurden wir kunstgerecht abgeladen. Doktoren verschiedener Grade hantierten dort herum, und wir dachten, jetzt würde erst das kunstgerechte Verbinden losgehen, und wir würden fein säuberlich nach der heimatischen Kaserne zurückgeführt werden. ...

Da ertönte plötzlich die Stimme eines Arztes: „Alle Verwundeten zu Ihren Truppenteilen!“ Wir waren sprachlos — das also war das Ende? Und wir wußten doch gar nicht, wo unsere Truppenteile standen!

Der lachende Zuruf eines Sanitätsunteroffiziers: „Ja, sind Sie denn noch nicht weg?“ riß mich aus meinen Betrachtungen, drüben stehen die Bataillone,“ fügte er hinzu, als er mein möglichst verständnisloses Gesicht sah. Ich folgte der Richtung seines ausgestreckten Armes mit den Augen — richtig, da blühten Waffen! Strumpf und Stiefel an, Binde und Rock zu, umgeschmalt, Hurrahtüte (Helm) auf, Knarre (Gewehr) über die Schulter war eins.

Als ich aus dem Gehölz trat, sah ich die feindlichen Armeen. Sie hatten sich vereinigt, die Gewehre zusammengeführt und sich um die Marketerwagen geschart, um Gambinus eine Libation zu bringen. Als ich mit durstiger Kehle ebenfalls hinzueilte, um mein Gewehr irgendwohin zu setzen und einen zu genehmigen, erschallte das Kommando:

„An die Gewehre!“

Wir setzten uns in Marsch — bis zur Kaserne ohne Anfechtung. Jeder Versuch, einen Tropfen Trinkbares zu erlangen, war vergeblich. Beim raschen Anziehen vorher hatte sich eine Falte im Strumpf gebildet und ich lief mir den Fuß durch — das einzige Mal in meinem Dienstjahre!

Ja — es ist etwas Schönes um so eine Krankenträgerübung.

Neues Glück.

Novellette von E. Reyher.

Sommer, blühender Sommer.

Noch herrschte nicht jene glühende Hitze, welche Feld und Wiesen versengt. Noch waren die Blätter an den Bäumen nicht mit jener feinen Staubschicht überzogen, die alle gleich grau abtönt. Noch brannten die Sonnenstrahlen nicht so unbarmherzig, daß die Vögel nur matt ihre Flügel zu gebrauchen vermögen und der Mensch sich in die hintersten Räume der Häuser flüchtet, da ihm in der Großstadt kein schattiger Wald Kühlung verheißt.

Kein, Frühlingsommer war's. Ueberall in die fernsten Zimmerwinkel zauberten die leuchtenden Sonnenstrahlen goldenes Licht, einen Abglanz der neuerstandenen Pracht in der Natur.

In den Straßen boten Blumenhändlerinnen Büschel der jungen Blüten zum Verkauf. Die Bäume der Anlagen prangten in frischem Grün. Die Vögel zwitscherten hell, selbst die Spatzen in ihrer lärmenden Lustigkeit fürten heute nicht. Die Menschen durcheilten froh die Straßen, um irgendwie und irgendwo ein Fleckchen in einem Park oder Garten zu erhaschen.

Nur Frau Heyden schien recht wenig von dem frischen, frohen Hauch, der jetzt die Welt durchzog und sie verjüngte, zu verspüren.

Der helle Sonnenschein da draußen konnte ihrem Gesicht kein Lächeln abringen. Ihre Züge drückten weit eher trübe Gedanken aus. Und jetzt stahlen sich gar Thränen aus ihren müde drein schauenden Augen. Nicht die rasch vergossenen und ebenso schnell verstiegten Thränen der Jugend waren es. Nein, langsam rollten die salzigen Tropfen herab an den verwelkten Wangen, und man sah dem Gesicht an, daß viele solcher Thränen es in kurzer Zeit gealtert hatten.

Wie hätte sie auch froh sein können?

Der selbe gleichende Sonnenschein hatte die schwärzesten Tage im Leben der alten Frau beleuchtet. Verheißungsvoller Frühling war es gewesen, da ihre schöne, holde Tochter als glückliche Braut das Elternhaus verlassen hatte. —

Drei Jahre waren verfloßen, seit Gerda voll Jubel und Glück dem jungen Gatten in das neue Heim gefolgt war, auf sein Gut, das wie geschaffen schien für das Glück zu zweien.

Weit weg, viel zu weit für das Sehnen

und Bangen der Mutter, die ihren Liebling nur zu gern in ihrer Nähe gewußt hätte.

Als aber täglich so lebensfrohe Grüße anlangten, das Töchterlein den Geliebten nicht genug zu preisen wußte, da hatte sich Frau Heyden allmählich damit abgefunden, ihre Gerda nicht mehr stündlich sehen zu können.

Welches Opfer wäre auch der Mutterliebe zu groß, um das Glück ihres Kindes zu erkaufen.

Und dies Glück blieb bestehen. Gerdas Leben schien sich nur sonnig zu gestalten. Ob die Tochter im Sommer von der herrlichen Natur schwärmte, im Herbst das fröhliche Erntetreiben schilderte oder den eigenartigen Reiz des schneeigen Winters mit seinen lustigen Schlittenfahrten pries und von ihrem ernstesten Wirken als Lehrerin der Dorfkinder und Wohltäterin der Dorfarmen erzählte, es wehte aus allen diesen Briefen Gerdas stets derselbe Hauch des Glückes und einer tief empfundenen Befriedigung mit ihrem Los.

Die wenigen Zeilen des Schwiegerjohnes zeugten stets von so viel Verehrung und Liebe zu seiner jungen Frau, daß der Mutter in heimlichem Aberglauben manchmal sähler Angst wurde vor solch seltenem, vollem Glück. Als aber die „Kinder“ zum Geburtstage sich selbst als Ueberraschung bescheerten, da wurde Frau Heyden angestreift von dem glücklichen Uebermut der Jungen. Wenn sie dann die zwei hohen Gestalten betrachtete, die wie für einander geschaffen waren und sah, welche Fülle von Liebe und Zärtlichkeit die beiden Menschen für einander hegten, erschien es ihr nur freventlich, daß sie selbst sich so schwer an den Gedanken gewöhnt hatte, Gerda mit „ihm“ in die Fremde ziehen zu lassen.

Es waren die letzten frohen Tage des Beisammenseins gewesen. Und alle hatten einige Wochen später noch viel frohere erwartet.

Sollte doch im Gutshaus ein neues Leben seinen Einzug halten.

Die junge Menschenknospe war erschienen, als just die ersten Singvögel wiederkehrten und das Storchpaar lustig klappernd auf der Scheune sein Nest erneuerte.

Da lag er nun, der zukünftige Gutsherr, ein schneeweißes Bündel, in dessen Linnen und Federn das kleine Köpfchen mit den großen Augen beinahe verschwand.

Aber während das Kind in der Wiege ruhig im gesunden ersten Schlaf atmete, kämpfte die Mutter ihren Todeskampf. Draußen im Dorf erscholl Jubel und Glockenklang zur Begrüßung des Jungheerrleins; im Herrschaftshaus aber gab es nur schüchternes Klüstern und bange Seufzer.

Und als ein kleines Mädchen, die Abgesandte aus der Nähstunde, mit einem Strauß erster Maiglöckchen erschien, um sie der verehrten Gutsherrin zu bringen, da hatte Frau Gerda Ausgerungen und ihre Lieblingsblumen waren ihr erster Totenschmuck.

Die alte Frau seufzte tief. Wozu all die schrecklichen, traurigen Zeiten heraufbeschwören! Es ist ihr noch heute unsäglich, daß so viel Schönheit und Liebreiz begraben werden konnte in der Erde Schoß, daß ein so schönes Glück so jäh zerstört wurde.

Was half ihr der schale Trost der Freunde, daß ihrer Tochter ein so seltenes Los beschieden war, daß Gerda im Glück gelebt und im Glück gestorben, ehe es ein Wort, ein Hauch getrübt.

Es war zu kurz gewesen! Die Mutter kam nie darüber hinweg. „Er“ freilich, der Gatte hatte sich ja merkwürdig schnell getrostet. Damals hatte er sich wohl wie wahnwitzig gebärdet. Das hinderte ihn aber nicht, schon nach kaum zwei Jahren der „Unvergesslichen“ eine Nachfolgerin zu geben.

Eine Fremde konnte ihm seine angebetete Gerda ersetzen. Eine Fremde wollte in seinem Haus mit den Rechten der Toten. Und wer war sie? Eine Försterstochter, die sich gewiß nicht messen konnte mit Gerda.

Frau Heyden kannte sie nicht, hatte sie auch

nicht kennen lernen wollen, kannte sie doch kaum ihr Enkelkind.

Damals als der Kleine mütterlos zurückblieb, hatte sie ihn in ihre Obhut nehmen wollen, aber der Vater verstand sich durchaus nicht dazu, sein „Einziges“ wegzugeben. Frau Heyden war wohl einmal auf dem Gut gewesen, aber sie hielt es nicht lange dort aus, weil sie alles an die teuere Tote erinnerte. Der Schmerz war noch zu frisch.

Die junge Frau hatte ihr einen sehr bescheidenen, netten Brief geschrieben, aber wer mochte es Frau Heyden verdenken, daß sie kein richtiges Herz fassen konnte zur Stiefmutter ihres Enkelkindes.

Stiefmutter! Wie häßlich das klingt! Armer Kleiner!

Ob sie ihn wohl schlecht behandelt?

Ober schondie sorgende Mutterliebe vernimmt? Frau Heyden suchte sich das Kind vorzustellen. Sie holt sein letztes Photographum herbei. Ach, seitdem muß er ja ganz anders aussehen, ordentlich gewachsen sein. Ob er wohl schon niedlich plaudert?

Sie, die Großmutter weiß so wenig von ihrem einzigen Enkel. Sie erhält zwar allwöchentlich Bericht über sein Befinden, sie erfährt, daß das Kind gut gedeiht. Aber das Papier ist ja geduldig. Wie, wenn etwas versäumt würde bei seiner Pflege.

Frau Heyden kam sich ordentlich pflichtvergesen vor.

Und da beschleicht die einsame Großmutter eine solche Sehnsucht nach dem Enkel, daß sie den plötzlichen Entschluß faßt, hinzufahren. Sie muß das Kind sehen.

Sommer auf dem Lande, wo die Natur erwacht, lange ehe es die armen Stäbter in ihren hohen Häusern ahnen. Da draußen gedeiht ein äppigeres Leben; Gras und Blätter haben ein saftigeres Grün, die Blüten sind farbensatter. Alles Wachstum kann sich in Gottes Natur zu voller Pracht entfalten.

Sonntag war's. Keine lauten Arbeiten störten die feiertägliche Stille. Auf dem Gute gab es ein herrliches Stückchen Erde, den Garten. Eigentlich war es gar kein Garten mit sorgfältig geharkten Wegen und wohlgepflegten Beeten, nein, ein Stückchen blühender Wildnis, traumhaft schön und still. Große Rasenflächen und natürliche Gruppen von Sträuchern und Bäumen.

Jetzt prangte alles in frischem Grün, von den hellgrünen Grashalmen bis zu den dunklen Blättern der Blutbuche abschattiert. Dort weiß und rosa Schlehdorn, hier blühende Bäume und Goldlack und Flieder in allen Farben und Arten, von denen jeder Lufthauch den schwülen, süßen Duft mit sich forttrug. Und der Rasen gleich einem buntestückigen Teppich, mit all den verschiedenen weißen, blauen und roten Blumenköpfchen. Und über all dem der tiefblaue Himmel und die hellen Sonnenstrahlen.

Die alte Frau wollte nicht angemeldet erscheinen. Sie hatte auch der Dienerin abgewehrt und ist, ihre Handtasche zurücklassend, eilends in den Garten geschritten.

Jetzt steht sie da und späht nach dem Kinde. Hier liegt auf der Wiese ein Pferdchen; dort sind kleine Gartengeräte. Das Spielzeug weiß ihr den Weg.

Da hört sie auch schon Kinderjauchzen. Und nun sieht sie dicht vor einem Gestrüch das Kind mit der Stiefmutter.

Frau Heydens Fuß stockt. Sie lauscht, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben.

Das ist also die neue Frau.

Nein, das Bild ihrer Tochter kann die nicht verdrängen. Sie ist eher klein, hat ein gewöhnliches Gesicht und geht sehr einfach gekleidet.

Erich strebte zur „bösen Stiefmama“ hin. Er ist groß und kräftig geworden. Man sieht den roten, dicken Wäddchen nicht mehr das Erstlingsgeschichtchen an. Aber die großen Augen sind noch dieselben geblieben. Er hat die schönen dunklen Sterne seiner Mutter geerbt.

Und nun ertönte ein süßes Kinderstimmchen, das Frau Heyden aus fernen, fernen Tagen zu kommen scheint:

„Gute, liebe Mama, Erich lieb haben,“ und zwei Aermchen recken sich verlangend nach dem Hals der „Fremden“.

Die Stiefmutter hebt den Kleinen empor und läßt ihn hoch in die Luft wirbeln. Dann küßt und herzt sie das Kind.

„Meine Bonne, hast Du Mama lieb? Gelt ja? Du bist mein, mein!“ Die Worte klingen so unverkennbar von Herzen kommend, daß sie die Lauscherin rühren. Sie tritt hervor und geht der überrascht dreinschauenden Gruppe entgegen.

„Erich, Erich, das ist die gute Großmama, von der ich Dir schon erzählt habe. Sieh schön Händchen und Küßchen.“

Und Erich fügte sich, ein wenig ängstlich zwar, ohne Mama loszulassen.

Dann reichte Mama Frau Heyden die Hand, und diese drückte sie, indem ihre Lippen Dank, Dank murmelte.

Als sich die Erregung ein wenig gelegt, setzen sich die beiden Frauen auf eine Bank, das Kind auf der Mutter Schoß, während es Großmama die Händchen überläßt.

Da beginnt die junge Frau zu erzählen, wie sie als Waise eine lieblose Kindheit und Jugend verlebte hat, und wie sie zu Versuch bei ihrer Tante auf dem Gute den Kleinen, mütterlosen Knaben gesehen. Da konnte sie nicht anders, sie mußte sich seiner annehmen. Er that ihr zu leid. Das Kind hatte es ihr angethan. Und sie dem Kinde, gleichsam als fühle Erich die Liebe, die ihm hier so unerwartet entgegengebracht wurde.

Er, der sonst schon gegen jeden Fremden war, schloß sich eng an das junge Mädchen an und jubelte, sobald er es von Fern sah. Diese Liebe des Kindes zu ihr mochte wohl die Wahl seines Vaters auf sie gelenkt haben.

Die junge Frau stockte einen Moment, dann berichtete sie ehrlich weiter, wie sie mit sich gekämpft, als sie die Stiefmutter des Kindes werden sollte.

Sie merkte es Erichs Vater an, daß er ihr nicht mehr die Liebe bieten konnte, die ihn mit der Toten vereinigt, daß sie das Bild der ersten Frau niemals aus seinem Herzen verdrängen würde. Und sie hatte doch auch ein Anrecht auf volle, ganze Liebe. Dann wollte sie sich auch nicht der Familie aufdrängen. Ihr Benehmen würde wohl vielen Mißdeutungen ausgesetzt sein. Aber sie selbst war bisher so arm an Liebe im Leben eingehergegangen. Was sich ihr nun bot, war in ihren Augen schon genug.

Sie, die nie Mutterliebe genossen, konnte jetzt dem Kleinen solche Spenden und dafür Kindesliebe ernten! So hatte sie denn in Gottes Namen „Ja“ gesagt.

Dies alles hatte sich leise und langsam von ihren Lippen gerungen. Ganz anders klang es jetzt, da ihre Worte nicht mehr dem eigenen Schicksal, sondern Erich galten.

Wie ihre Augen leuchten, wenn sie von seinen Kleinen künften berichtete. Wie die helle Freude ihr Gesicht verschönt, da sie Gerdas Kind preist! Immer stiller hörte Frau Heyden zu: endlich kann sie nicht anders, sie zieht das junge Weib an sich, das so unentwegt und freudig den Weg der Pflicht wandelt und umarmt und küßt es.

Die arme Weise aber hatte eine zweite Mutter gefunden, und wenn sie selbst der alten Frau auch nicht die heißgeliebte Tochter ersetzen kann, sie haben doch ein Gemeinsames: ihr beider Ziel und Streben gilt dem Glück von Gerdas Kind.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Russisches Kreuzrätsel: Senkrechte Reihe: Caryanthe. Wagerechte Reihe: Verbi.
Zahlenrätsel: Aphrodite, Parther, Serat, Ratte, Dohir, Dievve, Jda, Tapir, Erde.
Vierfüßige Charade: Gänseblume.
Pyramidenrätsel: Senkrechte Mittelreihe: Paris. Wagerechte Reihen: P, Gad, Norma, Larissa, Freisäug.
Vierfüßige Charade: Ganghofer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. u. S. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der eingestellten Artikel verboten.)

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 16, 1-9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in äblen Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet.“ — „Er rief ihn also und sprach zu ihm: Darum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein.“ — „Der Verwalter aber sprach bei sich: was soll ich thun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich.“ — „Ich weiß, was ich thue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen.“ — „Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Del. Und er sprach: nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig.“ — „Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes.“ — „Auch ich sage euch: Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Reichtums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Die Kirche Jesu Christi.

VII.

Gib Rechenschaft! Fürwahr ein inhaltsschweres Wort! Sind wir für unser Thun und Lassen verantwortlich, oder nicht? Der Ungläubige leugnet die Verantwortlichkeit; ob er sich aber im Geheimen nicht doch vor dem einstigen Gerichte fürchtet? Das unterliegt wohl keinem Zweifel. — Der Christ aber ist sich seiner Verantwortung vor Gott nicht nur innerlich bewußt, sondern er bekennt auch offen seinen Glauben an das einstige Gericht Gottes. Die Rechenschaft aber, die wir in diesem Gerichte abzulegen haben, wird um so schwerer sein, je größere Gaben und Gnaden wir in unserem irdischen Leben vom Herrn empfangen haben: der zur wahren Kirche Jesu gehörende Christ wird darum auch strenger gerichtet werden, als jeder andere, der (ohne eigenes Verschulden) dieser Heilsanstalt nicht angehört.

In den bisher erklärten Bildern vom „Felsen“ und von den „Schlüsseln“, lieber Leser, hatte der Herr dem Petrus die höchste Vollmacht in Seiner Kirche erst versprochen. Darum sagte Er: „Auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen“, — „Dir (Petrus) will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben!“ Der Grund dafür liegt klar zu Tage; denn Jesus war Selbst noch sichtbar auf Erden und brauchte also noch keinen Stellvertreter. Im Augenblicke Seiner Himmelfahrt aber hörte der Herr auf, das sichtbare Oberhaupt der Kirche zu sein; da mußte also Petrus in sein Amt als sichtbares Oberhaupt eintreten. Um nun keinen Zweifel übrig zu lassen, weder dem Petrus selbst, noch den übrigen Aposteln, noch sonst Jemand weder

damals noch in Zukunft durch alle Jahrhunderte, — führte der Herr Selbst den Petrus in sein hohes Amt ein, und zwar kurz vor der Himmelfahrt. Er that das wiederum in einer bildlichen Rede; aber Er sagt nun nicht mehr: „Ich will dir geben (in Zukunft), sondern Er befiehlt ihm in Gegenwart der anderen Apostel, sogleich Hand anzulegen und das Amt des Stellvertreters wirklich auszuüben. Nach dem Berichte des hl. Johannes fragte der Herr nämlich den Petrus: „Simon, liebst du mich mehr, als die Andern da?“ Und Petrus ge- traute sich zwar nicht zu sagen, daß er den göttlichen Meister mehr als die übrigen Jünger liebe, aber daß er Ihn aus allen Kräften liebe, versicherte er aus vollem Herzen: „Ja, Herr, Du weißt es, daß Ich Dich liebe.“ Und Jesus antwortete ihm: „Weide Meine Lämmer!“ — Ebenso fragte ihn der Herr zum zweiten Male um seine Liebe, und Petrus versicherte Ihn zum zweiten Male seiner Liebe, und der Herr sagte ihm zum zweiten Male: „Weide Meine Lämmer!“ — Aber auch noch zum dritten Male fragt der Herr den Apostel, ob er Ihn liebe, und dieser versichert es zum dritten Male, und dieses Mal sagt der Herr: „Weide Meine Schafe!“ (Joh. 21, 15-17.) Petrus soll nicht nur die Lämmer, sondern auch die Schafe weiden: also die ganze Herde Jesu Christi, ohne irgend eine Ausnahme, so daß also jene, die von Petrus und dessen Nachfolgern nicht geweidet werden wollen, dadurch aufhören, zur Herde Jesu zu gehören. Und dieses Weiden muß fortgesetzt werden so lange, als noch Schäflein auf der Weide sich befinden.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 13. Juli.** Achter Sonntag nach Pfingsten. Magaretha, Jungfrau und Martyrin. Eugen, Bischof. Evangelium nach dem h. Lukas 16, 1-29. Epistel: Römer 8, 12-17. ● St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr: Offizium der Männer-Sodalität. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marian. Jungfrauen-Kongregation. Nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Prozession nach Revelaer. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. Sonntag, 29. Juli Prozession nach Revelaer. ● St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße.
- Montag, 14. Juli.** Bonaventura, Bischof und Kirchenlehrer. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr h. Messe für die Verstorbenen der Sodalität.
- Dienstag, 15. Juli.** Heinrich, Kaiser. Apostel Teilung.
- Mittwoch, 16. Juli.** Faustus, Martyrer. Stapulierfest. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr Hochamt.
- Donnerstag, 17. Juli.** Alexius, Bekenner. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr geistliches Segens-Hochamt.
- Freitag, 18. Juli.** Arnold, Bekenner. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 19. Juli.** Vincenz von Paula, Ordensstifter. Symphorosa mit 7 Söhnen, Martyrer.

Werfen wir hier nun, lieber Leser, noch einmal einen Blick auf die bisher angeführten Reden Jesu, so sehen wir, daß der Herr dem Petrus das Amt und die Vollmacht erst versprochen und dann wirklich übertragen hat, Sein Stellvertreter zu sein für die ganze Kirche, — auch die Apostel und ihre Nachfolger nicht ausgenommen — und daß dieses Amt demnach das höchste in der Kirche ist, und daß es fortdauern muß bis ans Ende der Welt. Daraus folgt, daß dieses Amt auch heute noch von Jemand geführt werden muß! Wer ist dieser? Nur der römische Papst! Dieser ist der Nachfolger des hl. Petrus als Bischof von Rom, wo Petrus gestorben ist und seinen obersten Vorrang in der Kirche seinem Nachfolger hinterlassen hat: er ist der oberste und einzige über alle Bischöfe und über die ganze katholische Christenheit, die in vielen Millionen über den Erdbreis sich ausdehnt.

Man könnte nun die Frage aufwerfen: ob denn die vom Herrn gebrauchten bildlichen Bezeichnungen dem Petrus allein zukommen, oder ob sie in der Schrift auf andere auch Anwendung finden? Ich antworte: jene drei Bezeichnungen werden allerdings auch Christus Selbst beigelegt. Im ersten Korintherbriefe nennt der hl. Paulus Christum den „Fels“ (1. Kor. 10, 4); nach der „Beh. Offenbarung“ hat Er auch die „Schlüssel“ (3, 7.); Ihm ist endlich auch die Herde der Lämmer und Schafe eigen, da Er der „gute Hirt“ ist (Joh. 10, 11).

Allein, lieber Leser, was folgt denn daraus? Ist es nicht eine weitere Bekräftigung dafür, daß Petrus wirklich und wahrhaft jener oberste Stellvertreter Jesu ist, wie wir gesagt haben? Christus ist der unerschütterliche Fels aus eigener Macht, und dem Petrus hat Er die Macht gegeben, ebenfalls Fels zu sein: aber nur kraft dieser empfangenen Macht, so daß Petrus auf dem (wenn ich so sagen soll) noch tieferen Ursels, Jesu Christo, ruht. Ferner Christus hat die „Schlüssel“ aus eigener göttlicher Allmacht: Er gibt sie aber dem Petrus, in Seinem Namen damit zu walten. — Endlich die Herde ist dem göttlichen Hirten eigen, der sie mit Seinem eigenen Blute erkaufte hat: aber als den obersten stellvertretenden Hirten stellte der Herr den Petrus auf.

Mit dieser obersten Gewalt, durch die er alle übrigen Apostel überragte, ausgerüstet, wirkte Petrus mehr als dreißig Jahre nach des Herrn Himmelfahrt; die letzten fünf und zwanzig Jahre verlebte er als Bischof von Rom, mag er auch inzwischen wiederholt auf Bekehrungsdreien gegangen sein. In seiner zweifachen Eigenschaft: als Bischof von Rom und als oberster Stellvertreter Jesu über die ganze Kirche, starb er endlich des Martertodes in Rom, — sogleich aber folgte ihm ein anderer, und zwar in beide Aemter: als Bischof von Rom und als Stellvertreter Christi, als Papst! Und so haben im Laufe der Jahrhunderte 258 römische Bischöfe diesen päpstlichen Vorrang als Nachfolger des hl. Petrus beansprucht und ausgeübt, und die Bischöfe und die Völker und Fürsten haben diesen Vorrang anerkannt. Kann man es uns Katholiken aber verdenken, lieber Leser, daß wir dem obersten Stellvertreter Jesu Christi mit entsprechender Ehrfurcht und Liebe anhangen?

In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Walfeld.

IV.

Im Gießsaal und in der fremdsprachlichen Abteilung.

Die weltbewegende Erfindung Gutenbergs bestand darin, daß er an Stelle der festen, auf einem Stück Holz oder Metall hergestellten Lettern die beweglichen setzte.

Die Herstellung dieser beweglichen Lettern

war früher eine sehr umständliche und beschwerliche Sache, heute besorgt das alles die Maschine. Die ersten Maschinen waren noch mangelhaft; die Buchstaben verlangten nach dem Guß noch gründliche Bearbeitung. Es mußte zunächst der am unteren Ende sitzende Anguß, das heißt das überflüssige Stück Schriftmetall, das sich in der trichterförmigen Eingußmündung bildet, abgebrochen und dann die Lettern auf einem Sandsteine oder einer Schleifmaschine an ihren beiden Seiten glatt geschliffen werden. Mit dieser Bearbeitung waren in der Gießerei der Reichsdruckerei Tag für Tag mehrere Mädchen beschäftigt. Ich habe es leider unterlassen zu fragen, warum das heute noch geschieht, da die einfachen Maschinen durch die Komplettmaschinen ersetzt worden sind, welche die Lettern vollkommen fertig und tadellos liefern, so daß gar keine Nacharbeit mehr nötig ist.

Die alte Maschine warf mittels einer Pumpe, die den Gießlöffel ersetzt, einen Strahl flüssigen Metalls in die Gießform. Die Maschine gab nach kurzer Zeit den erkalteten, mit Anhängsel versehenen Buchstaben heraus. Bei diesem Spritzen oder Werfen des flüssigen Metalls in die Gießform kam oft Luft in die Metallmasse und die Lettern zeigten nachher hohle Stellen. Dieses und die Anhängsel beseitigt die Komplettmaschine. Dieselbe besteht aus zwei miteinander kombinierten Hauptteilen, dem Gießapparat, welcher in einer Gießform die Lettern automatisch gießt und dem Zurückapparat, welcher die Seiten und Endflächen der Lettern so zurechtet, daß die Buchstaben die Maschine in vollkommenem fertigem Zustande verlassen. Man sieht auf einer schmalen Leiste die einzelnen Lettern herausmarschieren und sich von selbst auf der Leiste lagern, indem sie automatisch fortgeschoben werden.

In der Reichsdruckerei sind mehrere Komplettmaschinen stets in Betrieb, außerdem aber auch einige Gießmaschinen. Warum das geschieht, weiß ich nicht, und kann ich keinen Grund dafür finden, als nur eben den, daß die vorhandenen Maschinen aufgebraucht werden sollen. Das wäre allerdings eine sonderbare Ansicht und eine kostspielige, denn so eine alte, schlechte Maschine liefert im Tage etwa 20—25 000 Lettern, während eine gute Komplettmaschine deren bis zu einer halben Million täglich liefern kann. In dem großen Gießraum der Reichsdruckerei wird stets fleißig gearbeitet, denn alle Lettern, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, werden in dieser Gießerei hergestellt. Auf meine Frage, woraus das Schriftmetall bestehe, erhielt ich keine Antwort. Ich fand das auch ganz selbstverständlich, denn jede Schriftgießerei legiert, mischt sich, nach eigenen Erfahrungen ihr Metall und hält die Zusammenfassung geheim; obwohl es eigentlich überflüssig ist, denn die Wissenschaft kennt doch genau die Mischung. Diese besteht gewöhnlich aus 50 Teilen Blei, 40 Teilen Antimon und 10 Teilen Zinn. Will man die Masse weicher haben, setzt man etwas mehr Blei und weniger Antimon hinzu. Soll sie härter sein, nimmt man etwas mehr Antimon oder setzt noch etwas Kupfer hinzu. In der Reichsdruckerei wird das Schriftmaterial vom Oberfaktor in einem besonderen, kleinen Raum legiert. Diese Legierung wird dann nachher an die Arbeiter, die Gießer, verteilt, die sie in großen Tiegeln dann nach Bedarf zum Schmelzen bringen. Diese Schmelzöfen stehen in der großen Gießerei und geben dem mächtigen Raum oft eine mehr als gemüthliche Temperatur. Während meiner Beschäftigung war ein Gießer damit beschäftigt, Druckerfarbe herzustellen, eine besonders feine Sorte. Das war etwas Außergewöhnliches, denn die Herstellung der Druckerwärze und der Druckerfarbe ist längst aus den Buchdruckereien in die Fabriken gewandert, wo sie besser und billiger hergestellt werden. Besonders werden in den Fabriken die festen Bestandteile der Schwärze oder der Farbe besser verrieben.

Gewöhnliche Druckerwärze besteht aus Leinölsirnis und Kienruß. Man hat Druckerwärze der verschiedensten Arten. Die einfachste kostet rund 30 Mark das Pfund, die beste aber 300 Mark.

In früheren Zeiten war das Anfertigen der Druckerwärze ein Festtag für die Buchdrucker. Da gab es noch öffentliche Firnisflächen, wo die Schwärze bereitet wurde. Da zog das ganze Personal hinaus, und neben dem Leinöl zur Schwärze floß auch das Bier in großen Mengen durch die durstigen Kehlen.

Im Gießsaal der Reichsdruckerei werden auch die wichtigsten Stereotypplatten hergestellt und, wenn nötig, verfertigt. Es liegt auf der Hand, daß man bei Herstellung von Stereotypplatten große Vorsicht anwenden muß, denn wenn man auch einen fehlerhaften oder falschen Buchstaben ausgraben und einen neuen einsetzen kann, so ist dieses doch eine höchst mühselige und zeitraubende Arbeit, besonders bei den Platten für die Rotationsmaschinen, die wegen der runden Walze der Maschine ebenfalls eine entsprechende Rundung haben müssen.

Die Erfindung der Stereotypie wird verschiedenen Männern zugeschrieben. Die Deutschen sagen, der Prediger Johannes Müller in Leyden habe sie erfunden gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Franzosen nennen Firmin Didot als den Erfinder. Didot druckte die Logarithmen-Tafeln des Callet. Bei diesem Druck mit beweglichen Lettern aber kamen so viele störende Druckfehler vor, daß die Rot und Verzweiflung den Firmin Didot zwang, auf Abhilfe zu sinnen. Nach langem Probieren gelang es ihm, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste korrigierten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ. Diese so verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen, von dem griechischen stereos, fest, feststehend, und typos, Form, Gestalt.

Im Jahre 1795 druckte er zuerst mit diesen festen Formen, die heute eine so wichtige Rolle in der Buchdruckerkunst spielen, daß man sie gar nicht mehr entbehren kann.

Der Gießsaal für die fremden Sprachen ist ein sehr großer, schöner Raum, wo die intelligentesten Seher der Reichsdruckerei beschäftigt sind, 48 an der Zahl. Der Oberfaktor selbst ist aus dem Seherstand hervorgegangen. Mit großer Lebenswürdigkeit zeigte mir der Herr eine ganze Reihe von Büchern, die hinter seinem Arbeitsplatz in einem mächtigen Glasschrank standen. Ich hatte leider wenig Genuß von dem Gezeigten, denn mir waren die Buchstaben völlig fremde Gestalten. Es waren Bände angefüllt mit Hieroglyphen der alten Ägypter, mit der Zendsprache der heiligen Bücher der Perser, Bücher, welche chinesische und japanische Schriftzeichen aufwiesen. Ich konnte nur meiner Bewunderung Ausdruck verleihen über die Geschicklichkeit der ca. 50 Seher, welche solche, ihnen doch auch nicht verständliche Zeichen so druckfertig zu setzen vermochten, mit derselben Schnelligkeit, wie andere Seher in ihrer Muttersprache arbeiten. Freilich sind als Korrektoren gründliche Sprachgelehrte vorhanden. Fortlaufend gesetzt werden in dieser Abteilung die „Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen“, dann die „Jahresberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften“. Auch russische, türkische, ja selbst abessinische Bücher und Schriften werden hier gesetzt und in der Druckerei gedruckt. Und alle diese Schriftzeichen werden in der Gießerei der Reichsdruckerei hergestellt, mit Hilfe von zehn Komplettmaschinen.

Damit wäre der Rundgang durch die Reichsdruckerei beendet. Er hat gezeigt, welche imponierende Mannigfaltigkeit die Reichsdruckerei in ihren Arbeiten hat, welche sie mit einem Heere von fast 2000 Beamten, Gelehrten und Arbeitern bewältigt.

Unterwegs.

Im Hotel und auf der Eisenbahn.

Praktische und juristische Ratschläge für die Sommerreise. Von Dr. Richard Friderici.

Wenn man zu unserer Urgroßväter Zeiten eine weitere Reise unternahm, machte man wohl als guter Familienvater sein Testament, umarmte, als ob es in die tödlichste Ungewissheit hineinginge, unter Thränen alle Verwandten und Bekannten und stürzte sich dann mit ahnungsvollem Grauen, zum Leben und Sterben bereit, in den Bauch des sechs-sichtigen Marterkastens, der Postkutsche. Heute reist alle Welt, besonders zur Sommerzeit, wenn der Staub und die Hitze der Großstädte deren Bewohner in die Berge und an die See treiben. Man schickt sogar Kinder allein über hundert Meilen weit, indem man ihnen wie den zum Postverwandt hergerichteten Hasen einen Zettel anbindet mit Angabe des Reiseziels und mit der Bitte an alle guten Menschen, sich des jugendlichen Reisenden anzunehmen. Wer aber glaubt, daß die Menschheit in der Wahrnehmung ihrer Rechte auf Reisen entsprechend geschickter geworden sei, wird nur zu oft erkennen müssen, daß er sich im Vertrauen auf deren Selbstständigkeit gründlich getäuscht hat. Es ist kaum zu glauben, wie hilflos viele Reisende, denen man mehr Gewandtheit zutraut, sich benehmen, wie unzuverlässig ihr Verhalten auf der Eisenbahn ist, wie wenig sie mit ihren gesetzlichen Rechten im Gasthaus vertraut sind, und wie sehr sie es durch schlecht angebrachte Mitteilbarkeit, dem die Bahnzüge, Bahnhöfe und Restaurants unsicher machenden Gaunertum erleichtern, ihre vertrauensseligen Opfer mit aller Gemächlichkeit auszurauen.

Halten wir zunächst einmal auf dem Bahnhofs Umschau. Schon hier sehen wir, wie viele Reisende durch ihr Benehmen zweifelhaftem Volke, daß sich nirgends häufiger herumtreibt als hier, auf die unvorsichtigste Weise Gelegenheit zur Anknüpfung geben. Wer vorsichtig ist, informiert sich über Abfahrt und Ankunft der Züge, deren Aufenthalt auf den Zwischenstationen, über Hotels, Sehenswürdigkeiten, lohnende Ausflüge und dergleichen schon daheim aus Kurs- und Reisehandbüchern, deren Preis gegenüber den allgemeinen Kosten einer Reise sehr gering und deren Anschaffung immer eine Ausgabe ist, die sich lohnt. Der im Reisen Unerfahrene spart diese Ausgabe; er wird aber dadurch gezwungen, sich auf Schritt und Tritt nach allerlei bei fremden Menschen zu erkundigen, die vielleicht schon im Augenblick der Frage die Absicht fassen, ihre Bauernjägerkünste an dem naiven Menschenkinde zu probieren, das ihnen freiwillig ins Garn läuft. Damen, die im Reisen einige Übung haben, pflegen ihr Kostüm und den dazu getragenen Schmuck so bescheiden wie möglich zu wählen; denn auch in der Einfachheit läßt sich Chic und Eleganz entwickeln. Kostbares Geschmeide trägt man im Ballsaal und bei ähnlichen passenden Gelegenheiten, aber nicht im Straßengewühl und auf der Eisenbahn; und die Frau, die sich für die Reise mit ihrem besten Schmuck aufputzt, läuft Gefahr, für das Gegenteil dessen eingeschätzt zu werden, wofür sie gehalten zu werden wünscht. Schlimmer als das, was jedem schließlich, da es sich um fremde Leute handelt, gleichgültig sein kann, ist der Umstand, daß man durch prozenhaftes Tragen von teurem Schmuck zum Diebstahl förmlich herausfordert.

Am meisten wird nun an den Fahrkartenschaltern gestohlen als den Orten, wo der Reisende sich in der Regel im ärgsten Gedränge befindet, und wenn er ungewandt ist, von der Thätigkeit des Fahrkartensüßens derart in Anspruch genommen wird, daß er vollständig darauf vergißt, auf sich und seine Umgebung Obacht zu geben. Auf deutschen Bahnstationen von Bedeutung werden die Fahrkartenschalter meistens eine Stunde vor der Abfahrt des Zuges geöffnet und sind über-

haupt fast durchweg in ausreichender Zahl vorhanden. Schlimmer sieht es schon auf den Bahnhöfen eines großen Nachbarstaates aus, wo namentlich der Reisende 3. Klasse nicht viel besser behandelt wird als ein Bier-süßler. Wer aber einmal das Tohuwobohu auf italienischen Bahnhöfen beobachtet hat, deren Zustände eine Schande für das heiserische Land sind, begreift es, daß der Plag vor der Fahrkartenausgabe das Paradies für alle Langfinger ist, die nach der dicken goldenen Uhrkette eines achtlosen Herrn oder nach der aus der möglichst verkehrt angebrachten Tasche hervorstulpenden Börse einer Dame Gelüste tragen. Man schene daher, wenn man nicht Montine im Reisen besitzt, nicht die kleine Ausgabe einiger Nickelstücke, um sich durch einen Bahnangestellten die Lösung einer Fahrkarte und die Expedition der Koffer im Gepäckraum besorgen zu lassen, der kaum weniger gefährlich ist, als der Fahrkartenschalter.

Eine unglaublich unbedachte Gewohnheit vieler Passagiere, für die eine Reise ein wichtiges Lebensereignis ist, besteht darin, ihre Barschaft angesichts fremder Menschen immer wieder durchzuzählen. Der Dieb wird, wenn ihm Gelegenheit geboten ist, sich des Geldes des Reisenden zu bemächtigen, jedenfalls so frei sein, gänzlich reinen Tisch zu machen und nicht durch eine zweite gefährliche Manipulation das nur teilweise geplünderte Portemonnaie wieder in die Tasche seines Eigentümers zurückschieben. Das Zählen ist also durchaus überflüssig; andererseits aber verrät es dem Gauner zweierlei, nämlich erstens die Person des unbeholfenen, zaghaften Reisenden, und zweitens den Aufbewahrungsort, gegen welchen der Dieb seinen Angriff zu richten hat.

Gewohnheitsmäßige Bahndiebe arbeiten meistens zu zweien in der Weise, daß der eine wie durch Zufall in gewaltiger Karambolage an den zu Beraubenden auf dem Bahnsteig oder in dem engen Seitengang der Durchgangswagen anrennt, wogegen der andere hierbei oder während der sich nunmehr entwickelnden Entschuldigungszene in Gemächlichkeit die Plünderung ausführt. Es ist dies ein wohlbekannter Gaunertrick, der jedoch stets aufs neue zur Ausführung der frechsten Diebstähle benutzt wird und gegen den man sich streng genommen nur dadurch sichern kann, daß man für diese kurze Zeit des Aufenthalts auf dem Bahnsteig und bis man es sich im Coupé bequem macht, Kopf oder Ueberzieher zugedüngelt hält und den Außentaschen der Kleidung überhaupt nichts Wertvolles anvertraut.

Viele Reisende, die nur selten eine längere Bahnfahrt machen, scheinen den Aufenthalt im Zuge für die beste Konversationsgelegenheit zu halten. Man kann oft genug beobachten, daß Menschen, die in ein von wildfremden Reisenden gefülltes Coupé einsteigen, sofort treuherzig von sich selbst und ihren Reisezielen zu plaudern beginnen, gleich als ob sie sich im intimsten Freundeskreise befänden. Wenn nun ein Betrüger, nachdem er sich genügend unterrichtet und dem Reisenden wo möglich noch irgend ein Legitimationspapier entwendet hat, unter dessen Namen ein geschickt abgefaßtes Telegramm an die zu Hause gebliebene Gattin wegen telegraphischer Nachsendung von Geld aufgibt, und der Gaunerstreich von Erfolg begleitet ist, wird der vertrauensselige Reisende sich sagen müssen, daß er durch seine Geschwätzigkeit selber am meisten zum Gelingen des Betruges beigetragen hat.

Ueberhaupt ist kühle Zurückhaltung auf der Reise das erste Gebot der Vorsicht. Es wird jedes Jahr so viel unnützes Zeug über die Ungemüthlichkeit und Unnahbarkeit vieler Reisenden geschrieben, die es fertig bringen 12 Stunden im Coupé zu verweilen, ohne mit ihrem Gegenüber auch nur ein einziges Wörtchen gewechselt zu haben. Ob man sich aber unterhalten will oder nicht, ist in erster Linie Temperamentssache, und das natürliche

Taktgefühl sollte davon abhalten, zugeknüpften Mitreisenden ein unerwünschtes Gespräch aufzunöthigen.

Sehr irrige Vorstellungen herrschen im Publikum auch über das Rechtsverhältnis zwischen dem Reisenden und dem Hotelbesitzer, besonders hinsichtlich der Verantwortlichkeit des letzteren für die vom Gast mitgebrachten Gepäckstücke und sonstigen Gegenstände. Das früher vielfach geltende Recht, wonach der Wirt für das eingebrachte [Invocta et illata] des Reisenden schlechthin haftete, hat mancherlei Aenderungen erfahren, welche der Wandelung der Zeiten und dem modernen Verkehrsbedürfnis und den gewaltigen Verschiedenheiten entsprechen, die zwischen einem stark frequentierten Postgasthaus aus der Zeit vor 100 Jahren und einem Niesenhôtel der Gegenwart bestehen. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich hat auch diesen Stoff einheitlich geregelt. Als Grundsatz gilt, daß ein Gastwirt, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbergung aufnimmt, einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenen Gaste den Schaden zu ersetzen hat, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung eingebrachter Sachen erleidet. Als eingebracht gelten die Sachen, welche der Reisende dem Gastwirt oder dessen Leuten, die zur Entgegennahme dieser oder nach den Umständen als dazu bestellt anzusehen waren, übergeben oder an einen ihm von diesen angewiesenen Ort oder in Ermangelung einer Anweisung an den hierzu bestimmten Ort gebracht hat.

Von der Erfassungspflicht ist der Wirt nur dann befreit, wenn der Gast oder ein Begleiter desselben selber den Schaden verursacht haben oder wenn der Schaden durch die Beschaffenheit der Sachen selbst (z. B. dem Verderben ausgesetzte Dinge) oder durch höhere Gewalt entsteht, als welche letztere z. B. eine Feuersbrunst anzusehen ist. Freiwillige Vereinbarung zwischen Wirt und Gast befreit den ersteren natürlich von der Haftpflicht; dagegen ist der von vielen Hoteliers beliebte Zimmeranschlag, daß der Wirt die Haftung ablehnt, gänzlich wirkungslos.

Die Höhe der Haftpflicht bemißt sich nach dem wirklich entstandenen Schaden. Für Geld, Wertpapiere und Kostbarkeiten haftet der Gastwirt nur bis zum Betrage von 1000 Mark.

Nur wer gewerbsmäßig Gäste aufnimmt, ist haftbar. Keine Schadenersatzansprüche hat der Reisende also gegen diejenigen Anstalten, die nicht des Gelderwerbs wegen betrieben werden, also z. B. gegen Klöster, Hospize, von kirchlichen Vereinen geleitete Unterkunftsanstalten, die Unterkunftsstalten der Gebirgsvereine, da alle diese Anstalten nicht des Profits wegen betrieben werden. Dagegen ist die Eisenbahnverwaltung oder die Compagnie Internationale des Waggon lits ebenso schadenersatzpflichtig wie der erste beste Hotelier, weil der Schlafwagen bezw. der Lugszug nichts anderes ist als ein fahrendes Gasthaus. Auch der Besitzer eines Hotel-Garni, eines Boarding-House oder einer Familienpension unterliegt selbstredend der Haftpflicht.

Der Schadenersatzanspruch erlischt, soweit es sich um gewöhnliche eingebrachte Sachen handelt, wenn der Gast nicht unverzüglich, nachdem er von dem Verlust oder der Beschädigung Kenntnis erhalten hat, dem Gastwirt Anzeige macht. Dies trifft jedoch nicht hinsichtlich jener Dinge zu, die der Gast dem Wirt zur Aufbewahrung gegeben hat. Hier erlischt der Anspruch erst nach Ablauf der gewöhnlichen Verjährungsfrist.

Auf der anderen Seite hat der Gastwirt für seine Forderungen für Wohnung und andere dem Gaste zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gewährte Leistungen mit Einschluß der Auslagen, ein Pfandrecht an den eingebrachten Sachen des Reisenden. Der letztere ist also, falls er sich durch die überreichte Rechnung überborteilt und geprellt glaubt, nicht ohne weiteres befugt, das Eingebrachte dem Gewahrjam des Hoteliers zu entziehen.

Der Kagenkogel speit Feuer.

Eine Johannisstagshumoreske von Peter Huber.

Der lange, lange Sommertag neigte sich seinem Ende zu — in den Thälern lagern bereits tiefe Schatten, während die Riesenhäupter der Salzburger Alpen in roter Glut erstrahlen. Und die Wellen der Salzbach spiegeln die Glut wieder und wälzen sich dahin wie flüssiges Erz.

„Do drob'n, scheint's, wird aa schon dös Sunnawendfeuer anzünd,“ sagte der Hochthalbauer, der eben den Weg zu seinem Hause herauf kam, zu seinem Gaste, der auf seinem Feldstuhl mit Skizzenmappe auf den Knien saß und eifrig malt, „gel, dös hab't's halt no net schaut — no wo seit's halt her?“

„Kein, wirklich nicht,“ antwortete der mit eleganter Nonchalance gekleidete Künstler mit etwas weichem singenden Tonfall, „unser Dresden ist eine wunderschöne Stadt, die Umgebung ist herrlich und weiter raus heißt man's sogar die sächsische Schweiz — aber so was herrliches habe ich mein Lebtag nicht erschaut — und das muß ich festhalten.“

„Hoho!“ rief der Andere, „festhalten! Dös war m'r — halt es mal seit — werd's scho schaug'n, wie bald dös furt is! Aber — was i Euch scho lang hab' frag'n woll'n, — was thuats denn scho seit Tag da mit dem Hansl — dem Haderlumpen — mein'm Nachbar? Immer seid's mit eam z'amm — und i muß sag'n — dos gefallt m'r sei nöö.“

„Aber ich bitt' Euch, Hochthaler,“ lächelte der Künstler sein, „er ist doch ein netter junger Mensch.“

„Aa scho sein,“ erwiderte der Bauer trocken, „aber a Haderlump is er — a Malefizkerl elender. — Was moants — kimmt der vor vier Wochen zu mir nauf und —“

„Und will Eure Lonei frei'n — das ist doch nichts schlechtes. Im Gegenteil — ich finde das sehr natürlich von ihm.“

„Ihr habt sie ihm nicht geben wollen — na — damit könnt' doch die Sache für Euch erledigt sein — er hat doch schließlich nichts schlechtes begangen, der Hansl.“

„Nix Schleich's? — an Unverschämtheit is g'wesen!“ — rief der Bauer erregt — und i sieh — er hat Euch a scho derzählt — schaug's das is a nei recht. Und sag'n muß i, dag m'r dös nit paßt.“

„Aber lieber Hochthaler — laßt Euch das doch nicht kümmern — er hat nie was schlechtes von Euch gesagt.“

„Dös hätt' aa no g'fehlt.“

„Sondern immer nur Gutes von Euch gesprochen — und ich bin mit ihm gegangen, weil er mir die Gegend gezeigt hat — und ich versprech's Euch, es soll nicht wieder so oft vorkommen.“

„No sollt mir freu'n.“

„Nur einmal hat er mir was erzählt, darüber habe ich herzlich gelacht — aber er war darüber sehr traurig.“

„No was is's denn g'wesen?“

„Wie Euch der arme Hansl um Eure Tochter gebeten hat, da habt Ihr gesagt —“

„Was, Du Haderlump, hob i g'lagt“, fiel der Bauer begeistert ein, „mei Lonei willt' hab'n, Malefizkerl elendiger — hob i g'lagt — hob'n sollt's, wenn droben der Kagenkogel's Feuer 'nauspeit aus seiner Spitze und Sand un Aschen und flüssigen Dred — wie der Berg da drüb'n — no der in Amerika — sunst nöö — hab i zu ihm g'lagt.“

„Ja so habt Ihr gesagt“ — lächelte der Künstler — „und wenn das nun geschähe — wenn der Kagenkogel wirklich anfangt Feuer zu speien — dann wollt Ihr?“

„Ja, wenn so a Wunder — aber do kann er lang passen — so ebbas gieb's jo sei doch nimmer.“

„Das will ich nicht sagen“, entgegnete der Maler ernsthaft — die ganze Erde ist voll flüssigen Feuers — und wo das an die Oberfläche kommt — das weiß man nicht.“

„Es wird doch nöö hier?“ rief der Bauer.

„Ich glaube es ja auch nicht,“ beschwichtigte

der Maler — aber Euer Wort pflegt Ihr doch zu halten!“

„O mei — natürli — aber der Kagenkogel a — Joseph — wenn noch aaner wär von die Großen — so der Dachstein — oder so aaner — aber der Kagenkogel — der Lumpete — no lang net tausend Fuß hoch — seid's ja oft oben g'wesen! — Und was hot's denn do gestern drunt in der Stadt geb'n wo Des g'w'n seid — aa mit dem Lumpen — dem Hansl — um Kisten hab't's g'habt — um Ballen —“

„O — ich hab' ihm Einiges besorgt, was er brauchte — doch jetzt verzeiht — die Berge verbläßen und ich kann nicht weiter malen — bringe meine Malgeräte nur hinein und komme gleich wieder heraus.“

„Ja i thaat scho bitten, das dös nöö versäum'n thaten — denn dös is gar schön, wenn d' Feuer d' Sunnawendfeuer ankend werden — hier ess'n m'r's Nachtmahl und da lönn mir's schaum wies ausflammt auf alle Berg.“

„Kein, das will ich auch nicht versäumen!“ rief der Künstler begeistert, ging ins Haus nach seiner Kammer hinaus, entledigte sich dort seiner Sachen, ging dann wieder hinunter und bemerkte, durch den Hausflur schauend, drei Menschen beisammen stehen, eifrig mit einander tuschelnd. Näher tretend erkannte er die Bäuerin, die Lonei und — den Hansl.

„Na — alles in Ordnung?“ fragte er, auf die Gruppe zutretend.

„Alles“, antwortete der Hansl — „un hab't' aa d' Erlaubnis kriegt?“

„Alles erledigt!“ flüsterte der Maler, „bin selbst überall gewesen, an zuständiger Stelle“, wie man zu sagen pflegt — sogar bei dem Herrn Pfarrer war ich und den Herrn Lehrer habe ich auch verständigt —“

„Oh ja'n Sö aber guat!“ flüsterte die Lonei — „un wär's mögli — a Bussel kriegtens!“

„Nestl — ertönte da die Stimme des Bauern vor dem Hause her, „wird's jetzt bald mit'm Nachtmahl.“

„Ja doch — ja!“ rief die Bäuerin und flüsterte dann dem Hansl zu — „jetzt mach, daß D' weglimmst 'nauf die Kammer — daß D' zur Hand bist, wenn's an der Zeit is.“ —

Nun verschwanden alle von ihrem Standort — der Hansl die Stiegen nauf, die Bäuerin und Lonei in die Küchen — und der Maler kam nach vorn.

Bald war der Tisch mit einem blaugewürfelten Tischttuch bedeckt und darauf prangte ein einfaches ländliches Mal: Brot, Butter, Käse, Wurst und eine Flasche leichten Tiroler Weines.

Nicht lange, so schallte Zauchzen, Jodeln, Böllerschüsse und mit eins stamnten auf allen benachbarten kleinen Anhöhen die Holzstöcke auf — von den Ufern der Salzach, die nicht tief unter dem Thalhofer vorbeifloß, stießen Flöße ab, auf denen Hausen mit Reisig geschichtet und mit Pech begossen hell auflohten. Und auf der Flut stümmerte, glimmte, glüherte und sprühte es wie von tausenden von Sternen — die in die Wellen gefallen und nun von ihnen fortgerissen werden!

„Schaugt's, Herr Altman — dös is aa was — giebt's leicht was Schönes?“ fragte der Bauer den Maler.

„Aber mit Euern Kagenkogel — do is's sei nix — nöö amol a Feuer hobn's drob'n ankend! Is aber a z'widerer Berg, nix wie Stoan! — No — Lonei — i mein, bei dem wirst nix z' danken haben!“

Lonei erwiderte nichts, sondern schaute nur hinüber, wo der arg verleumdete Berg liegen mußte. Sehen konnte man ihn nicht, dazu war es schon zu dunkel — aber sie wußte die Stelle ganz genau, wo er sich hinter den niedrigen Hügel des jenseitigen Ufers erhob als ein kahler, steiniger Kegele.

Da plötzlich fuhren alle auf. Es gab eine Detonation wie ein Kanonenschlag — und als man dem Schalle nachblickte, da stammte es drüben hell auf — feurige Stücke flogen in der Luft umher und dann lohete eine große Feuerfäule empor. —

„Jetzt — was is m'r denn dös — dös is jo der Kagenkogel — bei meiner armen Söll.“

„Es kommt mir auch so vor — aber es kann ja doch wohl nicht sein.“

„Ah na — was woll'n's denn?“ schrie der Bauer fast zornig — „i sich den all Tag seit fünfzig Jahr — und i kenn'n.“

„Ja, Vater, ich glaab a — dös is der Kagenkogel,“ sagte die Bäuerin, „und dös nimmt mi Wunder — denn sei Jahren ist da ka Sunnawendfeuer ankend worden auf den schiecha Berg — der is viel z' steil, als das oand Luft g'spüren sollt, der Scheit und Reissig 'naufz'tragen.“

„Und ein Johannisfeuer ist das auch nicht!“ rief der Maler — „denn seht doch mal hin — die Flamme sieht ganz anders aus — habt Ihr denn auch nichts fliegen gesehen wie glühende Stücke — das ist eine vulkanische Eruption —“

„Was — Kruzitürken — was wars —?“

„Eine vulkanische Eruption — schaut doch hin.“

„Jesas na —“ schrie da die Lonei, „der Kagenkogel speit Feuer — Vater — Vater — nu is der Hansl mein.“

„Herr Gott — der Haderlump!“ schrie der Bauer, „dös waar.“

„Thalhofer — Thalhofer —“ rief da aus der Dunkelheit — „der Kagenkogel speit Feuer — d' Lonei is mein!“

Nun wetteerte aber der alte Ios — mit Haderlump und Kruzitürken — und fast hätte er sich auf den Burschen losgestürzt in hellem Zorn. Aber da legte ihm der Maler bedächtig die Hand auf den Arm und sagte:

„Euer Wort pflegt Ihr doch zu halten, Hochthaler —?“

„Was hoagt dös? Ich hob Euch schon a mol g'lagt —“

„Nun denn — der Kagenkogel speit Feuer — und wenn der Kagenkogel Feuer speit, so soll der Hansl die Lonei haben — und das müßt Ihr nun halten — ob er nun Millionen hat oder arm ist wie eine Kirschenmaus!“

Der Thalhofer war starr — schwieg eine Weile und sagte dann barsch:

„Daher kimmt — und neben d' Lonei seht Di — und morgen gehst zum Herrn Pfarrer und bestellst dös Aufgebot — i will's so haben — verstehst mi —“ brüllte er, „und was i will, dös g'schieht. Hast dös Deardul in's G'red nei bracht — nun heirat's mers, anberstanden?“

Dagegen war nichts zu machen — und der Thalhofer blieb auch unerbittlich bei diesem Entschluß, als man ihm nachher erzählte, der Maler habe Schießpulver und allerhand andere brennbare Sachen gekauft und der Hansl habe in die Spitze des Kagenkogel ein großes tiefes Loch gegraben — tagelang hatte er daran gearbeitet — und dann hatten sie mit hoch obrigkeitlicher Erlaubnis — die brennbaren Stoffe hineingethan, eine kleine elektrische Batterie mit einem Uhrwerk hineingelegt — und pünktlich auf die Minute war die Sache losgegangen. Als er dies Bekenntnis abgelegt, sagte der Maler, er werde früh am nächsten Morgen abreisen. Das litt der Thalhofer aber nicht, er lachte dröhnend und sagte:

„Hier bleibt's — Malefizkerl! Mi schiert's jetzt weiter nix — aber d' Lonei un der Hansl — die können sich bei Euch bedanken — die hab't's unglücklich g'macht!“

Dreifüßige Charade.

Begehen dich die Ersten, sei zufrieden, Viel Edles, Schönes ward damit erstrebt, Und ihnen ward schon mancher Lohn beschieden, Irrt auch der Mensch, so lang er lebt! — Die Zweite ist ein gar gefährlich Ding Und hat Verderben Manchem schon gebracht, Drum achte sie nicht all zu sehr gering! Und geh' ihr aus dem Wege mit Bedacht! — Das ganze ist die größte Qual auf Erden, Die an dem Menschen zehrt und ihn entstellt, Wie froh und glücklich könnte Mancher werden, Gäß's dieses böse Ding nicht in der Welt! —



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47. „In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkennst, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ — „Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ — „Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben.“ — „Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Ränberhöhle gemacht.“ — „Und er lehrte täglich im Tempel.“

Die Kirche Jesu Christi.

VIII.

Vier Tage vor Seinem Leiden hielt Jesus Seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Und als Er nun der Stadt näher kam, weinte Er über sie und sprach: „Wenn du es doch erkännst an diesem deinem Tage (der Gnade), was dir zum Frieden dient; nun aber ist es deinen Augen verborgen!“

Als Mensch vergießt der Herr Thränen über das künftige Schicksal Jerusalems, das Er als Gott voraussieht. Er sieht die Zerstörung des herrlichen Tempels, der prachtvollen Stadt, — und weint! Wem gelten diese Thränen? Etwa den herrlichen Säulen des Tempels, die demnächst fallen und zerbrechen werden, wenn die Wogen des Feuermeers sich hinwälzen durch die mächtigen Hallen? oder gelten sie dem kunstreichen Gehälte aus Cedernholz vom Libanon, das, von der Feuerlohe erfasst, prasselnd zusammenstürzen wird? oder gelten sie gar den stolzen Palästen von Jerusalem, die dem Boden gleich gemacht werden? — Nein, sagst Du mit Recht, lieber Leser, die Thränen des Herrn gelten den unglücklichen Bewohnern Jerusalems, die durch ihre Verstocktheit, mit dem Ruin der Stadt und des Tempels, ihr eigenes Verderben und das Verderben ihrer Kinder herbeiführten.

An die Stelle des Jerusalem des Alten Bundes trat die Kirche Jesu als das Jerusalem des Neuen Bundes; als Hohepriester waltet nun Petrus, der ehemalige Fischer aus Galiläa, den der Herr Selbst, wie wir sahen, zu Seinem obersten Stellvertreter erkoren hatte.

Schlagen wir nun noch einmal die Evangelien auf, so überzeugen wir uns leicht, lieber Leser, daß überhaupt die ganze Sprechweise der Evangelisten und Apostel diesen Vorrang des Petrus schon erkennen läßt; denn dieser Apostel wird immer zuerst und als der

Erste hingestellt. Bald ist Petrus allein mit Namen bezeichnet, und die andern elf Apostel nur im allgemeinen erwähnt (Mark. 1, 36 u. 1. Kor. 15, 5) — bald ist Petrus genannt, und hierauf erst folgen die Namen der übrigen Apostel (Luk. 6, 14 u. Apostg. 1, 13.) — bald wird Petrus ausdrücklich der Erste genannt (Matth. 10, 2). Aber vor Petrus wird niemals ein anderer Apostel genannt. Petrus tritt auch meistens auf und redet oder wirkt vor und für alle andern Apostel.

Warum das? War er etwa der älteste, der zuerst vom Herrn berufene Apostel? Nein, sein Bruder Andreas war früher berufen. Oder war er etwa dem Herrn dem Fleische nach am nächsten verwandt? Nein, das war Jakobus, der Jüngere. Oder war er der bevorzugte Liebling des Herrn? Auch nicht: das war Johannes. — Der Grund ist und kann nur dieser sein, daß Petrus sowohl selbst wie auch die übrigen Apostel aus den Reden und Handlungen Jesu wußten und fortwährend bemerkten, daß der Herr ihn zu Seinem Stellvertreter bestimmt habe.

Schlagen wir nun die Kirchengeschichte auf, so finden wir, daß auch die Nachfolger des hl. Petrus die oberste Gewalt in der Kirche immer beansprucht und ausgeübt haben. Sehr interessant und lehrreich ist der hier folgende Fall. Nicht lange nach dem Tode des hl. Petrus war in der Kirche von Korinth (in Griechenland) eine Spaltung ausgebrochen. Die Korinther wandten sich darum an den Nachfolger des hl. Petrus, an den Papst Clemens I. in Rom. In seiner Antwort wies dieser sie scharf zurecht in einem langen, herrlichen Briefe, der, wie die hl. Schrift selbst, lange Zeit in fast allen Kirchen vorgelesen wurde. Dieser Vorfall ist höchst bedeutsam und von der göttlichen Vorsehung vielleicht deshalb zugelassen worden, damit auch die weniger anmerksamen Christen schon

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. Juli.** Neunter Sonntag nach Pfingsten. Elias, Prophet. Evangelium nach dem h. Lukas 19, 41-47. Epistel: 1. Korinther 10, 6-13. St. Lambertus: Fest des hl. Stadtpatrons des hl. Apollinaris. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, 11 Uhr Auszug der Reliquien-Prozession. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt nach derselben feierliche Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris und Verehrung der Reliquien. Während der Oktav ist morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nach demselben Verehrung der Reliquien u. nachmittags 5 Uhr Festandacht. St. Martinus: Morgens 7, 8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. Nachmittags 4, 4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Maran. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 21. Juli.** Daniel, Prophet.
- Dienstag, 22. Juli.** Maria Magdalena. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segensandacht.
- Mittwoch, 23. Juli.** Apollinaris, Bischof u. Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 24. Juli.** Christina, Jungfrau und Martyrin. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segensamt.
- Freitag, 25. Juli.** Jakobus, Apostel. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 26. Juli.** Anna, Mutter Mariens. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt für die Pfarre.

vom Anfange her merken sollten, wer denn jetzt nach dem Tode des heiligen Petrus der oberste Stellvertreter Christi sei. Warum haben denn die Korinther sich an den Bischof von Rom und nicht vielmehr an den damals noch lebenden Apostel Johannes gewandt? Johannes war doch als Apostel persönlich unfehlbar; er war der Lieblingsjünger Jesu gewesen; er lebte in Ephesus, mitten in den Ländern mit griechischer Sprache, welche die Muttersprache der Korinther war, während in Rom die Lateiner waren, von denen die Korinther waren unterjocht worden; auch wäre die Seefahrt nach Ephesus beträchtlich kürzer gewesen, als die nach Rom.

Ungeachtet all dieser Gründe haben die Korinther ihre kirchlichen Angelegenheiten damals nicht dem hochangesehenen Apostel Johannes, sondern dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem Papste Clemens, vorgelegt und seine Anordnungen und Aufträge gehorsam vollzogen. Und mit vollem Rechte; denn nicht irgend ein anderer Apostel, sondern Petrus allein ist Christi oberster Stellvertreter, und, wenn Petrus gestorben ist, nur der rechtmäßige Nachfolger Petri, der römische Bischof, der Papst.

Die römischen Päpste haben, wie schon gesagt, die apostolische Vollgewalt auch immer beansprucht und ausgeübt, obwohl ihnen daraus fast unendliche Drangsale und Verfolgungen erwachsen, während es in unzähligen Fällen ganz leicht gewesen wäre, das Bistum Rom allein — also ohne den apostolischen Vorrang über alle Bischöfe und die ganze Kirche — zu verwalten. Und andererseits die Bischöfe und Völker und Fürsten haben diesen Vorrang des Papstes nicht nur anerkannt, sondern die Ausübung der damit verbundenen Rechte und Pflichten auch verlaugt und sich danach gerichtet.

Der Leser wird nun fragen: was diese Vollgewalt des Papstes denn in sich begreife? Nach der Lehre der allgemeinen Concilien ist dies folgendes:

1) der Papst hat nicht nur den Vorrang der Ehre vor allen übrigen Bischöfen, nicht nur die Aufsicht und Leitung über alle, sondern wirklich die oberste bischöfliche Gerichtsbarkeit, kraft welcher er die ganze, ihm anvertraute Herde Gottes weiden, leiten und regieren muß; er hat die Gewalt, Gesetze zu geben und über deren Befolgung zu wachen, darüber Urteilsprüche zu fällen, Strafen zu verhängen und auszuführen;

2) diese Gewalt ist im wahren und vollen Sinne eine allgemeine, die sich über alle Glieder der Kirche erstreckt. Alle Gläubigen und alle ihre Hirten, mögen sie nun niederen oder hohen oder höchsten Ranges sein, mag man sie einzeln oder in ihrer Gesamtheit betrachten, — alle schulden dem Papste Unterwürfigkeit und wahren Gehorsam, und zwar nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in allem, was die Regierung der Kirche auf der ganzen Welt betrifft.

Doch genug für heute. Ich kann aber nicht schließen, ohne einen Punkt zu berühren, den unsere getrennten Brüder, die Protestanten, absolut nicht begreifen, nicht fassen können: es ist der freudige Gehorsam und die kindliche Ergebenheit und Liebe, die wir Katholiken allesamt, Bischöfe, Priester und Laien, dem Papste entgegenbringen. Wir Katholiken sind uns darüber ganz klar: Jesus, unser Herr und Erlöser hat es so gewollt, und Er hat diesen Seinen Willen kundgegeben in dem an Petrus gerichteten Worte: „Weide Meine Lämmer, weide Meine Schafe!“ (Joh. 21.)

Anglerfreunden in der Sommerfrische.

Von Dr. Gustav Petters.

Die außerordentliche Beliebtheit, deren sich das Angeln bei Alt und Jung erfreut, dürfte nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen sein, daß die Anschaffungskosten der zur Aus-

übung der Angelfischerei notwendigen Dinge nur geringe sind, und es ferner so leicht, ja fast nur wie eine anmutige Spielerei erscheint, die Angel in das erste beste Fischwasser auszuwerfen, um alsbald ein fürwichtiges Fischlein herauszuziehen, welches neben der objektiven Freude an der Beute auch einen Genuß verspricht, der bei den immer steigenden Preisen der besseren Südwasserfische nicht für jedermann zu den Alltäglichkeiten gehört.

Auf den Fischfang zu gehen, ist eine Verlockung, die in der Sommerfrische besonders nahe liegt. Nicht am Hause vorbei rauscht der Bergbach, in dem der Gastwirth in einem durchlöchernten Kasten die Forellen aufbewahrt, die er dem Sommerfrischler um schweres Geld verkauft. Wie wäre es da, wenn man selber einmal sein Glück versuchte? den Angelstock schneidet man sich; eine Angelschnur mit Schwimmer und Haken ersticht man um wenige Nickel beim ersten besten Krämer; ein Duzend Regenwürmer als Köder sind auch schnell aufgetrieben, und bald steht der Kobize erwartungsvoll am Bachesrand, aber nicht „ruhevoll, kühl bis an Herz hinan“ wie Goethes Fischer, sondern zitternd vor Aufregung, den Kork des Schwimmers betrachtend, dessen heftige Bewegung ihm zeigen wird, daß ein Fischlein angebissen hat. Aber die Viertelstunden vergehen und dehnen sich zu Stunden. Immer wieder wirft er seine Angel aus. Die zitternden, blendenden Sonnenlichtreflexe auf dem Wasserpiegel wirken ermüdend auf das Gehirn, bis der Angler selig entschlummert; oder es packt ihn, wenn er sich wirklich unter krampfhaftem Augenverdrehen wach erhalten hat, nach ein oder zwei Stunden die unerschütterliche Ueberzeugung, daß es in diesem Wasser überhaupt keine Fische giebt, während in Wahrheit die Schuld nur der Angler allein trägt, der eben dies Handwerk nicht versteht.

Der Fisch, dem wir auf der Stufenleiter der Intelligenz irtümlicher Weise eine tief stehende Sprosse anweisen, ist eben klüger als sein Verfolger glaubt, und das Angeln will gelernt sein. Wer Resultate sehen will, darf nicht glauben, daß es zu jenem geschäftigen Mühsiggang gehört, der den Anschein einer Thätigkeit erweckt, ohne Nachdenken und Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Zum sachgemäßen Betrieb der Angelfischerei gehört in erster Linie ein gutes Angelgerät. Wer ein Glückskind ist, fängt zufällig auch mit der oben beschriebenen primitiven Angel einmal einen stattlichen Fisch; ob er ihn dann aber auch wirklich landen kann, ist schon eine andere Frage.

Am besten fängt es sich mit einer Laufangel, deren Namen davon herrührt, daß die Schnur nicht fest mit der Spitze der Angel verbunden ist, sondern von dort aus durch ein System von Ringen bis zum Griffende hinunterläuft, wo sie über eine leicht bewegliche Rolle gewickelt ist. Der 5 bis 6 Meter lange Angelstock, mit dem man den beköderten Haken weit über die Wasseroberfläche hinwegwerfen kann, muß aus festem, biegsamem und zugleich doch leichtem Material sein, und ist des leichteren Transports wegen in 2 oder 3 in einander verschraubbare Teile zerlegbar. Mit einer solchen Angel kann man auch einen größeren Fisch leicht erobern, weil, sobald dieser angebissen hat und zu flüchten sucht, die Schnur von der Rolle abläuft, wodurch ein Bruch der Angelspitze und ein Losreißen des Fisches mit oder ohne Mitnahme des Hakens vermieden wird.

Für die Angelschnur, die mindestens 25 bis 30 Meter lang sein muß, ist das beste Material rohe, in 6 bis 10 Strängen geflochtene und gefirniste Seide, während das sogenannte Vorfach, d. h. der vorderste, den Haken tragende Teil der Schnur aus Pferdehaaren, Renntiersehnen oder fester Darmseide angefertigt sein muß, die dem Durchbeißen widerstehen. Ein grauer, grünlicher oder bläulicher Anstrich empfiehlt sich, damit der Fisch durch eine grelle Farbe nicht aufmerksam und

mistränsch gemacht wird. Besonders gilt letzteres für den Schwimmer, der, wenn man auf kleinere Fische geht, aus einer starken Federpose bestehen kann. Rechnet man auf größere Beute, so muß ein Kork als Schwimmer dienen, der aus Gedankenlosigkeit vielfach noch immer zinnoberrot angestrichen wird, und die Fische auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam macht, während eine unauffällige, graue Farbe die zweckmäßigste ist. Schwimmer und Kork müssen selbstredend verstellbar sein, damit der Haken, der erwarteten Fischgattung entsprechend, tief in das Wasser hinabgelassen werden kann, wo er durch Senker, das sind kleine Bleiplättchen, die am Vorfach befestigt sind, in der Tiefe gehalten wird. Von dem übrigen Werkzeug zum Angeln sei hier nur noch als für größere Fische unentbehrlich der Köcher erwähnt, ein Netz von der Form der Schmetterlingsnetze, das in einem Drahtreifen hängt und zum Ausheben eines bis an die Oberfläche gebrachten stärkeren Fisches dient, unter dessen Gewicht, wenn man ihn wie kleine Fische herausjähnen wollte, der Angelstock brechen oder die Schnur reißen würde.

Als die beliebteste Standplätze der Fische gelten Buchten am Uferlande mit etwas größerer Wassertiefe, wo das Wasser nicht in heftiger Bewegung ist.

Auch Tageszeit und Witterung sind nicht gleichgültig für den Erfolg. Am besten eignen sich die Morgenstunden bis 10 Uhr, weil da die Fische am hungrigsten sind; dann läßt ihre Freßlust nach, und es ist eine ziemlich vergebliche Plage, ihnen in den ersten heißen Nachmittagstunden nachzustellen, während die Abendstunden wieder einen besseren Fang versprechen. Bedeckter Himmel ist günstiger als ein klarer, blendend heller Sonntag, und die meisten Fischarten beißen am leichtesten an, wenn ein Gewitter heranzieht.

Gerade der delikateste aller Südwasserfische ist aber bei Gewitterstimmung nicht zu haben. Es ist dies die Forelle, deren Fang wohl das amüsanteste Vergnügen für denjenigen Sommerfrischler ist, der die Natur anderswo als auf dem Lawn-Tennisplätze genießen will. Obgleich diesem Edelräuber unserer Bäche wegen seines leckeren Fleisches allenthalben so eifrig nachgestellt wird, daß große Forellen von Pfunds schwere und darüber schon zu den Seltenheiten gehören, sind die Bachforellen doch in fast jedem schneller fließenden und nicht zu arg verunreinigten Gewässer der Gebirgs- und Hügelländer zu finden, dessen Temperatur im Sommer nicht allzu hoch steigt. Wenn man von ihrer Ausrottung durch den Menschen spricht, so läßt dabei manche Uebertreibung mit unter und man übersieht, daß die Frühjahrs- und Sommerhochwässer, mindestens ebenso gefährliche Feinde sind, weil sie zahllose Forellen nach Löchern im Bachbett verschlagen, in denen bei der nachfolgenden Austrocknung der letzteren der Fisch zu Grunde gehen muß. Ihr schönes silberfarbenes rotgesprenkeltes Kleid behält die Forelle nur in den nur vorübergehend getrübbten, sonst aber kristallklaren Fluten der Gebirgsbäche. Wo sie sich dagegen an ein undurchsichtigeres Wasser anpassen muß, nimmt sie eine dunklere, fast schwärzliche Färbung an. Geiräbig, wie kann ein zweiter Bewohner unserer Gewässer, wächst sie sehr schnell, und da auch für ihre künstliche Aufzucht viel geschieht, wird sie noch lange nicht auf die Liste der aussterbenden Tiere kommen.

Weil kein Fisch sich mit solcher Leichtigkeit, wie die Forelle, über die stärksten Stromschnellen in die Höhe arbeitet, schreibt man ihr irtümlicherweise zu, daß solche sprudelnden Wasserstellen ihr liebster Aufenthalt seien. Dies ist jedoch nicht der Fall, und das Angeln an solchen Orten hat nur deswegen eine gewisse Berechtigung, weil die Forelle im stark bewegten, schäumenden Wasser nicht scharf zu äugen vermag und den Angler nicht leicht gewahrt. Solchen unnützen Anstrengungen geht auch sie gern aus dem Wege und hält sich dort auf, wo die Kraft des Wassers schon

etwas gebrochen ist. Am besten fängt man sie mit zwei bunten, metallglänzenden, künstlichen Fliegen, die übrigens mehrmals benutzt werden können. Dabei besteht die Kunst des Anglers hauptsächlich darin, die Angel so zu führen, als ob das eine, am Vorfach höher angebrachte Insekt anzufressen bemittelt sei, während das andere eine ertrunkene Fliege markiert. Man muß sich dabei stets so stellen, daß der Schatten des Angelernden nicht auf das Wasser fällt.

Wer es mit der Fischerei wirklich ernst nimmt, sollte es nicht unterlassen, sich — ebenso, wie der Jäger ein Schießbuch führt — ein Büchlein anzulegen, in dem er einträgt, wo, wann, mit welchem Ködern und mit welchem Erfolge er gefischt hat; denn die Kunst des Angelns ist der des Jagens mindestens ebenbürtig, da man jede Fischart in ihren Eigentümlichkeiten genau kennen, mit ihrer Intelligenz rechnen und genau wissen muß, wo man den betreffenden Fisch zu suchen hat. Auf steinigem Grunde wird man eben keinen Hecht und im Rohre keinen Barsch bekommen. Mit Sachkenntnis betrieben, ist aber das Angeln das gerade Gegenteil einer stumpfsinnigen Beschäftigung, für die es von nicht wenigen angesehen wird. Es erhebt sich vielmehr zu einer Kunst, die den, welcher einmal Geschmack daran gefunden hat, nicht mehr losläßt.

Beim Zahnarzt.

Von Josepha Bogn.

Ich hatte zur Feier des Tages wieder einmal unser Familien-Leibgericht serviert: Rinderbraten nebst „schleissem Himmelreich“. Es war eine Freude zu sehen, wie es meinen Leuten schmeckte, — mein Mann ging dem Braten mit der größten Energie zu Leibe und Ernstchen tranchierte schon den zweiten Klotz. Als er eben wieder ein Stück zum Munde geführt hatte, ließ er plötzlich Messer und Gabel fallen.

„Au,“ rief das Kind aus und hielt sich die rechte Backe, „ich habe mir einen Knochen in den Zahn gebissen.“

Mein Mann lachte und ich sagte verweisend: „Aber Ernstchen, sei doch nicht so komisch, in den Kartoffellöcher gibt's doch keine Knochen.“

„Doch,“ beharrte der Junge, „ich hab's ganz deutlich gefühlt. Und jetzt — Mama, — Mamaaa, . . . es fließt sogar Blut,“ damit stürzte er wehklagend in die Küche.

„s ist doch ein ganzer Hehl, Dein lieber Sohn,“ höhnte mein Mann, „wenn er sieht, daß eine Fliege auf ihn zufliehet, da läuft er schon auf und davon.“

Mein Mann besaß die Untugend, unserem Jungen bei jeder Gelegenheit die Courage abzuspochen und deshalb entgegnete ich geärgert: „Das Kind hat nun mal ein weiches Gemüt und kann kein Blut sehen. Es kann nicht jeder ein Mutius scaevola sein.“

„Stimmt,“ meinte mein Mann, „heutzutage muß man eben so klug sein, sich die Finger nicht zu verbrennen. Aber nun sei so gut und sieh' zu, daß der Spektakel in der Küche aufhört, der Bengel macht ja Madan als ob er am Spieße stecke.“

Ich ging zu Ernstchen. Der hockte auf einem Küchenstuhl und schnitt jammervolle Grimassen. „Was hast Du denn, mein lieber Sohn?“ fragte ich teilnahmsvoll.

„Mama,“ stöhnte der Junge, „mir geht's schon wie der Großmama: ich kann mein ganzes Gebiß rausnehmen.“

„Willst Du wohl nicht so vorlaut sein,“ zürnte ich, „erstens ist das bei Großmama nicht der Fall und zweitens dürfen Kinder sowas überhaupt nicht sagen.“

„Aber da sieh' doch her,“ meinte Ernstchen, „die Zähne wackeln alle.“

Und wirklich: im Oberkiefer waren zwei oder drei Zähne locker, die erste Zahngarnitur nahm Abschied um der zweiten Platz zu machen. Da die Zähnen schon ganz lose im Zahnfleisch hingen, mußte es ein Leichtes sein, dieselben vollends zu entfernen.

„Komm her mein Herzchen,“ redete ich dem Jungen gut zu, „ich will Dir die kleinen Dinger heranziehen, das thut gar nicht weh, das merkst Du kaum.“ Und als ich merkte, daß Ernstchen angstvolle Blicke auf mich warf, fügte ich hinzu: „Wenn Du hübsch still hältst, schenke ich Dir auch eine Apfelsine.“

Das war zwar eine sehr verlockende Aussicht, aber trotzdem näherte sich Ernstchen nur zögernden Schrittes. Und als ich ihm den Kopf festhielt und mit dem Finger an den Zahn klappte . . .

„Du, hu,“ kreischte er auf, „das ist schrecklich, das halte ich nicht aus.“

Nun halfen auch alle Vorstellungen nichts mehr, — der Junge war nicht zu bewegen, sich der schmerzlosen Operation zu unterziehen. Ich klagte meine Not meinem Manne.

„Ich hab' Dir's ja gleich gesagt,“ lachte der, „als Du den Finger hoch gehoben hast, hat Ernstchen geglaubt, es ginge ihm an Kopf und Kragen. Frag' ihn nur, ob er sich nicht meiner Behandlung anvertrauen will.“

Als ich den Jungen anforderte zu Papa zu gehen, stieß ich auf den entschiedensten Widerpruch. „Und wenn Du mir eine ganze Kiste voll Apfelsinen versprichst,“ lamentierte Ernstchen, „von Papa laß ich mir nicht in den Mund setzen. Ich weiß schon, daß der mich nicht mehr wird leiden mögen, wenn ich keine Zähne habe.“

„Aber weshalb denn Ernstchen?“ fragte ich erstaunt.

„Weil er erst jetzt, als Tante Bertha zum Besuch war, gesagt, das Gekreische dieser zahlosen Person könne ihm gar nicht imponieren. . . .“

„Das wirst Du wohl falsch verstanden haben, mein Kind,“ suchte ich Ernstchen einzureden. „Außerdem wirst Du ja gar nicht zahlos. Denn sieh mal, wenn die ersten Zähne heraus sind, wachsen Dir neue, größere —“

„Will ich gar nicht haben,“ unterbrach mich der Junge, „wenn die alten, kleinen schon so weh thun, wie mag das erst bei neuen, großen sein?“

Es war mit Ernstchen absolut nichts anzufangen, er blieb dabei, daß er seine alten Zähne behalten wolle. Von neuem holte ich mir bei meinem Manne Rat.

„Schick' den Burschen rüber zum Zahnarzt,“ riet der, „der wird nicht viel Federlesens machen. Sobald Ernstchen einmal auf dem Operationsstuhl sitzt, ist's um seine Zähne geschehen.“

Ich hielt nun Ernst einen längeren Vortrag über die segensreiche Thätigkeit der Zahnärzte im Allgemeinen und des Doktor Wendler im Besonderen. Es gab keine gute Eigenschaft, welche ich demselben nicht andichtete, und als ich sah, daß meine Ausführungen nicht ohne Eindruck blieben, fügte ich hinzu: „Du brauchst also nur hinüber zum Doktor zu gehen und auf der Stelle bist Du den Zahnschmerz los. Denn der wird sich sofort einstellen; es giebt aber nichts Entsetzlicheres als Zahnschmerz. Verspürst Du nicht jetzt schon das bohrende, stechende Gefühl?“

„Ja,“ gab Ernstchen kleinlaut zu.

„Na, siehst Du,“ meinte ich, „das wird immer schlimmer, so daß Du Tag und Nacht nicht schlafen kannst.“

„Am Tage mag ich auch gar nicht schlafen,“ wandte Ernst ein.

„Aber des Nachts, Kind, des Nachts,“ begann ich von Neuem. „Da zählst Du die Stunden, da werden Dir die Minuten zu Ewigkeiten; also thu' mir den einzigen Gefallen und geh' rüber zum Doktor.“

Und Ernstchen machte sich wirklich auf den Weg, — der Junge stand an Mut entschieden keinem Erwachsenen nach!

— Es mochte etwa ein Viertelstündchen vergangen sein, da kam Ernstchen heiter und vergnügt zurück, er hatte also die Operation überstanden und nicht die geringste Thräne stand ihm mehr in den Augen. „Ich gratuliere Dir, mein Sohn, zu Deiner Standhaftigkeit,“ begrüßte ich ihn, „halte Dich nur immer so

wacker, dann wird niemand mehr sagen können, Du hättest vor einer Fliege Angst. Hat es sehr weh' gethan?“

„Nein, gar nicht,“ versicherte Ernst.

„Nun, so erzähle mir doch, was Doktor Wendler zu Dir gesagt hat,“ drängte ich.

„Der hat gar nichts gesagt,“ erklärte der Junge.

„Ja . . .“ ich wunderte mich, daß alles so glatt abgegangen war, „wie sah's denn drin in seinem Wartezimmer aus?“

„Das weiß ich nicht,“ gestand Ernst endlich, „ich war gar nicht drin!“

„Du warst nicht drin?“ staunte ich.

„Nein, Mama,“ erklärte der Junge, „s war nicht mehr notwendig. Auf der Straße noch und auch im Hausflur hatte ich große Schmerzen. Aber die ließen nach, als ich die Treppe hinaufstieg, und als ich oben angekommen war, verspürte ich gar nichts mehr davon. Da hab' ich nicht erst geklingelt, denn wenn man keinen Zahnschmerz mehr hat, braucht man auch keinen Zahnarzt.“

Also Ernstchen hatte doch nicht die Courage gehabt, — im entscheidenden Augenblick hatte er einen beschleunigten Rückzug angetreten. Das durfte ich meinem Manne gar nicht erzählen, das wäre ja Wasser auf seine Mühle gewesen. Außerdem mußten die lockeren Zähne unbedingt heraus, es mußte Platz geschaffen werden für ihre Nachfolger. Vielleicht gelang es, wenn ich Ernstchen begleitete.

„Es scheint mir,“ sagte ich beschelb, „als ob Du Dich geniert hättest, allein zu dem Zahnarzt hinein zu gehen.“

„O nein,“ bestritt Ernst, „ich geniere mich vor Niemandem. Aber ich fürchte, daß mir der Mann was thut.“

„Deine Furcht ist gänzlich unbegründet,“ widerlegte ich, „es wird Dir nichts geschehen. Ich werde jetzt selbst mit Dir gehen, und Du weißt doch, daß ich nicht dulde, daß Dir irgend Jemand auch nur ein Härchen krümmt.“

„Das hast Du auch gesagt, als wir zum Friseur gingen,“ sagte Ernstchen, „und trotzdem hat mir der alle Haare kurzweg abgeschnitten. Und so wird's beim Zahnarzt auch wieder werden.“

„Red' nicht solch dummes Zeug,“ verwies ich den Jungen, „der Zahnarzt ist kein Friseur, — damit nahm ich Ernstchen bei der Hand und machte mich mit ihm auf den Weg. Zuerst schritt mein Sprößling ganz wacker aus, je näher wir aber an das Haus des Arztes gelangten, desto mehr verlangsamten sich seine Schritte. Die Treppe hinauf mußte ich ihn mit sanfter Gewalt schieben, und als der schrille Ton der Korridorlingel durch die Stille schallte, verfärbte er sich und zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub. Ein Diener öffnete und ich bugsierte Ernstchen gleich einem wrackten Kahn in das Wartezimmer.

„So zappele doch nicht so,“ schalt ich, „der Doktor wird Dich anlachen, wenn Du nicht standhafter bist.“

„Der mag lachen, soviel er will,“ stöhnte Ernstchen, auf dessen Stirn der Angstschweiß erglänzte, „der braucht sich keine Zähne ansziehen zu lassen, dem thut's also auch nicht weh. Der zwingt mit seinen Zangen nur andere Leute.“

„Aber Kind,“ tröstete ich, „der Doktor hat ja gar keine Zangen.“

„Er hat keine?“ fragte Ernstchen, der sich durch diese Aussicht erheblich erleichtert zu fühlen schien, „nun, da will ich mit zu ihm hineingehen. Aber wenn ich auch nur eine Zange sehe . . .“

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und der viel Gefürchtete erschien auf der Schwelle. Ich trug ihm mein Anliegen vor.

„Na, da komm mal ran, mein Junge,“ meinte der Doktor lachend, „sieh' Dich auf den Stuhl . . . Nun, so komm doch —“, erwartete er Ernstchen, der krampfhaft meine Hand umklammert hielt. Der Doktor wandte sich um und schraubte den Stuhl in die richtige Lage. Da wurde neben demselben ein Tisch-

hen sichtbar, auf dem mehrere große Etuis lagen. Eins derselben öffnete der Zahnarzt, — die durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen ließen eine Menge Zangen, Jänglein und Pinzetten im Glanze ihrer Politur aufleuchten. Als der erste Strahl von dem Metall in Ernstchens Auge blühte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus, riß seine Hand aus der mehrligen und war im Nu aus dem Zimmer verschwunden.

„Also nimm nur Platz, mein Kleiner,“ forderte der Doktor von neuem auf, — „na nu, wo bist Du denn hingekommen?“

„Ach, entschuldigen Sie Herr Doktor,“ karrte ich Ernstchens Verschwinden auf, „dem Jungen muß ein plötzliches Angstgefühl in die Glieder gefahren sein. Er ist nämlich etwas zart befaßt, seine Nerven sind nicht die Stärksten und als er nun die vielen Zangen gesehen hat, mag ihm wohl etwas unheimlich zu Mute geworden sein.“

„Das ist möglich,“ meinte der Zahnarzt, „aber diese Steine des Anstoßes können wir sofort aus dem Wege räumen,“ damit packte er die Etuis sorgfältig in einen Schrank.

„Ich werde wahrscheinlich gar keine Zangen brauchen, die ersten Jänglein weichen gewöhnlich schon dem Druck eines Fingers. Aber wenn es doch nötig sein sollte, so genügt ein ganz kleines Instrument. Um Ihrem Sohn nicht bange zu machen, will ich's in der Manschette verbergen. . . .“ er schob das Jänglein in den Rockärmel, so daß es von Niemand gesehen werden konnte. „Nun schicken Sie mir das Kind nur noch einmal herein. Sie können unbesorgt nach Hause gehen, ich schicke Ihnen dasselbe in wenigen Minuten nach, befreit von seinen Plagegeistern.“

Im Wartezimmer hatte sich Ernstchen hinter dem Ofen verkrochen und es bedurfte des eindringlichen Zuredens, ehe der Junge wieder ans Tageslicht kam. Als er endlich erschien, waren seine ersten Worte: „Siehst Du, er hat doch Zangen gehabt.“

„Ja, die hat jeder Zahnarzt,“ gab ich zu, „aber die sind nur für Erwachsene.“

„Es werden schon für Kinder auch welche da sein,“ behauptete Ernst.“

Ehe wir den Disput noch fortsetzen konnten, wurde drin geklingelt, der Diener trat auf Ernst zu und ehe der sich von seiner Ueber- raschung erholt hatte, war er hochgehoben und ins Operationszimmer getragen. Ich hörte noch laute Männerstimmen, ein unterdrücktes Weinen, dann trat ich den Heimweg an. Mir war, offen gestanden, selbst ganz komisch zu Mute und da war es wohl am klügsten, ich folgte dem Rate des Doktors und ging nach Hause. Hätte ich draußen gewartet und die Klagen meines Ernstchens wären an mein Mutterohr geschlagen, wer weiß. . . . Und während ich mir jetzt diese Situation vergegenwärtigte, mußte ich schon nach meinem Taschentuche greifen, denn das Weinen war mir näher als das Lachen.

Eben wollte ich um die Straßenecke biegen, da blieben meine Füße wie festgenagelt auf dem Trottoir haften: etwas Furchtbares mußte wenige Häuser entfernt passiert sein, denn ein Schrei ertönte durch die stille Straße so durchdringend, so herzbewegend, daß er nur von jemand angestoßen worden sein konnte, der sich in höchster Todesgefahr befand. Dieses Empfinden mußten andere Leute auch gehabt haben, sie kamen aus den Häusern gellt, Fenster wurden geöffnet, jeder wollte erfahren, was denn Schreckliches los sei.

Das Geschrei ertönte immer lauter, es kam näher, — ein Kind stürzte in fliegendem Lauf die Straße herab, ein langes weißes Tuch, dessen Zipfel im Winde flatterten, war ihm um den Hals gewirgt worden, man hatte es wahrscheinlich erdroffeln wollen.

„Mammaa, Mammaaaa!“, . . . um's Himmelswillen, das war ja mein Ernstchen! Ich traute meinen Augen kaum, aber wirklich. . . .“

„Mammaa, er hat doch Zangen für Kinder, in den Ärmel hatte er eine gesteckt.“

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich mich so-

welt gefaßt hatte, daß ich Ernstchens Erzählung anhören konnte. Der hatte mit seinem Scharfblick gar wohl gemerkt, daß im Rockärmel des Arztes etwas verborgen war und noch ehe der das Jänglein hervorholen konnte, war Ernst aufgesprungen und hatte in wahnwüthiger Eile die Flucht ergriffen; er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Serviette abzureißen, die man ihm vorgebunden hatte.

„So“, leuchte er, „da bin ich wieder. Zu dem Menschen kriegt mich aber niemand mehr und wenn ich vor Zahnschmerz vergehen sollte.“

. . . . Und mein Ernstchen hat auch bis heutigen Tags mit dem „Menschen“ nichts mehr zu thun gehabt, denn ich habe ihm nachts den lockeren Zahn ausgebrochen. Er hat davon gar nichts gemerkt, über einen so herzhaften Schlaf verfügt mein lieber Sohn!

„König von England.“

Humoreske von Max Feder.

Es ist schon oft genug, namentlich in Anledotens vorgekommen, daß ein unerfahrener Dorfbewohner, der zum ersten Male eine Residenz besuchte, den Portier einer Gesandtschaft oder eines Hotels für den König oder sonst einen großen Herrn hielt. Aber schwerlich dürfte es der Fall gewesen sein, daß der so Irreführte auch in seinem Irrtum verharrte und sich auf keine Weise davon abbringen ließ, wirklich den hohen Herrn gesprochen zu haben, den er sich einbildete. Ja, in unserer Geschichte war der Bauer, um den es sich handelt, so sehr mit dem falschen König zufrieden, daß er gar keine Neigung verspürte, einen kennen zu lernen, den die anderen für den wirklichen König ausgaben. Die Geschichte verhielt sich folgendermaßen:

In einem kleinen Dorfe der Grafschaft Wales wohnte der Bauer Robert Hall mit Frau und Kindern.

„Alles fährt zur Krönung nach London,“ sagte eines Tages die Frau des Bauern. „Wer doch nur auch auf einen Tag hin könnte!“

„Du hast ja große Hoffnungen im Kopfe,“ erwiderte Robert mürrisch. „Du weißt, daß wir ganz andere Sorgen haben. Wenn ich nicht die gekündigte Schuld von 80 Pfund aufbringen kann, dann wird uns unser kleines Gut über Hals und Kopf verkauft.“

„Gerade deswegen könnte man nach London fahren,“ meinte die Frau nachdenklich.

„Du bist wohl nicht bei Sinnen.“

„Der König soll ein guter Herr sein. Wenn Du zu ihm gehst und ihm um das Geld bitten möchtest —“

„Wie kann man nur so unsinnige Pläne ansprechen!“

Damit war die Sache vorläufig abgethan, aber dem Bauer ging die Sache doch im Kopfe herum, und auch die Frau kam im Gespräch darauf zurück. Es wurden Erkundigungen über die Art und die Kosten der Reise einge- zogen, und da letztere verhältnismäßig gering und die Bauersleute mit Sicherheit überzeugt waren, daß es, wenn sie einmal in London sind, leicht sei, zum König zu gelangen und von diesem das Gewünschte zu erhalten, so unternahm Robert Hall die Reise teils zu Fuß, teils mit der Eisenbahn und langte eines Morgens in der Residenzstadt an.

Während er durch das Gewirr der Straßen schritt und von den sich drängenden Menschen hin- und hergestoßen wurde, begann sein Mut doch zu sinken. Wie sollte er unter all diesen Häusern und Menschen den König finden!

Endlich saßte er sich jedoch ein Herz und fragte eine gutmütig aussehende Frau, wo er den König von England finden könne. Die sah ihn zuerst erstaunt an, rief dann aber mit einem Lächeln des Verständnisses:

„Der ist ganz in der Nähe. Gehen Sie nur hier die Straße hinauf und biegen Sie dann rechts um. Gleich das zweite Haus ist es.“

Man kann sich die Freude des Bauern denken, als er vor dem bezeichneten Hause stand und auf einem Schild mit goldenen Buchstaben

die Worte „König von England“ las. Vor der Hausthür stand ein Mann in betrettem Rock, einen Dreimaster auf dem Kopfe und einen goldenen Stab in der Hand, — dieser prächtig gekleidete Herr, welcher dem Bauer auch völlig dem Bildnis zu gleichen schien, das in der Schenke seiner Heimat den König darstellte, mußte der Beherrscher Englands sein. Ohne weiteres machte er eine ehrfürchtvolle Verbeugung und begann diesem „König“ sein Anliegen vorzutragen. Der behäbige Portier hörte lächelnd zu, d. h. er hörte ohne zu verstehen, denn der wallisische Dialekt des Bauern klang ihm so fremd, wie irgend eine Sprache des Auslandes. Es gefiel ihm aber, daß der Bauer ihn mit Sir anredete, und daß in seiner Aussprache offenbar sehr devote Ausdrücke vorkamen.

Während der Bauer noch sprach, trat ein Herr aus dem Hotel und fragte den Portier, ob nicht ein Brief für ihn angekommen wäre. Als dies verneint wurde, murmelte der Herr einige mißbilligende Worte und schritt in gerader Richtung davon. Kaum war er fort, als der Briefträger erschien und dem Portier die für das Hotel bestimmten Briefe überreichte.

„Da ist ja das Schreiben für den Herrn,“ sagte der Portier, die Schriftstücke schnell durchsehend. Ausschauend bemerkte er, daß der Briefträger bereits in ein anderes Haus trat, während der Herr, gemächlich die Straße hinunterschreitend, noch immer zu erblicken war.

„Der wird nun gern den Brief haben wollen“, sagte der Portier zu sich, ohne auf den Bauer zu achten, welcher fortfuhr, ihm die mißlichen Verhältnisse seiner Heimat zu schildern. „Aber nun muß gerade niemand vom Hotelpersonal zu haben sein.“

„Ach, guter Freund“, sagte er zu dem Bauern, „Sie sehen wohl den Herrn dort, der das Hotel eben verlassen hat. Sie erkennen ihn an dem grauen hohen Hut. Möchten Sie ihm nicht einmal nachlaufen und ihm diesen Brief geben?“

Der Bauer nahm den Brief in Empfang und begann sich mehrmals zu verbeugen.

„March fort,“ rief der Portier, halb ärgerlich, halb belustigt, auf den Herrn zeigend.

Der Bauer entfernte sich dann auch in der bezeichneten Richtung, und der Portier sah beide um die Ecke verschwinden. Hatte der Portier den Bauer nicht verstanden, so war auch das Umgekehrte der Fall, Robert Hall war fest davon überzeugt, daß der „König“ ihm sein Gesuch gewährt und ihm wahrscheinlich eine Anweisung auf seine Schatzkammer überreicht hatte. Sobald er um die Ecke gebogen war, — denn früher schickte es sich doch nicht —, öffnete er den Brief, in dem er eine fünfzig-Pfundnote und eine Visitenkarte fand. Auf der Visitenkarte stand der Name „Robert Lake“.

Hier muß nun eingeschaltet werden, daß der Fremde im grauen Hut und Robert Lake Spieler waren, daß sie beide in der vergangenen Nacht beim Baccarat gesessen hatten, und daß der letztere die fünfzig Pfund schuldig geblieben war. Spielschulden sind bekanntlich nach den Anschauungen der Spielerkreise Ehrenschulden, die in 24 Stunden bezahlt werden müssen, und da bei Herrn Robert Lake fünfzig Pfund keine besondere Rolle spielten, so sandte er das Geld sofort in einem einfachen Briefe.

Der Bauer war keinen Augenblick im Zweifel, daß diese fünfzig Pfund als ein Geschenk des Königs für ihn bestimmt waren, umsomehr, als auf der beiliegenden Karte ja die Worte „Robert Lake“ standen, was in deutscher Uebersetzung heißt: „Robert nimm!“ Und der Bauer Robert Hall nahm und reiste nach Hause, tilgte seine Schulden und pries die Güte des Königs in allen Tonarten.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Die silbige Charade: Eifersucht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

36hnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 9—14. „In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.“ „Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze.“ — „Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig.“ — „Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“

Die Kirche Jesu Christi.

IX.

In lebhaften Farben ist das heutige Gleichnis dargestellt: der Herr läßt einen Pharisäer und einen Zöllner zum Gebete in den Tempel gehen. Das Gebet des Pharisäers ist der treue Spiegel eines grundverdorbenen Gemütes; das Gebet des Zöllners der ebenso treue Spiegel eines reuevollen Herzens. Und der Schlußpruch trägt den beherzigenswerten Sinn der Gleichnisrede (wenn ich so sagen soll) klar und deutlich an der Stirn: „Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“

Um nun zu unserm Thema wieder zurückzukehren: haben die Päpste, wie wir gesehen, den Vorrang der Ehre vor allen übrigen Bischöfen der katholischen Welt und die apostolische Vollgewalt nicht etwa usurpiert, d. h. „sie haben nicht sich selbst erhöht“, wie die Gegner der Kirche gern behaupten, — sondern ihren Vorrang besitzen sie kraft göttlichen Rechtes. Die Urkunde steht Matth. 16, 18 (Du bist Petrus u. s. w.) und Joh. 21, 15 f. f. („Weide Meine Lämmer, Weide Meine Schafe!“)

So zahlreich aber die Ehrentitel waren, die den römischen Bischöfen während der ersten Jahrhunderte in Briefen etc. beigelegt wurden, so führten sie selber doch keine, vor andern Bischöfen sie auszeichnende Benennung, ja, wiesen solche direkt zurück. Erst seit dem Anfange des 6. Jahrhunderts wurde es nach und nach üblich, den bisher allgemein bischöflichen Ehrennamen papa (Papst) dem römischen Bischof allein zu reservieren. Dem anmaßenden Auftreten des Patriarchen Johannes Resthentes von Konstantinopel

gegenüber, der sich „ökumenischer“ Patriarch nannte, legte sich Papst Gregor der Große (590—604) und nach ihm alle Päpste den demütigen Titel bei: servus servorum Dei, „Knecht der Knechte Gottes.“

Indes wir müssen, lieber Leser, jene apostolische Vollgewalt der Nachfolger Petri noch etwas näher betrachten. Kommt ein fremder Bischof in unsere Erzdiözese, so hat derselbe nicht das Recht, bischöfliche Amtshandlungen hier auszuüben; dazu müßte er den zeitigen Erzbischof um Erlaubnis bitten, und dieser könnte sie ihm geben oder auch abschlagen, selbst wenn jener Bischof mit der Würde eines Kardinals geschmückt wäre. Käme aber nun der Papst selbst, so läge die Sache sofort ganz anders: er könnte alle bischöflichen Rechte und Berrichtungen ausüben und bedürfte dazu nicht erst einer Erlaubnis des Diözesanbischöfs. Woher denn nun dieser Unterschied? Weil jeder Hirte nur über seine eigene Heerde Gewalt hat, — während dem Petrus und seinen Nachfolgern die ganze Christenheit als Heerde von Christus gegeben wurde, von der die übrigen Kirchenfürsten nur einen verhältnismäßig kleinen Teil haben. Dem entsprechend sagen wir nun:

3) Die apostolische Gewalt des Nachfolgers Petri ist eine ordentliche, d. h. sie steht in voller Geltung immer; der Papst hat immer das Recht, in jeder Diözese der Welt alle bischöflichen Rechte auszuüben, wenn auch alle Bischöfe ihre Pflichten in vollster Ordnung erfüllen. Es ist also nicht

* Dieses Wort läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben; es drückt aus, daß jener Patriarch sich über alle Bischöfe der kath. Welt erhaben dünkte: also gewissermaßen als ein „Nebenpapst“ angesehen sein wollte.

Kirchenkalender.

Sonntag, 27. Juli. 36hnter Sonntag nach Pfingsten. Pantaleon, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 18, 9—14. Epistel: 1. Korinther 12, 2—11. St. Lambertus; Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jünglingskongregation. Mittags 12¹/₂ Uhr Vortrag und Andacht für dieselben; 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 5 Uhr Fest-Predigt nach derselben feierliche Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris Ledum und Weisung der Reliquien. St. Martinus; Morgens 8¹/₂ Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Schule an der Nachenerstraße und um 9¹/₂ Uhr hl. Kommunion für die Schule an der Neuhofstraße. Nachmittags 1¹/₄ Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Jungfrauen-Kongregation.

Montag, 28. Juli. Innocenz, Papst.

Dienstag, 29. Juli. Martha, Jungfrau.

Mittwoch, 30. Juli. Abdon u. Sennen, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.

Donnerstag, 31. Juli. Ignatius, Ordensstifter. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt.

Freitag, 1. August. Petri Kettenfeier. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensmesse für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht mit Predigt.

Samstag, 2. August. Alphons von Liguori. Ablass von Portiunkula.

etwa eine außerordentliche Gewalt, die bloß dann in Geltung zu treten hätte, wenn ein Bischof seine Pflichten nicht erfüllt aus Nachlässigkeit, oder sie nicht erfüllen kann, weil er verhindert wird, oder weil die Diözese eine Zeit lang gar keinen Bischof hat, wie dies jetzt in unserer Kölner Erzdiözese seit zwei Monaten der Fall ist.^{*)} Freilich pflegen die Päpste dieses Recht nicht auszuüben, so lange ein Bischof seine Pflichten treu erfüllt.

4) Diese Gewalt des Nachfolgers Petri ist auch die höchste, so daß es keine höhere, noch eine gleich hohe in der Kirche Gottes geben kann in allen Dingen, welche der kirchlichen Entscheidung unterliegen; hingegen darf das Urteil des apostolischen Stuhles, über welchem es eine höhere Gewalt nicht gibt, von Niemand einem neuen Erkenntnisse unterzogen werden, sowie es auch Niemanden zusteht, über des Papstes Urteil zu Gericht zu sitzen. „Deshalb irren jene vom rechten Pfade der Wahrheit ab, die behaupten, es sei erlaubt, von den Entscheidungen der römischen Päpste an ein allgemeines Konzil, als eine über dem römischen Papste stehende Autorität, Berufung einzulegen.“ — So lehrt das Vatikanische Konzil (Sess. 4 Coest. de Eocl. 3.) vom Jahre 1869—70 gegen ein Irrtum, der in früheren Zeiten öfters Schäden in der Kirche verursacht hat. Gewisse Leute so wohl geistlichen wie weltlichen Standes, besonders aber Fürsten und Könige, wollten das nicht befolgen, was der zeitige Papst nach seiner Pflicht und seinem Rechte zum Heile der Seelen angeordnet hatte; sie wollten aber auch nicht zugeben, daß sie durch ihren Ungehorsam im Unrecht seien. Deshalb behaupteten sie: ein allgemeines Konzil (zu dem alle Bischöfe der Welt berufen werden) hat eine höhere Gewalt, als der Papst, — ich lege Berufung ein an ein allgemeines Konzil und werde das befolgen, was es ansprechen wird! Freilich wußten sie sehr wohl, daß oft mehrere Jahrhunderte vergehen, bevor ein allgemeines Konzil abgehalten werden kann; unterdessen aber hatten sie Zeit in ihrem Ungehorsam zu beharren. Man denke nur an Luther und seinen Anhang im 16. Jahrhundert; und als nun ein allgemeines Konzil in Trient wirklich zusammen trat, fiel es ihnen entfernt nicht ein, den Beschlüssen desselben sich zu unterwerfen.

5) Daß der Nachfolger des hl. Petrus ferner in seinen höchsten Lehrentscheidungen in Sachen des Glaubens und der Sitten unter den früher angegebenen Bedingungen auch unfehlbar ist, weil er hierzu bis zum Ende der Welt den besonderen Beistand Christi und des Heil. Geistes hat, — haben wir schon früher, wie der Leser sich erinnern wird, angeführt.

Mit Rücksicht auf diese höchste Vollgewalt des Nachfolgers Petri in der Kirche Jesu Christi geben die hl. Väter und die Konzilien dem Papste auch entsprechende Namen. Sie nennen ihn: Stellvertreter Jesu Christi, Nachfolger des hl. Petrus, Oberhaupt der ganzen Kirche, Statthalter Gottes, Haupt und Mund und Fürst der Apostel, allgemeiner Bischof und Lehrer, Bischof der Bischöfe, oberster Hirte, Fürst der Hirten, Lehrer der Lehrer, Lehrer der Welt, Richter der Richter, Haupt und Spitze des gesamten Episcopates, Mittelpunkt der katholischen Einheit, Schlüsselträger des Hauses Gottes etc. etc. Das Wort „Papst“ aber heißt Vater, weshalb wir sagen „der heilige Vater“: er ist ja unser Vater in heiligen Dingen, in den Angelegenheiten, die sich auf unsere ewige Seligkeit beziehen.

Ohne das erhabene Privilegium eines unfehlbaren Lehramtes läßt sich die wahre Religion Jesu nun und nimmer denken.

^{*)} Die Weihbischöfe kommen hier nicht in Betracht; sie sind nur als die hohen Gehilfen der Bischöfe anzusehen in Ausübung der bischöflichen Amtshandlungen; sie stehen zu dem Diözesanbischof in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Kaplanen zu ihrem Pfarre.

Keine Religionsgesellschaft wagt es, dieses Privilegium (Vorrecht) sich zuzuschreiben: nur unsere hl. katholische Kirche beansprucht und übt es aus seit nahezu zwei Jahrtausenden, — weil eben sie die wahre Kirche Jesu Christi ist, der wir, lieber Leser, das große Glück haben, anzugehören.

S.

Ein Höhlenbad.

Von Paul Pasig.

Unter den zahlreichen Höhlen, die unser Erdball aufzuweisen hat und die alljährlich, teils aus geologischen, teils aus historischem Interesse Tausende von Besuchern anlocken, dürfte die Höhle von Ronsummano, einer in der italienischen Provinz Lucca zwischen Pistoja und Florenz gelegenen Bezirksstadt von 7000 Einwohnern als einzig in ihrer Art dastehen: sie stellt nämlich nichts Geringeres dar als eine regelrechte — Kuranstalt, bestehend in einem natürlichen Dampfbade, das gegen rheumatische Schmerzen, Gicht, ja, selbst Verwundungen von wunderbarer Wirkung ist. Die Höhle selbst führt den wenig anziehenden Namen „Gichtöhle“ oder wohl auch nach ihrem Besitzer Grotta Rencini-Giusti und hat eine Ausdehnung von 248 Meter Länge und 12 Meter Breite. Sie gehört zu den bekannten Tropfsteinhöhlen, deren groteskes Innere infolge der fortwährenden Neubildung von Stalaktitenformationen einer andauernden Umwandlung unterworfen ist. Da erblickt unser staunendes Auge die wunderlichsten Gebilde von kolossalen Titanen und Teerfiguren, Vögel, Fledermäuse, Bierfässer aller Art, wie sie die erfindungsreiche menschliche Phantasie sich zusammenstellte, bis zu den den zierlichsten filigranartigen Pflanzenzweigen — alles aus alabasterweißem Tropfstein geformt. Das Ganze zerfällt, um auch äußerlich den Anforderungen der medizinischen Wissenschaft Genüge zu leisten, in die bekannten drei Abteilungen, welche die alten Römer als Apodyterium (Vorraum als Ankleidezimmer), Tepidarium (Warmwasserbad) und Sudatorium (Schwitzbad) bezeichneten: hier heißen sie unter Anspielung auf die bekannte Dreiteilung des unsterblichen Werkes des größten nationalen Dichters der Italiener Dante Alighieri (in umgekehrter Folge) Paradijo, Purgatorio (Fegfeuer) und Inferno (Hölle) — als Räume, welche die gütige Hand der Natur in wirkungsvoller Abstufung zum Besten der leidenden Menschheit selbst geschaffen hat. Dazu ist kristallhelles Wasser in großen, teichartigen Becken von teilweise über 100 Meter Tiefe reichlich vorhanden. Die Temperatur steigt vom „Paradijo“ an, bis sie im „Inferno“ die unserer römischen Bäder erreicht hat, und zwar beträgt die des Wasser + 32 bis + 40 Grad Celsius, die der Luft + 27 bis + 35 Grad Celsius. Die stammswerte Heilkraft der Höhle liegt in der Luft, weniger im Wasser und wird derselben immer aufs Neue mit den kalkhaltigen Niederschlägen zugeführt.

Am bekanntesten dürften die gerade wunderbaren Erfolge sein, die Garibaldi (1862) und Kossuth durch den Gebrauch dieser „Höhlenkur“ erzielten. Ein Besuch der merkwürdigen „Kuranstalt“ ist von höchstem Interesse und dürfte selbst jenen, die es nicht nötig haben, derartige Heilmittel zu gebrauchen, nur zu empfehlen sein.

So dachten auch wir, als wir aus dem sonnigen Pharaonenlande, wo wir den Winter zugebracht, in die im herrlichsten Frühlingsschmucke prangende nordische Heimat zurückkehrten. Hiergrade bis zu + 45 Grad Celsius im Schatten hatte uns der ägyptische Lenz bereits zur Genüge beschert, so daß die gefährlichste Höhlentemperatur von Ronsummano für uns nichts Abschreckendes mehr hatte. Also mutig eingetreten durch das einladende Portal, nachdem wir uns, entsprechend den liebenswürdigen Anweisungen des zuvor-

kommenden „Dottore“, vollkommen in Troglodyten (Höhlenbewohner) verwandelt hatten! Bald nahm ein düsterer Gang uns auf, nur teilweise magisch erleuchtet durch vereinzelt an den Wänden flimmernde Lämpchen, die den geheimnisvollen Eindruck des Ganzen noch erhöhen. Immer tiefer und tiefer ging's hinab unter dem sichern Geleit eines — Höhlenführers, besser Höllenführers, denn unser nächstes Ziel soll ja, das wurde uns geheimnisvoll zugerant, die — „Hölle“, das „Inferno“ sein. Instinktmäßig wandte sich unser Blick nach rechts, der glühenden, strahlenden Herrlichkeit zu, die uns aus diesem Raume entgegenfunkelte. Ja, dort soll ja das „Paradijo“ liegen! Aber sogleich ertönt die mahnende Donnerstimme unseres Führers: „No, no, Signore, al Inferno!“ Nun denn, hinab zur „Hölle“! So schritten wir rüstig, wenn auch des unebenen Bodens und der düstern Beleuchtung wegen mehr tastend, vorwärts, hinab, hinunter, bald links, bald rechts, an düsternen Grotten, die uns unheimlich angähnen, vorüber, dann an einem dunkeln flutenden Gewässer vorbei — aha, das ist der Styx! — und durch eine im hellen Maaßterglanze schimmernde Grotte, deren Decke auf reizenden natürlichen Karatiden ruht, und wieder durch einen finstern Gang hinab. Höllische Gluten umspielen bereits unser Antlitz und umnebeln unsere Sinne, phantastische Spukgestalten lugen aus dem Dämmer hervor — „Inferno!“ ruft unser Führer, und wir befinden uns tatsächlich am Ziele unserer „Höllenfahrt“. Eine nicht allzu geräumige, gewölbte Halle, durch einen Kronleuchter magisch erhellt hat uns aufgenommen. Aber wie sonderbar! Nicht die wundersamen Stalaktiten-Bildungen, die dem düstern Raum ein phantastisches Gepräge verleihen, ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sondern die — Höllenbewohner, die in lange, weiße Gewänder gehüllt, auf Bänken den Rücken gegen eine Schranke gelehnt, sitzen und schweigend offenbar alle Qualen ihres höllischen Aufenthalts erdulden. Da ruft uns, während wir noch in tiefes Simmen versunken sind, eine von der Oberwelt her bekannte Stimme zu: „Schwitzen Sie?“, „Na und Ob!“ lautete die unisono gegebene Antwort, und zugleich ließen wir uns nun auf der nebenstehenden Bank nieder, um unsere Augen in dem gepfeiften Raume umherzuweisen zu lassen. Aber was ist das? Befinden wir uns denn in der klassischen Zaubergrotte Circes oder in Tannhäusers Venusgrotte? Dort in jener glühenden Nische ruht, hingegossen auf schnellende Alabasterklaffen, eine Frauen-Gestalt, in lange, weiße Gewänder gehüllt, das klassische Haupt umspielt von dunkel wallendem Haar, unter dem ein paar dunkle Augen magisch hervorleuchten, an Arm und Fingern geschmückt mit blühenden Diamanten? Ist das „Frau Venus“ in höchst eigener Person? Und sie öffnet ihren Mund aber nicht, um ihrer rheinischen Schwester droben auf dem Zurliefelsen gleich, durch den Zauberring ihrer Stimme, Unbedachte zu bethören, sondern um in ganz profaner Weise mit den Leidensgefährten in der „Hölle“ eine nichtsjagende Unterhaltung anzuknüpfen! Und flüsternde, melodische Damenstimmen antworten, und sonore Männerstimmen mischen sich dazwischen. Es ist eben eine der bekannten Bade-Unterhaltungen mit einer Eleganz und Reserbe geführt, als befände man sich etwa in einer Soirée eines Botschafters und nicht im — „Inferno“ von Ronsummano! Fast eine halbe Stunde hielten wir uns in dieser „Hölle“ auf, unser Wissensdurst war gestillt. Für jene freilich, die aus Gesundheitsrücksichten diesen „Höhlenkurort“ ansuchen, werden bis zu zwei Stunden verordnet.

Die eigentliche Kur gestaltet sich folgendermaßen. Ueber dem heißen See befindet sich ein durchlöcheretes hölzernes Podium, wo die Leidenden sich zum Zwecke des Schwitzens aufhalten. Die Transpiration erfolgt meist sofort beim Eintritt in die äußere Grotte und steigert sich bis zum Betreten des „Inferno“, des

eigentlichen Kurraums, in unglaublicher Weise. Das Gefühl dabei ist wohlthätig und angenehm, die Athmung frei, die Herzthätigkeit allerdings lebhaft und gesteigert. Daher dürfen Herzleidende derartige Bäder nur mit größter Vorsicht und nach gewissenhafter ärztlicher Konsultation brauchen. Die einfache Kur ist nach etwa sechs Bädern beendet. Handelt es sich jedoch um ältere und ernstere Leiden, so wird diese nach angemessenen Ruhepausen wiederholt, bis Genesung erfolgt. Mehr als zwanzig Bäder, so sagte man uns, seien bis dahin noch nicht angewandt worden. Die eigentliche Saison währt vom Juni bis September. Früher oder später wird der Hauptraum, das „Inferno“ durch Eindringen zu großer Wassermengen unbenuhbar.

Eine wichtige Frage ist die nach der Entstehung und den Heilfaktoren unseres Höhlbades. Im Alterthume nahm man bekanntlich wohlthätige Quellnymphen an, die zum Heile der geplagten Sterblichen an solchen geweihten Stätten walteten, und aus dem Erdboden aufsteigende warme Quellen oder heiße Dämpfe machten den Ort bald zu einem vielbesuchten Heiligthum, wo die Gottheit den Menschen näher sei als anderwärts und ihnen ihre geheimsten Pläne offenbare (vergl. Orakel zu Delphi u. a.). Die moderne Wissenschaft zerstört mit rauher Hand auch solche Phantasiegebilde, und mit chemischen Analysiegelassen, Thermometern und Hydrometern, galvanischen Indikatoren und ähnlichen Waffen geht sie den arden Brunnengeistern zu Leibe. So entdeckte sie in unserer Höhle Salze, Gase, Temperaturabnormitäten und elektrische Erscheinungen von ganz hervorragender Eigenthümlichkeit. Das war genügend, um die Heilkraft des Ortes außer Zweifel zu stellen. Vor allem ist es die gleichmäßige Temperatur des Wasserdampfes, die von großem Nutzen ist. Denn aus dem bis zu 40 Grad Celsius warmen See steigen Wasserdämpfe auf, deren Temperatur durchschnittlich + 35 Grad Celsius beträgt. Diese Dämpfe sind stark kalkhaltig, was die fortwährende Tropfsteinbildung beweist. Auch enthalten selbige eine bedeutende Menge Kohlensäure, 35,5 Prozent auf den Kubikfuß Wasserdampf. Ueberall aber wo die Wasserdämpfe ausströmen, herrscht zugleich eine starke elektrische Spannung. Fassen wir alle diese Momente zusammen, so haben wir die Heilfaktoren unseres Höhlbades, das demnach angewendet wird bei Rheumatismus, Katarrh der Schleimhäute, bei Nerven- und Hautkrankheiten, ja selbst bei Gehörleiden usw.

Daß natürlich im Laufe der Zeit die anfänglich ziemlich primitiven Kur- und Badeeinrichtungen bei dem von Jahr zu Jahr sich steigenden Besuche der wunderbaren Höhle seitens Leidender sich mehr und mehr vervollkommen haben, sodaß heute neben den anerkannten Heilfaktoren auch die mancherlei Nebenumstände wie Verpflegung, Quartier, Unterhaltung usw. auf der Höhe der ärztlichen Erfahrung stehen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. An Unterhaltung aber bietet das Höhlbad, abgesehen von den üblichen Saisonexkursionen, in seiner reizvollen Naturumgebung eine reiche Fülle von Abwechslung; ist doch schon das mittlere Thal des Sergio, welches das Gebiet der kleinen aristokratischen Republik Lucca (1100 Quadratkilometer) bildete, die Napoleon I. als Fürstentum seiner Schwester Elise schenkte, ein reizvolles Idyll für sich. Das gleiche gilt von den Apenninhälern im allgemeinen, die mehr und mehr mit eleganten Villen bebaut werden.

Ein beliebter Ausflug von Monsummano führt nach dem nahegelegenen vornehmen Badeorte Montecatini, etwas weiter zur Meeresküste mit der lebhaften Seestadt Viareggio. Auch ladet das herrliche Schloßchen des Padrone von Monsummano zu einem Besuche ein, während ein Spaziergang nach Monsummano mit seinen zahlreichen Bienen

(Biegingüter mit Wirtschaft) auch materielle Genüsse zur Genüge bietet.

So dürfte allen denen, die ihre Schritte nach dem blühenden Lande des ewig Schönen lenken, ein Besuch des friedlichen Nievolthales mit dem blauen Bisaner Gebirge dahinter, mit seinen stattlichen Römerbauten auf steiler Höhe, mit seinen malerischen Nebenhügeln, seinen gastlichen Bienen und Dörfern und seiner gebenedeiten „Hölle“ nur zu empfehlen sein.

„Auf Anwegen!“

Eine lustige Geschichte von Ralph v. Rawitz.

Das große Hochzeitsfest, von dem man in Edelberg schon seit Monaten gesprochen hatte, war zu Ende. Brant und Bräutigam hatten noch einmal im Saal die Runde gemacht, dann waren sie zur Eisenbahn gefahren, um zunächst noch an diesem Tage Berlin zu erreichen, morgen aber nach dem Süden, bis nach Amalfi hinunter zu dampfen. Die Gesellschaft löste sich allmählich auf und trabte, bei den kurzen Entfernungen der kleinen Garnisonstadt natürlich zu Fuß, dem heimathlichen Herde zu. Die letzten, die das Hochzeitshaus verließen, waren die Leutnants Vellermann und v. Rehow; als sie auf den Markt angelangt waren, wo der Roland steht, sagte Rehow seinen Kameraden unter den Arm:

„Vellermann! Ich kann noch nicht nach Hause gehen!“

„Es ist nicht weit von zwölf, und wir müssen morgen früh heraus, das Regiment steht um 6¼ auf dem Exerzierplatz!“

„Und wenn es um 2¼ steht — ich kann noch nicht in die dumpfe Stube! Lieber Kerl, komm, wir machen noch einen kleinen Bummel durch die Anlagen, diese Ziminacht ist ja herrlich! — Ja! hm! — Und ich möchte noch gern etwas mit Dir besprechen!“

„Aber das kannst Du doch auch morgen beim Frühstück im Kasino!“

„Rein, nein, gerade in dieser Stille — Du weißt, ich bin für das Romantische! — Hat sie nicht himmlisch ausgesehen? Geradezu feenhaft?“

„Allerdings, sie sah sehr gut aus, überaus vortheilhaft angezogen!“

„Nicht wahr? Niesig geschmackvoll!“

„Ich habe freilich noch niemals eine ausgeprochen häßliche Braut gesehen — Schleier und Kraus heben jedes Antlitz!“

„Aber von wem sprichst Du denn, Vellermann?“

„Natürlich von Hedwig Brieselang, oder vielmehr Hedwig von Kleewitz, wie sie seit heute heißt, von der Frau unseres Kameraden!“

„Ach — Hedwig von Kleewitz — ich begreife Dich nicht! Die ist glücklich verheiratet und saßt jetzt mit ihrem jungen Ehegespons nach Berlin — von der ist selbsterfindlich nicht die Rede. Rein — weißt Du wirklich noch immer nicht, wer „sie“ ist? Die einzige „sie“, die ich meinen kann!“

„Lotte Wolde wohl, was, Rehow?“

„Selbstredend, meine entzückende Brautjungfer von heute! Mann, hast Du wirklich nicht gesehen, wie bildschön sie aussah? Ich habe von der ganzen Rede des Herrn Pfarrers nicht drei Worte gehört, obwohl er ziemlich lang gesprochen haben soll. Immerfort mußte ich dieses niedliche Mäuschen bewundern, die Kirschlippen, die blonden Wäckerl —“

„Um Gottes willen, Rehow, erlasse mir die detaillierte Personalbeschreibung der kleinen Wolde. Sie hatte ja wohl hellblau an —?“

„Rosa, Vellermann, rosa — Kerl, Du bist wirklich farbenblind. Rosa mit Nagelwäckerl und Flieder!“

„So! Und um dieser historischen Begebenheit willen schleppst Du mich nachts um 12 Uhr durch unsere Edelberger Anlagen!“

„Aber, höre doch weiter! Ich habe also von der Rede des Onkel Herr Pastors nichts gehört. Weißt Du, woran ich dachte?“

— Wie es aussehen müßte, wenn ich erst an derselben Stelle stünde und“ —

„Und Lotte Wolde neben Dir — natürlich! Na hör mal, Rehow, der Traum kann doch Wirklichkeit werden! Ich versteh Dich in der That nicht. Du bist ein ganz wohlhabender Junge und Papa Wolde hat auch sein Teil; Du bist angehender Oberleutnant und Regimentsadjutant, und Lotte Wolde ist gut militärfromm erzogen. Also warum zögern? Der Geheimrat wird Dir keinen Korb geben!“

„Aber die Tochter vielleicht!“

„Ja, — wie Du mit der stehst, mußt Du allein am besten wissen. Nach dem heutigen Blumenwalzer — und so weiter — glaube ich allerdings an keine Ablehnung Deiner Person — sie hat Dich auffallend ausgezeichnet!“

„Hat sie in der That, Vellermann, ja! Und deshalb —“

„Wirst Du morgen anhalten! Eine Hochzeit macht die zweite, das ist eine alte Erfahrung!“

„Rein, lieber Kerl, Du irrst Dich. Ich werde morgen nicht anhalten! Lieber Himmel, wenn das so einfach wäre, wie ein Händchenrennen. Aber denke Dir: Waffentrock und Epaulettes anlegen, Helm und Lackstiefel — dabei saßt mich schon ein Zittern! Und wenn ich dann durch die Hauptstraße und über den Markt gehe, dann sehen mir alle Leute nach: „Aha, Herr von Rehow geht anhalten!“ Und die Kameraden fragen vielleicht direkt, wenn sie mich sehen, oder sie denken wenigstens: „Auf der Brautfahrt!“ Und nun gar Sommerfeld, unser Regimentshagestolz! „Da geht einer ins Garn“, wird er natürlich lächeln und sich das viereckige Monokle schadenfroh ins Auge drücken. Rein, Vellermann, ich bringe das nicht über das Herz, wie wohl ich sie liebe, — bis zum Porogismus!“

„Ja, mein lieber Rehow, ohne einige Mühe und Arbeit wird nichts auf dieser Erde errungen, und am wenigsten eine Frau. Lieber Mann, wenn Du gesehen hättest, wie ich meine Gattin angepörscht habe! War auch nicht bequem und recht genant, aber doch schön — wollte überhaupt, ich könnte noch etwas Poesie von damals herübernehmen. — Wenn Dich übrigens unsere Edelberger so sehr stören, so erkläre Dich doch bei anderer Gelegenheit! Auf einer Landpartie zum Beispiel, nachdem man „Fangezeit“, oder irgend ein anderes beliebtes Kinderspiel verübt hat. Oder — da kommt mir noch ein anderer Gedanke — auf einer gemeinsamen Sommerreise. Und das kannst Du in diesem Jahr sehr gut haben. Die kleine Wolde hat meiner Frau erzählt, daß sie — Wolde — Mitte Juli nach Norwegen fahren, die ganze Krüste rauf, durch alle die Fjorde bis nach Trondheim, — das ist so ne alte Königsstadt, — oder gar noch weiter bis zum Nordkap, da ist doch eine brillante Gelegenheit. Du nimmst Deinen Sommerurlaub zu gleicher Zeit, bist natürlich ganz zufällig auf demselben Dampfer — denn die ganze Sache geht zu Wasser, und hast 14 Tage reichliche Muße, um Dich zu erklären!“

„Vellermann, Du bist ein Engel!“

„Vorläufig nur sterblicher Oberleutnant — oder willst Du darauf anspielen, daß Ehen im Himmel geschlossen werden?“

„Liebster Vellermann, Du mußt mir helfen! Du mußt vor allem genau feststellen, wann und von wo sie abreisen, womöglich auch den Namen des Schiffes. Für das übrige werde ich dann sorgen. Donnerwetter, wird das poetisch sein, wenn wir da oben auf dem Nordkap stehen und ich dann sage: „Sehen Sie, Lotte, — denn über das „Fräulein“ bin ich dann schon längst weg —, sehen Sie, liebe Lotte, da unten liegt Europa! Aber der ganze Erdteil macht mir keinen Spaß, wenn Sie nicht darauf sind. Und wenn ich wüßte, daß Sie ähnlich denken —!“

Und dann antwortet sie: —

„Sprechen Sie mit Papa!“

„Ja, Vellermann, so etwas wird sie dann

sagen! — Und im Oktober können die Kameraden auf meiner Hochzeit tanzen!"
"Na, also abgemacht, Rehov! Ich werde die Sache beizeln! Du sollst alles genau erfahren und glücklich in den Hafen der Ehe einlaufen. Und damit Gute Nacht! Ich bin hier gerade vor meiner Bude angekommen und rate Dir auch, lege Dich sofort hin! Später, wenn Lotte Molde Frau von Rehov geworden ist, dann könnt Ihr ja Mondscheinpromenaden bis zur Morgenröte machen!"

Drei Wochen später, gleichfalls in mitternächtiger Stunde, rauscht ein Dampfschiff den Elbstrom abwärts von Hamburg der Nordsee entgegen; wir erkennen unschwer in dem eleganten Zivilisten, der im Salon das Schiffsbuch mit den Namen der Reisenden durchfliegt, den Leutnant von Rehov. Jetzt hat er gefunden, was er sucht, seine Augen leuchten auf: Kabine 10 und 11 — Molde, Geheimrat Regierungsrat nebst Frau und Tochter. Der Plan ist gegliedert, vierzehn Tage wird der enge Raum des „Sigurd Jarl“ — so heißt der Dampfer — sie und ihn gemeinsam bergen! Freudestrahlend ladet Rehov den Kapitän, der allein noch im Salon ist, zu einer guten Flasche ein.

„Wenn Sie nicht dienstlich behindert sind, Herr Kapitän?"

„Nein, nein! Wir kommen erst gegen sechs Uhr früh in See; bis dahin leitet der Elblootse unser Fahrzeug!"

„Dann muß man also um 6 aus den Federn sein, um die Ausfahrt zu genießen?"

„Ob es für die meisten Herrschaften ein Genuss sein wird, mücht ich bezweifeln!"

„Wie das, Herr Kapitän?"

„Es bläht sie aus Nordwest!"

„Und das bedeutet?"

„Das bedeutet, daß morgen von den achtzig Passagieren, die wir an Bord haben, vielleicht drei oder vier nicht seetrank sind!"

„Oh!"

„Ja!"

„Nun, nichts desto-trotzdem, wie wir in Edelberg zu sagen pflegen, Prosit, Herr Kapitän!"

„Prosit, Herr Leutnant!"

Die Voraussage des alten Norwegers bestätigt sich. In den nächsten sechsunddreißig Stunden gleicht das Schiff einem Lazareth, und auch Rehov bringt dem Wasser reichliche Opfer. Er schwört, niemals wieder auf „dieses Element“ zu gehen, und selbst der Gedanke an die Nähe seiner Angebeteten bereitet ihm nur geringen Trost. Endlich ist die zerklüftete Scherentette Norwegens erreicht, die Bewegungen des Schiffes werden im Fjord ruhiger und einer nach dem andern taucht, zwar noch blaß, aber doch wieder hoffnungsfroh, an Deck auf.

„Ei, was sehe ich? Herr von Rehov, Sie an Bord?"

„Welch charmante Ueberraschung, Herr Geheimrat!"

„Wohin fahren Sie? Auch Nordkap?"

„Natürlich! Zur Mitternachtssonne! — Sind Ihre Damen auch an Bord?"

„Gewiß — Kinder, kommt doch mal her, Herr von Rehov ist auch hier — das trifft sich sehr nett!"

Lotte Molde gewinnt plötzlich die verlorene Farbe wieder, als sie Rehov vor sich stehen sieht. Er, nicht ganz reinen Gewissens, ist noch besangener, als sie, und fragt, um die Konversation in Fluß zu bringen:

„Haben Sie auch so an dieser tückischen Seetrankheit gelitten?"

„Ach, entsetzlich! Sie auch?"

Damit ist dann der Gesprächsstoff für die nächsten 24 Stunden gegeben; ein jeder variiert das Thema in seiner Manier, und erst als die Häupter des Holojefonn, des großartigen Gletschers, austauschen, werden die Mähen der Nordseefahrt allmählich vergessen. In den Tagen nächsten ist man so sehr von der Eigenart norwegischer Küste, den wilden Felsen, die sich in den Fjord stürzen, den Wasserfällen,

die wie Silberbänder hinabschweben, den Schneefeldern hoch oben und dem spiegelglatten Fjord unten gefesselt, daß jede Konversation sich nur um die landschaftlichen Schönheiten dreht, und daß Rehov überhaupt garnicht dazu kommt, einen persönlichen Zug in die Unterhaltung zu bringen.

„Ich habe ja noch zehn Tage", tröstet er sich, „und morgen, wenn wir nach Stalheim fahren, werde ich es so einrichten, daß ich mit Lotte zusammen in einen Wagen komme." Das gelingt ihm denn auch. In Guldbangen, einem kleinen Flecken am Ende des Sogne-Fjords, verlassen die Reisenden den Dampfer, um — je zwei in ein enges zweisitziges Fahrzeug gepreßt — das wilde Kläröthal zu besichtigen.

„Wollen Sie mit meiner Tochter zusammenfahren, lieber Herr von Rehov? Charmant! Meine Frau und ich fahren gleichfalls zusammen." Man besteigt die norwegischen Wagen — einachsige Fahrzeuge nach Art des Dogcart; der Kutscher sitzt hinten auf einer Gabel — und in gestrecktem Trabe geht es in das Thal hinein. Bequemer kann es der verliebte Leutnant garnicht haben: Sie sitzt dicht neben ihm, so daß Schulter an Schulter lehnt, und die Falten ihres Kleides über seine Hüfte fallen; er kann zu ihr alles sagen, und niemand kann sie belauschen, denn die andern Wagen sind zu fern, und der kleine norwegische Bursche, der die Bügel führt, spricht kein Wort deutsch. Aber eben diese Nähe erschreckt ihn, er findet keinen Anknüpfungspunkt, und nach dreiviertel Stunden ist die Fahrt vorüber. Lotte hat offenbar eine Aussprache erwartet, sie ist jetzt etwas pilirt und wortfarg und macht, als man zum Dampfer zurückkehren will, den Vorschlag, sie werde jetzt mit Papa fahren, Herr von Rehov könne Mama cotoyiren; so sieht sich der Leutnant auch hier um seine Hoffnungen betrogen. Die Folge dieser Partie ist einige Kälte und Verstimmtheit hüben und drüben während der nächsten Tage. Im Geiranger-Fjord gehen Molde's nicht an Land, während Rehov einen Ausflug macht in Romsdal bleibt er dagegen an Bord, während seine Angebetete mit ihren Eltern vergnügt nach dem berühmten Romsdalshorn pilgert.

„Heute bei Tisch werde ich sehr lebenswürdig sein", nimmt Rehov sich vor, und am Abend kommen wir nach dem reizenden Städtchen, das denselben Namen trägt, wie meine Lotte: Molde. Da kann ich sehr schön anknüpfen, für „Molde" schwärmen und Lotte meinen, und dann wird sich alles finden!"

Als der Leutnant, drei Stunden später, bei Tisch im Speisestalon des Dampfers erscheint, findet er den Platz neben Lotte Molde besetzt. Ein Assessor aus Berlin, entfernter Verwandter von Molde's, hat sich angefundet; er ist gleichfalls auf einer Nordlandsreise und über Land gekommen. Natürlich macht er seine Rechte als Better geltend und weicht nicht mehr von Lottes Seite. Lotte aber findet, — das glaubt Rehov deutlich zu bemerken — an dem Menschen großen Gefallen und ist wie umgewandelt; sie sprudelt über vor Heiterkeit und Vergnügen, und hat für den Leutnant kaum noch ein halbes Wort.

So gehen denn auch das Städtchen Molde und alle die anderen Stationen, eine nach der anderen, ungenützt vorüber; die Tage fliegen, und bald ist das Nordkap erreicht: Um zehn Uhr abends steigen die Nordlands-Reisenden die steile schwarze Klippe hinauf, um das grandiose Schauspiel der mitternächtigen Sonne zu erleben. Rehov beschließt heute alles zu wagen. Er hat sich ganz genau überlegt, was er sagen wird: „Sehen Sie, Fräulein — über das „Fräulein" ist er leider noch nicht weg — Fräulein Lotte, da unten liegt Europa, aber ohne sie — —" und so weiter. Und dann wird er mit Selt anstoßen und auch sofort die Eltern attackieren, in Gegenwart dieses frechen Assessors und unausstehlichen Better's.

Der Anfang geht denn auch recht glücklich von statten. Lotte nimmt freundlich den dar-

gebotenen Arm des Offiziers und plaudert mit ihm während des Aufstieges, bis man das Plateau erreicht hat und der feierliche Augenblick, die Mitternachtsstunde genahet ist. Nun wird der vom Schiff mitgeführte Champagner präsentiert, und alles stößt mit einander an: „Die Mitternachtssonne soll leben! Hurrah!" Rehov ist mit Lotte Molde beiseite getreten und nimmt allen Mut zusammen.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, dort, wo die Mitternachtssonne funkelt, dort unten liegt Europa, aber — aber"

„Aber nein, mein Lieber", fällt der Assessor mit ironischem Lächeln ein, „Europa liegt hinter uns im Dunkeln. In der Richtung der Sonne ist ungefähr Japan oder der stille Ocean gelegen. Ei, ei, Herr von Rehov! Geographie schwach!"

Lotte bricht in helles Lachen aus, der Leutnant knirscht vor Ingrimm mit den Zähnen, die Stimmung ist hin, der große Augenblick wieder verpaßt. Während steigt er den Felsen hinab, begiebt sich an Bord und ist während der ganzen Rückreise bis Hamburg unsichtbar. Auch in der Eisenbahn bis Edelberg sieht man sich nicht. Papa Molde ist in Geschäften in Hamburg geblieben und die Damen fahren in einem für Frauen reservierten Coupé. Erst auf dem Bahnhof in Edelberg treffen die Nordlandsfahrer wieder zusammen. Zufälligerweise befindet sich auch Bellermann auf dem Bahnsteig. Er drückt dem Kameraden die Hand und fragt leise: „Kann man gratulieren?"

„Noch nicht, Bellermann, aber um einen Gefallen bitte ich Dich. Mache Dich an Mama Molde, ich muß Lotte einen Augenblick allein sprechen." Und so geschieht es; die Frau Geheimrat schreitet mit dem Oberleutnant voran auf dem kurzen Heimweg, Lotte und Rehov folgen mit einigem Abstand.

„Nun sind wir wieder zu Hause!"

„Und die Reise ist vorbei!"

„Das war doch ein merkwürdiger Zufall, daß wir sie gemeinsam gemacht haben, nicht wahr, Herr von Rehov?"

„Und wenn es kein Zufall gewesen wäre?"

Lotte wird über und über rot. „Wie — Sie hätten gewußt?"

„Und wenn ich nun gewußt hätte, daß Sie —?"

„Wir — Papa — Mama — wir —!"

„Nein, nicht Ihre Eltern, sondern Sie selbst!"

„Reinetwegen wären Sie nach dem Nordkap — Sie scherzen, Herr von Rehov!"

„Nein, es ist mir heiliger Ernst — —"

Beide schweigen und gehen bis auf den Marktplatz in Gedanken; dort wohnen Molde's. Da nimmt Rehov noch einmal das Wort:

„Wie gern nähme ich eine Erinnerung von dieser Nordlandsfahrt für mein ganzes Leben mit fort! Eine Erinnerung — eine — Lotte — Sie müssen mich doch verstehen?"

Wieder übergießt Röte das hübsche Gesicht; dann sagt sie schnell einige Worte und beglückt beugt sich Rehov auf ihre Hand. —

„Es ist also noch immer nichts", fragt Bellermann mißbilligend, als man sich von den Damen verabschiedet hat, „noch immer nichts trotz Mitternachtssonne und Nordland?"

„Doch, doch, lieber Kerl! Wir haben uns hier auf dem Markt vor zwei Minuten ausgesprochen!"

„Und darum fährst Du bis in die arktische Zone, zu Lappen und Samojeden, um hier in Edelberg vor der Haustür Deiner Angebeteten das Jawort zu holen?! Weißt Du, Rehov, das hättest Du einfacher haben können! Aber schließlich: Jedes Tierchen hat sein Plaisirchen! Und ich gratuliere Dir von ganzem Herzen. — Es ist ja gegliedert, wenn auch —"

„Auf Umwegen!"

Merkrätzel.

Jedermann, Kerker, Auge, Zeigefinger, Daubet, Wascheise, Bienenkorb, Dechant, Weinteller. Aus jedem der obigen 9 Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu merken. Werden diese richtig gefunden, so ergeben sie aneinandergereiht ein bekanntes Sprichwort.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 7, 31-37. „In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten in's Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm, und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephetha, das heißt: Thue dich auf! Und sogleich öffnete sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht.“ Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

Die Kirche Jesu Christi.

Das Wort ist der verkörperte Gedanke. Ist der Gedanke Wahrheit, so ist es auch das Wort; ist aber der Gedanke lügenhaft, so ist auch das Wort eine Lüge. Das Wort der Wahrheit und das Wort der Lüge sind in beständigem Streit mit einander begriffen.

Die Sprache ist ein herrliches Geschenk; sie ist uns aber von Gott gegeben, daß wir sie in Seinem Dienste gebrauchen — indem wir reden und schweigen zur rechten Zeit. Der Arme, dessen Heilung das heutige Evangelium erzählt, war stumm in Folge des Fluches, der einst im Paradiese über die Natur ausgesprochen ward, und an dessen Folgen wir alle, lieber Leser, in der einen oder anderen Weise zu tragen haben. Es giebt aber auch Stumme, bei denen die Stummheit eine persönliche Sünde ist: es sind die, welche die Gabe der Sprache zwar besitzen, aber sie nicht gebrauchen im Dienste Gottes und zur rechten Zeit; Stumme, die schweigen aus Feigheit und Menschenfurcht. Was würdest Du, lieber Leser, beispielsweise von einem Kinde halten, das die größten Schmähungen gegen seine Eltern stumm, ohne ein Zeichen des Unwillens, ohne ein Wort der Entgegnung anhört? Und was sollen wir nun von jenen Kindern der Kirche halten, in deren Gegenwart die größten Schmähungen gegen diese ihre heilige Mutter vorgebracht werden dürfen, ohne daß die Lästerer von ihnen zu recht gewiesen werden? Kinder der Kirche Jesu, die Zeitungen und Zeitschriften halten, die vom giftigsten Hass gegen ihre heilige Mutter durchtränkt sind? Wie kann es anders sein, als daß sie der Kirche immer mehr entfremdet werden?

Und doch ist die Kirche „Der Lebendige

Leib Christi!“ Das ist nicht etwa ein von Menschen erfundener Ausdruck, um die Beziehungen zwischen Christus und der Kirche bildlich anzudeuten, sondern er ist vom Heil. Geiste Selbst gegeben, um uns zu belehren, daß die Kirche wahrhaft und nicht bloss bildlich der Leib Christi ist freilich nicht in greifbar-natürlicher Weise. Hören wir darüber Biskop Paulus: „Wie der Mensch seinen Leib nährt und pflegt, so auch Christus die Kirche; denn wir sind Glieder Seines Leibes,“ (Ephes. 5, 29 f.) und wieder: „Der himmlische Vater hat Christum zum Haupte der ganzen Kirche gemacht, welche Sein Leib ist“ (Ephes. 1, 22 f.) und endlich: „Gleichwie wir an einem Leibe viele Glieder haben, so sind wir viele Ein Leib in Christo“ (Röm. 12, 4). Das sind lauter Aussprüche des Heil. Geistes, deren sich beim hl. Paulus noch viele finden.

Die Kirche ist also ein Leib, und zwar ein lebendiger Leib und nicht ein Leichnam. Wir Kinder der Kirche sind die einzelnen Glieder dieses Leibes; das Leben dieses Leibes aber ist Christus, mag man Ihn nun die Seele oder das Haupt dieses Leibes nennen. Auch unser menschlicher Leib erhält Leben, Leitung und Thätigkeit vom Haupte, vom Kopfe, zwar nicht insofern dieser aus Knochen, Gehirn und Sinneswerkzeugen besteht — denn alles das hat auch der Kopf eines eben gestorbenen Menschen — sondern insofern er von der Seele zu allem befähigt wird. Die Seele ist es, die durch die Glieder unseres Leibes nach innen und außen wirkt, und zwar in verschiedener Weise durch die verschiedenen Glieder. Das Leben der Glieder geht von der Seele aus, die in ihnen ist und wirkt; deshalb wirkt auch von dem Augenblicke an, wo die Seele den Leib verläßt, kein Glied mehr, mag es sonst auch

Kirchenkalender.

- Sonntag, 3. August.** Elfter Sonntag nach Pfingsten. Stephani Auffindung. Evangelium nach dem hl. Markus 7, 31-37. Epistel: 1. Korinther 15, 1-10. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße und um 1/9 Uhr hl. Kommunion für die Marianische Jungfrauen-Kongregation. Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienst-mädchen-Kongregation. Ursuline-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 4. August.** Dominikus, Ordensstifter. St. Rochus: Abends 1/9 Uhr Vortrag für Männer und Jünglinge. Thema: Der Aberglaube.
- Dienstag, 5. August.** Maria Schneefest. Oswald, König.
- Mittwoch, 6. August.** Verkündigung Christi.
- Donnerstag, 7. August.** Donatus, Bischof und Märtyrer. Clarissen-Klosterkirche: Abends 1/7 Uhr Rosenkranz; darnach Predigt zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes.
- Freitag, 8. August.** Cyriacus, Märtyrer.
- Samstag, 9. August.** Romanus, Märtyrer.

in einem vollkommen richtigen Zustande sich befinden.

Ebenso, lieber Leser, ist es auch Christus, welcher das übernatürliche Leben in den Gliedern der Kirche, also in den Gläubigen, bewirkt, und zwar so, daß die verschiedenen Arten kirchlicher Thätigkeit und kirchlichen Lebens zur Geltung kommen: seitens der Glieder der lehrenden Kirche, indem sie die großen Aemter Christi (das Lehr-, Priester- und Hirtenamt) ausüben — seitens der Glieder der hörenden Kirche (der einfachen Gläubigen), indem sie unter der Leitung jener Andern einen christlichen Lebenswandel führen. So lebt und wirkt Christus in Allen, und zwar so lange, als sie in der Kirche in lebendiger Verbindung mit Ihm bleiben; reißt aber Einer von der Kirche sich los, so strömt Christi Leben nicht mehr auf ihn über, gerade wie ein Glied nicht mehr Blut und Wärme und Leben vom Leibe erhält, sobald es davon abgerissen wird.

Weil nun aber Christus mit der Kirche Eins ist, wie das Haupt oder die Seele mit dem Leibe, so ist auch die Kirche in bestimmten Beziehungen Eins mit Christus. Darum ist es auch leicht einzusehen, warum die Kirche Aemter, Vollmachten und Eigenschaften hat, wie Christus. Er hat das göttliche Lehr-, Priester- und Hirtenamt für die ganze Menschheit; die Kirche hat es auch weil Christus durch sie dieses dreifache Amt verwaltet. Christus ist unfehlbar im Lehren; die Kirche ist es auch, weil Er durch sie lehrt. Christus ist unbesiegtbar trotz allem Ansturm der Hölle und der Luft; die Kirche ist es auch.

Als Saulus — der nachmalige Apostel Paulus — die Kirche Jesu verfolgte, warf ihn der Herr (auf dem Wege nach Damaskus) zu Boden und sagte: „Saulus, warum verfolgst du mich? Ich bin Jesus, den du verfolgst!“ (Apostg. 9, 47.) Saulus hat nur die Glieder der Kirche verfolgt, nicht aber Christum in eigener Person; weil aber Christus in den Gliedern der Kirche lebt, sagt der Herr nicht: Warum verfolgst du meine Kirche? — sondern: „Warum verfolgst du mich?“

Darum sagt auch der hl. Augustin: „Da Christus das Haupt ist und wir die Glieder, so ist es Christus, der da redet, mag nun das Haupt oder die Glieder reden; denn das Haupt redet in seinem eigenen und im Namen der Glieder. Beachte nur, wie wir im alltäglichen Leben uns ausdrücken; tritt dir Jemand im Gedränge auf den Fuß, so sagt das Haupt: Ach, du trittst mich! und verwundet dir Jemand die Hand, so schreit der Kopf: O wehe, du verwundest mich! Und doch hat Niemand deinen Kopf berührt; er spricht aber mit Recht von sich selbst, weil seine Glieder ihm gehören. So spricht auch Christus als das Haupt der Kirche von Seinen Gliedern.“

Das hat aber, lieber Leser, auch seine vollkommene Geltung nun für die heutigen Verfolger der Kirche: Jesus ist es, den sie verfolgen! Jesus ist es, dessen Strafe sie auf sich herabziehen, weil sie Ihn verfolgen, indem sie die Kirche bedrücken! Aber auch das andere dürfen wir nicht übersehen: wer der Kirche einen Dienst erweist, für sie ein Opfer bringt, thut es für Christus Selbst, der ihn dafür reichlich belohnen wird.

Aus New-York.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Das Land der Kontraste. — New-York ist neidisch. — Ein paar Zahlen. — Künstlerischer Toiletteschmuck. — Die Herrenwelt hinkt nach. — Ein gebildeter Messerheld. — Eine gestorbene Größe. — Wunder der Technik. — Tote Kunst. — Neue Reklame. — Menschliches-Allzumenschliches. — Eine neue Delikatesse. — Europäische Gäste.

Amerika hat nun einmal den Ruf, das Land der Kontraste zu sein, und zwar das Land der großen Kontraste. Und wenn es um einen Schritt weiter zu gehen — eine

Hauptstadt giebt, die ihrem Lande in jährender Rolle ruhmreich vorangeht, so ist dies die Hauptstadt der Vereinigten Staaten, New-York. Hier pulsiert das Herz des amerikanischen Volkes, hier sprudelt ein unverstümmter Quell, die Lebenskraft der Yankee, hier ist das Centrum der Neuen Welt, der Mittelpunkt der westlichen Halbkugel.

Und wenn es auch Sommer in New-York ist, sogar Hochsommer, so stockt der gesellschaftliche und der volkswirtschaftliche Mechanismus dieser Riesestadt darum doch nicht. Das Leben geht weiter. Und doch ist New-York gegenwärtig neidisch. Es ist neidisch auf St. Louis, das im Jahre 1904 in seiner Weltausstellung glänzen wird und einen gewaltigen Fremdenstrom heranziehen wird. Natürlich bleibt dabei Geld. Und wenn irgend einer auf Erden das Geld liebt, so ist es der Amerikaner, der sich für einen Dollar zehnmal dem Gott — sei — bei — uns verschreibt.

Aber Neid und Eifersucht herrschen nicht nur zwischen New-York und St. Louis, sondern auch zwischen New-York und Chicago, den beiden größten Städten der Union. Eine Stadt will die andere überflügeln. Vorläufig hat New-York noch immer den Vorrang. Einige Zahlen illustrieren die Größe der amerikanischen Hauptstadt am besten. Die Straßlänge New-Yorks beträgt 2519 englische Meilen, wovon 1252 von Straßenbahnen befaßt werden. In New-York giebt es ferner 10 822 Restaurationen. Städtische Lehrer sind in dieser Stadt 9228 angestellt, die 365 314 Schulkinder in 9619 Schulzimmern unterrichten. New-York (d. h. seine Einwohner) hat den Kommunalsteuern zufolge ein Jahreseinkommen von 104 307 884 Dollars. Ähnlich sieht es mit der Polizei, der Feuerwehr, den Krankenhäusern, Unfallstationen usw.

In diesem Maßstabe ist alles in New-York entwickelt, Politik und Kunst, Handel und Wissenschaft. Nur Frau Mode ist nicht originell, sie hält sich streng an Pariser Muster. Helle Kleider sind Trumpf. Kostbare Einfäße, Seidenstickereien an Kragen, Gürtel und Ärmelaufschlägen und all dem kleinen Klitterkram, der nun einmal zur Toilette einer Dame von Stand gehört. Da sind die tausendfach gestalteten kleinen und großen Nadeln, deren Köpfen man neuerdings jeffersonnische Gestaltung giebt, indem man sie in Schlangen oder in spargenhafte Tierköpfe auslaufen läßt. Dieser moderne Hang zur Neugestaltung im Kunstgewerbe hat jetzt auch die Goldschmiedekunst erfaßt und man kann gegenwärtig bei Armbändern, Brochen und Halsketten filifizierte Tier- und Pflanzenornamente zu Gesicht bekommen, die die vollste Beachtung und höchste Anerkennung verdienen. Auch die Einsteckklammer schließen sich diesem Siegeszug des modernen Kunsthandwerkes an und werden oftmals — namentlich bei farbiger Einlegearbeit — zu ganz entzückenden kleinen Kunstwerken gestaltet, die Herren der Schöpfung sind selbst in New-York leider noch nicht soweit vorgeschritten, wie das schöne Geschlecht. Ihr moderner Toilettenkunstsinne beschränkt sich auf Manschettenknöpfe und Spazierstockspitzereien. Doch Jedem das seine — sagt auch der Amerikaner.

Während so auf der einen Seite sehr viel Kultur zu finden ist, so ist auf der anderen Seite — wir sagten bereits eingangs: Amerika sei das Land der Kontraste — sehr viel vom Gegenteil zu konstatieren. So bildete es erst vor kurzem das Tagesgespräch, daß ein Mann der besseren Gesellschaft, ein namhafter Politiker gegen einen Straßenbahnkonduktur, mit dem er eines Biletts halber in Streit geraten war, das Messer zog und ihn schwer verwundete. So etwas gehört eben zur Tagesordnung im amerikanischen Leben, wenn es auch leider nur etwas allzu lebhaft an die Zustände von Wild-West erinnert.

Wenn die New-Yorker Finanzaristokratie ein Ereignis rühren soll, so muß es schon

„etwas dicke“ kommen. Dies war unlängst der Fall, als die Kunde vom Tode des amerikanischen Silberkönigs John William Mackay, der bekanntlich in London gestorben ist, nach New-York kam. Der Verstorbene hatte i. J. das Bonanza-Silberbergwerk im Staate Nevada entdeckt. Ihm verdankt die Legung der transatlantischen Kabel eine große Förderung. Er war Bankdirektor in San Francisco und wurde dann Bundessenator. Schließlich erlangte er in der New-Yorker Plutokratie noch dadurch einen Namen von Klang, daß seine Gattin im Besitze des kostbarsten Privatschmuckes ist, welchen eine Privatperson überhaupt je besessen hat. Von seinen Mitarbeitern und Untergebenen war der Verstorbene stets geachtet und geehrt, so daß man ihm ein freundliches Andenken wohl noch lange über sein Grab hinaus bewahren wird.

Doch nicht nur Gold allein hat einen guten Klang, auch Können und Wissen findet in der Yankee-Hauptstadt Anerkennung. So strebt denn jeder auf seinem Gebiete das Beste und Bedeutendste in jeder Form zu leisten. Eine großartige Leistung der modernen Technik ist gleichfalls hier in aller Munde. Es galt nämlich eine neunhundert Fuß lange Eisenbahnbrücke bei New-Brunswick zu verschieben. Diese Verschiebung — deren Vorbereitungen allerdings über ein halbes Jahr dauerten — währte nur acht Minuten und ging mit einer geradezu bewundernswürdigen Präzision vor sich.

Wenn auch die Wissenschaft blüht, so kann man dies von der amerikanischen Kunst keineswegs behaupten. Wenn sie blüht, so thut sie dies wohl im Verborgenen. Wo sie das Licht der Rampen nicht scheut, tritt sie meistens als europäischer Import auf. Frankreich stellt die Maler, England die Mimiker und Deutschland die Sänger und Musikanten.

Nur eine Kunst ist nicht fleisch und nicht tot: die Kunst der Reklame. Schilder, Beleuchtungseffekte und sinnreich erdachte, auffällige Mechanismen thun es heute nicht mehr. Man mußte schon zu etwas anderem greifen, um überhaupt noch anzufallen. Was lag da näher als zu den lebenden Tieren als Reklamemittel zu greifen. Da kann man denn heute in den Schaufenstern Hunde, Eichhörnchen, Schlangen, Schildkröten u. gemächlich herumspazieren sehen, deren Körper mit Buchstaben in möglichst grellen Farben bemalt sind, die irgend etwas Wohlfeiles anpreisen. Man sieht: in Amerika giebt es noch immer Leute mit echt amerikanischen Geschäftsklaffen.

In den großen Tanzsalons sollen die großen Geschäftshäuser sogar eigene Reklamefänger haben, die es vorzüglich verstehen, Käufer anzulocken. Man sieht also wiederum, daß auch der Mensch dem Menschen schließlich nichts weiter als ein einfaches Mittel zum Zweck ist. Philosophisch Veranlagte werden sagen: Menschliches — Allzumenschliches.

Auch der Speisezettel der New-Yorker Restaurationen hat eine Bereicherung erfahren, indem neuerdings Vibereschwänze als Delikatesse par excellence gelten. Sie werden gedämpft und sollen ein kalbfleischähnliches, äußerst angenehm schmeckendes Fleisch besitzen. Diese Delikatesse ist allerdings außerordentlich teuer und nur kleine Millionäre können sich hin und wieder ein solches Gericht leisten. Man hofft mit diesem neuen Gericht auch Einfluß auf die europäische Küche zu gewinnen. Ob man sich hierin nicht täuscht, wird ja die Zukunft lehren. Jedenfalls dürfte ein „Hang nach Vibereschwänzen“ den schon an und für sich so seltenen Bierfänger gänzlich auf den Aussterbetat setzen.

Und nun noch eins: wir müssen schon noch einmal auf die vorhin totgesagte Kunst zurückkommen: New-York atmet auf, denn zwei große europäische Gäste haben sich angesagt: Eleonore Duse und Mascagni. Letzterer führt ein Konzertorchester und eine Opertruppe mit sich. „Cavalleria Rusticana“, „Janetta“, „Freund Bug“ und „Fris“ werden in Szene gehen. „Metropolitan House“ in New-York wird den Kunststempel machen. Die Duse wird 50 Vorstellungen geben. Sie giebt nur

Stücke von Gabriele d'Annunzio: „Die tote Stadt“, „Giovanna“, „Francesco di Rimini“. Die Tournee soll 15 Wochen dauern; Mascagni empfängt ein „Honorar“ von 150.000 Francs. Im Herbst, wenn die gute Gesellschaft aus den Bädern und Sommerfrischen wieder heimgekehrt sein wird, soll es losgehen. Natürlich gehört es zum guten Tone, daß jeder, der mitreden will und etwas auf Bildung giebt, sich die europäischen Gäste angesehen haben muß. Man sieht: Escht amerikanisch, aber ganz wie drüben im — alten Europa!

Geheimrats Sonnenschein.

Von Irma Stahl.

Geheimrats Sonnenschein, so nannte sie Mi und Jung — die einzige liebreizende Tochter des alten Geheimrats-Pepares, für die der ernsthafte Name „Marie“, den sie auf Wunsch der ehrwürdigen Großmutter in der Taufe erhalten hatte, so gar nicht paßte. Unter dem Namen Marie stellt man sich gewöhnlich ein sanftes, hingebendes Weib vor, doch mit dieser hatte der kleine Tropfopf, dessen unerträglich lustige Einfälle keinerlei ernste Reden duldeten, nichts gemein. Wie ein leichter, froher Schmetterling in der Hülle anmutiger Mädchenhaftigkeit schaute das zierliche Ding mit den tiefen Blauaugen und den eigenartigen Stirnlöchern aus, die sich wie eine goldene Krone auf dem feinen Kopf hochtürmten. In ihrer Nähe gab es weder Sorgenfalten — noch böse Laune. Wenn die kleine weiche Hand lieblosend über die runzliche Stirn des alten Vaters strich — glättete sie sich augenblicklich, und wenn sie, wie ein Wirbelwind im Küchenreich zur alten Miene huschte und in toller Ausgelassenheit dort umherprang, daß die Töpfe und Teller mit an zu tanzen fingen und die Hauskaze auf dem Fenster Sims mit großen runden Augen drein schaute, dann hätte selbst der Verliebteste aus der Schar ihrer Verehrer vergeblich nach einem Zug demütvoller Bescheidenheit gesucht. Eigentümlich, sie waren alle in sie verliebt, von dem jüngsten Lehrer an, der unter ihres Vaters gültiger Oberleitung, als der noch Direktor des städtischen Gymnasiums war und den ehrenvollen Geheimrats-titel erst in schüchternen Träumen führte, — in der Schar der Jungen die ersten lateinischen Solabeln einbläute, — bis herauf zu den alten, ehrwürdigen Leitern der Jugend, von denen förmlich ein Strom rauschender Weisheit auszugehen schien. Nur ein Einziger machte eine Ausnahme. — Der ernste, junge Dr. Johannes Bielle, dem für all ihre tollen Streiche und losen Scherze das richtige Verständnis abzugehen schien. Er war still und gedreht in ihrer Gegenwart, und von der ihr oft gerühmten glänzenden Gabe der Beredsamkeit war nichts zu merken. Nur wenn sie es gar zu toll trieb, streifte sie ein ernster vorwurfsvoller Blick aus den klugen Männeraugen. Und wie das immer im Leben zu sein pflegt, so war's auch diesmal. All die Bedeutenden und Unbedeutenden, die Geheimrats Sonnenschein entzückend fanden, interessierten sie, im Grunde genommen, gar nicht — einzig er — der stille, ernste Mann, den ihre Jugendlust nicht mit forttrieb. Zuerst war's die Lust und der Reiz diesen Einen zu ärgern — allmählich die Erkenntnis von seiner Wahrhaftigkeit, und schließlich kam noch etwas anderes hinzu — ein sonderbar lähmendes Gefühl in seiner Nähe, das mit Erötten und Heißwerden begann und mit Atembelklemmungen endete. . . . Aber sie änderte sich darum nicht! Womöglich noch toller und ausgelassener trieb sie es, denn sie wollte ihm nicht zeigen, daß er allmählich Einfluß auf sie zu gewinnen begann.

Und eines Tages kam er, um Abschied zu nehmen, ganz steif und förmlich, im Frack und Cylinder; Geheimrats Sonnenschein wurde zuerst blutrot, weil sie sich etwas Süßes, Thörichtes einbildete, dann, als sie hörte, daß er als Professor nach D. berufen war, ganz blaß. Also fort ging er, für immer.

Wie es wohl ohne ihn sein mochte, ohne seine strengen Blicke und die gelegentlichen, leise strafenden Worte, ohne seine Nähe, die Nähe von einem anspruchslosen und doch starken Schutz. Ihr war sehr elend, gewaltsam zwang sie sich zur Beherrschung! Nur nicht schwach werden und nicht zeigen, daß sie sich sein Fortgehen zu Herzen nimmt. War sie auch übermütig und wild gewesen, ihren Mädchenstolz hatte sie darum doch nicht weggegeben. So war sie denn lustiger, als je zuvor. Der junge Professor saß still dabei. Viel anders hatte er sich sein Abschiednehmen ja auch nicht gedacht! Und doch, wollte er diesmal ganz ehrlich gegen sich sein, so habe im tiefsten Winkel die Hoffnung gelesen und ihm allerhand Beseligendes zugerannt und einer von den beiden Sähen habe gelautet: „Sie liebt Dich auch; und heut, da Du von ihr gehst, muß es zum Durchbruch kommen.“ Nun haben sie doch gelogen, die süßen, weichen Stimmen, und er würde einsam sein, wie bisher; das hier war kein Weib, welches die tiefe Liebesfülle eines starken Männerherzen würdigen und Schafenslust und frohe Kraft zum Lebenskampf geben konnte, ein eigenartiges, haltloses Kind war's, das nur spielen wollte, — er aber bedurfte weicher, fester Hände, die ihn streichelten, wenn die Sorgenfalten kamen und ihn stützen halfen, in erster Berufarbeit. So ging er denn, kühl und ruhig, nicht einmal der Wiedersehenswunsch kam von seinen Lippen.

Als die Thür hinter ihm ins Schloß fiel, huschte Geheimrats Sonnenschein in ihr zierliches Mädchenstüblein und warf sich zur Erde, den Kopf mit den nassen Augen in das zottige Fell des mächtigen Bernhardinerhundes bergend. So lag sie eine lange Weile. Als sie hinunterging, lachte und sang sie wohl, wie zuvor, aber das sonnige Leuchten der tiefen Augen war dem Ausdruck nachdenklichen Schmerzes gewichen.

Sie war fleißig geworden! Mählich hatte sie herausgefunden, daß die Tage von dem Pflegen der Vögel und Mäusen, dem Abstäuben der zierlichen Rippes sehr notdürftig ausgefüllt waren und daß der Mühsigang für ein gesundes, junges Menschenkind nichts taugt! Leicht und tändelnd hatte sie das alles ihren Eltern vorgebracht, und die ließen sie ruhig gewähren. Sie wollte das Examen für fremde Sprachen machen.

Mit aller Kraft und dem Heißhunger der Vergessenheit stürzte sie sich in die Arbeit, und nach kaum zwei Jahren, hatte sie die Prüfung, als die Beste von zehn, bestanden. Es war so manches anders in dem Geheimrats-Hause geworden! Der Vater sah blaß und verfallen aus und hatte, seit dem Verlust des mühsam ersparten Vermögens, das er einem Fremde zwecks Erlangung höherer Zinsen für dessen Unternehmungen überließ, die es dann mit seinem eigenen ganzen Kapital verschlungen hatten, keine rechte Lebenslust mehr. Sein ganzes Leben hindurch hatte der alte Geheimrat für die Seinen gespart und sich in aller Stille so manche kleine Entbehrung auferlegt, um ruhig sterben zu können. Und nun war das alles umsonst gewesen. Er wurde schwächer und stiller, und als der Sommer sich ans Scheiden machte und die Menschen die reifen köstlichen Früchte brachen, da pflückte auch der Todesengel die reife Frucht vom Lebensbaum und holte den alten Herrn heim.

Nun galt's für die beiden Frauen das Lebensschifflein selbst zu lenken! War der Steuermann auch alt und seine Hände zuletzt schwach und zittrig gewesen — das ehrliche Wollen und die schlichte Kraft des Mannes, der gewohnt war, für andere zu sorgen und zu denken, verfehlte doch bei Sturm und Nacht die richtige Einfuhr niemals. Auf die Mutter war nicht zu rechnen. Der Tod des Mannes, der ihr Halt und Führer gewesen war, machte sie für die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens stumpf. So mußte nun Marie in die Stelle des toten Vaters ein-

springen. Ehrliches Wollen hatte sie auch, ob aber die Kraft und Ausdauer — wer vermochte das vorauszusagen. Alles Kindliche und Flatterhafte war in dem Ernst der letzten Jahre, wie der Rosenname der goldenen Jugend, von ihr abgefallen; ein ernstes zielbewußtes Weib ward aus ihr, und als solches wußte sie, daß die kargliche Pension kaum zum Leben ausreichen würde.

Sie suchte aus einem vergessenen Winkel den ganz zerknitterten Ausweis ihres Sprachlehrerinneneamens hervor und meldete sich an die neu zu besetzende Stelle des städtischen Mädchenfeminars. Sie baute dabei auf das Ansehen des toten Vaters, und sie verrecknete sich nicht. In einem grauen regenschweren Märztagte pilgerte sie zum ersten Mal, mit der kleinen schwarzen Kappe unter dem Arm, zu ihren ersten Stunden. Anfangs wurde es ihr schwer! Tagtäglich daselbe mit immer gleicher Geduld und Freundlichkeit ausübende Tageswerk; und dann, wenn sie müde und abgearbeitet heimkam, die Zubereitungen für das Mittagessen, die die Mutter zu schwach, das gutwillige Dienstmädchen zu unerfahren war, an ihrer Stelle zu bereiten. Schön war das Leben, das sie führte, wahrlich nicht zu nennen. Wenn er es jetzt sähe, der Herr Professor Bielle — ob sie ihm nun wohl recht war? Ernst und verschlossen, wie ihn, hatte sie der energische Arzt „Leben“ gemacht, aber die Medizin schmeckte bitter, und die Wirkung der Kur hieß Freudlosigkeit. Auch das dachte sie und schalt sich dazwischen selbst: „Hast ja noch ein Mütterlein, für das Du sorgen, eine Brust, an die Du Deinen Kopf, wenn er gar zu müde ist, betten kannst — also ist von Entjagung und Freudlosigkeit keine Rede!“

Und dann war ihr auch die Vergangenheit geblieben und hatte ihr die feste Ueberzeugung als köstliches Pfand hinterlassen, daß er sie, eben weil er strenger mit ihr war, als die anderen, liebte. Er hatte sie erziehen, zu sich empor heben wollen; sie aber hatte sich in neuerlichem Trost dagegen gewehrt und sich so feiner unwürdig gezeigt. Fünf Jahre waren vergangen, seit er Abschied von ihnen genommen hatte, seitdem sie den ersten tiefen Jugendschmerz in stiller Nacht begraben zu haben meinte. Niemals war er seither wieder in sein Heimatsstädtlein gekommen. Das alte Haus, in dem einst seine Eltern lebten und das er aus kindlicher Pietät, um es in dem alten Zustande zu erhalten, unverkauft ließ, schien jede Anziehungskraft für ihn verloren zu haben. Mechanisch lenkte sie ihre Schritte heute vorüber. Wie sonderbar, die sonst fest geschlossenen Fenster waren weit geöffnet und die Hausthür auch. Auf der Schwelle aber stand eine wohlbekannte Männergestalt. Ein heiße Blutwelle stutet über ihr schmal gewordenes Gesichtchen und etwas Nasses steigt in ihren Augen auf! Er! Vorbei, vorbei, damit er ihre Thränen nicht sieht. Da wandte er den Kopf mit den ernsten, klugen Augen, die so oft in stummem Vorwurf die ihrigen gesucht hatten, ein angstvoller, fragender Blick liegt zu ihr; sie hält ihn aus und giebt ihn zurück, tief und leuchtend. Mit drei Schritten ist er an ihrer Seite und nimmt ihre beiden Hände fest in die seinen. Kein Fragen, warum er solange fern blieb, weshalb er gekommen sei — ein volles Verstehen in dem festen, innigen Druck, der ihre Hände eint.

Er geht neben ihr her, als könnte es gar nicht anders sein und schaut ihr liebes schmales Gesichtchen mit heißer Liebe an. Er denkt nicht, daß er ihr irgend eine Erklärung zu geben schuldig ist; er nennt sie mit dem Namen, mit dem er, nachdem die Bitterkeit der damaligen Abschiedsstunde überwunden war, immer an sie gedacht hat.

„Marie,“ fragt er weich, „kannst Du mich denn so lieb haben, wie ich Dich, mich den unausprechlichen Lehrer, der Dich damals quälte, weil er dich stark machen wollte fürs Leben?“ Sie nickte unter Thränen.

„Hans,“ flüsterte sie, „mein Hans, ich hab' ja auch an Dich gedacht, alle Tage.“

Und nun zieht er sie in die Vorhalle hinein, die einst den Liebesmai der toten Eltern sah und nimmt sie fest und innig an sein Herz. . . da weint sie sich aus. . . all' die Qual und Sehnsucht der letzten Jahre ringen sich mit den hellen Tropfen aus dem Herzen, und als er endlich mit sanfter Gewalt, ihr Köpfchen emporhebt, da blüht ein Strahl des alten Uebermutes in den blauen Sternen.

„Hansel,“ schmeichelt sie, „guck' mich noch einmal so strafend, so bitterböse an, wie damals in den Tagen der sonnigen Jugend.“

„Das kann ich nicht mehr,“ sagt er und schließt ihren Mund mit einem heißen Kuss, „denn ich hab' Dich nötig, so wie Du jetzt bist, als mein Weib, als meine Marie, für das ernste Streben und die heiße Arbeit, für die Sorgenfalten und Bitternisse aber — als meinen Sonnenschein!“

Arpad.

Ungarisches Haldebild von Stefan Majlan.

Arpad sitzt vor der Thür seiner Hütte und beißt in das Mundstück seiner Stummelpfeife ohne zu rauchen. Er starrt auf sein Kufurungsfeld und seine Wiefe und seine Fohlenkoppel — und in die Pusta, die das alles begrenzt — und er weiß, daß das alles morgen nicht mehr sein eigen sein wird, wenn der Tekely Sandor kein Erbarmen mit ihm haben wird, der Wucherer, der die Hypothek gekauft hat, die auf seinem Hab und Gute ruht.

Tekely Sandor (Alexander Tekely) ist die Geißel des Landvolkes der ganzen Umgegend — kein Gut, keinen noch so kleinen Hof giebt es, auf dem er nicht Geld stehen hat. Dem Arpad ist er aber besonders Feind und auf Erbarmen hat er nicht zu hoffen, wenn er einmal die Zinsen nicht zahlen kann. Und er kann sie nicht zahlen — morgen sind sie fällig.

Daß aber der Tekely Sandor dem Arpad so feind und daß dieser dennoch sein Schuldner geworden, das ist so gekommen:

Die Aranka war eines der schönsten Mädchen der ganzen Umgegend, ja wohl in ganz Ungarlande. Gelbschwarze Blutaugen hatte sie und blau-schwarze armsdicke Zöpfe, die ihr bis auf die Kniee hinabgingen. Sie und Arpad waren Nachbarkinder und hatten früh einen Gefallen aneinander gefunden, denn auch Arpad war ein hübscher, ja ein schöner Bursche. Aber als der reiche Tekely Sandor Witwer geworden, da begehrte er die Aranka zur Gattin und Arankas Vater hätte die Verbindung gern gesehen, denn er war nicht sehr begütert und ein ebensowenig wohlhabender Eidam wie Arpad stand ihm lange nicht an.

Aber die Aranka hatte halt auch ihren Kopf für sich — sie hatte sich auf den Arpad versteift und mochte von dem reichen Bräutigam nichts wissen. Und als einmal in der Csarda (Halbeschenke) eine Zigeunerkapelle ihre feurigen Weisen aufspielte, da ließ sich der alte Esel (so sagten alle Nachbarn) verleiten, noch einmal mitthun zu wollen und die Aranka anzufordern. Die aber — was thut die? Sie läßt den Alten stehen, fliegt auf den Arpad zu — nun schweben sie dahin im feurigen Wirbel. Nachher sitzen sie beide am Tisch und stoßen an mit feurigem Tokayer. Das war vor fünf Monaten gewesen. Gleich ist dann der Tekely Sandor nach dem Amt gefahren, hat sich das Hypothekenbuch zeigen lassen — ist dann zu der Bank gegangen, die einige tausend Gulden auf Arpads Gut stehen hat — und hat erfahren, daß es mit der Zinszahlung hapert und daß er jedesmal eine kleine Gnadenfrist brauche. Da hat er denn gleich die nötigen Schritte gethan, die Hypothek an sich zu bringen und bald war's geschieden. Morgen nun soll Arpad zum ersten Male an Tekely den Zins zahlen — und er hat das Geld doch nicht dazu.

Alles das geht Arpad durch den Kopf, wie er so sitzt und das Mundstück seiner Stum-

melpfeife zerbeißt. Plötzlich scheint ein Entschluß in ihm gereift zu sein, er springt auf von der Bank, geht in Hans, sagt einer Magd ein paar Worte und erscheint wieder vor der Thür. Er schreitet auf die Koppel zu, öffnet die Thür desselben und thut einen gellen Pfiff. Eines der Tiere, angejäumt und mit einer Decke gegurtet, von der Steigbügel herabhängen, kommt herbeigestampft. Arpad schwingt sich auf des kleinen geschmeidigen Tieres Rücken und fliegt mit ihm über die Pusta dahin, nach Tekelys Gehöft zu — die zwei Stunden in kaum einer halben Stunde zurücklegend. Vor dem Gehöft springt er ab und wirft dem Pferdchen, das ruhig grasend stehen bleibt, den Zügel über den Hals.

Als er beim Tekely eintritt, empfängt ihn dieser, am Tisch sitzend, mit breitem, wohlwollenden Lachen, das dem Arpad aber hämisch und schadenfroh klingt und ihm das Blut zu Kopfe treibt.

„Schau, Arpad,“ ruft Tekely, „ist recht, daß Du kommst und den Zins gleich schon am Tage vorher bringst — Ordnung muß sein, das lobe ich mir — aber sieh — so sehr presiert hatt's doch nicht! Wärst Du morgen gekommen, wo's fällig ist, da hatt' es auch noch Zeit gehabt.“

Arpad steht ganz verbüßt — er weiß nicht, spricht der Mann da im Ernst, oder will er ihn höhnen! Wenn er die letztere Möglichkeit erwägt, so ballt sich ihm die Faust vor Zorn und Entrüstung. Tekely hat eine Pause gemacht, als er warte er eine Antwort, da aber wegen der Bestürzung seines Gegenübers keine erfolgt, so fährt er fort:

„Nun — wirst eben keine Zeit haben morgen. Mir kann's gleich sein — also — ich bitt' schön, zähl das Geld hierher auf den Tisch.“

„Ja — Tekely,“ sagte der andere, sich zur Ruhe zwingend, „Geld hab ich nicht und ich mücht schön bitten.“

Tekely sieht verwundert und ärgerlich drein, rasch aber klärt sich sein Gesicht wieder auf und er sagt wohlwollend:

„Na — wie gesagt — es muß ja nicht heut sein — es hat ja Zeit bis morgen — ist ja erst morgen fällig. — So sey Dich und — womit kann ich Dir dienen?“

Arpad läßt sich schwer auf einen Stuhl am Tisch nieder und trocknet sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirn, der ihm nicht von der Hitze allein und von dem schnellen Nitt in großen Tropfen das Gesicht herabläuft.

„Rein Tekely,“ sagte er dann mühsam, „ich habe das Geld überhaupt noch nicht zusammen — ich kann Dir auch morgen noch nicht alles geben — und wollt Dich bitten.“

Da verjüngert sich das eben noch so wohlwollende Gesicht des Alten, er stößt sein Glas ärgerlich auf den Tisch und sagt:

„Ah — bassam — das ist doch wohl Dein Ernst nicht, Arpad — das wird mir sehr schlecht gefallen — das ist nicht — Ordnung muß sein — Du wirst mir den Zins bezahlen — morgen wirst Du ihn bezahlen — nicht wahr — es war doch nur Dein Scherz vorhin — und solltest Du das Geld wirklich nicht ganz zusammen haben, so wirst Du's Dir verschaffen.“

„Aber woher denn in aller Heiligen Namen —“ seufzt Arpad.

„Das ist nicht meine Sache — ich weiß aber, Du scherzest nur und wirst pünktlich morgen da sein mit dem Geld.“

„Rein, Tekely — hör mich an — ich bitt' Dich — ich habe das Geld nicht — und kann's mir auch bis morgen nicht schaffen — und wollt Dich bitten, mir acht Tage Zeit zu lassen — eines meiner Fohlen.“

„Ach was — garnichts will ich hören — Zeit lassen! Hast Du's Dir nicht schaffen können, da Du fünf Monate Zeit gehabt hast, wie willst Du Dir's in acht Tagen beschaffen? — hab ich morgen bis Mittag mein Geld nicht, fahr ich noch am Nachmittag nach Temesvar und in ein paar Tagen ist Dein Hof auf der Gant.“

„Tekely — hab Erbarmen mit mir — ich bitt' Dich.“

Da lacht der Andere laut auf: „Ich Erbarmen mit Dir — mein Brüderchen — das glaubst Du ja doch selbst nicht — hättest Dir das Geld schaffen sollen — als Du erfährst, daß Du nun mein Schuldner geworden bist, müßtest Du auch wissen, daß Du auf Erbarmen nicht zu rechnen hast — ich warte keinen halben Tag — keine halbe Stunde.“

„Ja — alle Heiligen, Tekely — was soll ich denn anfangen, wenn Du mich von Hans und Hof jagst — soll ich denn in die Pusta gehen und Räuber werden.“

„Ob es jetzt geschieht oder später — das ist gleich — ein Mensch, der nicht Ordnung hält in seinen Sachen, bringt's ja doch zuletzt zu weiter nichts!“

Wut, Verzweiflung, Qual, wahnsinniger Schmerz überwältigten da den hünenhaften jungen Mann, er legt das Haupt auf den Tisch und weint bitterlich. Da tritt der Andere mit satanischen Grinsen zu ihm:

„Weißt was, Brüderchen“ — sagt er wieder wohlwollend, „gieb alle Deine Ansprüche auf die Aranka auf — dann erlaß ich Dir den Zins auf ein ganzes Jahr. Du kannst Dich dann erholen und wirst nachher pünktlich sein. Du mußt ihr aber auch zureden, daß sie mich nimmt!“

Arpad ist aufgefahren, zuerst sprachlos, dann bedeckt Zornesröthe sein Gesicht, sein Auge flammt, er schüttelt die Faust gegen den Frechen.

„Lump — niederträchtiger, erbärmlicher Schurke!“ donnert er — „hüte Dich vor mir.“ Er stürzt hinaus, wirft sich aufs Pferd und jagt seinem Gehöft zu.

Am nächsten Mittag fährt Tekely wirklich die Straße nach Temesvar zu. Aber er kommt nicht hin. In der Nähe eines einsamen Haldebrunnens fällt plötzlich ein Schuß, Tekely stürzt lautlos blutüberströmt vom Wagensitz herab in den Staub der Straße, während sein Gespann führerlos weitergaloppiert.

Das schöne Ungarland aber ist um einen kühnen Räuber reicher — und beim einsamen Lagerfeuer erzählen sich Giklos (Rohhirten), Schaf- und Schweinehirten von den unerhörten, tollkühnen Heldenthaten des Räubers Arpad.

Füllrätsel.

× si × n An Stelle der Kreuze sind Buch-
× on × o haben zu setzen, so daß 6 bekannte
× al × n Worte sich ergeben. Richtig gefunden
× rk × n ergibt die erste wie die vierte sent-
× ie × o rechte Reihe den Namen je eines
× ei × o europäischen Herrschers.

Zu verwenden sind 2 a, 2 d, 1 e, 1 f, 1 l, 1 n,
1 o, 1 r, 1 s, 1 u.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Land in Vorderasien.
2 3 2 9 4 5 Landschaft in Deutschostafrika.
3 8 6 7 8 7 7 Stadt in Baden.
4 2 9 8 9 7 Bekanntter Schweizer Philantrop.
5 9 4 5 8 9 8 Stadt der nordamerik. Union.
6 8 8 4 8 9 5 Hafenplatz in Deutschostafrika.
7 8 1 2 Im Chines. Kriege vielg. Hafen Ostasiens.
8 7 7 5 1 8 Teil von Griechenland.
9 8 6 6 8 2 Ehemaliges deutsches Herzogtum.

Vierfüßige Charade.

Die ersten einen frommen Mann dir nennen
Bekannt durch die Geschichte seiner Zeit,
Ein jedes Kind, daß muß ihn kennen,
Und sind die beiden And'ren ihm geweiht
Die Zweiten, die voll wilder Pracht
Gar einen hohen Rang erkommen,
Sinnbild für Herrschertum und Macht —
Aus fernem Lande zu uns kommen!
Das Ganze steht an eigenart'ger Stätte,
In einer unsrer int'ressantesten Städte,
Jahr nach dem Süden, nach Italien nur,
So findest du gar bald des Ganzen Spur!

Auflösungen aus voriger Nummer.
Merkrätsel: Jeder Krug findet seinen Deckel.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23-37. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen; und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gelehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was stehet geschrieben im Geheze? Wie liebest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; thu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Del und Wein darein; dann hob er ihn auf sein Lastthier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und thue desgleichen!“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 10. August.** Zwölfter Sonntag nach Pfingsten. Laurentius, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 10, 23-37. Epistel: 2. Korinther 3, 4-9. St. Andreas: Sonntag Nachmittag 3 Uhr Präses-Bahl der Bürger-Sodalität. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der marianischen Frauenkongregation, nachmittags 1/2, 4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben.
- Montag, 11. August.** Susanna, Tiburtius, Martyrer.
- Dienstag, 12. August.** Klara, Ordensstifterin. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. Herz Jesu-Kloster: Klara-Fest. 1/2, 7, 9 Uhr hl. Messe, um 1/2, 8 Uhr Hochamt; nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Mittwoch, 13. August.** Hippolytus, Martyrer.
- Donnerstag, 14. August.** Eusebius, Priester und Martyrer.
- Freitag, 15. August.** Joachim, Vater der allerheiligsten Jungfrau Maria.
- Samstag, 16. August.** Rochus, Bekenner. Heute ist gebotener Fasttag. St. Lambertus: Morgens 1/2, 6 Uhr heilige Messe mit sakramentalischem Segen.

Sinnsprüche.

Von keinem Leid, so schwer es sei,
 Laß stimmen deine Seele träuer,
 Geht auch dein Leiden nicht vorbei,
 So gehst du doch vorüber.

Das Glück kann Menschen scheiden,
 Weh' bindet fester nur.

Die Kirche Jesu Christi.

XI.

„Selig die Augen, welche sehen, was ihr sehet. Viele Propheten und Könige haben zu sehen verlangt, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen; zu hören verlangt, was ihr höret, und haben es nicht gehört.“ — Diese Worte Jesu enthalten zwei große Wahrheiten: Die erste, die wir herauslesen, ist die weltgeschichtliche, unaussprechliche Bedeutung, die Jesus zukommt; die Er sich auch selbst beilegt, indem Er sich als Den bezeichnet, von welchem, als von ihrem Centrum, die ganze neue Zeit ewighin ausgehe. — Die zweite Wahrheit, die wir aus den Worten Jesu herauslesen, und die mit der ersteren innig zusammenhängt, gipfelt darin, daß die Geschichte des menschlichen Geschlechtes in einer fortwährenden Entwicklung begriffen sei. Zuerst war die Zeit der Propheten und Könige. Diese wünschten den Messias zu sehen, erlebten aber Seine Ankunft nicht: es war die Zeit der Sehnsucht und Erwartung, die Zeit, an die uns die hl. Adventszeit alljährlich lebhaft erinnert. Dann kam die Zeit der Erfüllung: was die Propheten und Könige nicht gesehen und nicht gehört hatten, das sahen und hörten die Apostel und ihre Zeitgenossen, — der Erwartete war erschienen!

Allein mit der Erscheinung des Messias war die Geschichte der Welt noch keineswegs abgelaufen; von nun an beginnt die Entwicklung jenes großen Werkes, das Jesus auf Erden gestiftet: die Kirche Jesu beginnt sich aus den kleinsten Anfängen, gleich einem Senfkörnlein, zu entwickeln, und wir, lieber Leser, sehen sie herangewachsen zu einem stattlichen Baume, der die ganze Welt beschattet und dessen Spitze in den Himmel hinaufreicht.

Diese herrliche Stiftung Jesu nannten wir jüngst — gestützt auf die hl. Schrift — den Leib Christi! Wenn man sie so benennt, setzt man meistens eine nähere Bezeichnung noch hinzu und sagt: der mystische Leib Christi, d. h. der geheimnisvolle Leib Christi. Damit soll angedeutet werden, daß die Kirche nicht nur im bildlichen, sondern vielmehr im wahren Sinne der Leib Christi sei, — freilich nicht der natürliche Leib, der aus Fleisch und Blut bestand und gekreuzigt wurde, — auch nicht der verklärte Leib, der zur Rechten Gottes im Himmel thront, — auch nicht der sakramentale Leib, der sich auf unsern Altären befindet, — sondern der geheimnisvolle, übernatürliche geistliche Leib.

Damit ist aber gesagt, daß die Kirche eine Gesellschaft ist, die sich von den blos natürlichen Gesellschaften gar sehr unterscheidet: ein Leib, der durch die Gnadengeheimnisse

unseres hl. Glaubens erzeugt, genährt und regiert wird, und der allen seinen Gliedern die geheimnisvollen Gnaden zuleitet. Was die Seele in den verschiedenen Gliedern des menschlichen Leibes wirkt, das wirkt Christus in den verschiedenen Gliedern der Kirche. Unsere menschliche Seele macht, daß alle Glieder des Leibes gleichmäßig leben, aber daß alle verschieden wirken. Nur das Auge sieht, und kein anderes Glied; nur das Ohr hört, nur die Zunge redet, — aber alle Glieder leben. Die Berrichtungen derselben sind verschieden, und das Leben ist gemeinsam. — So gibt auch Christus allen Gliedern der Kirche, welche mit ihr in lebendiger Verbindung stehen, dasselbe Leben der heiligmachenden Gnade, — wirkt aber durch jedes verschiedene Klasse von Christen auch verschiedene Arten von Werken, ja, durch alle Einzelnen auch verschiedene Tugenden. Der Leser darf nur die Lebensgeschichte der Heiligen anschlagen und er wird sich leicht überzeugen von der großen Mannigfaltigkeit der Tugenden, durch die Christus in den Heiligen sich wirksam erweisen hat.

Und da Christus und die Kirche so miteinander in Eins verbunden sind wie Seele und Leib, so ist es auch nicht zu verwundern, daß selbst die äußeren Lebensverhältnisse der Kirche eine so überraschende Ähnlichkeit haben mit den Lebensverhältnissen unseres Herrn. Christus lag als weinendes Kind in der Grotte von Bethlehem, floh nach Ägypten und lebte in der größten Niedrigkeit; auch die Kirche Jesu mußte erst lange in den Grotten der Katakomben unter der Erde seufzen, mußte sich den Mördern oft durch Flucht entziehen und das bedrängteste Leben führen. — Christus ist, Wohlthaten spendend, umhergewandelt, die Bedrängten heilend und rettend; auch die Kirche schreitet, Wohlthaten spendend, durch die Jahrhunderte, durch die Völker und Länder, erleuchtend die Finsternisse des Heidentums, heilend die faulen, giftigen Wunden der Völker, erhebend die Armen, Unterdrückten und Glenden zu einem würdigen Dasein und zum Heile der Kinder Gottes. — Christus ging erst nach vielen Leiden und Verfolgungen ein in Seine Glorie; Sein Weg hier auf Erden war mit scharfen Dornen besät; auch die Kirche ist beständig von Feinden verfolgt und von Bedrängnissen aller Art heimgesucht, schreitet aber unaufhaltsam entgegen dem Triumphe der ewigen Herrlichkeit im himmlischen Reiche ihres göttlichen Bräutigams.

Obwohl Christus nun der Heiland war, der Erlöser für alle Menschen, wurde Er doch nicht allen zur Auferstehung, sondern vielmehr Vielen zum Untergange, weil sie Ihn zum Ziele ihres Widerspruchs und ihrer Angriffe nahmen: so ist auch die Kirche die göttliche Heilsanstalt für alle Menschen; aber während Viele in ihr sich heiligen und retten, stürzen Andere in desto größeres Verderben, weil sie dieselbe wie eine Feindin grausam bekämpfen und verfolgen, anstatt sie als Mutter zu lieben und ihren Weisungen zu gehorchen. — Christus hat die göttliche und die menschliche Natur in Seiner Einen göttlichen Person vereinigt; mag Einer Seine Gottheit leugnen und ein Anderer Seine Menschheit, beide sind im Irrtum, beide halten Ihn deshalb auch nicht für den wahren Erlöser: so ist auch in der Kirche Jesu Göttliches und Menschliches mit einander vereint; betrachten manche sie als eine bloß menschliche Einrichtung, so irren sie ebenso, wie die Andern, welche die wahre Kirche für unsichtbar, bloß aus Heiligen bestehend betrachten, aus der alle Sünder ausgeschlossen seien, während die Kirche thatächlich nach dem Vorbilde ihres göttlichen Stifters handelt, indem sie Sünder aufnimmt, um sie zu bekehren und zu heiligen.

Und endlich: Christus war der Mann

der Schmerzen und Leiden; aber es ist darum nicht erlaubt, Seine Gottheit zu leugnen, so ist auch die Kirche Jesu, zwar nicht an sich selbst, wohl aber in ihren Gliedern, in ihren Gläubigen, mit vielen menschlichen Armseligkeiten behaftet; aber sie ist und bleibt trotzdem die göttliche Heilsanstalt, die heilige Braut des Erlösers, der geheimnisvolle Leib des Herrn.

S.

Ans London.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Stimmung in London. — Die Speisung der Armen. — Allerlei Gedanken. — Chamberlains Unfall. — Neuer Krönungstermin. — Aberglauben. — Die schlaue Mäucherin. — Matte Politik. — Die Kunst schläft. — London wird fromm. — Freche Taschendiebe. — Der Handel blüht. — Englische Pädagogik. — Tingeltangelbilder. — Vermehrung der Opiumhöhlen. — Hoffnung.

Ganz London ist in einer sonderbaren Stimmung: die Katastrophe ist gnädig am Haupte des Königs vorübergegangen und doch ist die Krankheit immer noch nicht in dem Maße gehoben, daß die Bevölkerung frei atmen kann. Man „macht“ in Mildthätigkeit, man speist die Armen, man macht dies engros; in Fulham waren es 14000, anderweitig 17000, 19000, 21000, ja 34000. Im ganzen wird die Zahl der öffentlich Gespeisten auf eine halbe Million angegeben. Der Außenstehende muß — ob er will oder nicht — dabei an die Buren und ihre Unterwerfung denken. Ueberhaupt hat der moderne Engländer von heute viel zu denken. . . . Jetzt redet man schon wieder davon, daß die Krönung König Eduards, an die man kaum noch zu denken wagte, nun doch noch und zwar Mitte August erfolgen soll. Allein auch in dieser halbamtlichen Meldung hinein ertönt schon wieder ein Mißklang: Minister Chamberlain ist nämlich bei einer Wagenfahrt von einem seiner Amtsgebäude nach einem der Londoner Bahnhöfe verunglückt. Durch das Stürzen des Wagenpferdes hielt das Gefährt mit so plötzlichem Ruck an, daß der insitzende Minister mit dem Kopf gegen die Wagenfensterscheibe geschleudert wurde und hierbei erhebliche Verletzungen erlitt. So kommt die englische Reichshauptstadt aus ihren beängstigenden Sensationen gar nicht heraus.

Selbstverständlich erzeugen diese Sensationen auch manchen Unfug oder doch wenigstens manche zeitgemäße Kuriosität. Daß Mistizismus und Aberglauben bei diesen geistigen Ausschreitungen keine kleine Rolle spielen, ist selbstverständlich. Sogar die Hofreise werden, in ihrer Sorge um das Befinden des Königs, von diesen insiziert. So erzählt man sich von der Ankunft einer Mäucherin Dame in London, die einen „Lebenstau“ erfunden haben will, mit dem sie sicher den König herzustellen wähnt. Die schlaue Mäucherin hatte sich zuvor an den Londoner Hof mit ihrem Anerbieten gewandt und war kurz nach ihrer Anfrage vor das englische Konsulat in München geladen worden. Dann soll sie — von welcher Seite ist nicht aufgeklärt — Reisegeld zur Fahrt nach London erhalten haben, wo sie auch nun angekommen und freundlich aufgenommen worden ist.

Die englische Politik geht inzwischen ruhig ihren alten, noch vom Burenkrieg her sensationellen Gang weiter. Im Unterhaus debattierte man dieser Tage ziemlich lebhaft über das englisch-japanische Abkommen und die Stellung dieses Bündnisses dem Auslande gegenüber, wobei Balfour und Cranborne in einzelnen, verhältnismäßig unwesentlichen Punkten differierten. Im Oberhaus beschäftigte man sich mit dem Transport der gefangenen Buren, mit der Freigabeleistung der Gefangenen usw. Große Dinge wurden bei all den Verhandlungen in keiner Weise zutage gefördert.

Kunst und Theater sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen, zu denen noch die sommerliche Hochsaison kommt, in der alles,

das es sich nur leisten kann, London meidet tot zu nennen. Die Autoren leben von den Uebersetzungen und Aufführungen ihrer Stücke in England und Frankreich. Die Gemäldeausstellungen sind in die Seebäder gegangen, die großen Orchester sind gleichfalls in die Badeorte übergesiedelt usw.; deshalb steht London ganz unter dem Eindruck der Geschehnisse der letzten Tage und einige Stimmungsproben sollen ein Bild von der augenblicklichen Situation geben:

Wenn ein Volk von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wird, kommt sein wirklicher Charakter so recht zur Geltung. Wer den Londoner sonst sieht und kennt, wird ihn für großmütig, oberflächlich, ja fast herzlos halten. Wie sehr man sich aber darin irren kann, sieht man jetzt am deutlichsten. Nicht die Kneipen und Restaurationen sind die gesuchtesten Lokaltäten, sondern die Kirchen. Man drängt sich förmlich zu den Dankgottesdiensten, die gegenwärtig in Westminster und in der St. Pauls-Kathedrale abgehalten werden. Leute aller Stände und jeden Alters, Männer und Frauen, füllen die hohen, gewaltigen Hallen, und wenn sich das Londoner Laster schließlich auch nicht schent, in diese geweihten Räume einzudringen, so thut es dies nur in Gestalt des Taschendiebes, von welcher Spezies gelegentlich des Dankgottesdienstes in der St. Paulskathedrale von der Londoner Polizei mehr als ein Duzend festgenommen und in Gewahrsam gebracht wurde.

Auch die Flugschriftenverbreiter machen ihr Geschäft. Fast jede Stunde bringt ein neues Extrablatt und im Hyde-Parl z. B. ist fast jeder Quadratmeter von einem anderen Flugschriftverbreiter mit Beschlag belegt. Das ist ein Geschrei und ein Anpreisen, daß einem förmlich die Ohren gellen. Dazu kommen die Verkäufer von Denkmünzen, Ansichtskarten, Manschettenknöpfen, Schiffsnadeln, Cigarrenspitzen usw., die sämtlich das Bildnis des kranken Königs tragen. Fast gleichen hierdurch einzelne Straßen kleinen Jahrmärkten. Jedenfalls aber wird hierdurch das Straßenbild Londons noch viel bunter und lebhafter, als dies in diesem Stadtviertel schon sonst der Fall ist.

Daß London jedoch auch noch für andere Dinge Interesse hat, beweist am besten die warme Anteilnahme, die die Londoner Presse den Verhandlungen des Kongresses des Centralausschusses für Volks- und Jugendspiele zollte, die kürzlich in Köln a. Rh. abgehalten wurden. England ist ja bekannt als das Land der praktischen Pädagogik. Seine Jugendspiele und seine Kinderspiele haben sich die ganze Welt erobert. Fußball, Croquet, Criquet, Lawn Tennis haben sich die alte und die neue Welt zu Freunden gemacht. Es sind Spiele in der freien Natur, die den Körper gelenkig machen, ihn abhärten und stärken und in dem Maße, wie diese Art der Jugendspiele in die breiten Schichten des Volkes eindringen, eine ganze Nation zu kräftigen und physisch zu heben vermögen. Die englische und speziell die Londoner Presse weist nun in spaltenlangen Artikeln auf die wissenschaftliche Bedeutung der Kölner Verhandlungen hin, die das, was England praktisch Jahrzehnte lang erprobt hat, nun wissenschaftlich dokumentieren, und somit die Erziehungslehre von einer ganz neuen Seite beleuchten.

In der toten Saison bekommt man in London auch wieder ein beredtes Bild vom Leben der Sänger und Sängerrinnen dritten und vierten Ranges, die die Ensembles der Tingeltangel bilden. In der Sommersaison reduzieren diese Etablissements ihr Personal gewöhnlich auf die Hälfte und ein kleines Interwiew mit einer „Dame vom Brett“ läßt oft tief in menschliches Glend hineinschauen, mag es auch noch so lebhaft mit bunten Plütern bedeckt sein. Bei einer Monatsgage von oft nur 5 Pfund giebt es keinen freien Tag, muß stets für Garderobe gesorgt werden, müssen alle Tagesmahlzeiten in dem Lokal eingenommen werden, in dem die Sängerrin

*) Demnächst werden wir Gelegenheit haben, das hier Gesagte in einem besonderen Artikel weiter auszuführen.

beschäftigt ist usw. Diese Mahlzeiten allein kommen den Mädchen auf 4 Pfund zu stehen.

Neuerdings sollen auch die Opiumhöhlen wieder stark zugenommen haben. Da diese Spelunken gewöhnlich auch zugleich Sitz des niedrigsten Lasters sind, so ist die Londoner Polizei den Inhabern stark auf den Fersen. Man geht — was gar nicht rühmend genug anerkannt werden kann — äußerst energisch gegen alle derartigen Gründungen vor, die der Sitz planmäßiger Entnervung und Degeneration sind. Man überwacht die Opium-einfuhr auf das allergenaueste und doch werden ziemlich beträchtliche Mengen von den Chinafahrern eingeschmuggelt. Alle Konfiskationsversuche haben sich in den meisten Fällen als ergebnislos erwiesen, denn in dem Augenblick, wenn die Polizei einschreiten wollte, waren alle Vorräte verschwunden und die Beamten mußten mit langer Nase abziehen. Natürlich werden wohl die Opiumhändler vorher von dem Vorgehen der Polizei in jedem einzelnen Falle unterrichtet gewesen sein.

Das etwa ist in kurzen Strichen das, was aus den letzten Tagen aus London zu berichten wäre. Die graue Stimmung heilt sich allmählich auf und man wagt wieder allgemein auf eine erfreulichere Zukunft zu hoffen.

Ist Schimmel giftig?

Von Dr. med. Th. Häveln.

Schimmel bildet sich zwar zu jeder Jahreszeit auf Nahrungsmitteln, Lederzeug oder Zeugstoffen, aber seine Hauptzeit ist und bleibt doch die warme Jahreszeit. Dann ist kaum ein Gegenstand in feuchtwarmer Luft sicher vor diesem grünlichen, stäubenden Leberzug, der aussieht wie eine fest zusammenhängende Masse und der dennoch aus unendlich vielen Pflanzen, aus kleinen Pilzen besteht. Schimmel ist nämlich ein Pilz, so gut wie der berühmte Champignon oder der beliebte Pfefferling. Kaum eine andere Pflanze ist von der modernen Wissenschaft so häufig und sorgfältig in Untersuchung gezogen worden, als der verachtete und gefürchtete Schimmel.

Der Schimmel entsteht aus Sporen, das sind kleine Samen. Daraus geht schon hervor, daß man die Gegenstände vor Schimmel bewahren kann, wenn man sie genügend zudeckt, so genügend, daß keine Luft daran kann. Das ist freilich nicht so leicht, denn die Sporen sind so winzig klein, daß jeder leise Windhauch sie überall hinführen kann. Kein Raum ist eigentlich sicher vor ihnen, und wo sie feuchte Wärme finden, da beginnen sie gleich lustig eine schnelle und erschreckend reiche Vermehrung.

Da wir aber nicht dazu übergehen können, unsere Nahrungsmittel stets unter völlig luftdichtem Verchlus zu halten, so bleibt als bestes Schutzmittel nur die Kälte. In der Kälte gedeihen die Pilze nicht, da kommt kein Schimmel auf.

Butter, die im Sommer auf Eis steht, ist nicht nur angenehmer zu essen, sie ist auch gesünder, da das Eis die Fersehung und Milz-bildung hindert. Ebenso geht es mit dem Fleisch, dem Käse und allen dem Verderben ausgesetzten Nahrungsmitteln.

Es wäre aber ganz falsch, den Sporen allein die Ursache des Verderbens von Speise und Trank zuzuschreiben, denn der Schimmel bildet sich nur bei günstiger Unterlage, er kann nur entstehen bei einer feucht-warmen Beschaffenheit der Nahrungsmittel.

Die feucht-warme Beschaffenheit kann nun zwar durch die äußere Luft allein vorhanden sein, aber gewöhnlich ist sie es durch die beginnende Fäulnis der betreffenden Nahrungsmittel.

Der Schimmel ist nicht so schlimm für den menschlichen Magen, wie das Gift der Fäulnis. Der Schimmel ist also mehr ein Freund des Menschen, wie dessen Feind. Er meldet durch sein Vorhandensein, daß die Geware verdorben, giftig ist, ermahnt zur Vorsicht.

Der Schimmel an sich ist nicht giftig, aber

das Fleisch, die Wurst und der Käse sind es. Sie bergen in sich das fürchterliche Wurst- oder Käsegift. Und eben weil sie es in sich bergen, konnte der Schimmel entstehen. Die große Angst, die viele Menschen vor dem Schimmel haben, ist nicht begründet.

Die moderne Wissenschaft versteht unter Schimmel nicht mehr alle schimmelartigen Beschläge, sie nennt nur noch alle diejenigen Fadenpilze „Schimmel“, welche „freie Sporen“ bilden, also nicht in mikroskopischen Schläuchen eingeschlossene Sporen. Solch ein echter Schimmel ist der an faulenden Früchten oder verdorbenem Brot oder Käse häufige Kopfschimmel, dessen aufrechte Fäden an ihrer Spitze braune, kugelförmige Sporenkapseln tragen. Ein anderer echter Schimmel greift unter günstigen Bedingungen auch gesunde Pflanzen an und bringt sie zur Fäulnis.

Der gefürchtetste ist der Kartoffelschimmel. Er zeigt in feucht-warmen Sommermonaten, Juli und August, auf den Kartoffelblättern durch braune Flecken den Beginn seiner zerstörenden Wirkung an. Später wird er auch auf der unteren Blattseite als weißer Schimmel sichtbar. Dieser besteht aus aufrechten Fäden, an deren Spitzen sich freie Sporen bilden, welche rasch reifen, sich dann abschüttern und schließlich abfallen. Der Wind verweht diese leichten Sporen weit umher, und wo sie an andere feucht-warme Kartoffelpflanzen kommen, siedeln sie sich auch da an. Sie keimen aber nicht sofort, sondern es bilden sich in ihnen sehr bald, oft schon nach Stunden, kleine wimpergeschwänzige Schwarmzellen, welche aus ihnen bald ausschöpfen, und sich etwa eine halbe Stunde weit rudernd fortbewegen. Dann wandeln sie sich zu einer Kugelzelle um, welche nun aber sofort zu keimen beginnt. Kommt nun bei Zeiten oder zur Unzeit ein starker Regen, so spült dieser diese Sporen in die Erde, wodurch sie nun auch an die Kartoffelknolle gelangen können, und diese dann zur Fäulnis, zu der bekannten Kartoffelkrankheit bringen. Es ist hier bei der Pflanze das selbe Bild wie beim Menschen.

Diese kleinen Pilze, in diesem Falle die vorhin genannten Bazillen, ändern durch ihre Vermehrung im Blute des Menschen die Funktionen des Körpers nach ihrem Sinne um, das heißt sie rufen eine Krankheit hervor. Aber sowohl beim Menschen wie auch bei der Pflanze muß eine Neigung zur Krankheit vorhanden, es muß schon etwas faul im Staate Dänemark sein. Denn ganz gesundes Blut läßt die Vermehrung nicht zu, es vernichtet die eingedrungenen Pilze. Ebenso ist es bei der Pflanze. Sie selbst oder das sie direkt umgebende Erdreich muß schon für Pilze zur Aufnahme vorbereitet sein, sonst gedeihen auch hier die Sporen nicht. So kommt es, daß sowohl bei Menschen wie auch bei Pflanzen die Krankheiten in Perioden, in Epidemien auftreten, nicht in jedem Jahr, nicht zu jeder Zeit. Das beweisen ja am schlagendsten und deutlichsten die Gährungspilze, die wichtigsten Schimmelpilze im Haushalt der Natur. Da ist zuerst der Zuckergährungspilz, welcher bei der Bier- und Weingährung eine so große Rolle spielt. Jeder Bierbrauer weiß es ganz genau, welche große Rolle die Temperatur beim Bierbrauen spielt, er muß sie sehr genau beobachten. Ist die Temperatur zu niedrig, dann tritt einfach gar keine Gährung ein, dann giebt es also auch kein Bier. Hat er eine Temperatur von 10 bis 12 Grad, so setzen sich die Pilze zu Boden, es tritt die Untergährung ein. Bei einer Temperatur zwischen 15 und 18 Grad aber gehen die Pilze nach oben und erzeugen so das gewöhnliche Bier durch Obergährung.

Gleichfalls eine große Rolle spielt der Essigpilz. Er oxidiert den Alkohol zu Essig. Die Essigpilze befinden sich in weißen, gallertartigen Klümpchen an der Oberfläche und vermehren sich dort bei passender Temperatur rasch und schnell. Aus dem Alkohol der Flüssigkeit wird Essig, indem Kohlensäure entweicht. Taucht so ein Gallert-Klümpchen, die

bekannte Essigmutter, unter, so hört sofort die Essigbildung auf und beginnt erst wieder, wenn an der Oberfläche sich wieder neue Pilze sammeln.

Pilze besorgen das Sauerwerden der Milch, das Ranzigwerden der Butter, das Bitterwerden anderer Nahrungsmittel. Pilze giebt es in der ganzen Natur, ja, unser Körper ist ganz erfüllt von ihnen. Deshalb braucht aber niemand zu erschrecken, die Bazillenfurcht ist eine höchst unnötige Sache, denn ohne Pilze könnte auch unser Stoffwechsel nicht vor sich gehen, und ohne Stoffwechsel wäre der Mensch eine leblose Masse. Nach der modernen Forschung haben die Pilzkeime in unserem Verdauungsapparat eine große, heilsame Wirkung auszuüben.

Wer Angst hat vor unnötigen, schädlichen Pilzen, der sorge nur für gesundes Blut. Statt Angst zu haben, lebe er lieber seiner Gesundheit gemäß, das ist der beste Schutz gegen jeden Pilz und gegen jede Krankheit.

Diskretion — Ehrensache!

Ein lustiges Geschichtchen von Hans Reis.

Grete Lohmann stand am Fenster des eleganten Schweizer Hotels und beobachtete mit lebhaftem Interesse die vor diesem auf- und abwogende Menge.

Was war das für ein buntes, lustiges Treiben hier! So etwas hatte sie sich in ihrem kleinen Landstädtchen kaum träumen lassen. Sie öffnete das Fenster, lehnte sich weit hinaus und atmete mit Entzücken die frische, wärrige Gebirgsluft ein. Eifrig spähten dabei ihre Augen nach rechts und links. Erwartete sie doch keinen Geringeren als ihren Bruder Fritz, der heute mit dem Nachmittags Schnellzuge eintreffen sollte.

Die Blicke des jungen Mädchens wurden plötzlich durch einen eleganten Landauer gefesselt, der vor dem Hotel vorfuhr, und dem ein einzelner Herr entstieg. Sie beobachtete dies mit Interesse. Dann bog sie sich plötzlich hastig vor und unterdrückte nur mit Mühe einen Freudenschrei.

Mein Gott, wo hatte sie nur ihre Augen gehabt? Der große, schlank, blonde Herr, der soeben angekommen, das war ja Fritz — ihr Bruder Fritz!

Sie stürzte zur Thür, den Korridor entlang und die Treppe hinab. Der Bruder kam ihr schon entgegen, immer ein paar Stufen zugleich nehmend.

Atemlos blieb Grete stehen, so daß das Licht des Treppfensters voll auf ihre reizende Gestalt fiel. Sie breitete die Arme aus und jubelte:

„Fritz, Fritz! Liebster, einziger Fritz!“

Der junge Mann stuchte einen Augenblick und faßte sie fest in die Arme, dann aber breitete auch er die Arme aus, nahm den Rest der Treppe mit wenigen Schritten, und — zwei junge, heiße Lippenpaare fanden sich in innigem Kuß.

Plötzlich jedoch richtete sich Grete erschreckt auf. Sie wußte eigentlich selbst nicht, warum; aber — der Kuß des Bruders war so eigen gewesen, so — sonderbar. Noch nie zuvor hatte Fritz sie „so“ geküßt.

Das junge Mädchen starrte dem vermeintlichen Bruder in das lachende Antlitz. Mein Gott — was war denn das?! Das war ja zwar auch ein großer, schlanker, blonder Herr, der auch mit dem Erwarteten einige Ähnlichkeit hatte; aber — ihr Bruder Fritz war das nicht!

Mit einem heftigen Ruck befreite sich Grete aus den noch immer sie umschlingenden Armen, und Thränen des Jornes funkelten in ihren Augen, als sie in höchster Empörung hervorstieß:

„Aber, mein Herr — das ist ja unerhört! Das ist — eine beispiellose Frechheit!“

Im Davoneilen hörte sie dann noch, wie ihr der falsche Fritz lachend nachrief:

„Aber, mein gnädiges Fräulein, „Sie“ hatten doch die große Güte, mir diesen

äußerst lebenswürdigen Empfang zu bereiten, und . . .

„Oh!“
Krachend warf Grete die Thüre ihres Zimmers hinter sich ins Schloß. Das mußte sie sich sagen lassen — sie — die stolze, trostige Grete Rohmann!

Als der Ersehnte dann eine Viertelstunde später tatsächlich eintraf, da war der Empfang, den sie ihm bereitetete, bei weitem nicht so enthusiastisch, wie er es von der kleinen, lebhaften Schwester sonst gewohnt war. Die deprimierte Stimmung, in die sie der schreckliche Mensch versetzt hatte, war Schuld daran. Hoffentlich reiste er noch heute ab, und sie brauchte ihn niemals wiederzusehen!

Ein tückisches Schicksal hatte es aber doch anders beschlossen; denn als sie sich mit Vater und Bruder zum Abendessen auf der Terrasse einfand, war diese noch ziemlich menschenleer, und unter den wenigen sah jener, dem sie nie wieder im Leben zu begegnen hoffte, nur einige Tische von ihnen entfernt.

Beim Anblick des jungen Mädchens überfiel ein schmunzelndes Lächeln sein hübsches und angenehmes Gesicht. Grete errötete vor Zorn und setzte sich so, daß sie dem Verhassten den Rücken zuekehrte. Ein lebhafter Ausruf ihres Bruders bewog sie dann aber, sich wider Willen umzusehen.

„Was seh ich? O, ihr guten Geister! Mein Naderich!“ hatte Fritz vergnügt citiert und war — Grete traute ihren Augen nicht — mit allen Zeichen des Entzückens auf den blonden Herrn zugefürt. Dieser erhob sich lebhaft, eilte dem Bruder entgegen und umarmte und küßte ihn herzlich.

„Mein Gott, das war ja ein Menschenfreund in des Wortes verwegener Bedeutung! Bei dem schien es Prinzip zu sein, alles, was ihm in den Weg kam, einerlei, ob Männlein oder Weiblein, in harmloser Fröhlichkeit abzuküssen.“

Diesem schmählichen Verdacht mußte sie ihm indes in Gedanken gleich wieder abtrotzen; denn der Bruder stellte ihr diesen als seinen liebsten Freund aus der Studienzeit, als den Assessor Fritz Eichstädt vor.

Auf die lebenswürdige Aufforderung des Landgerichtsrats nahm dann der junge Assessor an Gretes Seite Platz, ohne sich durch das kalte Wesen des jungen Mädchens abschrecken zu lassen.

Zwischen den drei Herren entspann sich bald eine lebhaft Unterhaltung.

„Wissen Sie auch, liebster Eichstädt,“ sagte der Landgerichtsrat in deren Verlauf, „daß Sie mit meinem Sohne Aehnlichkeit haben? Es fiel mir gleich auf.“

„Oh, das haben schon mehr Leute gefunden,“ lachte der Assessor und warf einen Blick auf seine Nachbarin.

„Ja, wahrhaftig,“ bestätigte Fritz. „In Gena wurden mir immer seine unbezahlten Rechnungen zugesandt, und ich sollte absolut für den Bruder Leichterfuß bleichen.“

„Na, na, untergrabe Du hier nicht meinen guten Ruf,“ wehrte der Assessor. „Uebrigens — habe ich sogar auch in letzter Zeit ein ganz reizendes Beispiel für diese Aehnlichkeit erlebt.“

„In letzter Zeit? Rann! Wie ist denn das möglich? Erzähle doch,“ drängte Fritz neugierig.

Grete warf dem Assessor einen wütenden Blick zu. Um Gottes willen, er würde doch nicht . . .

Der aber lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück, blies den Rauch seiner Cigarre in kunstvollen Ringen in die Luft und meinte dann gelassen:

„Ja, das war in der That das reizendste, kleine Abenteuer, das ich jemals erlebt habe, und ich möchte es um die Welt nicht missen! Erzählen freilich — erzählen läßt sich die Geschichte leider nicht. Es heißt hier: Diskretion Ehrensache!“

Gottlob! Grete atmete erleichtert auf. In dieser Beziehung wenigstens schien er ja unabhängige Gesinnungen zu haben.

Da der Assessor schon gut in der Umgegend Bescheid wußte und sich als vorzüglicher Eie-

rone erwies, so unternahm man von jetzt ab täglich Ausflüge. Nur Grete blieb häufig der Partie fern. Sie litt merkwürdig oft an Kopfschmerzen.

So harmonisch überhaupt, wie sich das junge Mädchen diese Wochen in der Schweiz gedacht hatte, sollten sie sich nicht gestalten; denn in einem Punkte konnte sie sich absolut nicht mit Vater und Bruder einigen. Beide waren ganz entzückt von der Lebenswürdigkeit des Assessors und nannten ihn einen charmanten, reizenden Menschen. Grete aber blieb hartnäckig dabei, ihr sei er nun einmal unsympathisch, und daß sie gezwungen sei, so häufig mit ihm zusammen zu treffen, verderbe ihr eigentlich die ganze Reise.

Vierzehn Tage waren auf diese Weise vergangen, als unsere kleine Heldin an einem wunderbar schönen Nachmittag ihr Malgerät zusammenpackte und sich auf ihr Lieblingsplätzchen begab, in der Absicht, eine angefangene Skizze zu vollenden.

Um mit dem Kunstgenuss auch einen Leiblichen zu verbinden, streckte sie eine riesige Düte Pralinés, die ihr der Assessor gestern verehrt hatte, zu sich.

Sie hatte bei Annahme dieser Liebesgabe freilich nur lähl gelächelt und gemeint, sie äße niemals Pralinés. Anfangs hatte sie denn infolgedessen auch beschlossen, edle Entsagung zu üben; aber später als praktisches Mädchen doch bei sich erwogen, daß die friedlichen Pralinés ja eigentlich nichts direkt mit dem Assessor zu thun hatten. Ueberhaupt war es entschieden am besten, wenn sie jedes sichtbare Zeichen, das sie an ihn erinnerte, so schnell wie möglich vernichtete.

So machte sie sich denn mit einem wahren Feuerzettel ans Werk und hatte schon einen recht schönen Erfolg zu verzeichnen, als sie das bekannte Dichterwort: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Teil“, auch an sich erfahren sollte.

Denn plötzlich — sicher war er ihr heimlich gefolgt, — brach der Assessor, wie seinerzeit Ziegen aus dem Busch, aus der kleinen Tannenschönung hervor.

Mit der ihm eigenen Unverfrorenheit setzte er sich neben Grete auf den bemosten Felsblock, schob die bedenklich geleerte Pralinédüte bei Seite, lächelte beim Anblick derselben wieder sein molantes Lächeln und begann dann harmlos ihre Skizze zu kritisieren.

Sie antwortete ihm, wie stets, sehr kühl und förmlich.

„Aber, gnädiges Fräulein,“ sagte er da, und sah sie recht bittend an, „weshalb sind Sie denn immer so unfreundlich zu mir. Ich kann doch eigentlich nichts dafür, daß unsere Bekanntschaft damals auf eine etwas — hm — ungewöhnliche Weise vermittelt wurde.“

„Na, und ich kann doch nichts dafür, daß ich kurzfristig bin,“ grollte Grete. „Ein edel denkender Mann hätte die Situation damals entschieden nicht ausgenutzt. Man pflegt doch nicht eine izbeliebige Dame so sans façon . . .“ Sie brach verwirrt ab.

„Aber, mein gnädigstes Fräulein, da kennen Sie mich denn doch noch schlecht!“ verteidigte sich der Assessor sehr energisch. „Jede izbeliebige Dame hätte ich wahrhaftig nicht so behandelt. Ja, ich schwöre es Ihnen sogar zu, wenn mir zum Beispiel die dicke, alte Kommerzienrätin von Nr. 7, oder vielleicht auch Nr. 15, die langnasige, dürre Engländerin, so . . . liebevoll begegnet wäre, ich hätte meinen ähneren Menschen ängstlich in Sicherheit gebracht und schleunigst einen geordneten Rückzug angetreten. Bei Ihnen dagegen, mein gnädiges Fräulein, da war das natürlich etwas anderes! Ich habe, bei Gott, in meinem Leben schon viele hübsche Mädchen gesehen; aber — wie Sie damals auf der Treppe standen, mit den ausgebreiteten Armen und dem strahlenden Gesichtchen — so etwas Reizendes war mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen! Und da sollte ich nun thatenlos und gefühllos bleiben, oder Ihnen vielleicht noch gar ein energisches: „Halt! Vorsicht!“ zurufen. Nein,

mein gnädiges Fräulein, eine so schwierige Aufgabe löst selbst ein königlicher Assessor nicht!“

Grete mußte wider Willen lachen, und mit ihrer berühmten Namensschwester war sie recht böse auf sich, daß sie auf ihn nicht böser werden konnte.

„Ah! Sie lachen!“ triumphtierte der Assessor. „Also, bitte, bitte, schließen wir Frieden miteinander. Ja?“

Grete überlegte. Eigentlich war es ja ihr sehnlichster Wunsch, was er da von ihr verlangte; aber natürlich durfte sie ihn das nicht merken lassen. So wappnete sie sich denn mit der ganzen Würde ihrer achtzehn Jahre und sagte sehr gemessen:

„Gut — ich will nicht unverzöhnlich sein. Ich verzeihe Ihnen also Ihre Keckheit! aber Sie müssen mir auch fest versprechen, daß so etwas nie wieder vorkommen soll!“

„O weh! Das hätte sie nicht sagen sollen! Natürlich — da spielte schon wieder das ominöse, molante Lächeln um seine Lippen, und er erteilte ihr die verblüffende Antwort:

„Nein, mein gnädiges Fräulein, das kann ich Ihnen nicht versprechen. Ist es doch mein heißester Wunsch, daß so etwas noch recht oft vorkommen möge! Grete!“ seine tiefe Stimme klang plötzlich sehr innig, „fährst Du denn nicht, daß ich Dich sehr — sehr lieb habe? . . . Und daß ich der glücklichste aller Sterblichen wäre, wenn Du reizendes, trostiges, kleines Mädchen Dich entschließen könntest, eine ebenso reizende „Frau Assessor“ zu werden?“

In diesem kritischen Augenblick erschienen plötzlich einige lärmende Touristen auf dem sonst so einsamen Wege.

Die aufs höchste verwirrte Grete benutzte die Gelegenheit und eilte, Malgeräte und Liebeserklärung, alles schände im Stiche lassend, wie ein geschuchtes Reh flüchtig von dannen.

Ein halbe Stunde später ließ ihr Vater sie in sein Zimmer rufen.

„Rann, Maus,“ fragte er mit einer bei ihm sonst ungewöhnlichen Mäßigkeit, „wie ist's? Willst Du Deinen alten Vater verlassen?“

Statt der Antwort saul Grete ihm an die Brust und stammelte nur:

„Ach, ich bin ja so glücklich — so glücklich!“

„Na, Mädel, dann richtest Du Deine Zärtlichkeiten aber an eine falsche Adresse,“ neckte sie der alte Herr. „Sieh mal, da steht jemand, der Dir sicher dankbarer dafür sein wird. Also, Kinder, geniert Euch meiner wegen nicht, sondern gebt Euch „den ersten Kuß“.“

Den ersten Kuß! Ein blickartiger Austausch von Blicken erfolgte. Die reizende Braut war heftig errötet, und der Assessor lächelte so eigenkümlich verschmizt, daß der neugebackene Schwiegervater erstaunt von einem zum andern sah.

„Rann, Kinder, was habt Ihr denn?“

„Ja, lieber Vater, Diskretion ist Ehrensache!“ sagte übermütig der Bräutigam. „Vielleicht, das heißt, wenn Grete nichts dagegen hat, erfährst Du es noch einmal, aber frühestens — an unserm Polterabend!“

Zweifelbige Charade.

Ich stieg und hab' doch keine Schwingen,
Du fährst mich, doch Du siehst mich nicht,
Die Zweite unter Scherzen, Singen
Der frohen Jugendzeit entspricht!
Doch auch Musik nennt sie ihr eigen
Denn mancher Künstler will sich zeigen.
Das Ganze einer Gattung Art,
Die Treue stets nur offenbart,
Und wertvoll solch ein Wesen scheint,
Um das ein König einst geweint.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Füllrätzel: Erste und vierte senkrechte Reihe: Alfons, Eduard, Wien, Lende, Falun, Orkan, Niere, Seibe.

Arithmogryph: Kurdistan, Urundi, Rostatt, Dunant, Indiana, Sadanei, Taku, Attika, Nassau.
Zweifelbige Charade: Markuslöwe.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten (Maria Himmelfahrt).

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 38-42. „In jener Zeit kam Jesus in einen Flecken (Bethania) und ein Weib, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf.“ — „Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort.“ — „Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat hinzu und sprach: Herr kümmerst es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mir helfe!“ — „Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: Martha! Du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge!“ — „Eines nur ist notwendig. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“



Kirchenkalender.

- Sonntag, 17. August.** Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. Fest Maria Himmelfahrt. Sibilla. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 10, 38-42. Epistel: Sirach 24, 11-20. • Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: Patrocinium mit 40-stündiges Gebet. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Heute wird das Fest „Maria Himmelfahrt“ gefeiert. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht.
- Montag, 18. August.** Helena, Kaiserin. • Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: Morgens 9 Uhr hl. Messe, letzte hl. Messe 11 Uhr.
- Dienstag, 19. August.** Sebaldus, Einsiedler. • Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Messen wie gestern. Abends 7 Uhr Komplet, Leben und Anzug. Mittwoch, Donnerstag Freitag Abends 7/8 Andacht mit Predigt.
- Mittwoch, 20. August.** Bernhard, Abt. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Beginn der heiligen St. Josephs-Wochen. Morgens 6 und 8 Uhr hl. Messen. Nachmittags 4 Uhr Predigt; darnach Andacht und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph.
- Donnerstag, 21. August.** Franziska von Chantal, Ordensstifterin.
- Freitag, 22. August.** Thimotheus, Martyrer.
- Samstag, 23. August.** Zachäus, Bischof.

Maria Himmelfahrt.

Unsere heilige Mutter, die Kirche, bietet alles auf, lieber Leser, um ihre Kinder zur Jugend und Heiligkeit, und eben dadurch zur himmlischen Seligkeit zu führen. Bald stellt sie uns die ewigen Wahrheiten des Glaubens vor Augen; bald zeigt sie uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge; bald läßt sie uns die Würde und Schönheit der Jugend betrachten, sowie andererseits die Häßlichkeit und die ernsten Folgen der Sünde; bald wieder heißt sie uns das gläubige Auge zum Himmel erheben und einen Blick hineinwerfen in jene seligen Wohnungen, wo unsere gekrönten Brüder und Schwestern den ewigen Triumph ihrer glorreichen Siege feiern, — um uns dadurch zu gleichem Kampfe zu ermutigen, zu treuer Nachfolge zu begeistern.

Auch heute, lieber Leser, ist uns ein solch' begeisternder Blick in die ewigen Wohnungen gestattet, heute, am höchsten aller Feste, welche die Kirche zu Ehren der allerheiligsten Gottesmutter feiert; heute, bei der Vollendung aller Geheimnisse ihres wunderbaren Lebens; heute, am Anfange ihrer wahren Glorie; heute, wo sie in Wahrheit „den besten Teil erwählt hat, der in Ewigkeit ihr nicht wird genommen werden.“

Erheben wir also, lieber Leser, unsere Blicke zum Himmel; er ist offen, weit geöffnet für jedes gläubige Auge: wir sehen die zahllosen Scharen der Engel und Erzengel, die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes in unabsehbaren Reihen, mit Siegespalmen geschmückt, aus den glänzenden Thoren heraustreten — sehen endlich Jesum Selber in unendlicher Majestät nahen! Der ganze Himmel kommt der Hochgebenedeiten entgegen, die heute ihren feierlichen Einzug hält in das ewige Reich, um den Thron der Herrlichkeit einzunehmen zur Rechten ihres göttlichen Sohnes.

Eine interessante Frage wirft hier ein alter, gefeierter Geisteslehrer, Juan de Avila, auf, da er anruft: „Da Du, o Herr, Deine gebenedeite Mutter so sehr liebst, wie es einem solchen Sohne geziemt, und eine solche Mutter es verdient, — welches war Dein Ratsschluß, daß Du, umringt von den Engelscharen, Selbst emporgesetzten warst zur himmlischen Herrlichkeit, während Du Maria in der Wüste dieser Erde zurückließest?“ — Warum diese Trennung, die für Deine heiligste Mutter doch nur eine schmerzliche Verbannung sein konnte? — Wer kennt, o Herr, (fährt er dann fort) Deine Wege? Wer möchte sagen, Du begehrtest von dieser gebenedeiten Jungfrau größeren Kummer und größeren Schmerz, als jenen, den sie unter dem Kreuze empfunden, als sie Dich unter namenlosen Schmerzen sterben sah? Du, o Herr, bist die Sonne, und sie ist der Mond; und wenn sie sich (in Schmerz) verhüllte, als Du Dich (am Kreuze) verhülltest, warum nimmt sie nun — während Du vom Glorienlicht der himmlischen Herrlichkeit erfüllt bist — nicht daran Teil, was Du in solcher Fülle besitzt? Da sie Dir in der Trübsal zur Seite war und Dir folgte, warum lehrest Du, o Herr, mit hoher Glückseligkeit in den Himmel zurück und lässest sie noch auf Erden?“

Hier trifft zu, lieber Leser, was Gott schon durch den königlichen Propheten ausgesprochen hatte: „Wie der Himmel höher ist, als die Erde, so sind Meine Wege höher als eure Wege“ (Psalm 55). Allein wenn wir auch des festen, kindlichen Glaubens sind, daß alle Wege des Herrn voll Weisheit und Güte sind, so haben wir doch

*) Nach einer begründeten Annahme verlebte Maria nach der Himmelfahrt ihres göttlichen Sohnes noch mehr als zwanzig Jahre (bis c. 58 n. Chr. G.) auf Erden.

immer ein Verlangen, sie zu unserer Erbauung kennen zu lernen.

In der Beantwortung der aufgeworfenen Frage — warum Maria erst nach verhältnismäßig langer Zeit ihrem göttlichen Sohne in den Himmel folgen durfte? — hören wir am besten denselben erleuchteten Juan de Avila: Der Herr (sagt er) sah in dieser längeren Pilgerfahrt Mariä den größten Vorteil für Seine heiligste Mutter selbst und den größten Vorteil für Seine Kirche, und zwar nicht nur für die damaligen Glieder der Kirche, sondern auch für alle, welche derselben angehören würden bis zum Ende der Welt.

1) Zunächst also geschah es um Maria selbst willen: Gott hatte die hohe Stufe der Glorie, die Er Seiner Mutter zuerkennen wollte, von Ewigkeit her bestimmt; es entsprach aber Seiner Gerechtigkeit, daß diese Glorie ihr zu Teil werde, nicht ohne große Dienste ihrerseits und nicht ohne große Prüfungen, — dem hohen Grade der Herrlichkeit Marias sollten die Opfer angemessen sein, die dafür gefordert wurden. Wie der himmlische Vater also Seinen geliebtesten Sohn behandelte, so behandelt Er ganz entsprechend auch Seine geliebteste Mutter. Und wir, die wir die Größe der Glorie und himmlischen Seligkeit der heiligen Jungfrau nicht zu ermessen vermögen, — wir mögen sie einigermassen wenigstens bemessen nach den großen Drangsalen und Leiden, nach dem scharfen Schwert, das ihre Seele vielmal verwundete und durchdrang; steht doch geschrieben: Wir werden mit Ihm (Jesus) verherrlicht werden, wenn wir mit Ihm leiden“ (2. Kor. 4). Wer also mehr leidet, wird mehr Herrlichkeit erlangen; wer Christus, unserm Muster und Vorbild in der Tugend wie im Leiden, ähnlich auf Erden wird, soll Ihm auch ähnlich werden in der himmlischen Herrlichkeit. Wer stand aber dem Herrn auf Erden sowohl in Bezug auf Heiligkeit überhaupt, wie speziell in Bezug auf Geduld im Leiden, so nahe, wie Seine heiligste Mutter? So aber sollte sie fähig werden, den Thron der Glorie einzunehmen, der sie erhebt über jedwedes Geschöpf.

2) Und nun noch ein kurzes Wort über den andern Punkt: Wer hätte die Apostel in ihrer Traurigkeit und Schwäche gestärkt und ermutigt, wenn sie allein zurückgeblieben wären nach der Himmelfahrt des Herrn? Fürwahr, sie hätten den Mut verloren und die Hoffnung in jenen zehn Tagen, die zwischen dem Scheiden ihres Meisters und der Ankunft des hl. Geistes lagen! Die Gegenwart der Gottesmutter aber, ihr Zuspruch, ihr Gebet — erfüllt sie mit Vertrauen, belebt ihren Glauben, stärkt ihre Hoffnung. — Und wer möchte das Verlangen bemessen, von dem diejenigen besetzt waren, welche die Lehre ihres gebenedeiten Sohnes gläubig annehmen; das Verlangen, die Mutter des Sohnes zu sehen, der ihr Erlöser war und — ihr Gott? Ich kann mir nur denken, das Zutreten der jungen Christen, um diese kostbare „Bundeslade“, die ihren Gott getragen, zu sehen, sei so groß gewesen, daß die Wege zu ihrer Hütte mit Menschen angefüllt waren, die aus der Nähe wie aus der Ferne herbeieilten, — und nicht nur um sie zu sehen, als vielmehr um in ihren Zweifeln belehrt, in ihren Drangsalen ermutigt und in Allem, was ihrer Seele frommte, gefördert zu werden.

Und wir, lieber Leser, und alle mit uns, denen es nicht vergönnt war, die Mutter Jesu auf Erden zu sehen? — Lernen wir denn nicht ganz besonders von ihr, daß wir keine Verherrlichung dort oben hoffen können, wenn wir hienieden nur Annehmlichkeiten und Freuden genießen wollen? Haben wir nicht in Marias Leben und Leiden einen tatsächlichen Beweis dafür, daß Jene, die mit Leiden von Gott heimgesucht werden, am meisten von Ihm geliebt werden? — Möge denn Maria uns die Gnade er-

stehen, daß, wenn wir einst dieses Thränenthal verlassen, ihr göttlicher Sohn auch uns in die ewige Glorie aufnehme.

S.

Seiße Springquellen.

Von Dr. J. Wiese.

Auf Neuseeland haben vor kurzem fürchterbare Eruptionen des Geyfers Waimanu bei Rotorua stattgefunden, bei denen die Wasserfäule eine Höhe von 800 bis 900 Fuß erreichte. Solche periodischen heißen Springquellen, die in bestimmten Zwischenräumen ein heftigeres Aufwallen des Wassers zeigen, finden sich, im Gegensatz zu den Thermen oder warmen Quellen, die Mutter Natur zum Segen der leidenden Menschheit in reichlicher Menge geschaffen hat, selten; sie kommen hauptsächlich in drei Gebieten vor: auf der Insel Island, auf Neuseeland und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Yellowstone-Nationalpark, auf der Grenze zwischen Wyoming und Montana.

Der Bezirk der heißen Quellen Islands liegt am Fuße eines steilen, nicht sehr hoch sich erhebenden Hügels, in einer etwas über zwei Meilen breiten Ebene, welche sich nach dem Meere hin erstreckt und dem Auge als ein ausgedehnter grüner Teppich von moorigen, grasreichen, von mehreren kleinen Flüssen durchschlingelten Triften erscheint. Gegen Nordosten begrenzt der Blafell diese beinahe wagerechte Ebene; ein hoher, ausgebrannter Vulkan am Saume der Wüste, dessen oberster Gipfel teilweise in Nebel gehüllt ist, und dessen steile Abstriche, von jeglicher Vegetation entblößt, tiefe, mit Schneemassen angefüllte Furchen und Schlünde darbieten. Umgeben ist er von anderen zerrissenen Bergmassen, die sich im Innern der Insel zu riesenhaften Gestalten aufstürmen. Flache Hügelketten umsäumen gegen Ost und Südwest das Thal; sie überragt, von höheren Punkten aus gesehen, die mit ihrem Schneemantel bekleidete Hekla.

Die hauptsächlichsten Quellen liegen hier ganz dicht nebeneinander, die beiden äußersten kaum mehr als 600 Fuß von einander entfernt. Es sind in jenem Gebiete zusammen 40 bis 50 Kochquellen, von denen als die größten der Große Geyfir — das Wort bedeutet Wäterich, tobender Sprudel, und gab der ganzen Kategorie dieser Springquellen den Namen — und Strokkur (Buttersaß) besondere Erwähnung verdienen.

Der große Geyfir hat sich aus kieseligen Tuffen und Sintern einen flachgewölbten Kelch von hellaschgrauer Farbe aufgebaut; dieser ganz flach unter 7 bis 10° abgebohrte, etwa 10 Meter hohe Kelch trägt auf seinem Gipfel ein flaches Becken von 17 Meter Durchmesser. Im Centrum befindet sich die aus Kieseluntergebildete Röhre des Kochbrunnens, welche einen Durchmesser von 3 Metern besitzt und sich ungefähr 23,5 Meter in die Tiefe hinabsenkt. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist das obere gelegene Geyfirbecken bis zum Rande mit kristallklarem, feegrünem Wasser gefüllt, welches an der Oberfläche eine Temperatur von 82° C. besitzt und in drei kleinen Rinne langsam über den Rand des Beckens abfließt. In der größten Tiefe der Röhre zeigt sich eine Temperatur von 127° C., in etwas höherem Niveau eine solche von 122°, und so nimmt die Temperatur stufenweise bis 82° C. allmählich ab.

Von Zeit zu Zeit hat der große Geyfir, jedoch ohne genaue Perioden, große Eruptionen. Zunächst treten kleine Eruptionen auf, die von vorangehendem schwachen unterirdischen Donner begleitet sind, und sich ziemlich regelmäßig in Zwischenräumen von 80 bis 90 Minuten wiederholen. Dabei wallt das Wasser 3 bis 4 Meter hoch auf, und es steigen große Dampfblasen daraus empor. Diese Erscheinungen werden als „die kleinen Eruptionen“ des Geyfirs bezeichnet. Dann folgt alle 24 bis 30 Stunden plötzlich eine „große Eruption“, bei welcher 2 bis 3 Wasserfäulen vom Durchmesser des Geyfirrohres unter gewaltigem Plochen und Brausen sowie

unter Dampfentwicklung 25 bis 30 Meter hoch emporgeschleudert werden. Das großartige Schauspiel hat nur eine Dauer von wenigen Minuten. Ein großer Teil des Wassers wird bei diesen heftigen Eruptionen über den Rand des Beckens hinausgeschleudert, so daß nach der Beendigung der Eruption sowohl das Geyfirbecken als auch ein großer Teil der Geyfirröhre entleert ist. Ganz allmählich steigt nun das Wasser von unten her wieder empor, und es bereitet sich eine neue Eruption vor. Das mit Kieselsäure beladene kochende Wasser, welches herausgeschleudert wurde, breitet sich in der Umgebung des Geyfirs aus und setzt bei der Verdunstung und beim Erkalten die Kieselsäure in Form von Tuff oder Sinter ab.

Kaum hundert Schritte von dem großen Geyfir liegt die Strokkurquelle; ihr äußeres Aussehen ist aber von jenem sehr verschieden. Sie hat sich an ihrer Mündung keinen hohen Eruptionskegel von Kieselstuf mit kesselartigem Bassin aufgebaut, sondern ihre Oeffnung ist nur von einem wulstförmigen, kaum 4 Zoll hohen Rande umsäumt, welcher aus einem braunen festen Sinter besteht. Unmittelbar von der Oberfläche senkt sich die Röhre hinab. An der Mündung hat dieser Kanal einen Durchmesser von 7 1/2 Fuß, in einer Tiefe von 26 Fuß aber verengt sich derselbe so sehr, daß er nur noch eine Breite von 1 Fuß besitzt. Das Wasser steht gewöhnlich 10 bis 13 Fuß unterhalb der Oberfläche und ist fortwährend in starkem Wallen und Aufkochen begriffen, ohne dabei höher aufzusteigen oder tiefer hinabzusinken. Der Strokkur besitzt die Eigentümlichkeit, daß er durch Verstopfung seines engen Trichterrohres durch Steine, Masen- und Torfstücke zu einer Eruption gezwungen werden kann. So hatten Freyer und Zirkel, die in ihrem Werke „Reise nach Island“ den Geyfirerscheinungen ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, dem Ungeheuer eine beträchtliche Ladung in den gährenden Rachen geworfen. Schon hatten sie die Hoffnung aufgegeben, den Strokkur, der bereits längere Zeit keine Eruptionen gezeigt hatte, spritzen zu sehen, als plötzlich ein dumpfer Laut an ihr Ohr schlug. Und sieh da, in der Gegend, wo der Strokkur lag, stieg mit unbefehlicher Gewalt eine mächtige Dampf- und Wassermenge empor; ihre folgte, eingehüllt in dichte Massen von Dampf, eine kolossale Wasserfäule, welche unter furchtbar brüllendem Geräusch aus dem Schlunde herausgeschleudert wurde und sich in die Luft zu außerordentlicher Höhe erhob.

Kaum hatte diese Wassermenge begonnen wieder zurückzusinken, als neue mit verdoppelter Kraft und noch betäubenderem Losen hervorbrechende Garben das Spiel weiter fortsetzten. Bisweilen trat für einige Augenblicke eine Pause ein, und dann spritzten nach allen Richtungen mit zischendem Geräusch kleinere Strahlen siedenden Wassers aus der Mündung hervor, den Dampf durchbrechend, der diese einhüllte. Die Höhe, bis zu welcher die Säulen emporstiegen, war unregelmäßig, bald größer, bald kleiner; manche erreichten wenigstens 80 bis 100 Fuß. Das Wasser war durch die zerlockten Erdschollen und Rosenstücke chocoladenfarbig und braungelb gefärbt. Steine, mit denen wir die Röhre verstopft hatten, wurden zu Höhen emporgeschleudert, daß sie fast unseren Augen entwandten; manche davon stiegen in so genau senkrechter Richtung auf, daß sie wieder in die Röhre zurückfielen und als mächtige Bälle den riesigen Springbrunnen zum Spielzeug dienten; zuletzt nahm die Höhe der Wasserfäule immer mehr ab, unvermutet schossen wie Blitze noch einmal ein paar nacheinander hoch hinauf in die Lüfte, aber dann war die ganze Erscheinung, nach sechs Minuten, verschwunden. Als keine Gefahr mehr bevorstand, unversehens verbrüht zu werden, näherten wir uns dem Brunnrohr, um dessen Mündung der Boden noch ganz mit heißem schmutzigen Wasser überschwemmt war, und schauten neugierig in den Trichter hinab. Wer an Schwin-

del leidet, darf dem Rauche nicht zu nahe treten. Der Bauer in Langao erzählte uns, daß mitunter Kühe, Pferde und Schafe in die Tiefe hineinfallen und in einem gänzlich zerfetzten Zustande wieder ausgeworfen werden. Im Nordlande hat der Dexamer daher seinen Namen erhalten."

Weit reicher an Springquellen, Kochbrunnen, Solfataren und Schlammfprudeln war bis zum Jahre 1886 das von Ferdinand von Hochstetter in seinem ausgezeichneten Reise-*„Neuseeland“* beschriebene Geyrgebiet dieser Insel-Gruppe. Durch die gewaltigen Explosionen und Aschenauswürfe des Vulkans Tarawera ist am 10. Juni 1886 fast das ganze neuseeländische Geyrgebiet vollständig zerstört worden. Zu den wunderbarsten Erscheinungen gehörten die heißen Quellen und Geyre des Waikato-Thales von Orakaitoko. Von einem Standorte aus, von welchem noch nicht einmal das ganze Gebiet zu übersehen war, zählte von Hochstetter 76 Punkte, wo heiße Quellen zutage treten. Unter ihnen befanden sich viele intermittierende, geyrartige Springquellen.

Wie sehr gerade die intermittierenden Eigenschaften solcher Sprudel Vorsicht beim Annäheren erheischen, erfuhren die Reisegefährten unseres Gewährsmannes. Sie wollten sich am frühen Morgen den Genuß eines Bades im Waikato verschaffen und hatten eben ihre Kleider in der Nähe eines Bassins voll siedenden Wassers niedergelegt, als sie plötzlich neben sich heftige Detonationen vernahmen und sahen, wie das Wasser in dem Bassin mächtig aufwallte. Erschreckt sprangen sie zurück und hatten eben noch Zeit, einem Gushad siedend heißen Wassers zu entrinnen; denn aus dem Bassin wurde jetzt unter Rischen und Brausen eine dampfende Wasserjähle in schiefer Richtung gegen 20 Fuß in die Höhe geworfen. Noch in größter Aufregung erzählten die Gefährten Hochstetters ihr Abenteuer mit dem heimtücklichen Geyr: als dieser aber zur Stelle kam, war längst alles wieder ruhig, und in dem 4 bis 5 Fuß weiten kesselförmigen Becken sah er kristallhelles Wasser nur leicht aufwallen. Es zeigte eine Temperatur von 94 Grad Celsius, reagierte völlig neutral und schmeckte wie leichte Fleischbrühe.

Die erste Wasser-Eruption, welche Hochstetter selbst beobachtete, erfolgte um 11 Uhr 20 Minuten vormittags. Das Becken war bis kurz vor der Eruption bis zum Rande voll. Unter deutlich vernehmbarem, murmelndem Geräusche in der Tiefe des Beckens kam das Wasser in immer heftigerem Kochen und wurde dann plötzlich unter einem Wirbel von 70 Grad in südwestlicher Richtung mit großer Gewalt ausgeworfen, und zwar 20 bis 30 Fuß hoch. Mit dem Wasser brachen unter zischendem Gebrause gewaltige Dampfmassen aus dem Kessel hervor, welche die Wassergarbe teilweise verhüllten. Dies dauerte anderthalb Minuten, dann nahm die auswerfende Kraft ab, das Wasser sprang nur noch bis 1 bis 2 Fuß hoch, und nach zwei Minuten hörte unter einem dumpfen gurgelnden Geräusch das Wasserpiel ganz auf. Als Hochstetter jetzt an das Bassin herantrat, war es leer, und er konnte acht Fuß tief hinabsehen in ein trichterförmig sich verengendes Loch, aus dem unter Rischen Wasserdampf entwich. Allmählich aber stieg wieder Wasser empor, nach zehn Minuten war das Becken von neuem voll, und um 1 Uhr 36 Minuten nachmittags fand die zweite, um 3 Uhr 10 Minuten die dritte Eruption statt. Sie scheinen also ungefähr alle zwei Stunden einzutreten.

Von einer alle Vorstellungen übertreffenden Großartigkeit ist das Gebiet der heißen Quellen und Geyre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: der Yellowstone-Park, dessen Naturwunder heute sich einer allgemeinen Anerkennung erfreuen, zählt gegen 3500 warme Quellen. Die einen — und das sind die zahlreichsten — fließen ständig und regelmäßig, die andern schlendern inter-

mittierend eine Säule von kochendem Wasser und Dampf in die Luft; solcher Geyre sind gegen 80 vorhanden.

Man beobachtet dort alle Uebergänge zwischen gewöhnlichen Thermalquellen und Geyren. Diese bisher ruhige Quelle kann plötzlich sich in einen Geyr umbilden und jener Geyr kann seinen explosiven Charakter verlieren und in den Zustand einer einfachen Quelle übergehen. Es scheint sogar, daß die Geyrthätigkeit in den letzten Jahren sich bedeutend vermindert hat, was die mit Recht auf den so hervorragend schönen und erhabenen Nationalpark eifersüchtigen Amerikaner stark beunruhigt. So kann z. B. „*Mountain Geyser*“, dessen Thätigkeit sehr groß gewesen ist, als heute erloschen betrachtet werden.

Das Wasser, das aus all den Schlünden sprudelt, ist von hoher Temperatur, die bisweilen die Siedetemperatur übertrifft. Der größte ist der „*Excelsior*“, der König der Geyre. Die nach innen zu steil abfallenden Wände seines Beckens erheben sich über der kochenden und wallenden 200 Quadratmeter großen Wasserfläche 5 Meter hoch und bestehen aus weißem oder grau-weißem geschichteten Kieselstein. Die sehr unregelmäßigen Eruptionen sind durch ihre Gewalt bemerkenswert. Große Felsstücke schleudert er oft 80 Meter hoch in die Luft, und die Masse des bei jeder Eruption emporsteigenden Wassers ist so groß, daß es das Niveau des benachbarten Flusses „*Fire Hole*“ um mehrere Zoll hebt.

Die Säule kochenden Wassers des „*Giant*“ ist weniger umfangreich als die des „*Excelsior*“, aber sie steigt bedeutend höher: 250 Fuß beim Beginn der Eruption. Diese findet regelmäßig alle 8 Tage statt und dauert 1 1/2 Stunden. Der populärste Geyr des Parks heißt „*Old faithful*“ (der treue Alte), weil er regelmäßig in den gleichen Zwischenräumen springt. 1891 geschah das alle Stunden, genauer alle 65 Minuten. Gegenwärtig findet nur alle 75 bis 80 Minuten eine Eruption statt.

Die gewöhnlichen warmen Quellen entstehen zumeist in einem runden Bassin, aus dem das Wasser überfließt, um in kleinere Bassins zu gelangen. Diese heißen Quellen, welche keine Geyrthätigkeit zeigen, sind von wunderbarer Schönheit. In den ruhigen Becken, aus denen immerfort Dampfblasen aufsteigen, zeigt das Wasser eine prachtvolle hellblaue oder tiefgriüne Farbe. Da ist das „*Smaragdbassin*“, dort „*Saphirbassin*“, die „*Türkisenquelle*“ usw. Eine der bemerkenswertesten ist „*Prismatic Spring*“ in der Nähe des Geyrs „*Excelsior*“. In der Mitte, nahe dem Ausbruch, ist das Wasser von einem tiefen Blau, das an den Rändern in Grün übergeht, um orange-gelb und rot in den weniger tiefen Teilen des Bassins zu werden.

Leontine.

Novelle von E. Palm.

Die Nacht ist herblich kühl, fest ziehe ich mir die Decke über den Kopf; doch nicht weil es mich fröstelt; es ist noch so eine Kinderge-
wohnheit. Wenn ich mich elend fühlte oder mich geärgert hatte, dann verschwand ich gerne schmolzend unter der schützenden Bettdecke, kam ich mir dann doch so hübsch abgeschlossen von aller Welt von.

Und ich fühle mich elend, ich habe mich geärgert. Worüber? Es sind natürlich meine Nerven, nichts weiter. Selbst unter der Bettdecke lächelte ich ironisch über die anderen und mich. Was die armen Nerven sich nicht alles aufpacken lassen müssen. Nein, es ist ganz etwas anderes. Ich bin unzufrieden mit mir und der Welt. Ach ich habe ja nichts erwartet als ich hierher kam nach Smorsanka. Es ist ja ein ides Nest und die Menschen bleiben immer dieselben. Ich auch — na ja. Man häutet sich nicht so leicht. Und dann — ich bin eine Persönlichkeit — meine Courtmacher — die Tröpfe — haben's mir so lange vorgefagt, bis ich's am Ende

selbst glaube — ach nein, gute Leontine — das bin nämlich ich — so weit ist's noch nicht mit Dir, daß Du unaufrichtig gegen Dich selbst wärest.

Also ich habe auch Nerven — aber im Grunde bin ich ein ganz launisches, undankbares Geschöpf, denn ich, die ich wahrlich als arme Offizierswaise dankbar sein müßte, daß der gute Großonkel mich alljährlich für Sommer- und Herbstdauer zu sich nach Smorsanka ladet — ich kann mir nicht helfen — ich finde all die Menschen, die sich hier dank der Gastfreundschaft des Hausherrn gleich mir alljährlich auf Smorsanka einfinden, unsagbar einseitig, langweilig, anmaßend oder boshaft. In diese drei Kategorien muß ich sie unbarmherzig einteilen und mich selbst? In welcher dürfte ich mich zählen? Wahrscheinlich zu den beiden letzten.

Aber wer redet gern immer nur von sich selbst, und ich studiere, glossiere so gern andere. Also Gefallen finde ich eigentlich nur an Onkel Tobias und seiner Frau. In Onkels Aderu fließt noch ein gut Teil polnisches Blut, das sich auch wohl ein wenig auf mich vererbt hat, denn seine Schwester war meine Großmütterchen. Er ist groß, hager, trotz seiner Achtzig, lebenslustig wie ein Jüngling; das heißt unsere Modernen vielleicht ausgenommen. Seine Augen haben noch ein Feuer, als hätten sie erst 30 Jahre die Schönheiten des Lebens getrunken. Er hat die Manieren eines polnischen Edelmannes, nur kennt er keinen Jähzorn, und ich habe ihn noch nie berauscht, oder seine gute Haltung verlieren gesehen. Ich verehere ihn. Und Tante Aurelia? Sie ist klein, zart, mit ihren 72 Jahren noch behend wie ein Miesel; um ihren Mund und ihre Augen zucken hundert Fältchen, aber auf den Wangen schimmert noch ein Abglanz der Jugendbrüde und ihre blauen Augen strahlen hell wie die eines jungen Mädchens. Sie lacht noch so gern und liebt es, recht viel ausgelassene Jugend um sich zu sehen; ich bin ihr viel zu alt (im Gemüt) und wenn ihre kostbaren Zähne (sie sind nämlich falsch aber ein Kunstwerk) schimmern, so hält man sie für 20 Jahre jünger und man vergißt ihr schneeweißes Haar. Das sind die guten Seiten, die blendenden. Immerhin hat die Kehrseite nichts allzu Enttäuschendes. Der Oheim ist ein wenig tyrannisch bei aller Lebenswürdigkeit und die gute Tante mäkelte mit dem eingebildeten Recht des Alters an allen modernen Neuerungen und Ansichten. Nur ihre Meinung, ihre Erfahrung, ihre Gewohnheiten sind maßgebend. Man muß ihr zu schmeicheln und nach dem Munde zu reden verstehen, und die Fähigkeit geht mir leider gründlich ab; da giebt es zu Zeiten kleine Reibungen zwischen ihr und mir, daß ich auf dem Sprunge bin abzureisen; doch dahin läßt es der Onkel nie kommen. Er hat ein unschuldiges kleines Faible für mich; wie er behauptet, ähule ich seiner ersten Liebe, die er in Versen bejungen hat. Onkel Tobias vermittelt also stets lebenswürdig zwischen mir und der alten Frau und ich schäme mich bei ruhigen Blute auch immer meiner unkindlichen Aufsehnungsver-
suche. Gott die Tante ist ja ein so liebes
trautes Großmütterchen.

Es ist auch eigentlich nicht ihre Art allein, die mich oft so borstig unliebenswürdig macht; aber die andern die hegen, weil sie mich nicht leiden können; da ist die Nichte des alten Herrn, eine ungeheiratete noch dazu, ihr Mann, war Onkels Neffe und ist längst tot, weil aber sie nur eine kleine Pension zu verzehren hat, markiert sie die zärtliche Verwandte, 4 bis 5 Monate Smorsanka — das greift ihrer Kasse unter die Arme. Diese Frau, die ich nur widerstrebend Tante anrede, ist mir ein Greuel. Alles an ihr ist falsch, nicht nur äußerlich, denn Tante Aurelie hat auch falsche Zähne und trägt einen Chignon, was sie nur verächtelt; aber ich kann ihr ihre Sveihselckerei — das Wort ist nicht schön — nicht vergeben und dann fallen mir ihre Töchter ebenso auf

die Nerven, wie die Alte selbst. Sie hat vier Stück davon und die Klüchlein gleichen der Glucke erschrecklich. Und dann haben sie oben drein noch Namen — — allerdings verbrach sie ja nur die Frau Mama allein, denn sie hat eine Schwäche für absonderliche Namen. Tabea, Minda, Orlanda und Salome — — man denke! Dann ist da eine Freundin Tante Aureliens, Fräulein Zulchen Coeschen — — Gott bewahre mich davor einmal solch eine böse Sieben zu werden, sie ist der rechte Typus einer alten Jungfer. Sonderbarer Weise trägt auch sie falsche Haare. Sie hat grelle stahlharte Augen, die mich gehässig mustern. Ich bin ihr ein Dorn im Auge mit meiner Keiferbe und Jugend. Sie scheint überhaupt die Jugend zu hassen, selbst das harmlose Gretchen Faber, Onkels Patenkind, verfolgt sie mit ihrer bösen Zunge. Die Kleine ist so recht der Gretchentypus, ein bißchen beschränkt, gutmütig bis zur Schwäche, unbedacht wie ein Backfisch, und dabei ist sie zwanzig. Sie legt den Kopf immer schief auf die Seite, sieht jeden, mit dem sie spricht, dummkindlich, schmachend an und seufzt hörbar nach einem Mann. Natürlich redet sie immer in Superlativen. Manchmal wird sie mir unerträglich, fast so unerträglich wie die beiden Vettern Szarnowicz, die mir wahr-scheinlich in Ermangelung eines interessanteren Versuchslaninchens auf Leben und Tod die Cour schneiden. Es ist gräßlich. Keinen Schritt kann ich thun, ohne diesen Doppelschatten hinter mir her zu bekommen und dabei die Stichelreden Frau Schoellers und ihrer vier Töchter, und die noch giftigeren des „lieben Zulchens“. All diese Menschen füttern sich eigentlich bei Onkel Tobias bequem und billig durch den Sommer, aber sie alle fühlen sich allein dazu berechtigt und jeder regaliert den anderen mit spizen Bemerkungen, mich speziell. Also die Herren Szarnowicz — — der eine ist blond wie eine halbgebackene Semmel, der andere rothaarig — — beide haben niedliche Milchgesichter und Georg, so nennt man ihn, lipfelt ein Wenig. Harro der Veltter spielt Klavier und Zither; auch singt er mäßig. Die Schoellerschen Mädchen ver-himmeln ihn geradezu und er hält sich für ein musikalisches Genie. Mir ist der Mensch schrecklich, besonders wenn er seine runden Hals-sangen verliert verdreht. Da ist mir der rothaarige Georg mit dem weichen Bärtchen und der lyrischen Ader noch lieber. Er verbricht gar nicht üble Verse, die in letzter Zeit viel von einer Leontine schwärmen — — aber er ist wenigstens nicht so aufgeblasen wie Harro und dabei von einer Liebe für mich besetzt, die selbst mein Gletscherberg manchmal rühren will. Aber die Stichelreden der andern! In solchem Kreise lebe ich nun schon etliche Jahre, und in diesem zwei-dollen Wochen. Anstatt daß ich mich erhole und erheitere, werde ich immer reizbarer. Schrecklich! Ich kann es den andern schließlich nicht einmal verübeln, wenn sie mich un-ausstehlich finden. Tante Aurelie ist dieses Mal beängstigt rücksichtsvoll gegen mich. Sie hat Heiratspläne im Kopfe, ich wittere Unheil. Gott es ist doch zu beschämend dieses Warten auf den Mann.

Heute passierte mir etwas Sonderbares. Ich liebe es früh aufzustehen und allein den nahen Wald zu durchstreifen. Gewöhnlich will Harro mit, aber seine Langschläfrigkeit hält ihn von der Bethätigung seiner edlen Absicht ab. Heute war's noch besonders zeitig, aber der Vogelruf lockte so verführerisch. Zimmer tiefer drang ich in den Wald. Ich mochte wohl schon so eine Stunde in der Waldeinsamkeit gewandert sein, da — ein Knacken, Brechen. Furchtsam bin ich nicht, aber nervös. War's ein Hirsch, ein Jäger, ein Wilderer? Die Grenze ist nicht weit von Smorjanka — vielleicht ein Schwärzer? Doch nichts von alle dem; aus dem Gebüsch trat ein modisch gekleideter Herr — — Sigismund Lanek. Ich stand wie erstarrt. Der Mann, der da vor mir stand, der hatte meine erste reine Liebe besessen. Er hatte mit die-

ser Liebe sein Spiel getrieben, wie er's zu thun wohl gewohnt war; mir aber hatte er ins Herz den Hochmut statt des weiblichen Empfindens gezaubert. Ein schlechter Tausch, aber einmal verjähmt, konnte ich meiner Natur nach keines anderen Mannes Liebe erwidern. Tausend süße Worte hatten mir jene Lippen gesagt, tausend feberheiße Küsse auf die meinen gepreßt, o und das alles — — pour passer le temps. Mir krallten sich die Nägel in die Handflächen, wie ich so stand und der Erscheinung in's noch so lebendvolle Gesicht starrte.

Und er? Er erkannte mich nicht einmal. Er zog den Hut ganz förmlich wie vor der Wildfremden.

„Können Gnädigste mir vielleicht sagen, wie ich gehen muß, um nach Bardenfeld zu kommen?“

Bardenfeld ist das Nachbargut. Mir war die Kehle wie zugeschnürt. Ich hob nur den Arm und deutete die Richtung an.

Ob ihm die Bewegung eine Erinnerung weckte? Sein Blick fixierte mich plötzlich auf-merklich und der lange Schnurrbart zitterte leicht. Wie gut ich das noch kannte!

Fünf Jahre sind seit unserer „Trennung“ vergangen; aber ich habe ein ach so treues Gedächtnis. Er also wieder auf Bardenfeld, unser Nachbar. Ob der Großonkel das wußte? O, mir gingen plötzlich die Augen auf, darum Tante Aureliens nachsichtiges Entgegenkommen. Sie bemitleidete mich am Ende gar? Mein Hochmut litt Folterqualen. Nur das nicht.

„Leontine,“ die Stimme!
Ich schrak empor. Was schlug da wie mit Hämmern an mein kaum eingelulltes Herz?

Sollte die Thorheit vom Neuen beginnen? Nein! und ich wandte mich und ließ ihn stehen. Warum that ich's doch! Vielleicht glaubt er jetzt wirklich nur meine Doppelgängerin gesehen zu haben. Männer vergeßen die Frauen, die einmal in ihrem Leben eine Episode gewesen sind, so leicht und eine große Rolle spielte ich in seinem Dasein nie. Gott, wie das brennt, die Scham.

Ich mußte mich heimgelassen legen. Natürlich hatte ich mich erkältet, vielleicht nasse Füße bekommen, ich ließ alles gelten; nur nicht das entsetzliche Fragen. Ich nahm sogar folgsam zwei Miesentassen Kamillenthee zu mir. Tante Aurelie kam, sie sah mich so eigen an. Vielleicht ist das meine Einbildung. Ach ich wittere jetzt überall Mitleid und Mitwässer. Ich glaube dabei im Grunde meines Herzens, daß Tante Aurelie ein goldiges altes Wesen ist, klug, scharfsichtig und hart.

Ich liebte. Die Waldspaziergänge, ganz Smorjanka bekommt mir schlecht. Es liegt wie Zieherluft über allem. Ich begegne so vielen neugierigen Augen, in denen die Bosheit lauert, das reizt mich so. Ich habe gehört, daß Lanek sich mit der Erbin von Bardenfeld verloben wird. Natürlich am Welde leimt er fest. Ich will fort, aber ich kann auch wieder nicht und Onkel Tobias läßt mich auch nicht. Da ist ein Heiratskandidat für mich angetaucht. Ein kinderloser Witwer ist's. Tante Aurelie verschwendet Stunden, um mich zu der guten Partie zu überreden. Ich glaube ich sagte schließlich ja, nur um Ruhe zu haben. Aber hätte ich sie dann? O ich kenne mich, ich würde diesen biederen Krugmann, so heißt der Kinderlose, entweder langsam zu Tode quälen und ärgern, oder ihn vergiften oder mich. Gott, nette Chancen für mein Seelenheil? Als verbißene alte Jungfer à la Zulchen oder als Kantippe Nr. — Gott weiß die wievielten, habe ich wohl kaum Aussichten auf Himmels-lohn. Heute war Herr Aloys Krugmann hier, er ist von Geburt Oesterreicher und sein treuherziges „ja mögen S' mich denn gar net?“ entwasnetete mich beinahe. Warum hat dieser Biederer nicht das Neuhere eines

Sigismund? Ach nein, das thut's nicht allein. Vielleicht würde ich mich um den „Einzigsten“ nicht „so haben“ wie Gretchen sagt, wenn er anders wäre als er ist. Die Verlobung ist perfekt. Soll ich den dicken Krugmann nehmen? Ich bin eine Waise, habe gar nichts, da ist dieser Antrag ein Riesenglück. Alle sagen es, sogar Harro. Der kleine Georg wimmert leise als Echo. Es ist gräßlich! Nein, nein und tausend Mal nein! Ich bin kein Herdenmensch. Gerade weil sie's alle sagen, will ich nicht. Und doch? Welch ein Loß! Solange ich noch einigermaßen ansehnlich bin, wird mich alle Welt daraufhin ansehen, warum und ob ich mich nicht verheirate. Und schließlich werden sie die alte Jungfer als Drohne — — nein Drohne paßt hier nicht — als unnützes Mitglied der Menschheit in einen Winkel stoßen, mich glücklichsten Falls in ein Stift bringen und da werd' ich sterben, unbedauert; im Gegenteil, ein ganzer Haufe alter Weiblein und Mägdelein wird meinen Tod sehnsüchtig erwarten, denn ich mache ja Einer Platz.

Ich thut's nicht, nein aber ich — — Nein nein, die Versuchung in Gestalt der Versorgung soll mich nicht unterkriegen. Wenn nur mein schwacher Körper nicht wäre. Aber so? Ueber kurz oder lang wird's nichts mehr sein mit den Stickerien, den Klöppeleien. Ich kann das ewige Sitzen nicht ab.

Ich habe sie gesehen. Er — stolz im Vorge-schmack seiner künftigen sicheren Position als Gatte einer feinstreichen Frau, sie blaß, fade, schwarzbraun, müde und gelangweilt. Ein sehr zärtliches Brautpaar scheinen sie nicht zu sein. Aber sie führen in einer eleganten Equipage und ich stand hart am Straßengraben mit sorglich geschürztem Kleide und durste den Staub den ihr Gefährt auf-wirbelte, schlucken. O ich ballte die Hände. Nun ist die Aufwallung vorüber. Nein, ich neide den Beiden das Glück nicht. Man sollte überhaupt keinen Menschen um sein bißchen Glück beneiden denn — entweder betrügen sich die Menschen selbst, oder das Glück betrügt die Vermissten.

Ich reise, reise morgen. Es hat einen Hei-denkrach zwischen mir und den Schoellers gegeben. Eine Versöhnung bleibt ausgeschlossen; da weiche ich, denn ich kann hier doch nicht länger bleiben. Aber heimlich will ich fort, sonst halten mich die guten Alten, morgen in aller Herrgottsfrühe schleiche ich mich fort, wie ein Dieb. Adieu Smorjanka . . .

Es ist Frühstückszeit. In der Veranda sitzen Schoellers, die Brüder Szarnowicz, der Hausherr, Fräulein Zulchen und Gretchen Faber. Tante Aurelie suchte Leontine. „Die Prinzessin wird wohl wieder ihre Launen haben,“ ängert sich Frau Schöller spitz und Fräulein Zulchen meint: „Gott, sie kann es sich ja gestatten.“ Dabei sieht sie auf den Hausherrn, der aber hört gar nicht auf die Stichelreden, denn er scherzt mit den jungen Leuten. Da kommt die Tante blaß und be-stürzt.

„Fort ist sie, fort! denke Dir Tobias!“ und ihre weißen Wäcker zittern.

„Wohin?“ fragen alle durcheinander.
„Das mag Gott wissen. O meine Ahnung!“ klagte die alte Dame. Und man sucht, sucht stundenlang.

Im Vorkenhäuschen, fern im Bardenfelder Walde aber kniet vor einem blaffen langaus-gestreckten Mädchen ein Mann, und dieser Mann ist Sigismund Lanek. Vor einer Stunde hat er Leontine tot im Walde gefun-den. Sie muß im Dämmern über eine Baum-wurzel gefallen sein. An ihrer Schläfe trock-net dunkel das Blut. „Ein unglücklicher Fall, ein erschütternder Zufall“ denkt Lanek schmerzbezeugt, er ahnt nicht, ein wie erlö-sender — —

Auflösungen aus voriger Nummer.
Zweifelbige Charade: Windspiel.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ — „Darum sage ich Euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ — „Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie?“ — „Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zuziehen?“ — „Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Aelien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Esen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen!“ — „Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns kleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürftet.“ — „Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.“

Die Kirche Jesu Christi.

XII.

Daß in unjeren Tagen das Streben nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit allzusehr in den Hintergrund tritt, läßt sich wohl nicht leugnen. Um so mehr macht sich andererseits das Streben nach irdischen Dingen bemerkbar. Wer aber die irdischen Dinge höher schätzt, als Gott und sein Gesetz, der dient (um mit den Worten des Herrn zu reden) dem „Mammon“, anstatt Gott zu dienen.

In der Legende des hl. Arsenius. lesen wir, es sei ihm ein Engel des Herrn einst erschienen, der also zu ihm sprach: „Komm mit mir und ich will dir zeigen, was für eine Verwandnis es habe mit den Werken der Menschen.“ — Der Engel führte ihn nun im Geiste in viele Gegenden und ließ ihn da manches schauen. Unter andern sah Arsenius einen großen, prachtvollen Tempel, in dem eine kleine Pforte führte; gegen diese Pforte hin bewegte sich ein Reitersmann auf seinem Pferde; der hielt ein langes Stück Holz aufrecht in seiner Hand und wollte zu der kleinen Thür hinein, aber das lange Holz, das er in der Hand hielt, hinderte ihn am Eintritt. Da er es aber nicht niederbeugen wollte, so war all sein Bemühen vergebens; er mußte vielmehr unverrichteter Dinge weiter ziehen, ohne den Eintritt in den Tempel gefunden zu haben. — Die Bedeutung des Bildes ist, lieber Leser, nicht so sehr schwer; unter dem Reitersmann sind diejenigen zu verstehen, die sich auf den Besitz irdischer Dinge sehr viel einbilden, die das Holz des Mammon stolz auf der Schulter tragen;

vergeblich ist ihr Bemühen, durch die enge, schmale Pforte, die zum Himmelreich führt, einzutreten, denn der Herr hat nicht umsonst das mahnende Wort gesprochen: „Es geht leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel.“ — und wieder im heutigen Evangelium, wie wir oben lasen: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen!“ — Wenn aber die Reichen den Eintritt ins Himmelreich nicht finden, so ist es nur ihre eigene Schuld; wie es die Schuld jenes Reiters war, wenn er zu der kleinen Pforte nicht hinein konnte, da er das Holz nicht senken wollte, wie es doch notwendig gewesen wäre, um hineinzukommen. Doch, um das Gleichnis nicht noch weiter fortzuspinnen, sagen wir: Auch den Reichen ist der Eingang in den Himmel offen, wenn sie ihre Güter nach Gottes Willen verwenden; wir sehen dies aus dem Beispiele vieler Könige und Fürsten, die durch einen gottseligen Lebenswandel eingegangen sind in die Glorie des Herrn. Wie es sich also bei jenem Reitersmann um die Wendung des Holzes gehandelt hat, so wird es sich hier bei den Reichen um die Anwendung des Reichthums handeln, falls sie den Eintritt in die Pforte gewinnen wollen. — Der Reichthum an und für sich ist noch nicht Sünde, wohl aber die leidenschaftliche Gier, ihn zu besitzen oder zu vermehren, ist Sünde. Darum sagt der Apostel Paulus in seinem ersten Sendschreiben an Timotheus: „Nicht jene, die reich sind, sondern jene, die reich werden wollen, fallen in Verführung.“

Wir kehren nun zu unsern Betrachtungen über die Kirche Jesu zurück. In sog. gebildeten Kreisen begegnet man in unsern

Kirchenkalender.

- Sonntag, 24. August.** Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. Bartholomäus, Apostel. Evangelium nach dem h. Matthäus 6, 24-33. Epistel: Galater 5, 16-24. St. Lambertus: Feier des 13-stünd. Gebetes. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 Uhr feierliche Komplet und Lebeum. St. Martinus: Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Männer-Sodalität.
- Montag, 25. August.** Ludwig, König. St. Lambertus: Prozession nach Kevelaer. Morgens 5 Uhr Pilgermesse. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. Franziskaner-Klosterkirche: Fest des hl. Königs Ludwig, des Patrons des III. Ordens vom hl. Franziskus. Morgens 6 1/4 Uhr feierliches Hochamt für die Mitglieder des III. Ordens. Nach demselben wird die General-Abolution erteilt.
- Dienstag, 26. August.** Samuel, Prophet.
- Mittwoch, 27. August.** Gebhard, Bischof. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Danksgangmesse der Pilger.
- Donnerstag, 28. August.** Augustinus, Bischof und Kirchenlehrer.
- Freitag, 29. August.** Johannes Enthauptung.
- Sonntag, 30. August.** Noja von Lima, Jungfrau. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit Segen zum Schluß.

Zagen gar seltsamen Anschauungen über die Kirche Gottes; gar gnädig glaubt man sich aber noch zu äußern, wenn man sagt: In den früheren barbarischen Zeiten hat die Kirche außerordentlich gut gewirkt, und auch jetzt ist sie vom größten Nutzen bei den barbarischen Völkern; wo aber die Bildung der Menschheit weit vorgeschritten ist, da braucht man die Kirche nicht mehr; da kann und wird sie aufhören." — Die so reden, lieber Leser, sind eben Ungläubige; sie haben bloß für die natürliche Bildung des Menschen auf dieser Welt ein wenig Sinn; an Christus, als den Gottmenschen, als Erlöser von der Sünde und Führer in das herrliche Leben der himmlischen Glorie, glauben sie nicht; wer will sich also wundern, wenn sie so, wie sie es thun, über die Kirche Jesu reden? Und doch! Mag die natürliche Bildung der Menschheit fortschreiten bis zu einer Vollkommenheit, die nur immer denkbar ist — für das übernatürliche Leben der Gnade und Glorie braucht doch jeder Mensch und jedes Volk das Christentum und die Kirche, und zwar das ganze Christentum, die wirkliche Kirche, gerade so, wie Christus sie angeordnet hat.

Darum ist es aber auch einleuchtend, daß die Kirche unveränderlich bleiben muß; könnte sie sich verändern, so würde sie ja nach der Veränderung eine andere sein, als sie zuvor gewesen: sie wäre also auch nicht mehr die rechte, die wahre Kirche, die der Herr gestiftet hat. So muß sie also immer und überall dieselbe Offenbarung Gottes als ihre Lehre verkünden; sie muß immer und überall dieselben sieben Sakramente spenden, nicht weniger, nicht mehr, nicht andere; sie muß immer und überall dasselbe hl. Messopfer darbringen, darf es nicht verändern oder gar aufgeben; die lehrende Kirche muß immer aus den rechtmäßigen Nachfolgern der Apostel bestehen, unter dem rechtmäßigen Nachfolger des hl. Petrus, als dem Oberhaupt der ganzen Kirche; sie muß endlich immer dieselben drei Vollmachten ausüben: die Menschen zu lehren, zu heiligen und regieren, wie ihr göttlicher Stifter es angeordnet hat. Und wenn neue Irrlehren auftauchen, so darf die Kirche nicht etwa eine neue Lehre dagegen aufstellen, sondern sie muß aus der alten Offenbarung — die in der hl. Schrift und in der Tradition hinterlegt ist — die wahre Lehre ihres göttlichen Stifters klarer ins Licht stellen und wirksamer den Gläubigen einprägen. Thatsächlich hat die lehrende Kirche es so gehalten gegenüber allen, im Laufe der Jahrhunderte aufgetauchten Irrlehren — aber verändert hat die Kirche sich niemals, wie Christus, ihr göttlicher Stifter und ihr Haupt, sich nicht verändern kann: sie ist und bleibt unveränderlich.

Freilich sind oftmals solche aufgetreten, die wesentliche Veränderungen vornehmen wollten; allein mit diesem ihrem Beglücken hörten sie auch auf, Glieder der wahren Kirche Jesu zu sein; es sind die Stifter der Sekten, der Kirchenpaltungen: sie fielen von der Kirche ab, wie ein verdorrter Zweig, der von einem lebendigen Baume abgebrochen wird, damit er der Entwicklung des Baumes nicht schade.

In der Kirche aber können alle Menschen jederzeit das finden, was ihr göttlicher Stifter zum Heile der Menschheit angeordnet hat. Sie kann weder etwas davon verlieren noch auch die Merkmale einbüßen, so daß man sie nicht mehr als die einzig wahre Heils-Anstalt Christi erkennen könnte. Wohl uns, lieber Leser, wenn wir dieses nicht nur immer besser erkennen, sondern auch die Gnaden immer eifriger beaugen, die unser Herr uns durch Seine hl. Kirche vermittelt.

Appetitlosigkeit im Sommer.

Von Dr. med. Th. Höpeln.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Appetit beim Menschen im Sommer geringer

zu sein pflegt, als im Winter. Im Sommer braucht der Mensch zur Erzeugung der Eigen- oder Körperwärme weniger Nahrungszufuhr. Es ist also ganz verkehrt, an heißen Tagen so viel und so nahrhaft essen zu wollen, wie in kalten Tagen. Die Natur zeigt uns schon den Weg. Die warme Jahreszeit bringt die verschiedensten Früchte, die mannigfachsten Gemüße. Der Genuß von Obst und Salat kühlt das Blut und verhindert Magenüberhitzung oder gar Entzündung, die naturgemäß Appetitlosigkeit nach sich ziehen. Wichtig zu essen und zu trinken ist eine Kunst, die gelernt sein will. Der moderne Mensch ist im allgemeinen viel zu viel, zumal im Sommer, wo der Organismus so wenig Zufuhr gebraucht, besonders wenn dem Körper keine besonderen Anstrengungen zugemutet werden. Man kann leider heute nicht mehr sagen, der Mensch ist um zu leben, sondern er lebt um zu essen. Essen ist für unendlich viele Menschen die erste Lebens Sorge und der höchste Genuß geworden. Der zur Mäßigkeit geborene Organismus wird künstlich zum Vielleser gemacht. Der natürliche Appetit ist das Mahnen des Körpers, daß neue Zufuhr von Speise und Trank nötig ist. Wird der Appetit nicht befriedigt, so tritt in weiterer Folge der Hunger ein, als Zeichen, daß der Magen das unangenehme und peinigende Gefühl der Leere und Unthätigkeit durch Nervenaffekt zum Bewußtsein bringt. Den Hunger spürt man vorzugsweise im Magen, den Durst dagegen meist in der Kehle. Hunger ohne Appetit ist schon eine krankhafte Erscheinung, und das, was so genossen wird, kann dem Organismus nicht von normalem Nutzen sein. Der moderne Magen ist vielfach entartet, er ist nervös geworden, der moderne Appetit ist bei sehr vielen Menschen keine natürliche Mahnung mehr, es ist eine künstliche Reizung, der Magen hunger ist ein Gaumen hunger geworden, der Mensch ist nicht mehr allein zur Stärkung, er ist auch zum Vergnügen. So kommt es, daß das Hungergefühl rasch wieder verschwindet, wenn es nicht zur gewohnten Zeit gestillt wird. Der gesunde Hunger steigt und fällt mit dem wirklichen Bedürfnisse des Organismus nach festen Nahrungsmitteln, also mit dem tatsächlichen Verbrauch von Körperbestandteilen. Und dieser Verbrauch ist bei vielen Menschen sehr gering. Ein Kind, welches wachsen soll, ein Mann, der stark körperlich arbeitet, ein Rekonvaleszent, alle diese hungern mehr und öfter als ausgewachsene Menschen, oder Leute, die nichts thun. Niemand sollte mit gefülltem Magen zu Bette gehen, besonders nicht im Sommer, denn sonst sind unruhiger, wenig erfrischender Schlaf die Folge. Am andern Morgen hat man Kopfschmerz und leidet an Appetitlosigkeit. Alle sogenannten Nachtesser werden selten alt; sollte dieses ausnahmsweise doch einmal geschehen, so werden sie im Alter von den verschiedensten Leiden gequält werden. So trägt die Mäßigkeit stets den Lohn in sich selbst, denn nur der Gesunde kann wahrhaft lebensfreudig, wahrhaft arbeitslustig sein. Wer aber zu oft und zu viel isst, der wird träge im Geiste, müde am Körper, er leidet stets an Verdauungsbeschwerden und Appetitlosigkeit.

Appetitlosigkeit ist das verbreitetste Uebel der Neuzeit, es hängt innig zusammen mit dem Magenkatarrh, wo die Magenschleimhäute gerötet und gedunsen sind und einen reichlichen Schleim erzeugen. Der Magen ist aber nicht krank, weil zu viel Schleim da ist, sondern der Schleim entstand eben durch die vorhandene Krankheit. Appetitlosigkeit und Magenkatarrh entstehen meistens, wenn der Magen durch zu große Mengen von Speisen oder Getränken überladen wurde. In diesem Zustande sollte man dem Magen gar nichts anbieten, man sollte hungern und so lange frisches Wasser trinken, bis der Magen wieder leer und gesund ist. Im Sommer kann man diese Entleerungskur noch durch den Genuß von reifem, säuerlichem Obst unterstützen. Der Genuß solchen Obstes ist für jeden Magen gesund. Wer Obst in größeren Mengen

nicht mehr vertragen kann, der gewöhne sich langsam wieder daran. Nur ein ganz und gar ruiniertes Magen wird und kann sich nicht mehr an Obstgenuß gewöhnen, denn der Mensch ist von Natur aus ein Obst- und Früchteesser.

So lange die Zunge noch belegt ist, so lange ist der Magen noch krank. Das beste und sicherste Zeichen eines völlig gesunden Magens ist aber eine reine, unbelegte Zunge. So lange dieses nicht der Fall ist, so lange die Zunge noch ganz oder auch nur teilweise belegt ist, kann der richtige Appetit sich nicht einstellen, so lange muß man noch Diät üben. Man kann diese enthaltene Diät auch durch einige unschuldige Hausmittel unterstützen. Stößt man nämlich sauer auf, so nehme man zwei- bis dreimal täglich eine Messerspitze doppeltkohlen saures Natron oder einen Teelöffel voll kohlen saures Magnesia. Letztere ist ein sehr leichter Stoff, der sich nicht in Wasser löst und auch nur schwer angerührt werden kann. Man gießt am besten das Magnesiapulver auf das Wasser in einem Trinkglaße, nach kurzer Zeit sinkt das Pulver selbst unter, dann erst rührt man und trinkt. Stößt man jedoch ranzig auf, so lasse man diese Mittel weg, da hilft ein guter Cognac besser.

Will bei richtiger Diät die Appetitlosigkeit nicht weichen, so liegt ein anderes Leiden vor. Die Appetitlosigkeit ist nämlich die stete Begleiterin jeder Krankheit, mag sie akut oder chronisch sein. Daß beispielsweise der Appetitmangel und das Fasten bei Fieberkrankheiten im Heilbestreben der Natur liegt, geht schon allein aus dem auffallenden Umstande hervor, daß während des Fiebers kein Magen saft abgesondert wird, oder Kranke also einfach nicht verdauen kann. Jede Nahrungszufuhr, jede übermäßige wenigstens, kann nur schädlich sein. Der Mensch kann nämlich ungeheurer lange ohne feste Nahrungsmittel leben. Gesunde Menschen ertragen Hunger und Durst gewöhnlich nur acht Tage lang, kranke Leute dagegen können bei Wassergenuß 50 bis 60 Tage ohne Nahrung bleiben. Es verhungert sich also nicht so leicht.

Wer an Appetitlosigkeit leidet, suche daher seine Leiden nicht durch scharfe, reizende oder medikamentöse Mittel zu vertreiben, sondern durch vernünftige Diät, durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, durch Arbeit, Bewegung in frischer Luft, durch Reisen oder Sport. Es ist Sache eines Jeden, für seinen Körper das Richtige zu suchen und zu finden.

Die Poesie der Sommersprossen.

Aesthetische Skizze von Dr. Hubert Sandt.

„Pfui!“ höre ich im Geiste meine lebenswürdigen Leserinnen ausrufen. Sommersprossen und poetisch? So wenig wie Tag und Nacht, sauer und süß, zusammen gehören, so wenig schön und häßlich sich zu einander gesellen, so wenig können jene widerlichen braunen Flecke, die auch das einnehmendste Antlitz zu entstellen vermögen, etwas mit der Poesie gemeinsam haben! Und doch, halt ein! Zunächst behaupten wir ja nicht, daß jene, bekanntlich unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen in der Schleimschicht der Oberhaut sich bildenden „Märzen-“ oder „Lautflecken“ als ein Attribut der Schönheit von der Poesie verherrlicht werden. Diese hat vielmehr einzig die Aufgabe, freudeberklärend und leidverföhnend auf des Erdenpilgers Leben einzuwirken, und wenn sie dies vermag, fürwahr, dann hat sie als guter Genius der Menschheit ihres heiligen Amtes vortrefflich gewaltet! Wie, wenn sie nun in letzterem Sinne auch hier ihre Aufgabe erfüllte? Wenn sie den „duspfeten“, „gemerlten“ oder „gerleselten“ Menschenkindern, wie man sie in Tirol nennt, den armen „Getäyelten“, wie sie in Franken und im Elsaß heißen, ein Wort des Trostes spendete über die verpönten Flecken, die als eine immerhin unangenehme Beigabe unserer schönen Jahreszeit empfunden zu werden pflegte? Hauptsache im ganzen Men-

schönen Leben bleibt doch immer, auch dessen weniger erfreulichen Zugaben eine lichte Seite abzugewinnen und den schlimmen Tag auch für gut zu nehmen. Diese einzig praktische Lebensweisheit lehrt uns auch in Bezug auf die Sommerprossen die Poesie! Kein Geringerer als der Dichter des „Liebesfrühlings“, unser Friedrich Rückert, ist es gewesen, der einer mit Sommerprossen bedachten Schönen folgenden köstlichen Spruch spendete:

„Du zürst, in Deinem Spiegel zu entdecken,
Daß auch auf Deiner Wange Frühlingsflur
Der Sommer schon — wie du dich's er-
ledest —

In leichten Fleckchen zeichnet seine Spur.
D, laß den Flor der Nacht den Spiegel decken
Und sieh' hinauf zum leuchtenden Azur!
Dort sind mehr Stern', als auf der Wange Flecken,
Und jeder Stern ist eine Fierde nur!“

Ist das nicht geradezu köstlich gesagt? Was die Sterne am nächtlichen Himmelsge- wölbe, das sind jene gelb-braunen Fleckchen auf einem dunkel leuchtenden Mädchenantlitz! Freilich ist's ja nur ein Dichter, der so etwas behauptet, und den Dichtern ist nie recht zu trauen, denn man weiß nie, woran man mit ihnen ist. Das zeigt sich wieder so recht deutlich ebenfalls bei Rückert. Schon frugig muß uns folgendes Sonnett aus dem „Liebes- frühlings“ machen:

„Im Sommer draußen als durch Busch und
Hecken
Auf Deinen Fußtritt meiner sich erpichte,
Beklagt' ich Deine Schönheit, daß zu nichte
Darum ein Teilchen wird durch Sonnenflecken.
Jetzt, wo Dich die Erinnerungen wecken,
Vor meinem Geiste stau' ich, wie im Lichte
Du dastehst mit so reinem Angesichte,
Daß ich kein ein'ges Fleckchen kann entdecken.
Was ist das? Ist es wohl der leusche Winter,
Der mit dem Schneeglantz Deine Flecke sauber
Gemacht hat, daß Du strahlst als wie die Lilien?“

Das klingt nun freilich schon etwas anders. Die „Sommerflecken“ erscheinen hier schon als Zerförer der Schönheit des Antlitzes — wie wär's, wenn wir demselben Dichter glaubten, der das Geheimnis der rätselhaften „Flecken“ mit der Deutung löst:

„An der Wange meiner Liebsten steht ein kleiner
Fleck.
Amor hat ihn hingestellt, darum steht er da so fest.
Art'gen Säure um sich verbreitend,
Hier im Garten steht der Mohr,
Daß er vor Verabingung schirme
Amors zarten Blumenstör.“

„Ja,“ lachen meine schönen Leserrinnen, „das läßt sich schon ertragen, ein einziges Fleckchen — das vielleicht nicht einmal zur Gattung der „echten“ gehört!“

Selbst Goethe erwähnt die verpönten Flecken, ein Beweis, wie sehr wir im Rechte waren, wenn wir eingangs für dieselben die Poesie in Anspruch nahmen. Und zwar ist es das unübertroffene Meisterwerk Goethe's, sein „Faust“, das auf die Sommerprossen Bezug nimmt. Im zweiten Teile desselben hören wir eine reizende Blouidine sich an Mephisto mit den Worten wenden:

„Ein Wort, mein Herr! Ihr seht ein klar Gesicht,
Jedoch so ist's im leid'gen Sommer nicht!
Da sprossen hundert bräunlich-rote Flecken,
Die zum Verderb die weiße Haut bedecken.“

Unser Hexenmeister Mephisto ist natürlich sogleich mit einem jener gepriesenen „unsehl- baren“ Hautmitteln zur Hand:

„Schade, so ein leuchtend Schächchen!
Im Mai getuschelt, wie eure Pantberkäthen!
Rehmt Frochlaitch, Krötenzungen, kohobiert,
Im vollsten Mondlicht sorglich destrilliert,
Und wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen
Der Frühlings kommt, die Tuppen sind entwichen!“

Wie wär's, wenn die verehrte Leserin das Mittel einmal probieren möchte? Müht's nichts, so schadet es auch nichts! Würde es ja auch hier heißen. Zimmert hin versucht man ja gern alles, um eine Unzierde, eine Entstel- lung des Körpers zu beseitigen. Und eine solche bilden die Sommerprossen doch. Wer entsinnt sich nicht jenes Mannes, mit dem uns Friedrich Reuter in seiner „Festungstid“ be- kannt macht? „En oller, langer, dröger

Mann, sin Gesicht mit Summersprossen be- malt: er sah schön gel un brun ut“ — nicht wahr, Verehrteste, der reinste Adonis? Und Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Regerle geheiß, Hofprediger in Wien, ge- storben 1709, dem man gewiß nicht nachsagen kann, er habe die Welt der Unvollkommenheit mit Glacéhandschuhen angegriffen, erzählte einst auf der Kanzel von einer Frau, sie habe ein übelgestaltetes und gar ungeschaffenes Gesicht bekommen, einzell, ganz braunangerisch über und über getüpfelt in dem Angesicht — eine gar possierliche Miniaturarbeit, wobei er leider verschweigt, wodurch das beklagens- werte Weib dies Mißgeschick verschuldet habe.

Und doch ist dies das erste: man muß die Ursache des Uebels kennen, wenn man an die Heilung deselben denken will. Was meint nun die Dichtung hierüber? Daß es nicht mit rechten Dingen dabei zugeht, darüber war man sich ja im allgemeinen einig und zwar stempelte man gern den scheckigen Kuckuck zum Sündenbock. So glaubt man in Nieder- österreich heute noch, daß derjenige, der dem Kuckuck nachspottet, unwillkürlich mit Som- mersprossen behaftet wird; daher der Name „Kuckiger“, „Guggaschegg'n“.

Der Vogel hat eben im Volksglauben die Macht, seine scheckige Farbe unter gewissen Voraussetzungen auf die Menschen zu über- tragen. Erst verhältnismäßig spät dämmerte die Ahnung, daß doch wohl die Sonne nicht ganz unschuldig an den Sommerprossen sei. Daher die Mahnung, einjährige Kinder, wenn man sie vor „Laubflecken“ bewahren will, nicht in die Sonne zu tragen, am allerwenig- sten zur Zeit der Sonnenwende. Denn nun steht die Sonne im Zenith und entfaltet ihre stärkste Kraft. Erwachsene dagegen sollen sich vor der Märzsonne hüten — daher die Be- zeichnung „Märzenerle“. Eigenartig und gewiß nicht ohne Humor wird die Ent- stehungsurache unserer vielgeschmähten Fleck- chen von der Dichterin Therese v. Arder an- gegeben; nach ihr verschuldet sie einfach der Reib:

„Er schöpft aus dem Quell
Zwei Tropfen, wandelt sie mit Gifte
In einer gelben Mischung schnell
Und spritzt sie freudig in die Lüste.
Er hat sich nicht zu viel vertraut:
Wohin ein Tropfen sich ergossen,
Da haftet auf der Schwannenhaut
Unheilbar nun ein Sommerprossen.“

„Unheilbar?“ höre ich meine Leserrinnen ängstlich fragen. Nun, da wir keine medi- ziniische Abhandlung schreiben, bleibt uns nichts weiter übrig, als wiederum den Volks- glauben, die Dichtung, um Rat zu fragen. Und, Gott sei Dank, diese ist um „ganz un- sehlbar“ wirkende Heilmittel nicht verlegen. Freilich sind diese in ihrer Mehrzahl nicht gerade sehr appetitlich; aber was thut's? Hauptsache ist doch, daß sie sicher wirken! So bedienen sich die Schlesier wie die Steirer und Oberpfälzer des Frochlaitches; auch be- streicht man sich wohl in Steiermark mit Baldschnecken.

Aber nicht nur Heilmittel aus der Tierwelt kennt der Volksglaube, sondern auch pflanz- liche Medikamente. In Südtirol thut's der Saft der „weinerden“ Neben, in Oberbayern wirkt der bräunliche Saft der Belschnauß und ein Aufguss von Blättern des Nachtschattens Wunder, in Norddeutschland muß der ägende Saft der Wolfsmilch (Euphorbia) die lästigen „Sonnenplacken“ beseitigen. Allen Heilmitteln aber an Wirkung voran steht der Tau und, wie simpel, das frische Wasser! Kinder sollen vor allem mit Morgentau gewaschen werden, und in der Oberpfalz geht der Ge- plagte noch vor Sonnenanfang auf die Wiese und wäscht sein Antlitz mit Tau. Waitau, besonders solcher vom 1. des Monats gilt als hervorragend kräftig, und der an den Lehren hängende wirkt unsehlbar: dabei be- vorzugen die Schwaben den vom Roggen, die Oberpfälzer den vom Weizen. Aber auch Wasser im allgemeinen thut's, namentlich Märzenschneewasser, mit dem besenchtete Lapp- chen aufgelegt sehr wirksam sind, und Oster-

wasser, vor Sonnenanfang schweigend ge- schöpft und nach Hause getragen. Oft kommt es darauf an, wie das Wasser geschöpft wird: gegen den Strom oder, wie in Süddeutsch- land, umgekehrt! Hier muß man auch da- rauf achten, daß während des Frühläutens geschöpft wird, während der Norddeutsche den Wind dabei nicht missen mag. In Tirol hält man viel darauf, daß das Waschen im Mond- schein geschieht, und im bayerischen Walde gehen die braunfleckigen Dirnen beim ersten Glockentone des Karjamsstags zum Bache und waschen ihr Antlitz, das nun ganz sicher seine ursprüngliche Schönheit und noch etwas mehr wieder erhält. Besser freilich ist's, wenn man für Vorbeugungsmittel sorgt. So legt man z. B. in Norwegen das Kind am Tauf- tage in die Sonne; dann bekommt es nie- mals Sommerprossen, und auch das Oster- wasser besitzt, wie ehemals der Quell Arethusa, eine prophylaktische Kraft.

Was nun verehrteste Leserin? An Mit- teln, jene „Farbstoffablagerungen“ im so ge- nannten „Malpighischen Schleimney“, wie der gelehrte Mediziner die Sommerprossen nennt, zu beseitigen, scheint kein Mangel. Das Beste an diesen Mitteln ist freilich, daß sie der — Dichtung angehören. Daher möchten wir allen Besten Trost zu suchen, die uns lehrt, daß

„Gar bald der leusche Winter
Mit dem Schneeglantz unsere Flecken sauber
Macht, auf daß wir strahlen wie die Lilien!“

Sine gute That.

Von Hans Paul.

Ein ärmlich eingerichtetes Stübchen. Frau Bohanka und ihre Tochter sitzen Tag und Nacht gebückt über ihrer Näharbeit, man hört nichts weiter als das monotone Gerä- sel der Nähmaschinen. Da hält Fräulein Marie das surrende Rad an, legt die Hände in den Schoß und sagt:

„Endlich, liebe Mutter, sind wir mit der Arbeit fertig.“

„Dem Himmel sei Dank,“ seufzt Frau Bo- hanka auf, „daß wir pünktlich liefern können. Frau Baronin v. Eberhard ist eine gute Kundin. Sie braucht die Regligées zu ihrer Badereise und da durften wir mit Bändern und Schleifen nicht sparjam umgehen.“

„Ja, es gab viel auszunutzen,“ bestätigte Marie, „und wenn Du mir nicht geholfen hättest, hätte ich's allein wirklich nicht schaf- fen können.“

„Nun, vier Hände bringen mehr vor sich als zwei,“ meinte die Mutter, „und wenn es sich um die Kundschaft der gnädigen Frau Baronin handelt, da müssen schon die äußer- sten Anstrengungen gemacht werden.“

Und daß sich die Ärmste bis zum Ueber- maß angestrengt hatte, bewiesen schon die nächsten Tage. Ein quälender Husten machte sich von neuem bemerkbar, der arg an ihren Kräften zehrte. Marie pflegte die Kranke mit wahrhaft hingebender Zärtlichkeit, aber trotz aller Pflege traten die Krankheitsymp- tome von Tag zu Tag beängstigender auf.

Bald hielt denn auch Frau Sorge ihren Einzug in die kleine Wohnung. Mariens Verdienst wurde immer geringer, die wenigen zusammengeparten Groschen wanderten für Arznei in die Apotheke und bald schmückten die wenigen entbehrlichen Möbelstücke das Verfallamt. Ganz fremd in der großen Stadt, lediglich auf die Arbeit ihrer Hände ange- wiesen, wagte Marie nicht, jemand ins Ver- trauen zu ziehen und ihm Einblick in ihre Notlage zu gestatten. Ein eigentümlich pei- nigendes Gefühl erfaßte sie, eine nervöse Un- ruhe vermochte sie nicht mehr zu unterdrük- ken. Des Nachts setzte sie sich an die Ma- schine und nähte bis zum Tagesanbruch, um den Lebensunterhalt für den nächsten Tag heranzuschaffen. Nur ein Gedanke erfüllte sie noch: ihrer kranken Mutter Erleichterung und Linderung bieten zu können, ihr weihete sie ihr ganzes Leben.

Die Verzweiflung trieb sie eines Nachmit-

tags auf die Straße, sie vermochte es in der dumpfen engen Stube nicht mehr auszuhalten. Equipagen jausten auf Gummirädern an ihr vorüber, gebaute Menschen promenierten auf dem Trottoir, — für sie hatte niemand auch nur einen Blick. Schon wollte Marie den ersten Besten um eine Geldspende aufsehen, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

So kam sie auch in die Straße, in welcher die Baroin wohnte. Ein Landauer hielt vor dem Portal des Palais und ihr entstieg eine vornehme Dame mit einem Hündchen auf dem Arme, das sie zärtlich streichelte.

„Wenn diese Dame ihren Hund so liebt,“ dachte Marie, „so kann sie auch für das Elend der Menschen nicht gleichgültig sein,“ und die Arme nahm sich ein Herz und schlich zaghaften Schrittes die Treppentufen empor. Aber es ist nicht so leicht, zu den Höhen dieser Welt zu gelangen. Ein Thürsteher in Livree musterte sie mit durchdringenden Blicken und fragte sie endlich, was sie hier zu suchen habe. Als sie ihm ihren Wunsch, mit der Herrin des Hauses sprechen zu wollen, in aller Bescheidenheit vorgetragen hatte, rief der Thürsteher nach längerem Ueberlegen einen Diener herbei, dessen Obhut er Marie übergab. Der Diener aber wies die Bittende mit barschen Worten zurück und erklärte, die gnädige Frau sei erst morgen Vormittag zu sprechen. Marie mußte unverrichteter Sache wieder umkehren.

Blutenden Herzens wankte sie von Neuem durch die Straßen. Keinen Pfennig Geld, kaum einen Bissen Brot mehr zu Hause, was sollte sie beginnen? Da kam ihr ein rettender Gedanke: sie hatte wunderschönes, gold-blondes Haar, — wenn sie ihre langen Zöpfe opferte, konnte sie wenigstens für das Notwendigste sorgen. Ohne weiteres Besinnen trat sie in einen Friseurladen, der Schmuck ihres Hauptes fiel unter der Scheere. Die paar Silberlinge trug sie zum Bäcker, zum Kaufmann, zum Schlächter. Ueberglücklich betrat sie die armselige Wohnung. Ein düster brennendes Lämpchen beleuchtete mit schwachem Schein die wachsblichen Gesichtszüge ihrer Mutter. „Gieb mir zu trinken,“ stöhnte die Kranke und Marie war übergelüchelt diesen Wunsch erfüllen zu können.

Ein lange, bange Nacht. Die Kranke wälzte sich im Fieber auf ihrem Schmerzenslager. Marie suchte ihr jede nur denkbare Erleichterung zu verschaffen, aber alle ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf das Gesicht einer Sterbenden. Langsam schlichen die Morgenstunden dahin. Wenn sie stärkende Medizin hätte herbeischaffen können, war vielleicht die Katastrophe noch hinausgeschoben, vielleicht ließ sie sich gänzlich aufhalten.

Gegen 11 Uhr machte sich Marie von Neuem auf den Weg zur Frau Baroin.

„Was Sie wohl denken, Kleine,“ meinte der Diener und zuckte die Achseln, „zu so früher Stunde ist die Gnädige noch nicht zu sprechen. Kommen Sie um 1 Uhr wieder.“ Damit schloß er ihr die Thüre vor der Nase zu.

Noch drei Stunden, — Marie irrte gleich einer Wahnsinnigen durch die Straßen. Schließlich setzte sie sich auf die Treppe einer Kirche nieder und zählte von Viertelstunde zu Viertelstunde die Glockenschläge. Halb zwölf, dreiviertel, zwölf Uhr: Die Fabriken wurden geschlossen, die Arbeiter eilten zum Mittagessen. Halb eins, — endlich ein voller Glockenschlag, . . . die so heiß ersehnte Zeit war gekommen.

„Da sind Sie ja schon wieder,“ knurrte der Diener ärgerlich, „Sie machen mir ja mehr Arbeit als Sie verantworten können. Aber nun schnell herein, die Gnädige will bald Toilette machen.“ Damit schob er Marie in einen Salon. Verblüfft stand das Mädchen vor all der Herrlichkeit und dem Prunk, welcher die Frau Baroin umgab. Dieselbe saß

in ein prachtvolles Morgenkostüm gekleidet, in einem Sessel, die Füße auf ein Sammetkissen gestützt, in ihrem Schooße lag das Hündchen.

„Der Diener sagte mir, daß Sie mich auf alle Fälle sprechen wollen,“ meinte die Gnädige, „was wollen Sie denn so eilig von mir?“

„Gnädige Frau,“ antwortete Marie und Thränen liefen über ihre Wangen, „meine Mutter ist schwer krank, ich weiß vor Not und Elend weder aus noch ein, — bitte, helfen Sie uns!“

Die Baroin machte ein sehr ernstes Gesicht. „Das ist die alte Leier,“ meinte sie dann, „so sagen Alle, die nicht arbeiten wollen.“

„Aber ich habe doch schon so viel für Sie geliefert,“ wandte Marie ein, „all die Negligees sind von mir gefertigt worden.“

„So, so,“ wunderte sich die Baroin, „die waren sehr hübsch und sauber. Aber zu teuer, ich komme billiger weg, wenn ich diese Sachen in den Magazinen kaufe. Aber ich will gelegentlich mal bei der Dienerschaft nachfragen, vielleicht benötigt die etwas. Da's Ihnen nun gar so schlecht geht, bitte . . . hier . . .“ sie entnahm ihrem Portemonnaie das erste beste Silberstück und drückte es Marie in die Hand. Das Mädchen erröthete über und über, — sie schämte sich, ein Almosen annehmen zu müssen. Noch ehe sie einen Dank gestammelt hatte, wurde der Gnädigen Besuch gemeldet. Ein paar Freundinnen erkundigten sich nach ihrem Befinden und als sie von der Notlage Mariens gehört hatten, beeilten sie sich zu versichern, daß auch sie sofort helfend eingreifen wollten. Auch der Baron erschien.

„Das ist ja ungeheuerlich, liebe Kleine,“ meinte er, „bei unserer so wohl organisirten Armenpflege sollte man so etwas gar nicht mehr für möglich halten. Natürlich werde ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, schon morgen sollen Sie von mir hören.“

Aber es wurde morgen und übermorgen, es vergingen drei, vier Tage, — kein Mensch kümmerte sich um die beiden Einsamen. Von Neuem sprach Marie bei der Baroin um Arbeit vor. Die Dame war beschäftigt mit den Vorbereitungen zu einem Wohlthätigkeitsbazar; sie konnte sich doch nicht ausschließlich der Familie Bohanka widmen, ließ sie sagen, sie habe ja für noch mehr Hilfsbedürftige in der Stadt zu sorgen.

„Lassen Sie sich ja nicht so bald wieder hier sehen,“ schrie sie der Diener an, „wir sind hier in einem anständigen Hause, verstehen Sie?“

Von Entsetzen gepackt, eilte Marie wieder auf die Straße. Halb bewußlos vor Erschöpfung langte sie zu Hause an, ihre Knie zitterten, ohnmächtig sank sie zu Boden. Ein schwacher Auf ihrer Mutter gab ihr endlich die Bestimmung wieder.

„Mein armes Kind,“ flüsterte die Kranke und ein warmer Strahl der Mutterliebe belebte ihre Augen, „härme Dich nicht mehr um mich. Ich fühle, daß es mit meinen Kräften schnell zu Ende geht. Und das ist vielleicht gut so, denn die Sorge um mich bedrückt Dich mehr, als Du dir selbst eingestehst.“

Marie war vor dem Bett in die Knie gesunken, Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung nähten ihre Wangen.

„Mutter, Mutter!“ rief sie verzweifelt aus, „verlaß mich nicht, laß' mich nicht als hilfloses Wesen zurück.“

Die Kranke legte ihre abgemagerten Hände auf das Haupt der Knieenden. „Weine nicht, mein Liebling,“ tröstete sie ihr Kind, „ich wünschte, ich könnte für Dich noch leben, aber der Himmel hat es anders bestimmt.“

Marie fühlte, wie die Hände der Verschöbenden erlärten, „Gott segne Dich“, erzitterte es noch wie ein Hauch vor ihrem Ohre, ein banger Seufzer erstarb in einem kaum vernehmbaren Atemzuge, — dann war Alles still. Mariachen suchte ihre Mutter durch Benetzen mit kaltem Wasser wieder in's Leben

zurückzurufen, aber all diese Versuche erwiesen sich als nutzlos, der bleiche Tod gab seine Beute nicht mehr frei.

Von der Angst vor etwas Unerforschlichem getrieben, begab sich Marie auf die Suche nach einem Arzt. Der Erste war verreist, der Zweite selbst unpaß, der Dritte war für die Armenpraxis in diesem Bezirk nicht zuständig. Unverrichteter Dinge kehrte sie nach Hause zurück.

Die Mutter lag kalt und starr auf ihrem Lager.

Ein Schrei der Angst, der Verzweiflung, der Klage entrang sich der Brust des der Verzweiflung nahen Mädchens. Ihr Kopf drohte zu zerspringen, ihre Lippen erbeben, das Herz klopfte in gewaltigen, unregelmäßigen Schlägen. Selbe und schwarze Punkte tanzten einen wilden Reigen vor ihren Augen, sie suchte mit krampfhaften Bewegungen der Arme nach einem Halt, sie fand keinen, — glitt vorn über den Boden und blieb reglos liegen.

In den Morgenblättern war eine ergreifende Geschichte zu lesen. Eine Nähterin war tot in ihrer Wohnung aufgefunden worden, ihre Tochter hatte, wahrscheinlich aus Schreck, einen derart heftigen Nervenschoc erlitten, daß ärztliche Hilfe gegen das schon sehr weit vorgeschrittene Herzleiden sich als machtlos erwies. Unter den Händen des Arztes noch versagte das Herz für immer.

„Das ist ja eine ergreifende Geschichte,“ meinte die Baroin und legte das Zeitungsblatt bei Seite. „Es müßten doch Vorkehrungen getroffen werden, damit solche wehleidigen Sachen nicht öfter passieren.“

Der Diener flüsterte ihr etwas in's Ohr. „Nicht möglich,“ staunte die Gnädige, „die Frau Bohanka ist das? Und da habe ich gestern eine ganze Menge alte Sachen zusammen suchen lassen, die wir zum Ausbessern hinschicken wollten!“

„Bohanka, Bohanka?“ sagte der Baron, „war das nicht die kleine Nähterin, die erst vor Kurzem mal hier war? Na, da sah sie aber noch ganz munter aus. Aber so ist's mit diesen Leuten, so was lebt immer nur von der Hand in den Mund.“

„Ja, aber für ein anständiges Begräbniß müssen wir nun doch Sorge tragen,“ seufzte die Baroin, „das hat man von seiner Gutmüthigkeit. Nicht genug, daß man Alles gethan hat, um ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen, müssen wir auch im Tode noch für sie eintreten.“

Das Leichen-Begräbniß war ein fast pomphaftes, die Beteiligung eine so starke, wie sie bei „Armen-Leichen“ noch nie vorgekommen war. Und das Alles nur, weil sich die Frau Baroin an die Spitze eines Komitees gestellt hatte, das die Kosten der Beerdigung aus freiwilligen Gaben zu bestreiten sich vorgenommen hatte.

Eine wahrhaft, edle Frau, die Baroin, hieß es in der Trauer-Versammlung. „Es ist wirklich nicht zu begreifen, weshalb sich die Leute nicht schon bei Lebzeiten an sie gewandt haben. Aber auch jetzt ist es noch nicht zu spät für eine gute That.“

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen einen Monat, eine Bezeichnung für einen Erlass des Yaren, einen Roman von Zola, einen Nebenfluß der Donau.

Diamanträtsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen 1. einen Konsonanten, 2. einen Ausruf des Erstaunens, 3. einen französischen Operntropfen, 4. eine bekannte Stadt Persiens, 5. ein Land Aiens, 6. eine französische Stadt, 7. einen Konsonanten. Richtig gefunden lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten Mittelreihe.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steyer.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-38. „In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß, und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadthor kam, siehe da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war: und viel Volk aus der Stadt gieng mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Die Kirche Jesu Christi.

XIII.

Wenn die Propheten Elias und Elisäus im Alten Bunde Tote zum Leben erweckten, so beteten sie zum Herrn; Christus aber geht hin und sagt: „Jüngling, Ich sage dir, stehe auf!“ Jesus spricht als der Herr des Lebens und des Todes! Der Tote aber richtete sich auf und fing zu reden an, und Jesus führte ihn zu seiner Mutter, — die Zuschauer aber sind von heiliger Furcht ergriffen und rufen aus: „Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat Sein Volk heimgesucht.“

Wie diese Witwe um ihren Sohn getrauert, so — sagen die heiligen Väter — trauert die Kirche um jeden Sünder, der geistig gestorben, in der schweren Sünde dahinglebt: ohne Unterlaß sendet die Kirche, als liebende Mutter, Gebete für die sündige Menschheit zum Himmel, und Jesu erlösende, göttliche Macht befreit die Reuigen vom ewigen Tode. — Witwen und Mütter aber, die so unglücklich sind, Kinder zu haben, die abgeirrt sind von dem Lichte der göttlichen Wahrheit, von der Bahn des göttlichen Gesetzes, und dem geistigen Tode verfallen sind, — solche trauernden Mütter sollen beten, wie die hl. Monica, die Mutter des Kirchenlehrers Augustinus, für diesen ihren Sohn gebetet hat, als er noch in Irrium und Sünde lebte. Der hl. Augustinus hat nach seiner Bekehrung sich selber mit dem gestorbenen Jüngling von Naim und seine weinende Mutter mit der Mutter jenes Gestorbenen verglichen. Ein Bischof, dem sie ihren Kummer klagte, tröstete sie mit dem prophetischen Worte: „Es kann nicht sein, daß ein Sohn so vieler Thränen verloren gehe!“

Wenn nun die Kirche nichts anderes will, als was ihr göttlicher Stifter will, nämlich das Heil der Menschen, ihre ewige Seligkeit, — so ist es fächerlich zum Bewundern, daß

die Kirche rings herum von grimmigen Feinden umgeben ist. Was der geniale Feldherr Moltke dem jungen deutschen Reiche zurief: „Feinde ringsum!“ — dieses Wort läßt sich mit viel mehr Wahrheit auf die Kirche anwenden.

Aber woher diese seltsame Erscheinung? Die Antwort, lieber Leser, ist nicht sehr schwer: ist der göttliche Stifter der Kirche einst gehaßt und verfolgt worden bis über den Tod hinaus, was Wunder, wenn auch die Kirche gehaßt und verfolgt wird! Das hat der Herr aber auch vorausgesagt: „Gedenket der Worte, die Ich gesagt habe; der Knecht ist nicht größer als der Herr; haben sie Mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen; das habe Ich euch gesagt, damit ihr daran nicht Anstoß nehmet, denn es kommt die Zeit, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird“ (Joh. 15 u. 16). — Und wie in den Aposteln, so hat die lehrende Kirche auch in deren Nachfolgern Haß und Verfolgung zu tragen: nicht aus persönlichen, sondern aus kirchlichen Ursachen — deshalb nämlich, weil sie als kirchliche Vorgesetzte ihre heiligen Pflichten erfüllen, die ja nur zum Heile der Menschen sind. Darum sehen wir auch immer und überall, daß derjenige, der seine Pflichten von sich wirft und von der Kirche abfällt oder sie verrät, nicht mehr verfolgt, sondern sogar gelobt wird, — freilich nur für kurze Zeit; es wird nicht lange dauern, bis man für ihn das Stillschweigen der Verachtung hat, das der Verräter allerdings auch verdient.

Und diese Feindschaft gegen die Kirche Jesu macht sich durch alle Jahrhunderte geltend, und es wird so bleiben bis zum Ende der Tage; denn da sie das Reich der Wahrheit und Heiligkeit und Gerechtigkeit ist, so ist der Kirche Alles feindlich gesinnt, was Irrium und Lüge, was Sünde und Laster, was Gewaltthat und Ungerechtigkeit ist. — Die ersten Feinde Christi waren die Juden; sie sind

Kirchenkalendar.

- Sonntag, 31. August.** Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten. Paulinus, Bischof. Evangelium nach dem hl. Lukas 7, 11-16. Epistel: Galater 5, 25-26 u. 6, 1-10. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. St. Karmelitesen-Klosterkirche: Heute wird das Fest des heiligen Augustinus gefeiert. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Fest-Andacht.
- Montag, 1. September.** Regidius, Abt. St. Rochus: Abends 8^{1/2} Uhr Philosophisch-theol. Vortrag für Männer und Jünglinge. Thema: Visionen und Prophezeiungen.
- Dienstag, 2. September.** Stephan, König von Ungarn.
- Mittwoch, 3. September.** Remaclus, Bischof.
- Donnerstag, 4. September.** Rosalia, Jungfrau. Ida, Witwe.
- Freitag, 5. September.** Victorinus, Bischof und Martyrer. St. Rochus: Abends 6 Uhr Kreuzwegandacht, 7,9 Uhr Sühneandacht für Männer und Jünglinge. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. Karmelitesen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 7,6 Uhr Predigt, danach Herz-Jesu und Armen-seelen-Andacht.
- Sonntag, 6. September.** Magnus, Abt. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit Segen.

auch die ersten Feinde der Kirche gewesen und geblieben bis auf den heutigen Tag; und wie sich die Heiden zur Verfolgung Christi von den Juden verleiten ließen, so daß sie ihn zum Kreuzestode verurteilten, so sind sie auch gleich nach den Juden als die Verfolger der Kirche Jesu aufgetreten. Dann traten die Philosophen des Unglaubens auf; wie in den Tagen der Apostel, so sind sie auch jetzt noch eifrig bemüht, ihre Göttergaben zum Kampfe gegen die Wahrheit zu mißbrauchen. Noch gefährlicher, ja, viel gefährlicher waren die auftretenden Irrlehrer, weil sie aus den Gliedern der Kirche selbst aufstehen — wie auch gegen Christus ein Vertreter aus Seinen Aposteln aufstand.

So wird denn gegen die Kirche Jesu bis auf den heutigen Tag von allen Seiten angestürmt, und alle Arten von Machtmitteln werden gegen sie aufgeboten: Rednerbühnen, Lehrstühle, Presse, Gesetzgebungen, Geld etc. An all diesen Mitteln ist die Kirche arm; keine einzige Macht erhebt sich für sie; wie eine schwache Jungfrau steht die Gottesbraut da im Getöse des feindlichen Ansturmes. Aber wie sie auch bedrängt wird, sie weicht nicht; sie wird mißhandelt, aber fällt nicht; sie wird verwundet, aber stirbt nicht, — und esiegt und unbesiegt steht sie da, während alle ihre Feinde, einer nach dem andern, (viele sogar hinter den auffallendsten Strafgericht des Himmels) dahinsinken. Es kann aber auch nicht anders sein, denn das Wort ihres göttlichen Stifters bürgt dafür: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18).

Kun ist indeß wohl zu beachten, lieber Leser, daß die Kirche Jesu niemals so siegt, wie sonst von zwei kriegsführenden Völkern das eine siegt: ihre Siege sind nicht irdische Siege, sondern von der Art, wie Christus sie errungen! Der Herr aber wurde bekanntlich ergriffen, gebunden, gegeißelt, gekreuzigt begraben: Er schien als besiegt, und Seine Feinde siegreich. Allein das war nur der äußere Schein; denn als wahrer Sieger ist Er auferstanden, und als wahrhaft Besiegte sind die Feinde untergegangen. — Auch hierin ist die Kirche das treue Nachbild ihres göttlichen Vorbildes: fast in allen Kämpfen ist der äußere Verlauf ein solcher, daß die Kirche besiegt und ihre Feinde siegreich zu sein scheinen. Aber nur ein wenig Geduld! Der weitere Verlauf wird zeigen, daß auf der Seite der Kirche der Sieg ist, wie ihr göttlicher Stifter es verheißt: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!“

Unser Obst als Heilmittel.

Von Dr. med. Rossen.

Es dürfte sicher von großem Interesse sein, über die Heilkraft mancher Obstarten etwas Näheres zu erfahren. Kann man sich etwas Angenehmeres denken, irgend eine Krankheit statt mit schlechthameckender Arznei durch den Genuß von reifem Obst zu vertreiben?

Alle unsere Obstsorten enthalten Citronen-, Wein- und Apfelsäure, welche kühlend und lösend auf das Blutleben einwirken. Freilich erfordert der reichliche Genuß von rohem Obst einen Magen, der in der heutigen Zeit leider immer seltener wird, nämlich einen gesunden, kräftig arbeitenden. In einem bereits geschwächten, in dem modern-nervösen Magen erregt das rohe Obst leicht Beschwerden und Blähungen. In früheren Zeiten war das anders. Die alten, tapferen und kräftigen Römer kannten als Nachspeise bei ihren oft sehr reichlichen Mahlzeiten nur das Obst, namentlich den Apfel. Sie kannten die günstige Wirkung des reifen Obstes auf die Verdauung sehr genau. Käse als Nachspeise kannte man nicht und wollte man nicht kennen.

Gelocktes Obst, bekannt unter dem Namen Kompot, bläht weniger und ist leichter verdautlich als das rohe, aber seine Heilwirkung ist lange nicht so bedeutend. In dieser Ab-

handlung ist daher stets nur von rohem, nicht von gelockten Früchten die Rede.

Nach der Jahreszeit dürfte die erste reife Frucht die Erdbeere sein. Dann folgt die Stachelbeere. So verschieden die beiden Früchte im Aussehen und Geschmack sind, so gleichartig günstig wirken sie bei einer weitverbreiteten, lästigen Krankheit, bei der Sichte. Kein Geringerer als der große Botaniker Linné hat diese Heilkraft der beiden Früchte entdeckt. Ein Zufall brachte ihn darauf. Eines Tages wurde der große Gelehrte von einem starken Sichte-anfall geplagt. Er aß eine Menge Stachelbeeren und fühlte schon nach kurzer Zeit Linderung der Schmerzen. Das mußte mehr als Zufall sein. Linné aß wochenlang täglich Stachelbeeren und seine Sichtscherzen wurden immer geringer und sein Schlaf immer besser. Drei Jahre lang brauchte Linné eine Stachelbeerkur, dann war er für immer von der Sichte befreit. Bei einem Freunde brachte er die Erdbeerkur als Sichtmittel zur Anerkennung. Die Erdbeere eignet sich besser für einen schwachen Magen. Auch gegen Nierengries und Stein-krankheiten hat sich eine Erdbeerkur als heilsam erwiesen. Bei manchen Personen verursacht die Erdbeere anfangs eine Stuhlverhaltung, das schadet nichts, die verliert sich mit der Zeit von selbst. Sonst hilft man durch Wassertrinken nach.

Manche Personen bekommen nach dem Genuße von Erdbeeren einen rosenartigen Ausschlag. Diese Personen leiden an träger Magenfunction und wählen als Heilmittel am besten die Stachelbeere, bei deren Genuß sie die Schaaie ausspeien müssen.

Bei Fieberkrankheiten geben Erdbeeren in Wasser zerdrückt ein sehr angenehmes und beruhigendes Getränk. Berühmte Aerzte wie Hufeland und Boerhave haben sich in ihren Werken über die Heilkraft der Erdbeere und der Stachelbeere sehr anerkennend ausgesprochen, wenn sie auch ihre Wirkung bei Lungenleiden bezweifeln.

Reichlicher Genuß von ganz reifen Erdbeeren gilt auch als ein Mittel gegen den Bandwurm. Es sollen hier die Samenfrüchte der Erdbeere wirken, wie es ähnlich bei den Gurken ist. Der Jahreszeit nach folgt dann die Kirschbeere, welche aber als Heilmittel weniger berühmt ist. Sie ist mehr eine erquickende Frucht. Die süße Kirschbeere soll bei chronischen Unterleibsstockungen schöne Erfolge aufweisen, natürlich bei fortgesetztem Genuß.

Dann folgt der Apfel, der bei den alten Völkern in noch größerem Ansehen stand als bei uns. Den Apfel kann man zu mancherlei Kuren gebrauchen, so bei Blutverdickung, Hartleibigkeit, Hämorrhoiden, Sichte und Storb-ut. Auf weiten Seereisen dient der Genuß von Äpfeln als ein sicheres Vorbeugungs- und Heilmittel gegen den Storb-ut. Ein süßsäuerlicher Apfel ist auch ein vorzügliches Schlafmittel. Man kann sehr gut kurz vor Schlafengehen einen oder zwei gute Äpfel essen und sehr erquickend darnach schlafen. Keine Obstsorte ist wohl so kultiviert worden wie gerade der Apfel. Jedes Land der Erde hat seine besondere, spezifische Apfelsorte. Der Boden drückt eben dem Obste seine Eigentümlichkeit auf. Klima und Boden geben die Feinheit. Es gab ursprünglich nur wenig Sorten von Äpfeln, aber der Wohlgeschmack, die Bekömmlichkeit und die Heilkraft derselben ließ bei den Menschen den Wunsch aufkommen, immer mehr und bessere Sorten zu erzielen. So kam man auf die künstliche Befruchtung. Diese künstliche Befruchtung durch Blasebalg oder mittels Pinsels eröffnete der Pomologie ein gewaltiges Feld. Wer kennt und zählt heute alle die verschiedenen Sorten von Äpfeln? Die Hauptsache ist und bleibt der schöne süßsäuerliche Geschmack, die schöne Mittelstraße nicht zu süß und nicht zu sauer.

Der Verbrauch des Apfelweines hat in unserer Zeit eine große Ausdehnung angenommen, der aber mehr auf die Klame, als auf seine Heilwirkung zurückzuführen ist. Gutes Obst schadet dem Menschen niemals, aber

schlechter Obstwein kann sehr viel schaden. Je säuerlicher ein Obstwein ist, desto mehr greift er die Verdauung an. Ein gut ausgegorener Obstwein dagegen ist unschädlich. Viele Personen können Obst, auch reifes Obst, nicht in Menge vertragen. Das ist eine Schwäche des Magens. Der Mensch war ursprünglich ein Fruchtfresser, kein Fleischfresser, das steht wissenschaftlich fest. Der ursprüngliche Magen hat also jede Frucht ohne jegliche Beschwerde verdaut. Eine sehr beliebte Kur ist schließlich noch die Traubenkur. Die wirklich reifen, an Ort und Stelle frischgepflückten Trauben verdienen ihren Ruf als Heilmittel vollkommen. Aber auch nur diese, nicht diejenigen, welche vom Rhein nach Berlin oder aus Ungarn nach Wien gesandt werden. Jedes Obst, welches versandt wird, wenigstens jedes Beerenobst, wird nicht ganz reif abgepflückt. Und dieses nicht ganz reife Obst eignet sich nicht, ganz und gar nicht, zu einer Heilkur. Solches unreife Obst reizt den Verdauungskanal, erregt Abführen und schwächt die Verdauung. Wer daher eine wirklich heilsame Traubenkur durchmachen will, muß in ein Traubenland reisen.

Die reifen Trauben dienen als ein gutes Mittel bei Gelbsucht, Steinleiden, Hämorrhoiden und Blutstockungen. Die Sorte der Traube ist bei der Kur gleichgültig, da entscheidet am besten der Geschmack.

Im Interesse der Menschheit liegt es, immer daran zu denken, daß sie im Anfang Fruchtfresser nicht aber Fleischfresser war.

Sunds- oder Tollwut.

Von Dr. med. S. Ebinger.

Berlin ist seit einiger Zeit wieder von der Hundesperre erlöst. Als vor etwa einem Vierteljahr diese Sperre verhängt wurde, da konnte man Berlin in zwei Teile trennen, in das lachende und das grollende. Alle, die keine Hunde besaßen, lachten aus Schadenfreude, alle Hundebesitzer grollten. Angst zeigte niemand in Berlin. Es machte ganz den Eindruck, als ob die früher so gefürchtete Sunds- oder Tollwut ihren Schrecken verloren habe. Heute sehnen beide Teile in Berlin das Ende der Sperrezeit herbei, denn die in den Wohnungen eingeschlossenen Hunde erfassen den Mangel an körperlicher Bewegung durch andauerndes Bellen, so daß man in jedem Hause, auf jeder Etage Hundegebell vernehmen kann.

Die Entstehungsbursache der Tollwut ist auch heute noch unangeklärt, aber man weiß mit Bestimmtheit, daß sich das Butgift unänderlich im Nervensystem, im Gehirn und Rückenmark und in den Speicheldrüsen entwickelt. Das Butgift ist ansteckend, aber nur wenn es in das Blut des Menschen oder Tieres gelangt. Nächst dem Hunde werden die zum Hundegeschlecht zählenden Tiere wie Wölfe und Füchse am meisten und leichtesten von der Tollwut befallen. Die Tollwutkrankheit kommt zwar am meisten in den heißen Sommertagen zum Ausbruch, aber sie entsteht auch in geringerer Anzahl zu jeder Jahreszeit. In Rußland werden in der Regel mehr Wölfe als Hunde tollkrank. Es steht fest, daß zu Pasteur in Paris jährlich zwischen 15 und 25 Personen kamen, die von tollen Wölfen gebissen waren. Das Tollwutgift war dasselbe wie bei den Hunden. Pasteur, welcher den Schrecken der Tollwut durch sein Injektions-Verfahren gebannt hat, wandte folgendes Verfahren an. Er machte durch Butgift ein Kaninchen krank. Die Incubationszeit dauerte bei diesem empfänglichen Tierchen nur sieben Tage. Das Rückenmark aller infizierten Tiere, namentlich aber dasjenige der Kaninchen ist in seiner ganzen Ausdehnung von Butgift durchsetzt. Aus diesem gesättigten Rückgrat schnitt Pasteur sieben Stücke nacheinander heraus, um sie in kleinen Flaschen in trockener Luft aufzuhängen. Um jede Feuchtigkeitsabzuhalten, befand sich im Halse der Flaschen noch ein Stückchen kautschukenen Kalks (Kali-

kausticum), welches bekanntlich jede Feuchtigkeit mit Bier auffängt.

Zelänger das Butgift in trockener Luft hängt, desto geringer wird seine Virulenz oder Ansteckungskraft, so daß nach vierzehn Tagen dieselbe fast ganz erloschen ist.

Um Menschen und Tiere gegen Tollwut zu schützen, sie unempfindlich oder immun zu machen, wandte Pasteur folgendes Verfahren an. Er nahm ein Stückchen Rückenmark, welches bereits vierzehn Tage lang in der Luft gehangen, also seine Ansteckungskraft ganz oder fast ganz verloren hatte, verrieb es mit sterilisierter Bouillon und spritzte von dieser Mischung eine Pravaz'sche Spritze voll Tier oder Mensch unter die Haut. Am zweiten Tage kam ein Stückchen Rückenmark an die Reihe welches nur 12 Tage in der Luft gehangen und sofort bis schließlich Gift eingespritzt wurde, was nur zwei Tage in der Luft gehangen hatte, also seine Ansteckungskraft noch ganz besaß. Die so behandelten Menschen und Tiere waren immun, gefeit gegen das Tollwutgift. Genau so wurden auch die von tollen Hunden oder Wölfen gebissenen Menschen behandelt, nur manchmal mit dem Unterschiede, daß die Zwischenzeit der einzelnen abgefärbt wurde, um so mehr abgefärbt, als die Infizierung stärker war.

Das Verfahren Pasteurs hat sich voll bewährt, hat der Tollwut, gegen die man früher kein Heilmittel kannte, den Schrecken genommen.

In Paris besteht seit Jahrzehnten ein Institut, wo täglich Tollwutranke behandelt werden können. Außer Paris wird es wohl keine andere Stadt in der Welt geben, die ein solch' Institut besitzt. Das erklärt sich erstens aus dem Umstande, daß die Incubations- die Ansteckungszeit eine sehr lange ist, so daß jeder Gebissene Zeit hat nach Paris zu reisen. Besteht der Gebissene kein Geld zu dieser Reise, so wird der Staat, zu dem er gehört, schon aus Rücksicht auf das Gemeinwohl ihm die Reisekosten gerne bezahlen.

Die Zeitdauer zwischen Biß und Ausbruch der Krankheit ist beim Menschen in der Regel um so kürzer, je jünger die gebissene Person ist. Im Alter von 2 bis 20 Jahren beträgt die Incubationszeit im Mittel 45 Tage, im Alter von 20—70 Jahren 75 Tage. Erst wenn nach vier Monaten, 120 Tagen, sich keine Tollwut zeigt, kann man annehmen, daß der Biß nicht giftig war. Jüngere Personen sind weniger empfänglich als ältere.

Zu den sichersten Merkmalen, daß ein Hund tollkrank ist, gehört die eigentümliche Veränderung der Stimme, die schon beim ersten Anfall der Tollwut bemerkbar wird. Das stohweise, abgesetzte Bellen gesunder Hunde wird bei den tollkranken zu einem heiseren, kurzen Seheul, ohne einzelne Anschläge, das sich in einen höheren Ton auszieht und mit jedem folgenden Anfall heiserer und miltönender wird. Erst im weiteren Verlauf tritt die Licht- und Glanzsehen ein, die man fälschlicher Weise auch Wassersehen nennt. Der tollranke Hund würde gerne Wasser zu sich nehmen, aber er kann es nicht, weil er durch die Krankheit Schlingbeschwerden hat. Die Dauer der ausgebrochenen Tollwut währt selten über vier Tage. Gewöhnlich endet das Tier unter Lähmungen und Zuckungen bereits am dritten Tage. Im Anfange der Krankheit ist der Gang des Hundes noch kräftig, der Schweiß wird nach aufwärts getragen. Erst nach und nach treten die Zeichen der Schwäche und Lähmungen ein, dann erst hängt der Schwanz herab, aber niemals ist er zwischen die Hinterschänkel geklemmt, wie viele Menschen irrthümlich glauben.

Da das Butgift nur schadet, wenn es direkt in das Blut eingeführt wird, so kann man jede Wunde ungestraft ansaugen, wenn man heile Lippe und Zunge hat. Auch kann man eine frische Bißwunde mit Chlorwasser oder starkem Spiritus waschen und oft so das Gift unschädlich machen. Einer gesunden, hellen Haut schadet das Gift niemals. Ist man also

von einem tollkranken Hunde nur belect worden, so kann man das Gift einfach mit Seifenwasser abwaschen.

Geschlagen? — Hart Steuerbord!

Marine Skizze von Paul Sohnwald.

Die Geschwaderübungen haben begonnen. Längs der ganzen deutschen Ostseeküste hört man den Kanonendonner der manövrierenden Schiffe. Ein schönes Schauspiel ist es, Deutschlands Flotte an sich vorbeiziehen zu sehen. Jedoch selten oder garnicht bietet sich für einen Binnenländer Gelegenheit dazu und sieht man sie auch wirklich einmal, so ist es nur auf Augenblicke. Es könnte gerade von einem passierendem Schiffe sein, sonst nie. Wenn man sieht, wie die Schiffe Formationsübungen machen, in Kiellinien, Staffelformation oder auch neben einander herfahren, kehrt man wie eine exerzierende Truppe, aufmarschieren und mehrere andere Uebungen ausführen, dann bewundert man wohl die Umsichtigkeit und Seetüchtigkeit eines deutschen Marineoffiziers. Trotz dieses Wirwar's — doch selten ein Unglücksfall kollidierender Schiffe. — Die Matrosen laufen an Deck herum, um ihren an den Geschützen stehenden Kameraden die Munition zuzubringen. Die Teller arbeiten in den Geschützmaßen, um beim Gesecht entstandene Schäden auszubessern; und so geht's weiter, jeder ist beschäftigt mit seiner Rolle, die er bei der Verteilung erhalten hat. — Die Signalgasten sind am allererschlimmsten dran, denn die Flaggen-signale fliegen auf und nieder. Das Flaggschiff will jede Kleinigkeit gemeldet haben, damit der Divisionschef, meistens ein älterer Vizeadmiral, auch von Allem unterrichtet ist. Ebenso arbeiten die Semaphoreapparate ununterbrochen. In der Nähe läßt sich nämlich durch diesen Apparat ein Signal schneller übertragen. Alles in allem, jeder Mann muß bei den Geschwaderübungen auf dem Posten sein. Die Geschwaderübungen sind für den Seemann das, was für Infanteristen oder Kavalleristen die Manöver sind. Die Leute werden bis aufs Meißer angestrengt, um im Ernstfalle die Strapazen auch durchsehen zu können. Das Interessanteste bei diesen Uebungen sind die Torpedoboote divisionen. Vor dem Angriffe fahren sie in Kiellinie hinter den größeren Schiffen divisionsweise, zu 5 Bötten gerechnet, her. Geht es aber zum Gesecht, so verstecken sie sich hinter letztere, um den feindlichen Geschossen nicht so ausgesetzt zu sein, schießen dann mit einem Mal vor, zwischen den Schiffen durch und suchen den feindlichen Schiffe einen Torpedo beizubringen. Hoch auf spritzt dann das, von den mächtigen Schrauben gepeitschte Wasser, der Gift jagt über das mit äußerster Kraft fahrende Boot, der Torpedo wird abgeschossen und „Hart Steuerbord!“ und verschwindet in das Boot hinter einem der es vor den Geschossen schlüpfenden Schiffe. Wie würde ein solches Boot wohl im Ernstfalle nach einem solchen Manöver aussehen? — Eigentlich werden sie ja auch jetzt weniger zu Angriffen bei Tage verwandt, sind aber des Nachts dem ankernden oder auch fahrenden Geschwader höchst gefährlich. Einen solchen Angriff bei Nacht zu schildern, soll diesmal unsere Hauptache sein. Gerade fängt es an zu dunkeln. Noch fahren die Schiffe und sehnlichst warten Offiziere und Mannschaften auf das Signal zum Anker, denn sie sind in einer sehr geschützten Bucht und diese ist ein guter Ankerplatz. —

Mit einem Male steigt vom Flaggschiffe das Signal: „Mar zum Anker“ hoch. Offiziere und Mannschaften freuen sich, denn wenigstens ein bißchen Ruhe giebt es doch nun. Die Anstrengungen des Tages haben sie auch schwer mitgenommen. Der Bootsmann hält den sogenannten „Schlyphaken“ fest und wartet auf das Kommando „Fall Anker.“ Endlich ertönt es, er läßt los und rasselnd saust die Kette mit dem daran befindlichen Anker in die Tiefe des Meeres. Das Schiff liegt jetzt vor Anker. Eine Schur könnte man ziehen,

vom ersten bis zum letzten Schiffe und man würde staunend bemerken, daß die Schiffe mit dem Bug ausgerichtet liegen. In dieser Zeit wurde es so dunkel, daß die Lampen angezündet werden mußten. Der Himmel ist bewölkt und dazu Neumond, eine stockfinstere Nacht verspricht es zu werden. Das feindliche Geschwader ankert ungefähr 10 Meilen von diesem in einer anderen Bucht und haben diese ihre Torpedoböte ausgeschiedt, um einen nächtlichen Angriff zu unternehmen. Jedoch haben sie sich verrechnet, denn auch der Gegner hat seine Vorkehrungen getroffen. Die Schiffe sind vollständig abgeblendet. Das kleinste Wächchen, wodurch nur ein kleiner Lichtstrahl schimmern könnte, ist verstopft. Die Mannschaften sind in die sogenannte „Torpedowachrolle“ eingeteilt und liegen an den Geschützen. Es darf nicht geraucht, nicht laut gesprochen, oder gar gesungen werden. Die Kommandos werden ganz leise ertelt. Kein Laut ist zu hören. In Deckung, wie eine Statue steht der wachhabende Offizier mit zwei Signalgasten auf der Brücke und der Ausguck auf der Brücke regt und rührt sich nicht. — Auch die angreifenden Torpedoboote haben abgeblendet, eng aneinander geschmiegt fahren sie langsam auf das schon gesichtete ankernde Geschwader zu. Auch hier ist kein Laut zu vernehmen. Nur noch ein paar Schiffslängen und sie haben ihre Aufgabe gelöst, da ertönt sie das Geschick. Der mächtige Bug, der durch die Feuerungen streicht, hat ein Fünkchen mit durch den Schornstein genommen und sofort hat dieses der auf dem ersten Schiffe befindliche Ausguck bemerkt. Lautlos eilt er zu dem wachhabenden Offizier und macht ihm Meldung davon, worauf dieser, durch das Nachtglas sehend, auch gleich die Torpedodivision bemerkt. Schnell sind die bei den Geschützen liegenden Mannschaften geweckt. — „Geladen! Fertig!“ — Die Geschützführer werden auf die Zielrichtung aufmerksam gemacht und im Ernstfalle würde ein Granatenregen die kleinen Bote aufreiben. Immer näher läßt man die Bote herankommen, selbstredend nur so weit, daß sie mit ihrer Waffe nichts anrichten können. An dem schon angezündeten jedoch durch die Jalousie verdunkelten Scheinwerfer steht ein Obermaschinisten-Maat und wartet auf das Kommando „Scheinwerfer leuchten!“ Jetzt sind sie nahe genug und in der Meinung, nicht beobachtet zu werden, da ertönt das bewußte Kommando. Schnell hat der Scheinwerfer die Bote gefunden und klar liegt nun die ganze Division vor den Augen und die Geschütze richtenden Mannschaften. „Feuer!“ und die Kanonen feuern, — Schuß auf Schuß fällt. Auch die andern Schiffe haben ihre Scheinwerfer angezündet. Bald waren auch hier die Mannschaften an den Geschützen und munter brüllten die Kanonen sämtlicher Schiffe. Die Führer der Torpedoboote stiegen. Ihrem Ziele schon so nahe müssen sie kehrt machen. Hätten sie sich einschleichen können, hätte es ein Blatt mehr in ihrem Vorbeerkranze gegeben, aber so . . . eine gründliche Nase. Mähmütig ertönen sie das Kommando „Geschlagen! Hart Steuerbord!“ und mit langer Nase müssen die „nächtlichen Ruhestörer“ wieder abziehen.

Der rauschende Wald.

Eine Sommergeschichte von Paula Raabewey.

Pustend und schnaubend fuhr der Schnellzug in die Halle der kleinen Station, sehnlichst erwartet von einer älteren und zwei jungen Damen in hellen Staubmänteln und über die Schulter geschmalttem Kuriertäschchen, während von den leichten Reifhütchen ein grauer Schleier wehte.

„Eine Minute Aufenthalt“, riefen die Schaffner, die Thüren aufreisend, um sie gleich darauf wieder zuzuschlagen.

„Sie sehen, wir müssen uns beeilen, Herr von Geyso“, wendete sich die ältere Dame mit den schon stark ergrauten Schreiteln zu ihrem Begleiter, einem hoch gewachsenen Manne in der kleidsamen Tracht des Ober-

försters, der ihr nun galant beim Einsteigen behilflich war. Jedenfalls bleibt es aber bei unserer Verabredung, und wir haben das Vergnügen, Sie in der nächsten Zeit in Sahnitz begrüßen zu können, nicht wahr?"

Bei dieser Frage erschien plötzlich etwas Dauerndes in den Augen der Sprecherin, was in dem sonst keineswegs unschönen Gesicht geradezu abstoßend wirkte, während die beiden jüngeren Reisenden — ihre Töchter — sich die denkbar größte Mühe gaben, möglichst harmlos und gleichgültig auszuweichen.

"Gewiß, meine gnädige Frau", ertönte jetzt die Antwort des blonden Forstmanns. "Sobald mein Urlaubsgesuch genehmigt ist, komme ich ebenfalls nach Sahnitz. Ich denke, spätestens Ende dieser Woche."

"Also dann auf Wiedersehen, mein lieber Herr von Geyso!"

"Glückliche Reise, meine Damen!"
Noch eine tiefe Verbengung — ein Abschiedsgruß, der von drei Frauenköpfen erwidert wird, und der Zug setzt sich in Bewegung. Langsam beginnen sich die Räder zu drehen, jetzt schneller und immer schneller — bis sich die grauen Schleier in der Entfernung mit dem Dampf der Lokomotive zu einen scheinen.

Mit einem spöttischen Lächeln um die Lippen wendet sich Horst von Geyso zum Gehen.

Behaglich schlendert er die Villenstraße entlang, die vom Bahnhofs nach der Stadt führt, und die förmlich eingebettet liegt in einem Meer von Grün. Es ist still hier um diese frühe Morgenstunde, außer ihm kein menschliches Wesen zu sehen. Desto lauter plätschern die Fontänen, ertönt das "Tirill" der Perchen, die sich in dichten, verschiedenen Beeten und Sträuchern ihr Nest gebaut haben.

Ein süßer Rosenduft, vom schmeichlerischen Südwest bis zu ihm herübergetragen, läßt den jungen Mann auf einmal Halt machen und forschend nach einer zierlichen, weißen Barockvilla blicken, die jetzt mit den heruntergelassenen Rollläden einen ziemlich verwaisten Eindruck hervorruft.

Plötzlich zieht ein helles Leuchten über seine sonnenverbrannten Gesichtszüge. Rasch wird der Schnurrbart noch keck in die Höhe gewirbelt, dann tönt es laut aus seinem Munde:

"Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Ist einem müden Wanderer für wenige Augenblicke der Eintritt gestattet?"

Bei diesem unerwarteten Anruf fährt das junge Mädchen, das sich eben über einen Rosensträuch gebückt hat, um ihm einen frischen Schößling anzusehen, erschreckt zusammen. Den Bast, den sie in den Händen hält, achtlos zu Boden gleiten lassend, wendet sie das von einem großen Strohhut beschattete Köpfchen nach der Richtung, aus der der Klang erschollen.

"Ach Sie, Herr von Geyso", kommt es rasch von ihren Lippen, während eine jähe Röte ihr Gesichtchen überflutet.

"Ja — nur ich", erwidert der inzwischen nähergetretene fröhlich und bietet seinem Gegenüber die Hand zum Gruße.

"Sie kommen wohl, um mir das letzte Lebewohl der Abgereisten zu übermitteln?"

Wie spöttlich mit einem Male ihre Stimme klang.

"Als ehelicher Mensch darf ich nicht 'Ja' sagen, Fräulein Helene. Wahrscheinlich haben Ihre Verwandten in der Erregung des Augenblicks nicht mehr daran gedacht."

"Wie freundlich von Ihnen, meine Tante und Konsinen so liebevoll in Schutz zu nehmen! Nur schade, daß sie diese Bevorzugung entschieden nicht verdienen. Was soll ich Ihnen gegenüber noch viele Worte machen, Herr von Geyso, Sie wissen ja selber am besten, daß meine Stellung in diesem Hause nicht viel anders als die eines Aischenbröbels ist."

"Und woran liegt das? Reidet man Ihnen womöglich Ihre Schönheit?"

"Meine Schönheit?" Helene Folbert lacht

bitter auf. Glauben Sie denn wirklich, Frau Rat Heigel und ihre Töchter hielten den brünetten Teint und die dunklen Augen, die mir Mutter Natur mit auf den Lebensweg gegeben, überhaupt nur für hübsch, geschweige noch für schön? Nein, davon kann keine Rede sein! Aber was unser Verhältnis zu einem wenig erquicklichen gestaltet, das ist die große Verschiedenheit in den beiderseitigen Charakteranlagen. Dort huldigt man nämlich dem Grundsatz: alles für die Außenwelt! Da wird bemäntelt, vertuscht, beschönigt, und dazu komme ich, die von Kindheit an gewohnt bin, jedes Ding mit dem rechten Namen zu nennen. Und solch harte Steine mahlen gerade nicht gut aneinander!"

"Dann bedauern Sie es auch wohl keineswegs, daß Sie die Vade-reise nicht mitmachen?"

"Bedauern? Im Gegenteil! Diese alljährlichen Verlobungsdreien mit dem negativen Resultat haben für mich einfach etwas Lächerliches, und ich danke Gott, daß ich diesmal davon verschont geblieben bin. Tausendmal lieber verzichte ich auf das Meer mit seinen klaren Fluten, seinem schäumenden Wellenkranz. Ueberhaupt, hier richtete sich die Sprecherin hoch auf und in ihren schwarzen Augensternen blühte es hell, trotz aller seiner Schönheit und Erhabenheit — was ist es mir gegen meinen geliebten Wald! Sehen Sie, Herr von Geyso," fuhr sie träumerisch fort, "das ist das einzige, um das ich Sie schon oftmals beneidet habe: das stille Forsthaus inmitten hochragender Buchen und Tannen. Wie köstlich muß es sich dort leben, wo es leise durch die Wipfel rauscht, wo die silberne Quelle murrend von Stein zu Stein hüpfet, wo Ansel und Kottelchen ungehindert und ungestört ihr Lied zum blauen Himmelsdom schicken. Ach, mein geliebter rauschender Wald," schloß Helene selbstvergeßen.

Mit warmem Blick hatte der Forstmann ihr zugehört, ohne sie auch nur durch die leiseste Bewegung zu unterbrechen. Jetzt, nachdem sie geendet, trat er dicht an sie heran, ergriff ihre Rechte und hielt sie in innigem Druck:

"Leben Sie wohl, Fräulein Helene," kam es zärtlich von seinen Lippen. "Ich werde Sie nun in den nächsten Tagen kaum wiedersehen. Morgen und übermorgen habe ich eine große Holzauktion zu leiten und wahrscheinlich trete ich dann am späten Abend meine Reise an."

"Sie wollen auch verreisen?"

Eine fahle Blässe bedeckte bei diesen Worten des jungen Mädchens Antlitz.

"Waren Sie davon nicht unterrichtet? Ich versprach Ihrer Frau Tante sie in Sahnitz aufzusuchen. Und, Sie wissen ja: ein ehrlicher Kerl lügt nicht," versuchte er zu scherzen.

Doch als ob sie den letzten Satz gar nicht mehr vernommen, zog Helene blühschnell die Hand zurück und biß sich leicht auf die Lippen, ehe sie in gezwungen heiterem Tone entgegnete:

"Ach richtig — wie konnte ich nur so vergesslich sein — Sie planten auch einen Aufenthalt an der See! Da ist es ja selbstverständlich, daß Sie die Gesellschaft meiner Verwandten aufsuchen, damit Sie den langgewordenen Verkehr nicht wochenlang zu unterbrechen brauchen. Nun, in jedem Falle: recht viel Vergnügen!"

Und mit einer Miene, die keine Erwiderung mehr zuließ, verabschiedete Helene Folbert den verdutzt Dastehenden.

"Ich dachte, Sie wären in Sahnitz?"
"War ich auch!"

"Hat es Ihnen denn dort so wenig gefallen, daß Sie nur einen oder zwei Tage aushielten?"

"Von gefallen konnte bei mir überhaupt keine Rede sein. Mich trieb ein gewichtiger Zweck nach jenem Badeort, und sobald der erledigt war, eilte ich ohne Zögern in mein stilles Heim zurück," tönte es so ernst aus Geysos Munde, daß demgegenüber Helenes Spottlust versagte.

"Verzeihen Sie, ich beabsichtigte keinesfalls mich in Ihre Angelegenheiten einzumischen."

"Trotzdem haben Sie das erste Anrecht darauf!"

"Inwiefern?"
"Weil der Zweck meiner Reise Ihnen galt, einzig und allein Ihnen," vollendete Horst mit bedeutamer Miene.

"Mir? Ich verstehe Sie nicht!"
Schüchtern drängten sich die Worte über der Fragenden Lippen.

"Aber Du wirst es gleich, mein schenes Mädchen, wenn ich Dir sage, daß ich in Sahnitz weilte, um Dich mir bei Deinen Auverwandten als unveräußerliches Eigentum zu erbitten, als mein teures Weib, das ich hoch und in Ehren halten will für ewige Zeiten."

Dabei zog der junge Mann die nicht mehr länger Widerstrebende an seine Brust.

"Woher wußtest Du, daß ich Dich liebe, Horst?"

Sie blickte erwartungsvoll zu ihm auf.

"Das Auge des Liebenden sieht scharf, mein Herzblatt! Dein herbes Wesen, daß sich in meiner Gegenwart oftmals noch verdoppelte, ließ mich dennoch klar und deutlich auf den Spiegel Deiner Seele schauen und mich ahnen, welch' reicher, köstlicher Schatz dort verborgen ruht. Ihn zu heben und fortan sein Hüter zu sein, war der glühendste Wunsch meines Lebens. Und als Du mir gar — hingerissen von der Gewalt des Augenblicks — Dein Sehnen nach dem auch von mir so heißgeliebten grünen Wald offenbarest, da bedurfte es aller meiner Kraft, daß ich Dich nicht an mich riß, um Dich niemehr zu lassen. Deshalb eilte ich, so rasch es meine Zeit erlaubte, zu Deinem Vormund, seine Zustimmung zu dem Vorhaben zu erbitten, das mich nun zu Dir geführt und mich an Dich kettet, bis daß der Tod uns scheidet."

"Du — Herzliebster, und ich ließ Dich noch mit Worten des Spottes und der Bitterkeit Deiner Wege ziehen."

"Das macht nichts," war die fröhliche Antwort. "Ein wenig Eifersucht von weiblicher Seite stärkt das Selbstbewußtsein des Mannes. Doch nun Scherz bei Seite, mein teures Kind! Ueber ein Kurzes, dann hole ich Dich in mein einsames Forsthaus, dann wandeln wir mitfammen über den grünen Teppich, lauschen vereint dem Rauschen und Flüstern in den Wipfeln und Zweigen — dann bist Du für immer in dem rauschenden Wald."

Wortumwandlung.

Hafen, Sarne, Birne, Eider, Saone, Seide.
Die Mittelbuchstaben obiger 6 Wörter sind durch andere zu ersetzen, so daß 6 andere bekannte Wörter entstehen, deren Mittelbuchstaben aneinander gereiht, den Namen eines deutschen Dichters ergeben.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8	Name eines europäisch. Herrschers,
2 5 2 6 8	Griechisches Heldengedicht,
3 6 8 6 1	Bekannte russische Stadt.
4 8 8 2 6 1	Keltischer Sagenheld,
5 2 8 8 6	Dalmatinische Insel,
6 5 6 8 3 6	Nordamerikanische Halbinsel,
7 8 2 6	König von Juda,
8 7 6 3 2 1	Ägyptischer Hafenplatz am roten Meer.

Konfordiarätsel.

2 4	Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar so, daß die wagerechte Mittelreihe ein europäisches Staatsoberhaupt nennt. Die übrigen wagerechten Reihen nennen
1 2 6	1. einen Fluß Sibiriens, 2. ein
4 5 1 6	französisches Departement, 3. eine
1 5 4 5 1	europäische Meerenge, 4. den Erfinder eines Gewehres, 5. einen
1 2 3 4 5 6	deutschen Parlamentarier, 6. einen
4 5 4 5 1	männlichen Vornamen, 7. den Namen vieler Päpste,
2 6 6 2	8. eine französische Stadt.
1 5 2	
5 3	

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Quadrat: Juni, Ulas, Nana, Har.
Diamanträtsel: S, Ach, Mehul, Schiras, Birma, Pan, S.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten (Fest der hl. Schutzengel.)

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 18, 1-10. „In jener Zeit traten die Jünger zu Jesus und sprachen: Wen hältst du für den Größten im Himmelreich? Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, sag' ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret und wie die Kinder werdet, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen! Wer sich also demütiget, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.“ — „Und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ — „Wer aber eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde.“ — „Wehe der Welt um der Verrgernisse willen! Denn es müssen zwar Verrgernisse kommen, wehe aber dem Menschen, durch welchen Verrgernis kommt.“ — „Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so hau' sie ab, und werf sie von dir: es ist dir besser, daß du verstümmelt oder hinfend in das Leben eingedest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest. Und wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus, und werf es von dir: es ist dir besser, daß du mit Einem Auge in das Leben eingedest, als daß du zwei Augen habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest.“ — „Sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immertot das Angesicht meines Vaters der im Himmel ist.“

Die Kirche Jesu Christi.

XIV.

Die Engel sind reine Geister, die Gott mit höherer Erkenntnis und größerer Kraft als uns Menschen ausgerüstet hat; sie sind die vollkommensten Geschöpfe, und ihrer ist eine sehr große Zahl: „Tausendmal tausend dienten Ihm — lesen wir im Propheten Daniel — und zehntausendmal hunderttausend standen vor Ihm“ (Dan. 7, 10).

Es ist Lehre der Kirche, daß der gütige Vater im Himmel uns Menschen für die Reise zum himmlischen Vaterlande schützende Engel beigegeben habe, die wir darum Schutzengel nennen. — Welche Ehre für uns, lieber Leser, daß diese erhabenen Geister uns zum Schutze beigegeben sind! „Seinen Engeln hat Er deinetwegen befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen“ (Psalm 99, 11). Und welche Sorge für unser Seelenheil giebt sich darin kund, daß die Thronassistenten des Herrn uns armen Menschen zur Seite zu stehen beauftragt sind, auf daß wir „den guten Kampf kämpfen, den Lauf vollenden und die Krone des Lebens erlangen“. Wie ziemt es sich da, die unendliche Güte Gottes am heutigen Feste zu preisen, aber auch das Wort der hl. Schrift zu beherzigen: „Habe acht auf ihn (den Schutzengel) und höre auf seine Stimme“! (2. Mos. 23).

Sehen wir nun unsere Betrachtungen über die Kirche Gottes wieder fort. Die Kirche ist — so sagten wir leghin — unbesiegbare! Sie gleicht, lieber Leser, dem hl. Apostel Johannes, den der römische Tyrann Domi-

tian in einen Kessel voll siedenden Oels tauchen ließ; doch siehe! der Apostel befand sich, als er aus dem Kessel stieg, sogar gesunder und kräftiger, als er zuvor gewesen! Darum hat man ein bekanntes Wort des hl. Augustin über die Ausbreitung des christlichen Glaubens nicht mit Unrecht auch auf diese Unbesiegbarkheit der Kirche angewandt und gesagt: Daß die Kirche in allen Kämpfen, unter tausend Feinden, von denen jeder stärker zu sein schien, als sie selber, dennoch unbesiegt erhalten wurde, — das muß entweder durch Wunder Gottes geschehen sein, oder ohne Wunder. Ist es durch Wunder geschehen, dann ist die Kirche göttlich; ist es aber ohne Wunder geschehen, dann ist dieses selbst ein noch größeres Wunder, und es erhellt noch klarer, daß die Kirche göttlich, also ewig unbesiegbare ist!

Es giebt nun bekanntlich eine ganze Menge Religionsgesellschaften, und jede von ihnen nennt sich selbst die wahre Kirche Gottes. Allein es ist auch sofort klar, daß Eine aus ihnen wirklich die wahre sein müsse, weil nämlich der Herr in der That eine gestiftet hat, und weil diese vom Herrn gestiftete nicht untergegangen sein kann, da Er, der Allmächtige, in ihr wohnt und wirkt. Ebenso klar ist es aber auch, daß nur Eine allein unter allen die wahre sein könne, weil der Herr nur eine gestiftet hat, und weil bei den großen Widersprüchen über die gleiche Sache nicht mehr als eine Behauptung wahr sein kann. Welche aus allen ist also diese allein wahre Kirche Jesu?

Die wahre Kirche Jesu muß einig sein; so hat es der göttliche Stifter gewollt, indem Er zum himmlischen Vater unmittelbar vor

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. September.** Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten. Schutzengel-fest. Regina, Jungfrau und Martyrin. Evangelium nach dem hl. Lukas 14, 1-11. Epistel: Epheser 3, 13-21. Festtags-evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 1-10. Epistel: 2. Moses 23, 20-23. • Karmelitesen-Klosterkirche: Heute wird das Fest der heil. Odilia gefeiert. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, Festandacht und Verehrung der Reliquie der hl. Odilia.
- Montag, 8. September.** Maria Geburt wird am nächsten Sonntag gefeiert. Adrian, Martyrer.
- Dienstag, 9. September.** Gorgonius, Martyrer. • St. Lambertus: Fester des ewigen Gebetes. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 feierliche Komplet.
- Mittwoch, 10. September.** Pulcheria, Jungfrau. Nikolaus v. Tolentius, Priester. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Schluß des ewigen Gebetes, sakramentalischer Segen. • Karmelitesen-Klosterkirche: Vierter St. Josephs-Mittwoch.
- Donnerstag, 11. September.** Protus, Martyrer.
- Freitag, 12. September.** Winand, Bekennere. • Karmelitesen-Klosterkirche: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Vesper. Abends 7 Uhr Komplet.
- Sonntag, 13. September.** Maternus, Bischof. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr hl. Messe und zum Schluß Te Deum.

Seinem Leiden betete, „daß Alle eins seien“ (Joh 17): also muß Er gesorgt haben, daß diese Einigung in Seiner Kirche erzielt werde.

Wenn wir nun zusehen, lieber Leser, welche von den verschiedenen Religionsgesellschaften dieses Merkmal der Einigkeit habe, so müßte eigentlich jeder vorurteilsfreie Protestant bekennen, daß die Einheit in unserer katholischen Kirche so hell wie die Sonne zu Tage tritt, — daß es aber schon seit langen Jahren bei den Protestanten nicht eine einzige Glaubenslehre mehr giebt, die nicht von vielen aus ihnen bestritten und gelehnet oder in einem ganz und gar verschiedenen Sinne aufgefaßt wurde. Das Schlimmste aber ist, daß nach ihrer eigenen Grundlehre jedermann das Recht hat, sich aus der Bibel selbst alles herauszuwählen, was er als Glaubenslehre annehmen oder verwerfen wolle; daß er hierin auch wechseln kann, so oft es ihm gut scheint, das bisher Geglaubte zu verwerfen, oder (umgekehrt) das bisher Verworfenen zu glauben. Gerade hieraus erkennen viele Protestanten, daß die katholische Kirche die allein wahre sei und treten in dieselbe ein, — andere aber rühmen sich dessen und nennen es einen Vorzug der „Freiheit“.

Aber ist denn die Freiheit, Wahrheiten zu verwerfen und dafür Fiktionen zu glauben, etwa ein Vorzug? Und wenn diese Wahrheiten die durchaus notwendigen Heilswahrheiten sind: ist dann diese „Freiheit“ etwas anderes, als die Freiheit den einzigen Schlüssel zum Himmelreich wegzuwenden? Und das Gebundensein des Christen in der katholischen Einigkeit: ist sie denn etwas anderes, als das Gebundensein an die einzige Gnadenkette, die unser göttlicher Erlöser erbarmungsvoll in den Abgrund unserer Gefangenschaft herabgeschickt hat, um uns aus demselben hinaufzuführen in Sein himmlisches Reich?

Vergeblich sucht der von Zweifeln gefolterte Protestant Aufklärung. An wen soll er sich auch wenden? An seinen Prediger? Aber was soll dieser ihm antworten? Er ist ja vielleicht selbst damit beschäftigt, sich seine „Glaubenslehre“ zurechtzumachen und in der Bibel zusammenzujuchen, was er glauben muß, was er verwerfen darf. Nehmen wir aber einmal an, der „Diener am Wort“ sei sich wirklich hierüber klar, habe sich sein Glaubensbekenntnis zurechtgelegt: was ist denn darauf zu geben? welche Autorität hat das? — Es ist, lieber Leser, nur die Ansicht eines dem Irrtum unterworfenen Menschen: für den Glauben also in der That eine ganz unzureichende Grundlage.

Ebenso wenig vermag dem Protestanten seine „Kirche“ zu helfen; denn sie kann ihn auch nur auf die Bibel verweisen, deren Sinn sie aber ebensowenig sicher kennt, wie er selbst. Auch sie ist ja dem Irrtum unterworfen, genau so, wie der einzelne Protestant. Nach Ansicht der sog. Reformatoren befanden sich bis auf Luther (1517) sämtliche Kirchenräte und Concilien — ja, sogar die ganze katholische Kirche im Irrtum und zwar hinsichtlich der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens! Wie will man sich da auf einen Teil der Kirche berufen, wenn nicht einmal die Kirche als Ganzes eine genügende Stütze bietet?

Kurz, der Glaube der Protestanten ist nicht eigentlich ein Glaube im christlichen Sinne, ein Glaube im Sinne Jesu, des göttlichen Stifters, der wahren Kirche — sondern vielmehr eine menschliche, und darum stets wandelbare Anschauungsweise, eine persönliche Ansicht, die Andern zu nichts dienen, ja auch für den Betreffenden selbst unmöglich die Grundlage eines wahrhaft religiösen Lebens bieten kann; an sich selbst glauben, heißt: überhaupt nicht glauben! Für weisliche Naturen ist es gleichbedeutend mit totaler religiöser Gleichgültigkeit, — für jene aber, denen die ewigen Wahrheiten wirklich am Herzen liegen, mit Zweifel, Gewissensqual, ja, nicht selten Verzweiflung.

Wie ganz anders ist das, lieber Leser, bei

uns Katholiken, — welche wunderbare Einheit des Glaubens in unserer herrlichen Kirche!

Nicht umsonst hat der göttliche Erlöser gerade in der heiligsten Stunde Seines irdischen Lebens, ehe Er hinging, es für unser Heil am Kreuze zu opfern, um nichts so dringend gebetet, als gerade um das, was uns das Notwendigste zum Heile ist: um die Einheit mit Ihm und dem himmlischen Vater — durch die Einheit in Seiner Kirche.

Gebirgs-Partien auf dem Monde.

Von Dr. Ludwig Börner.

Unter den Himmelskörpern, auf welche die Astronomen in klaren Nächten ihre Riesenfernrohre richten, nimmt neuerdings der Mond wieder eine der ersten Stellen ein. Obwohl er uns von allen Gestirnen weitans das nächste ist, so daß wir ihn, wenn die raumüberspannende Brücke existierte, in einer Schnellzugsfahrt von weniger als einem halben Jahre erreichen könnten, giebt er den Himmelsforschern Rätsel über Rätsel auf. Letztere betreffen nicht nur die Theorie der Mondbewegung, die immer noch nicht in der für die Wissenschaft wünschenswerten Weise klar gestellt sind, sondern auch die Vorstellungen, welche wir uns über die auf seiner Oberfläche geltenden physikalischen und meteorologischen Verhältnisse machen.

Die neuesten Mondforschungen beweisen nun, daß alles das, was in tausenden von populären Darstellungen über jene todte Welt als unwiderleglich feststehend mitgeteilt wurde, doch nicht als ein Evangelium hingenommen werden muß, an dem kein N.-Tüpfelchen geändert werden darf. Der Wissenschaft an sich kann man daraus keinen Vorteil machen; denn menschlicher Scharfsinn vermag wegen der ihm anhaftenden Unvollkommenheit immer nur relative Wahrheit zu bieten, und das Streben nach Fortschritt erhält seine wertvollsten Impulse eben durch die Hoffnung, an Stelle der bisherigen Kenntnisse bessere und sicherer begründete zu setzen.

Die neuesten Ergebnisse der Mondforschungen bestätigen nun zwar auch im allgemeinen die bisher gültig gewesenen Anschauungen, und die lähnen Fabeln, welche die schrankenlose Phantasie früherer Jahrhunderte über die Mondbewohner und ihre Institutionen in Umlauf zu setzen wagte, werden immer fundamentlose Produkte einer nach Willkür schaltenden Erfindungslust bleiben. An dem Glauben an vollständigen Mangel von Wasser und Atmosphäre als den Grundbedingungen jeglichen Lebens in der einzigen Form, in der wir uns daselbst vorzustellen vermögen, wird man jedoch nach den neuesten Untersuchungen nicht mehr festhalten können. Auch die geologischen Anschauungen über die Verhältnisse auf der Mond-Oberfläche haben sich in den letzten Jahren an der Hand der vorzüglichen Photographie, die mit dem Equatorial coude der Pariser Sternwarte aufgenommen wurden, so erheblich geklärt, daß der Astronom den Leser mit mehr Recht und weniger Spielraum für die Phantasie auffordern kann, im Geiste mit ihm eine Gebirgspartie oder einen Streifzug über die weiten Ebenen des Mondes zu unternehmen.

Die großen grauen Flecken, die wir auf der glänzend erleuchteten Mondscheibe schon mit bloßem Auge erkennen und die der Astronom als „mars“ oder „Meer“ bezeichnet, sind augenscheinlich dereinst wirkliche Meere gewesen, in deren großen Becken die Ozeane der Mondwelt ihre Wellen warfen. Ihre Bodengestaltung stimmt insofern in höchst auffälliger Weise mit der der irdischen Meere überein, als auch bei ihnen die konvergen Flächen einen größeren Raum einnehmen als die mehr am Rande befindlichen ausgehöhlten Becken. Eine weitere Uebereinstimmung mit den auf der Erde herrschenden Verhältnisse zeigt sich darin, daß die Gebirgsketten, welche die einstmaligen Meere umgeben, gegen diese zu steil abbrechen

während sie sich gegen außen nur allmählich abdachen, und zwar ist diese Gegenfälligkeit so stark ausgeprägt, daß man sie nur durch einen Bruch der Schichten erklären kann, der auf der Osthälfte des Mondes, wo die Meere die gewaltigste Ausdehnung zeigen, jedenfalls viel früher eingetreten sein muß, als auf der westlichen. Es scheint, daß sich unter den Rindenschichten der Mondoberfläche hier größere Gasmassen befunden haben, die bei ihrem Bestreben, nach oben durchzudringen, nur geringen Widerstand fanden, so daß die Ebenen in weiter Ausdehnung einstürzten, die von einem kreisförmigen Abbruchgebiet umgeben waren. Innerhalb solcher Senkungsgebiete, erfolgte dann weiter centralwärts ein zweiter, dritter, vierter Einsturz, der gegenüber dem vorangegangenen entsprechend der weiter fortgeschrittenen Erstarrung der Massen eine immer geringere Ausdehnung, einen steileren inneren Abhang und eine immer gleichmäßigere kreisförmige Gestalt hatte. Auf diese Weise erklärt sich auch ganz ungezwungen die Entstehung der vielen tausenden von Ringgebirgen die gewöhnlich als Krater bezeichnet werden, und man braucht nicht zu der abenteuerlichen Annahme zu greifen, daß auf dem doch verhältnismäßig kleinen Trabanten unserer Erde die feurigen Gewalten des Innern aus ebenso viel tausendend von Vulkanen herausgeschüngelt hätten. Sie sind vielmehr aus den lokaleren Einsturzgebieten hervorgegangen, deren Massen vor dem Einsturz durch die darunter eingeschlossenen Gase in die Höhe getrieben waren. Schon auf der Mondkarte von Schmidt, an deren Verfertigung der genannte Astronom 30 Jahre lang gearbeitet hat, sind 32 856 solcher Krater verzeichnet, und wenn dieser leider zu früh verstorbenen ausgezeichnete Kenner des Mondes meinte, daß man mit den besten Fernrohren wohl an 100 000 solcher Krater werde zählen können, so haben ihm die späteren Forschungen vollkommen Recht gegeben. Besonders in der Nähe des Südpoles ist die Mondoberfläche mit Kratern übersät, und wenn man erwägt, daß die größten derselben einen Durchmesser bis zu 12 deutschen Meilen, und die sogenannten Wallgebirge sogar Durchmesser bis zu 30 Meilen aufweisen, so ist die Einsturzhypothese jedenfalls viel wahrscheinlicher als die Annahme, daß wir es hier mit Bergen zu thun haben, die unseren irdischen Vulkanen entsprechen.

Sehr bestritten ist im Gegensatz zum Vorherwähnten die Entstehung der Rillen und Streifen. Erstere, die zuerst 1788 entdeckt wurden, und von denen man jetzt gegen 400 kennt, ziehen in einer Breite von zuweilen 2000 Meter oft 25 Meilen weit von einem Krater zum andern quer durch die dunkleren Ebenen und durchsetzen dabei oft auch die Wälle anderer Krater und überhaupt sämtliche auf ihrem Weg befindlichen Unebenheiten des Bodens. Es sind Spalten der Oberfläche, deren Tiefe man auf mehrere hundert Meter schätzt, und hinsichtlich deren man nur insoweit einig ist, als man ihre Entstehung wie die der Streifen in eine viel jüngere Zeit verlegen muß, wo sich die Kraterbildung im Wesentlichen längst vollzogen hatte, und die Erstarrung der Mondoberfläche in der Hauptsache beendet war.

Untersuchungen, die von Professor Pickering in Arizona und Jamaica angestellt wurden, haben die seit langem ausgesprochene Vermutung bestätigt, daß die geologischen Veränderungen auf dem Monde noch heute nicht abgeschlossen sind. Besonders ist es die Gegend zur Rechten des Centralgipfels des Eratostheneskraters, an der sich Veränderungen nachweisen lassen, die in neuester Zeit stattgefunden haben müssen.

Noch interessanter ist es, daß das Innere des kleinen, aber sehr deutlich sichtbaren Kraters Vinné sich schon vor einer Reihe von Jahren mit einer glänzenden, das Licht stark reflektierenden Masse gefüllt hat, die früher dort entschieden nicht vorhanden war. Endlich ist auch von Hermann J. Klein vor einigen

Jahren in der Nähe des großen Ringgebirges „Triesnecker“ ein kleiner Krater gefunden worden, der früher dort nicht vorhanden war.

Höchst wichtig ist nun die Frage, von welcher Beschaffenheit die eben erwähnten glänzenden Massen sein mögen, die das Licht so lebhaft reflektieren. Nach den einen sind es natürliche Glasflüsse, wie Obsidian und Turmalin, die aus dem glühenden Mondinnern hervorgebrochen seien und die Spalten und das Innere der Mondkrater ausgefüllt hätten. Andere Forscher behaupten jedoch, daß es Eis sei, daß noch heute auf dem Mond in großen Mengen vorhanden sei und mit welchem große Partien der Mondoberfläche vollständig vergletschert seien. Gegen letztere Annahme wird nun zwar eingewandt, daß dieses Eis unter der ungeheuren Hitzewirkung der Sonnenstrahlen während des 14. Erdentage währenden Tages auf dem Monde schmelzen und verdampfen, also auch zur Wolkenbildung führen müßte. Dieser Einwand ist jedoch nicht ganz stichhaltig, weil wir die irdischen Verhältnisse unserer Atmosphäre nicht ohne weiteres auf eine Mondatmosphäre anwenden können, die, wenn sie wirklich vorhanden sein sollte, aus andern Gasen, als die unsrige, zusammengesetzt sein kann, in denen sich der gelöste Wasserdampf vielleicht ganz anders verhält und nicht zu Nebeln und Wolken verdichtet.

Der schon genannte Professor Pickering, ein ausgezeichnete Beobachter, der mit seinen Instrumenten in der klaren Atmosphäre Arizonas vielleicht mehr und feinere Details auf der Mondoberfläche gesehen, als ein anderer vor ihm, will auch die Existenz von Seen und Kanälen auf der Oberfläche des Mondes festgestellt haben, wobei man freilich nicht an wassergefüllte Becken und Rinnen denken darf, wie man auf dem Mars als vorhanden annimmt. Nach absoluten Maßen gemessen, sind diese Kanäle nach Pickering schmaler als die des Mars; dagegen sind sie, im Verhältnis zur Länge breiter und von grauer und gelblich-weißer Farbe. Andere Farbenveränderungen auf der Mondoberfläche, die in gewissen Partien grünliche und gelbliche Nuancen zeigt, schreibt Pickering direkt dem Wachstum einer Mondvegetation zu.

Das eine solche wirklich existieren kann, darf nicht in Abrede gestellt werden, ebenso wie sie noch nicht als erwiesen angenommen werden darf. Genaue Beobachtungen von Sternbedeckungen durch den Mond, deren tatsächliche Dauer kürzer sein müßte als die theoretisch berechnete, haben ergeben, daß der Mond in der That eine Gashülle besitzt, die allerdings wesentlich dünner ist, als die der Erde. Welche Gestalten nun das Leben, das somit doch auf dem Monde wenigstens denkbar ist, angenommen haben kann, entzieht sich natürlich jeder genaueren Bestimmung. Wenn man jedoch in Rechnung zieht, daß es auch auf der Erde Formen des Lebens, nämlich die anaerobischen Bakterien giebt, die nicht auf das Vorhandensein einer Atmosphäre angewiesen sind, ist auch die Annahme, daß auf dem Monde beim Vorhandensein von Feuchtigkeit im Laufe einer unermessbar langen Entwicklung höher organisirte Gebilde entstehen konnten, nicht von vornherein abzuweisen.

Eine wirkliche Gebirgspartie auf dem Monde würde sich freilich unter ganz andern Bedingungen vollziehen, wie bei uns. Der höchste bekannte Mondberg Curtius erreicht mit seiner Höhe von 8800 Metern fast genau die des höchsten Berges der Erde, des Gaurisankar oder Mount Everest, der nur 40 Meter höher ist. Im Vergleich zu den Dimensionen der Mondkugel und der Erde bedeutet dies jedoch eine viermal größere Höhe, als die des Königs des Himalaya. Andererseits müßte sich jedoch die Erhebung des Gebirgsriesen auf dem Monde wieder viel leichter ausführen lassen, weil dort die Anziehungskraft und Schwere nur mit dem sechsten Teile des Betrages wirken, den sie auf der Erde haben. Ein guter Springer, der auf der Erde seine 2 Meter im Freisprung nimmt, würde dort also bequem

über ein aus Parterre und erstem Stock bestehendes Haus hinwegspringen können, bei seiner Bergtraverei also viel weniger Hindernisse finden, als ihm eine schwierige Hochtour in unseren Alpen bietet.

Die Nymphe.

Novellette von Kurt Osten.

Wo bei Siracusa das Ufer steil abfällt ins Meer hatte sich Heinz Walthers angesiedelt. Es war dort noch kein fashionabler Badeort und das war ihm gerade so lieb. Nachte er mal eine Reise, so wollte er allein sein — Ruhe — Sammlung. Keine hunderte von Badegästen die von nichts sprachen als von Premieren, Pferderennen, Regatten oder gar von Kunstsolos und Ausstellungen — davon, namentlich von den letzteren hörte er den ganzen Winter über gerade genug, mehr als genug.

Und hier war es so weltenernt — so malerisch — hier mit dem Skizzenbuche umherzuschweifen — das war wovonig — und dann traf er ja auch immer noch sie — ja sie. Jane Hotchkins — das süße, reizende, blonde Kind Großbritanniens mit dem häßlichen Namen, der ihm doch klang wie die reine Sphärenmusik!

Es ist doch etwas schönes um die Freiheiten, die die Töchter Albions genießen. — Ohne dame d'honneur und allen sonstigen lästigen Zubehör schweifte das liebliche Inselfind auf dem zerklüfteten Stande umher, zwischen all den Ruinen altrömischer Villen. — Ihr Vater, ein merkwürdiger Kauz von Archäologen, der von den Natur Schönheiten dieses sicilischen Strandes garnichts sah, sondern anscheinend immer nur nach Steinen und Inschriften wühlte, überließ sie vollends sich selbst — er schien zwischen seinen Folianten und Notizbüchern überhaupt keinen Moment Zeit für sie zu haben.

So hatte er Jane getroffen — und immer wieder getroffen. Am dritten Tage hatte er sie gegrüßt — am nächsten Tage hatte er sie angeredet und sich überzeugt, daß er eine vollendete Dame vor sich habe.

Und nach vier Wochen hatte er ihr gesagt, daß er sie unaussprechlich liebe — sie hatte ihm ruhig und klar, wie es ihrem ganzen Wesen entsprach, erwidert, daß auch sie ihm gut sei und mit ihrem Vater reden wolle.

Und heute wartete er auf den Bescheid. Sie war pünktlich — ließ ihn nicht lange auf sich warten.

Aber traurig war sie — völlig niedergeschlagen.

„Jane — was ist —?“ fragte er nachdem er sie umarmt hatte.

„O, Hal,“ entgegnete sie — „laß mich — das darfst Du jetzt nicht mehr —“

„Wie — Jane — hast Du mit Deinem Vater gesprochen, hat er nein gesagt —?“

„Nein — das nicht — aber — er ist wohl hinter unsere Zusammenkünfte gekommen — und er will uns trennen —“

„Wie — was — er — den ich immer bei seinen Büchern —“

„Ja — und denke Dir — diesen alten ekligen Menschen — diesen Lord Middleton — soll ich heiraten, der seit 8 Tagen immer zu dem Vater kommt. — Ich hab' mich immer schon verwundert, was er da wohl wollte —“

„Aber unmöglich — und woher weißt Du —?“

„Höre zu — gestern Abend wollte ich mit Vater sprechen — aber ich konnte nicht. Lord Middleton war da. Aber sie sprachen laut und ich hörte im Nebenzimmer folgende Unterhandlung:

Mein Vater: „Well — Sie sollen sie haben —“

Lord Middleton: „Ah — indeed?“

Mein Vater: „Well — mein Wort darauf — aber sie muß dann noch morgen Abend von hier weg —“

Lord Middleton: „Mir recht — aber eilt es denn so?“

Mein Vater: „Gewiß — denn ich fürchte, man ist hier schon auf sie aufmerksam geworden

— und wenn man uns dazwischen käme —?“

Lord Middleton: „Well — ich habe eine Idee — ich sage meinen Leuten, ich mache heute Abend neun Uhr mit meiner kleinen Segelyacht eine kleine Tour nach Malta. Wir legen an der Felsenhöhle an und können sie von da unbemerkt — ganz unbemerkt auf's Schiff bringen und fort — der Gouverneur von Malta ist mein Freund — kein Mensch wird uns fragen —“

Mein Vater: „Well — aber Sie müssen mich mitnehmen — verstehen Sie — denn dann habe ich hier auch nichts mehr zu thun —“

Lord Middleton: „Indeed — packen Sie Ihre Sachen — und seien Sie pünktlich und vor allen Dingen Miß Jane auch —“

Eine fürchterliche Ahnung, war mir aufgedämmert — aber als der entsetzliche alte knochige Kerl meinen Namen nannte — da — da wußte ich genug — und nun Hal — siehst Du doch — daß unsere Sache hoffnungslos ist —“

„Ja aber weiter?“ rief Heinz in hellem Zorn.

„Als der Lord weg war, rief mich mein Vater“, fuhr Jane unter Thränen fort „und eröffnete mir, wir müßten diesen Ort ganz plötzlich verlassen — ich sollte mich bereit halten für morgen — also heute Abend neun Uhr. — Weinend fragte ich ihn, weshalb wir das herrliche Fleckchen Erde denn nur so früh verlassen wollten, da erwiderte er: Mein Kind, ich werde Dir alles später erklären, wenn wir in Malta sind. Als ich in ihn dringen wollte, wurde er böse und verbot mir zulezt den Mund, da er noch zu arbeiten habe. Auch heute ist er den ganzen Vormittag noch nicht zu sprechen gewesen — und er ist mir — ich möchte sagen — einmal schon aus dem Wege gegangen —“

„Ja — schon!“ rief Heinz mit flammenden Augen — „schon — das ist das richtige Wort — nun siehst Du doch, daß er eine Nachlässigkeit mit Dir vor hat — verkaufen will er Dich an den alten scheußlichen Kerl. Bis jetzt habe ich Deinen Vater nur für einen Sonderling gehalten — jetzt aber sehe ich, er ist ein —“

„Oh — nicht —“ fluchte sie — „bedenke, es ist mein Vater, von dem Du sprichst —“

„Nun gut, my sweetheart,“ sagte er — „ich bezähme meinen Unmut — aber höre, was ich Dir sage. Du wirst nicht auf die Nacht des elken — edlen Lords gehen —“

„Wie —?“

„Sei pünktlich am Ufer — an der bezeichneten Stelle — für das Uebrige lasse mich sorgen —“

„Ja aber —?“

„Habe Vertrauen zu mir und sei getroßt — ich werde Dich nicht verlassen.“

Damit küßte er sie und eilte seiner Wohnung zu. Seine Wirtin, bei der er wohnte, nannte einen Bengel von 18 Jahren ihr eigen, der Beppo hieß. Er liebte die hübsche Dolcetta, die Tochter seines Nachbarn — aber unglücklich — sie wollte ihn nicht — er war ihr zu arm — ja — wenn er hundert Scudi hätte — —!

„Beppo —“ sagte Heinz zu dem Burschen, den er antraf, wie er vor einem Fischernetze, das er flicken sollte, müßig im Sande lag. „Beppo — Du sollst Deine Dolcetta haben — wenn Du mir dafür einen Dienst erweisen willst —“

Beppo erhob sich wie der Blitz und that einen Luftsprung.

„Ecco — signor!“ jauchzte er auf — „durch's Feuer wenn es sein muß —“

„Aber nein — keinen Unfuss begehen — einen verhindern —“

„Und das ist ja schließlich auch nicht schlimm — also befehle über mich, signor.“

„Du findest den Weg nach der Felsenhöhle im Dunklen?“

„Mit verbundenen Augen, signor, wenn es sein muß.“

„Ebene — es muß sein — Du wirst mich dorthin führen. — Heute Abend um neun Uhr — und einen Mantel wirst Du umnehmen — und eine Blendlaterne, die Du mit dem Mantel verdeckst und erst leuchten lässest, wenn

ich's sage. Und wirst überhaupt alles thun, was ich Dir befehle — verstanden?"

"signor — aber wird mich Dolcetta dann nehmen?"

"Dafür laß mich sorgen."

Abends um neun Uhr waren sie zur Stelle. Schon aus einiger Entfernung sahen sie den Mast der Yacht sich gegen den etwas lichterem Abendhimmel abheben und gleich darauf die junge Dame am Ufer ängstlich auf- und abwandeln. Beppo wählte mit seinem Gaste einen solchen Standpunkt unter einem Felsblock, von wo aus sie sowohl das Ufer mit dem Schiffe als auch das Innere der Höhle übersehen konnten. Die Höhle war, wie sie mit Stämmen bemerkten, durch Fackeln erleuchtet und darin herum hantierten Mr. Hotchkins und Lord Middleton. Sie hatten einen länglichen Gegenstand auf dem Boden der Höhle liegen, der bereits in Leinwand gewickelt war, den sie aber nun sorgfältig und sanft in eine längliche Kiste legten.

"Well, wir sind fertig," sagte Lord Middleton.

"Jane!" rief Hotchkins — "steig ein!"

"Jane, steige nicht ein und fürchte Dich nicht — ich bin hier," rief da eine kräftige Stimme, so daß die beiden ältern Männer erschrocken aufstuhren. Und im Nu standen, wie aus dem Boden gewachsen, zwei Männer am Eingang der Höhle, deren einer mit einem Stock bewaffnet war und eine Blendlaterne trug, während der Andere einen Revolver emporhielt.

"Jane wird das Schiff nicht betreten, gentlemen, und wenn Sie sich widersetzen, so werde ich die Obrigkeit rufen."

"Die Obrigkeit?" rief Lord Middleton entsetzt.

"Ja," rief Heinz, "das glaube ich, daß Sie die zu fürchten haben —"

"Herr," rief jetzt Hotchkins erboht mit seiner kräftigen Stimme, was fällt Ihnen ein, meine Tochter zurückzuhalten, das Schiff zu besteigen?"

"Um ein Verbrechen zu verhindern," rief Heinz in hellem Zorne, "schämen Sie sich nicht, ihr jugendfrisches lebenslustiges Kind an diesen alten Herrn zu verhandeln — bloß weil er Geld hat; ihr Vater kann er sein —"

Ein unauflöschliches Gelächter unterbrach ihn.

"Was?" fragte der Lord, der sich zuerst sagte, "ich Miß Jane —"

"Ja — und zwar will man sie zwingen — sie mit Gewalt bei Nacht und Nebel auf's Schiff schaffen."

"Aber Unglücksmensch!" rief Hotchkins — "wem fällt denn das ein. Hier haben wir ein herrliches Bildwerk entdeckt, eine Nymphe aus parischem Marmor — vermutlich ein Werk des Scopas. — Jrgend jemand hat sie vor Barbarenschwärmen hierhergerettet — ich habe sie entdeckt — dieser edle Lord und Kunstsammler wünscht sie zu besitzen — aber die italienische Regierung würde es nie gestatten — alle Kunstschätze, die auf italienischem Boden gefunden werden, gehören ihr — und da wollten wir sie heimlich auf die britische Insel Malta schaffen — und ich darf nun auch nicht hier bleiben — ich verfall in Strafe, wenn man es später entdecken wollte —"

"Nun Mr. Hotchkins — wir beide — dieser brave Jüngling verlangen unser Schweigegeld — ich die Hand Ihrer Tochter, die ich liebe — und dieser Jüngling hundert Scudi."

Wieder eine Pause sprachlosen Schweigens. Dann aber stellte man sich gegenseitig vor, amantete sich und Heinz erhielt die Londoner Adresse der Mr. Hotchkins. Er ist später nach London gekommen und im Frühjahr fand die Hochzeit statt.

Am selben Abend nach der sonderbaren Entdeckung aber eilte Beppo noch gegen 10 Uhr zum Hause seiner Liebsten — klopfte die Bewohner aus dem Schlafe und forderte Einlaß. Man hielt ihn für verrückt, er aber warf die hundert Scudi, die ihm Lord Middleton in Gold ausgezahlt hatte, auf den Tisch und küßte Dolcetta, daß sie schier zu ersticken meinte.

Glockenklänge.

Novellette von E. Palm.

"Liebe, liebe, kleine Lolotte!"

Es ist schon stark dämmerhaft in dem großen, niedrigen Raum. Nur die weißen Rosen am Fenster schimmern, und schemenhaft die zarte, weiße Mädchengestalt, der lichte Blondkopf, der sich fest an die breite Mannesbrust schmiegt. "Kleines, Liebes, wie leicht Du geworden bist, wie eine Feder!"

Unter einem halb glücklichen, halb erkünstelten Lachen, denn leise Besorgnis bebt durch seine Seele, hebt Harro Olmann das Puppenfigürchen auf seine starken Arme und trägt sie zum Fenster. "Damit ich Dich doch sehen kann!" wie er sagt. Da sitzen sie still, lange bis auch der letzte matte Tagesdämmer erlischt. Harro hat den blonden Kopf Lolottes zwischen seine Riefenhände genommen, liebevoll ängstlich forschen seine blauen Augen in dem Dämmerlicht in den geliebten Zügen. Fern aber läuten die Glocken den morgigen Sonntag ein. "Wie jung Du bist!" sagt er weich. "Es ist als ob diese 3 Jahre spurlos an Dir vorübergegangen wären. Hast Du Dich denn garnicht ein bisschen nach Deinem Vären geseht, mein Kleines?"

"O, Du!" flüstert sie nur; aber die Art in der sie die schlanken Arme um seinen Nacken preßt, sagt ihm mehr als Worte.

Und er raunt verliebtes, thörichtes Zeug in die winzigen glühenden Ohren.

"Heut in vier Wochen bist Du mein, mein!" schließt er und preßt die Sphindengestalt an sich, als ob er sie erdrücken will. "Thut der Bär Dir auch weh?" fragt er dabei besorgt. Sie schüttelt nur den Kopf.

"Halt mich, halt mich nur so. Es ist so süß und wer weiß, wie lange wir uns haben." Ein Schauer durchrieselt den schlanken Körper und überläuft auch den starken Mann. Sind sie schon wieder da, die drohenden Gespenster?

"Unsinn!" murmelt Harro und er macht eine Bewegung, als ob er damit alle ängstlichen Befürchtungen von sich abschütteln könne. Warum soll Lolotte auch, weil sie zart ist, die Krankheit der Mutter ererbt haben?

"Was sollte uns denn trennen, jetzt wo uns nichts mehr hindert, uns anzugehören?" fragt er jählich. Bin ich nicht da, Dich zu schützen?"

"Ja Du!" sagt Lolotte.

"Nun, ihr verliebtes Volk, sitzt Ihr richtig noch immer im Dunkel?" fragte eine joviale Stimme von der Thür her, in die Stille hinein.

"Jetzt ist's aber genug mit dem Mondscheinschwärmen. Ist nota-bene gar keiner da. Ja ich sage, ich sage die Liebe! Hätt's Ihnen garnicht zugetraut, Harro, daß Sie mir die Kleine so — na ich sag' ja nichts — bin auch mal jung und verliebt gewesen." Ein derber klatschender Schlag auf die Schulter.

"Aber nun Licht — Kathrin — — Schock schwere Not, wo steckt denn die Köhlliese wieder? Kathrin — — na endlich! So — — Na, nun laßt Euch mal anschauen. Pöhhli, Mädels, hast ja wahre Rosen auf den Backen! Das ist Ihr Bär, Schwiegerjohn. Na Harro, ich hoffe, daß Sie mir die Datt glücklich machen — dauernd — verstanden? sonst . . ." und der Kolof macht eine gar blutdürstige Miene; allein Harro, der dem Schwiegervater in spe an Körperlänge kaum nachgiebt, hält dem grimmen Blick stand.

"Es gilt, Schwiegerpapa!" sagt er ruhig "Wär ja ein ganz gemeiner Schuft, wollt ich die da nicht mein ganzes Leben lang halten wie meinen Augapfel" und seine blauen Augen umfassen mit fast väterlicher Bärtlichkeit das mimosenhaft zarte Bräutchen.

"Hat's auch nötig, das Behegt- und Gepflegtwerden", knurrte der Alte in seinen Bart. Er zwinkert mit den Augen als zerbrücke er still eine Thräne.

Welcher Kontrast! Dieser Kolossal mensch und dieses Kind! Und sie sind doch Vater und Tochter. Man sieht's auch bei gemauertem Hinblicken. Denn, wenn dem Alten auch die

buschigen Braunen leicht dränend zuken, es sind doch die gleichen, grauen Augen, aus denen Vater und Tochter in's Leben blicken; die blauen Schläfenadern haben sie gemein und den gleichen weichen Zug um den Mund.

"Harro es ist mein Alles, mein Letztes!" sagt der Alte, das zarte Geschöpfchen an sich pressend. "Mach sie glücklich!"

"So viel ich's vermag!"

* * *

Es ist in demselben großen Zimmer. Auf der Chaiselonge ruht ein totblaßes, kleines Wesen, eine totgeweihte Braut, die den Schleier um sich zieht und durch die Falten mit Augen blickt, aus dem ein überirdischer Glanz strahlt.

Es war ein sonderbarer Gedanke der Kranken; aber was sollte man thun, als ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen? Als Braut sterben, als Braut den letzten Liebesblick aus geliebten Augen empfangen. Sie hat's so sehr gewünscht, hat, als man ihr die Idee ansprechen wollte, geweint und geschmeichelt. Ahnt sie, welche Pein ihr Anblick den zwei Menschen macht, die sie so heiß lieben und die nichts anderes auf der Welt haben, als sie? Sie lächelt müde, selig.

"Harro! . . ."

"Was ist mein Herz?"

"Komm näher, ganz nah. Ich sah Dich so schlecht!" klagt die süße Stimme.

Durch des Verlobten Herz zuckt's schmerzhaft. "Großer Gott, ist's schon so weit?"

Er beißt die Zähne zusammen, um ein Aufstöhnen zu unterdrücken, sein Liebstes hergeben zu sollen, so frisch, so jung, das ist hart!

Er möchte toben, wüten, möchte mit Himmel und Hölle kämpfen, hinausfahren: ich lasse sie Euch nicht, Ihr dunklen Mächte, ich will, ich kann nicht! Aber eine winzige, kalte Mädchenhand bannt ihn an seinen Platz, versiegelt ihm den Mund. Darf er denn hier am Totenbette an sich und seine Schmerzen denken? Darf er's? Und leidet er denn allein Unmenschliches?

Sein Blick irrt zu der in sich zusammengesunkenen Gestalt jenseits des Lagers. Was erst muß der alte Mann, der Vater leiden, der, nachdem er das geliebte Weib trotz heißen Ringens dem Tod nicht abzurufen vermochte, dem Unerbittlichen jetzt auch sein Letztes, sein blühendes Kind hingeben muß, wehrlos, ein Ohnmächtiger, ein gebrochener Mann?

Wie schlaff und verstört das alte, gute Gesicht aussieht, wie tief die Schatten sich um die Augen lagern, wie haltlos die sonst so nervige Hüfengefalt!

Da fassen die blaffen Mädchenhände fester die der Männer. "Ihr, Ihr sollt nicht um mich weinen!" sagt der blaße Mund. "Ich war so — — überaus glücklich und das — — dank — ich — Euch. Vergesst das nicht. — — Behaltet mich — auch — so — lieb."

Wie ein Hauch Klingt's nur noch; aber ein Lächeln, ein verklärtes Glückslächeln geht über die Mädchenzüge, dann ein friedvolles, wie überirdisch klingendes: "Adieu Vater, adieu Geliebter" und der schlaffe Körper streckt sich. Durch's offene Fenster klingen die Sonntagsglocken: sie läuten wiederum den Sonntag ein. "Hochzeitsglocken" denkt der Bräutigam. Heute haben sie ihnen beiden läuten sollen zum Lebensbunde und heute bieten sie nur der Geliebten das Todesgeläute. Und wie ein Echo seiner Qual töhnt's jenseits des Lagers an. — Zwei Einsame, Verlassene. Ein gelber Falter aber flattert durch's Zimmer. Hell schimmern seine bunten Flügel im Sonnenlichte. Ist er ein Votiv des Lichts, des Lebens? Ein Gruß für die Tote und für die Einsamen?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Fortumwandlung: Hagen, Saone, Biene, Eiter, Sahn, Seele.

Zahlenrätsel: Molotus, Ilios, Kajan, Ossian, Lissa, Klaska, Ufa, Suatin.

Konkordiarätsel: Wagerrechte Mittelreihe: Lombet. Die anderen wagherchten Reihen: Ob, Lot, Bett, Rebel, Debel, Otta, Leo, Eu.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten (Mariä Geburt.)

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 1, 1-16. „Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams. Abraham aber zeugte Isaak: Isaak aber zeugte Jakob: Jakob aber zeugte Judas und seine Brüder. Judas aber zeugte Phares und Zara von der Thamar: Phares aber zeugte Eröon: Eröon aber zeugte Atram: Atram aber zeugte Aminadab: Aminadab aber zeugte Naasson: Naasson aber zeugte Salmon: Salmon aber zeugte Booz von der Rahab: Booz aber zeugte Obed aus der Ruth: Obed aber zeugte Jesse: Jesse aber zeugte David, den König: David, der König, aber zeugte Salomon von der, welche des Urias (Weib) gewesen war: Salomon aber zeugte Roboam: Roboam aber zeugte Abias: Abias aber zeugte Asa: Asa aber zeugte Josaphat: Josaphat aber zeugte Joram: Joram aber zeugte Osias: Osias aber zeugte Joatham: Joatham aber zeugte Achaz: Achaz aber zeugte Amon: Amon aber zeugte Josias: Josias aber zeugte Jechonias und seine Brüder um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Und nach der babylonischen Gefangenschaft zeugte Jechonias den Salathiel: Salathiel aber zeugte den Zorobabel: Zorobabel aber zeugte Abiud: Abiud aber zeugte Eliacim: Eliacim aber zeugte Azor: Azor aber zeugte Sadoc: Sadoc aber zeugte Achim: Achim aber zeugte Eliud: Eliud aber zeugte Eleazar: Eleazar aber zeugte Nathan: Nathan aber zeugte Jakob.“ — „Jakob aber zeugte Joseph, den Mann Mariä, von welcher geboren wurde Jesus, der genannt wird Christus.“

Die Kirche Jesu Christi.

XV.

„Buch der Abstammung Jesu Christi,“ — so beginnt das Evangelium des heutigen Festtags. Aber, fragt vielleicht der Leser, ist die leibliche Abstammung Jesu Christi denn von so großer Bedeutung für uns Christen? — Zweifellos, lieber Leser, dient es zur Stärkung unseres Glaubens, wenn die Kirche heute die leiblichen Ahnen Jesu aufzählen läßt; denn es war gewiss, daß der Messias werde aus dem Stamme Juda und aus dem Hause und Geschlechte des Königs David hervorgehen; und weil, wenn der Messias nicht zum Stamme Juda gehörte, er auch nicht zum Hause Davids gehören konnte. Und so heißt es denn zum Schlusse: Nathan zeugte den Jakob, Jakob aber den Joseph, den Gemahl Mariä, von der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus“ (Messias). — Joseph und Maria entstammten nicht nur demselben Stamme, sondern waren auch nahe Anverwandte; es genügte deshalb dem Evangelisten hervorzuheben, daß Joseph aus dem Stamme Juda und dem Geschlechte Davids war, ohne Maria zu erwähnen, die ihren Sohn durch Wirkung des Heil. Geistes — also durch ein Wunder — empfing. Wenn nun der Evangelist sagt, Joseph sei der Vermählte Marias gewesen, so geht daraus hervor, daß ihr göttlicher Sohn (dem Leibe nach) dem Stamme Juda und dem Hause und Geschlechte Davids entsprossen sei.

so muß es für uns, lieber Leser, einen ungleich höheren Wert haben, mit Jesus, dem Messias, in geistiger Verwandtschaft zu stehen. Das hat der Herr auch Selbst ausgesprochen, als Ihm einst, während Er zum Volke redete, Seine Mutter und Seine Verwandten gemeldet wurden: „Siehe, Deine Mutter und Deine Brüder stehen draußen und suchen Dich!“ — Da erwiderte Er bedeutungsvoll: Wer den Willen Meines Vaters thut, der ist Mir Bruder, Schwester, Mutter!“ (Matth. 12, 46.)

Möge die heilige Jungfrau uns durch ihre mächtige Fürsprache die Gnade erleben, daß wir in der geistigen Verwandtschaft mit ihrem göttlichen Sohne bis an unser Lebensende beharren, damit wir einst würdig befunden werden, der großen Familie der Seligen eingereiht zu werden, die mit ihrem göttlichen Sohne herrschen ewiglich.

Betrachten wir nun noch etwas das Grundprinzip des Protestantismus: Die Auslegung der Bibel nach dem persönlichen Gutdünken eines Jeden. Wie kann man, lieber Leser, doch nur annehmen, Christus habe ein Buch in die Welt geworfen, — über dessen Auslegung die Gelehrten sich seit vielen Jahrhunderten den Kopf zerbrechen, — damit es ein Jeder nach seiner Laune und seinem persönlichen Gutdünken auslege? Wie kann man annehmen, Christus habe gewollt, daß es dem Armen, dem Arbeiter, ja dem völlig Ungebildeten in die Hände gegeben werde? — „Aber (schreibt Lessing) wie bebauerte ich dann euch, arme, unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren

*) Lessing, „Axiomata.“



Kirchenkalender.

- Sonntag, 14. September.** Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten. Kreuzerhöhung. Rothburga, Jungfrau. Evangelium: Matthäus 2, 2., 35-46. Epistel: Epheser 4, 1-6. Fest: Maria Geburt. Evangelium: Matthäus 1, 1-16. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Kinder. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Fest: Kreuzerhöhung. Morgens 6 Uhr hl. Messe. 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie des hl. Kreuzes. Während der Oktav ist nachmittags 4 Uhr Kreuzweg-Andacht. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 1/6 Uhr ist hl. Messe und Schluß des ewigen Gebetes. 8 Uhr zweite hl. Messe. Nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Montag, 15. September.** Modestus, Martyrer.
- Dienstag, 16. September.** Cornelius, Papst und Martyrer. • Clarissen-Klosterkirche: Ewiges Gebet. 1/7 Uhr feierliches Hochamt; darnach zweite hl. Messe. — Betstunden 10, 3 und 8 Uhr: Marianische Jungfrauen-Kongregation. — 2 Uhr: Kind Jesu-Schwestern. 4 Uhr: Betstunde für die armen Seelen. 5 Uhr: der III. Orden des hl. Franziskus. 7 Uhr feierl. Komplet. 9 Uhr: Herz-Jesu-Chor. 10 Uhr: Marianische Jünglings-Kongregation.
- Mittwoch, 17. September.** Lambertus, Bischof und Martyrer. Quatember. • Clarissen-Klosterkirche: 1/8 Uhr: Hochamt, darnach zweite hl. Messe.
- Donnerstag, 18. September.** Richardis, Jungfrau.
- Freitag, 19. September.** Januarius, Bischof und Martyrer. Quatember.
- Samstag, 20. September.** Eustachius, Mart. Quat.

Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer besseren Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß Lesen können ebenso notwendig zur Seligkeit ist, als getauft sein!

Nichts beweist die Verlegenheit der sog. Reformatoren in der Vertheidigung ihres Grundprinzips klarer, als die folgende seltsame Ausrede: „Weder durch die Kirche, noch durch das Wort des Predigers (behaupteten sie) lernt der Christ den wahren Sinn der hl. Schrift kennen: sondern durch innere Eingebung des Heil. Geistes. Da nämlich Gott die Bibel zum Zwecke der Belehrung und Erleuchtung der Seelen geschaffen hat, ist Er es sich selbst schuldig, ihnen das zum Verständnis derselben notwendige Licht leuchten zu lassen. Mittels dieses Lichtes erkennt man auf übernatürliche Weise durch Gefühl, durch göttlichen Geschmack die notwendigen Wahrheiten ebenso, wie man auf natürliche Weise bitter und süß, warm und kalt von einander unterscheidet.“

Wenn das wirklich der Fall wäre, so müßten notwendiger Weise auch Alle in der Erklärung vollkommen übereinstimmen, da der Heil. Geist sich doch nicht selbst widersprechen kann! Aber, lieber Leser, wie himmelweit sind von einer solchen Einstimmigkeit die Bibelerklärer entfernt. Nicht nur in unwesentlichen Nebendingen, nein, in den allerwesentlichsten Glaubensfragen herrscht die größte Verschiedenheit selbst unter den Häuptern der streitenden Parteien, und zwar von den ersten Tagen der „Reformation“ bis in unsere Tage hinein. Der Satz: „Das ist mein Leib“ — vom Herrn bekanntlich bei der Einsetzung des hl. Sacramentes gesprochen — besteht nur aus vier Worten; aber diese vier Worte sind von Calvin anders als von Luther, und von Zwingli wieder anders als von diesen Beiden, und endlich von Melancthon zu verschiedenen Zeiten auch ganz verschieden erklärt worden! Waren nun diese „Reformatoren“ wirklich, wie so häufig „drüber“ gesagt wird, von Gott erweckt und berufen, der Welt das lautere Evangelium zu verkünden, wie kam es denn, daß ein Jeder von ihnen ein anderes „lauteres Evangelium“ predigte? Galt aber damals der Satz: Quot capita tot evangelia („So viel Häupter der sog. Reformation, so viel Evangelien“), so ist es im Laufe der Zeit dazu gekommen, daß es heißen muß: Quot mombra tot evangelia („So viel Glieder, so viel Evangelien“). Und doch haben die Prediger der „Los von Rom“-Bewegung den traurigen Mut, den katholischen Desterreichern — ja, neuerdings selbst den Katholiken diesseits der deutschen Grenzpfähle — das „lautere Evangelium“ bringen zu wollen! Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche Dinge in den Zeitungen liest.

Niemals haben die Protestanten hinsichtlich der Glaubenslehre sich zu einigen vermocht. Es fehlt ihnen von jeher an einem gemeinsamen Glaubensbekenntnisse; und die besonderen Glaubensbekenntnisse, die die einzelnen Häupter und Führer innerhalb des Protestantismus der Reihe nach erfanden, waren natürlich auch nicht im Stande zu befriedigen. So sind die Protestanten denn in unzählige Sekten zersplittert, sind von Dogma zu Dogma, von Meinung zu Meinung geteilt — stets unfähig, für ihren unbeständigen Glauben einen Halt zu finden. Darum kann der Protestantismus unmöglich jene Kirche sein, für die Jesus Christus gebetet hat: „Vater, sie sollen eins sein, wie auch Wir Eins sind!“ (Joh. 17, 21.)

Wir, lieber Leser, die wir in der katholischen Einheit beharren, genießen die heilsamen Früchte dieses hochpriesterlichen Gebetes Jesu. Die sich ihrer Freiheit des Glaubens, oder vielmehr Unglaubens, rühmen, sie rühmen sich dessen, worauf der hl. Apostel Paulus, vom Geiste Gottes getrieben, den schrecklichen Fluch gelegt hat, als er sagte: „Wenn selbst ein

Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündete, als wir euch verkündet haben, so sei er verflucht!“ — Und damit Niemand meine, der Apostel habe im glühenden Eifer etwas Uebertriebenes gesagt, so wiederholt er das Wort mit Nachdruck: „Wie wir zuvor gesagt haben, so sage ich jetzt wieder: Wenn Jemand euch ein anderes Evangelium verkündete, als ihr empfangen habt, der sei verflucht!“ (Gal. 1, 8 f.)

Die Zahl sieben beim menschlichen Körper.

Von Dr. Erwin Bloth.

Die Zahl sieben spielt beim menschlichen Organismus eine große Rolle. Um die Verhältnisse, die Proportionen der Körperteile zu ergründen, wählten die Künstler aller Zeiten diesen oder jenen Teil des Körpers als Maßeinheit. Die alten Künstler hatten den Fuß als Maßeinheit. Sie gaben ihren Statuen sieben Fußlängen. Die modernen Künstler haben den Kopf als Maßeinheit gewählt; die Gesamtgröße des normalen Menschen ist gleich siebenmal der Höhe seines Kopfes. So sagen und arbeiten die modernen Künstler.

Die Maßeinheit der alten Künstler ist zuverlässiger, denn der Kopf, nach dem die Modernen messen, ist bei schlankem Wuchs stets kleiner, so daß die Zahl 7 $\frac{1}{2}$ eintreten muß.

Wissenschaftliche Größen ersten Ranges haben festgestellt, daß zwischen der Dauer des Wachstums und der Lebensdauer ein Verhältnis von eins zu sieben besteht, daß also die Dauer des Lebens diejenige des Wachstums siebenmal übersteigt.

Soweit unsere Beobachtung möglich ist, bestätigt sich dieses Gesetz durch das ganze Tierreich. So wächst das Pferd bis zum dritten oder vierten Jahre und erreicht ein Alter von 25 bis 28 Jahren. Der Hirsch ist mit dem fünften Jahre ausgewachsen und wird 35 Jahre alt. Das Kameel wächst bis zum siebenten Jahre und erreicht ein Alter von 50 Jahren.

Ein ähnliches Verhältnis ist beim Wachsen und Dauern vieler Bäume festgestellt worden.

Da nun beim Menschen das Wachstum erst mit dem zwanzigsten Jahre sein Ende findet, so müßte er nach obigem Gesetz 140 Jahre alt werden. Diese Fälle, wo wirklich ein solches Alter erreicht wurde, sind in der neueren Zeit schnell gezählt.

Die moderne Statistik hat festgestellt, daß von tausend Menschen nur 100 ein Alter von 70 Jahren erreichen. Neunzig Jahre wird von dreitausend Menschen nur einer.

Viele Gelehrten bestreiten zwar, daß es jemals Zeiten gegeben habe, wo der Mensch ein Durchschnittsalter von 140 Jahren erreichte, aber die Bibel weiß sehr oft von solchem und noch höherem Alter zu erzählen. Es scheint also doch eine Zeit gegeben zu haben, wo der Mensch noch so kräftig und so wenig durch Kultur und Krankheitsanlage geschwächt war, daß er die Regel 1:7 innehielt.

Es giebt auch heute noch Ausnahmen, die selbst ein Alter von über 140 Jahren erreichen. So kennt man zwei englische Landleute, die erst vor wenig Jahren starben, Thomas Parre im Alter von 159 und Peter Senkins im Alter von 169 Jahren.

Auch sonst spielt die Zahl sieben beim menschlichen Körperbau eine interessante Rolle. Sieben Fuß mißt in der Regel der Dickdarm des Menschen, der in drei Teile zerfällt und dessen erster Teil der gefährliche Blinddarm ist.

Sieben Zoll beträgt im Mittel die Höhe des Kopfes bei der Frau, beim Manne acht. Sieben Zoll ist die Länge der Hand bei einer erwachsenen Frau, beim Manne 7 $\frac{1}{2}$. Die Größe der Hand wechselt allerdings sehr, besonders nach den verschiedenen Menschenrassen. Die kleinste Hand haben die als Langfinger verschrieenen Zigeuner. Sie haben die kleinste und schmalste Hand. Die größten Hände haben die gelben Rassen, wie Chinesen und Japanesen.

Streckt ein normal gewachsener Mensch die Arme seitwärts aus, so ist die Entfernung von den Fingerspitzen der einen Hand bis zu denen der anderen siebenmal so groß wie der Fuß des Betreffenden, oder mit anderen Worten, die Größe, die Länge des normal gebauten Menschen ist genau so groß wie die Länge der seitwärts ausgestreckten Arme, von Fingerspitze zu Fingerspitze.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht zwischen Hand und Gesicht. Hat die Hand sieben Zoll Länge, so hat auch das Gesicht dieselbe Länge. Es ist die Regel, die Hand von der Spitze des Mittelfingers bis zum Handgelenk ist genau so lang wie das Gesicht.

Will Jemand wissen, wie lang seine Nase ist, so kann er das schnell, bequem und sicher erfahren, er braucht nur die beiden oberen Glieder seines Zeigefingers zu messen, denn diese sind regelmäßig genau so groß wie die Nase. Daraus folgert, daß langfingerige Menschen auch lange Nasen haben müssen; und dieses ist thatsächlich so, denn Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel.

Die Wirbelsäule oder das Rückgrat ist die Grundveste unseres Körpers, die einzige Stütze unseres Hauptes. Der Teil der Wirbelsäule, welcher den menschlichen Kopf trägt, heißt der Halssteil. Dieser Teil wird aus sieben Wirbeln gebildet, den bekannten Halswirbeln.

Zwar hat der Mensch auf jeder Seite zwölf Rippen, aber davon sind nur sieben die wahren Rippen; die anderen 5 heißen die falschen Rippen.

Die sieben wahren Rippen bilden im Verein mit dem Brustbein den menschlichen Brustkasten, auch Thorax genannt.

Der menschliche Fuß besteht aus drei Abteilungen, der Fußwurzel, dem Mittelfuß und den Zehen. Die Fußwurzel aber weist wieder die Zahl sieben auf, denn sie besteht aus sieben Fußwurzelknochen. Auch bei den menschlichen Krankheiten spielt die Zahl sieben eine große Rolle. Sieben Tage lang steigt der Schnupfen, und dann nimmt er sieben Tage lang ab. Innerhalb sieben Tage kommt und schwindet bei Masern und Scharlach der Ausschlag, der bekanntlich für die Umgebung sehr gefährlich ist, da er für diese den Ansteckungsstoff enthält, während für den Kranken der Ausschlag ganz indifferent ist.

Sieben Tage dauert bei diesen Kinderkrankheiten in der Regel die Ansteckungszeit, dann tritt Fieber mit Schlingbeschwerden ein, die Mandeln und der Gaumen sind geschwollen.

Sieben Wochen dauert in der Regel der schlimme Keuchhusten bei den Kindern, wo bekanntlich kein Arzneimittel helfen will, so viele man auch dagegen angiebt. Nur durch diätetische Mittel können die sieben Wochen auf 5 herabgemindert werden.

Sieben Stunden lang schläft der normal gesunde Mensch ununterbrochen. Wer durchschnittlich weniger schläft, der leidet an Schlaflosigkeit, wodurch schließlich die Gehirnnerven leidend werden. Jede Erregung des Gehirns aber schließt gesunden Schlaf aus. Schlaf wirkt nur heilsam und stärkend, wenn er ruhig ist, ohne Unterbrechung, ohne Traum. Sieben Stunden Schlaf genügen für jeden erwachsenen Menschen vollständig. Hat man einen solchen Schlaf täglich, so wirkt die böse Zahl sieben Wunder in Bezug auf das Wohlbefinden des Gesamt-Organismus.

Der anonyme Dichter.

Theaterhumoreske von K. Meister.

„In Ostpreußen ist die wahre Kunst ein Bedürfnis, um der Bildung des Volkes die schweren Wege zu ebnen. Ein Körnchen aus dem reichen Schatz der Kunst würde dort tausendfachen Segen stiften und alle dargebrachten Röhren reichlich lohnen.“ Dieser volle Theaterlassen verheißende Zeitungsartikel war auch in die Hände des Theaterdirektors Müller gefallen, der diesen verlockenden Satz immer und immer wieder las und alsbald auch in ihm den Entschluß zur Reise kommen ließ,

den Theaterskizzen seiner Truppe von darstellenden Künstlern in die ostpreussischen Kleinstädte zu rollen. Gedacht, gethan. Er setzte sich mit allen Theateragenturen in Verbindung, doch nur wenige dieser „Direktionsblut saugenden Vampyre“, wie Müller die Theateragenten nannte, willfahrten dem dramatischen Rechenkünstler durch Vermittlung von Engagements, wenn er, der Direktor Müller nicht Reisegelder und höhere Gagen für die zu engagierenden Kräfte für dies halb aus der Welt liegende Wirkungsfeld aussetzen wollte. In Erwartung eines bombensicheren guten Erfolges ließ Direktor Müller sich denn auch bewegen, in den saueren Apfel von anständigen Gagen zu beißen und bald zeigte sich denn auch, daß Direktor Müller sich nicht verrechnet hatte. Was der „unmöglich hohe Gagen-Gat“ mehr verschlang im fernen Osten, das mußte nun auch bald eingeholt werden durch eine Kellame, wie sie etwa Menagerie-Besitzern, Riesendamen oder Besitzern von Flohtheatern Ehre gemacht haben würde. Es ekelte die darstellenden Kräfte fast an, Gehilfen eines solchen Direktors zu sein, doch kontraktbrüchig durchzugehen war ein Ding der Unmöglichkeit, da die Reise nach besseren Kunststätten einmal zu teuer, ein andermal zu unbequem war. Trotz der guten Geschäfte klagte Direktor Müller doch beständig und tischte dem harmlosen Publikum alte, honorarfreie Stücke aus den Jahren von Anno dazumal auf. Doch auch dieses große Repertoir erschöpfte sich mit der Zeit und heutige Bühnen-Novitäten waren teuer und Ausstattungserfordernd. „Skandalös“, meinte Direktor Müller, „die heutigen Dichter sind geradezu toll in ihren Ansprüchen. Was hat Schiller, Shakespeares und manch anderer wahrer Dichter nicht Großartiges geschaffen für ein Honorar, das nicht einmal den Lebensunterhalt auf wenige Wochen deckte, — und diese heutigen jungen Hunde, diese neuen Dichter, verlangen Honorare, wie kein Minister sie bezieht.“ Da kam dem dichterfeindlichen Direktor eine glänzende Idee. Wie oft hatte er nicht selbst schon „Gedichte besserer Art“ in kleinen Zeitungen veröffentlicht. — Allerdings bezeichnete der dichtende Theaterthraun diese Blätter, bevor sie seinen Dichtungen die Spalten öffneten mit dem Ehrennamen „Käseblätter“. — Warum sollte er nun nicht einmal selbst, unter Geheimhaltung seines Namens, einen Schritt unter die Reihe der Novitäten-Macher thun, die ja nicht annähernd so mit der Bühne vertraut waren, wie er, die nicht zum zehnten Teil so gut wußten wie er, was das Publikum packt und zündend wirkt auf die Lachmuskeln und Thränenröhren des tausendköpfigen Ungeheuers „Publikum“. Das mußte ja ein ausverkauftes Haus bringen, wenn eine Novität gegeben würde, deren Aufführung der Dichter des Werkes selbst bewohnte. Also frisch ans Werk! Bei so genialen Leuten wie Müller konnte die Anfertigung eines Drama's nicht viel Zeit beanspruchen; in 14 Tagen war das Kind der Müller'schen Muse bereits zum Leben gebracht; die Rollen wurden ausgeschrieben, die Arrangierprobe war gewesen. Mit goldbigem Glanze dämmerte der Tag der Erstaufführung der Müller'schen Dichtung am Firmament empor. — Vor allem hatte der Direktor dem Souffleur eingeschärft, das Buch des neuen Meisterwerkes sorgsamst zu hüten und nicht zu verborgen an die Darsteller, da der Dichter das Manuskript der Dichtung nur persönlich überlassen habe, um es abzuschreiben, da ein zweites Buch nicht vorhanden sei. Der Direktor bediente sich der Ausrede, daß er selbst das Buch der Novität hätte abschreiben müssen, damit das Original nicht verloren gehe. Mit diesem Schwindel wollte der findige Direktor seine Handschrift im Souffleurbuch, das zugleich das Regiebuch bildete, erklären. O, Direktor Müller war ein Mann, der an Alles dachte. Hatte er es doch auch nicht unterlassen, bei seiner Uebnahme der Direktion in Ostpreußen seinen Namen Müller in Müllinski zu verwandeln, um demselben einen mehr polnischen als deutschen Klang zu verleihen. Im Ge-

heimen hier er sein Stück auch wirklich für eine Perle deutscher Dichtkunst, die er selbst im kniffigebildeten Deutschland verwerten zu können, sicher annahm. Als er den Souffleur einmal fragte, wie ihm die herrliche Novität des nicht genannt sein wollenden Dichters gefalle, fragte ihn dieser: „Wollen Sie für meine Kritik 1 Glas oder 6 Gläser Bier zahlen?“ Auf des Direktors Frage, was dies bedeuten solle, antwortete der Souffleur: „Für ein Glas sage ich Ihnen Ihre Meinung über das Stück, für 6 Gläser meine eigene Ansicht.“ „Hier“, schalt Müllinski ein, „eine Marl als Kritiker-Honorar“. „Nun denn“, begann der Souffleur, so will ich Dir die Wahrheit gründlich sagen! sagte ja schon Schiller, jener ganz talentvolle Anfänger, der es beinahe zu einem großen Dichterruf hätte bringen können. Die Novität ist überraschend gearbeitet! man findet fast in jeder Scene, in jedem größeren Satz einen alten Bekannten aus den deutschen Bühnenwerken. Der Dichter hat mehr mit der Schere als mit eigenem Kopfe gearbeitet und ein Potpourri aller Bühnenschriftsteller von Klang und Namen zusammengeschnitten, das wenigstens einen großen Vorzug hat, nämlich es ist nicht aufregend und in grandioser Weise schlafzeugend.“ Der Dichter des Werkes lächelte gezwungen ungefähr wie einer, der den Adlerorden 1. Klasse erwartet und die Medaille für Kunst und Wissenschaft erhält, die von vielen Seiten mit dem Namen „Omni-bus“ bezeichnet wird. — Stadttheater. Direktion Müllinski. Heute Donnerstag: Erste Aufführung des Drama's „Die Söhne der Neuzeit“. Drama in 6 Akten von * * *. Unter persönlicher Anwesenheit des Dichters. — Die enormen Kosten des Aufführungsrechtes ermöglichen nur eine einmalige Aufführung.“ So verkündeten die Theaterzettel die directionale Novität. — Auf der Generalprobe wehte eine gewitterliche Luft. Das Stück war nur sehr schwach, von den Darstellern memoriert, fast alle Mitglieder hatten es nicht für nötig gehalten, diesen dramatischen Mist, — diese Eintagsfliege stinkendster Sorte, wie der Komiker die Novität nannte, — auch nur annähernd leidlich zu lernen. Der Direktor wütete: „Was wird der Dichter sagen!“ worauf die erste Heldin entgegnete: „Daß der „Dichter“ nur ja am Abend nicht vergessen möge, sich zu wappieren, denn die ostpreussischen Äpfel seien sehr hart und die faulen Eier auch in Ostpreußen lorbeerbergig, worauf der erste Intrigant meinte, der Direktor möge in seiner Garderobe einen Kleiderhaken freilassen zum Bereithalten der Zwangsjacke, die die nahe Irrenanstalt für den Dichter der Novität bereit halten müsse. Der Direktor sprach kein Wort mehr; die Nachricht, daß im Vorverkauf die Billets für die Premiere vollständig ausgegeben seien, war ein Balsam für das Dichtersherz. Am Schlusse der Probe nahm der Direktor das Buch wieder an sich und als der Abend kam, legte er es neben seinen Platz in der Garderobe. Mittlerweile hatten die Schauspieler überall erzählt, daß sie den Direktor für den Dichter hielten; verschiedene Ausdrücke im Manuskripte, die zu den stehenden Lieblingsausdrücken ihres Direktors gehörten, hatten mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß der Verbrecher an der Kunst, der dies Stück geschaffen habe, ihr Direktor selbst war. Ein vollständiges ausverkauftes Haus erwartete am Abend die Tragödie, die sich auf und vor der Bühne entwickeln sollte. 10 Minuten vor Anfang der Komödie ging der Direktor wie gewöhnlich auf die Bühne, um durch das Beobachtungsloch im Vorhang sich an dem wunderbaren Anblick des ausverkauften Hauses zu laben. Diese Abwesenheit des Dichters benutzte einer der Schauspieler dazu 6 bis 8 Seiten des Souffleurbuches mit Mastix, dessen sich die Schauspieler zum Ankleben der Warte bedienen, zu bestreichen und somit fest zusammen zu kleben. Der Direktor stürzte sich in die Garderobe, gab dem Souffleur das Buch und nach wenigen Augenblicken begann der erste Akt, in dem bereits vier Personen

zum Schlusse als Leichen die Bühnen deckten laut Dichtung. — Ein nichtendenwollender Applaus rief Darsteller und Direktor viermal auf die Rampen. Der Dichter und Direktor war stolz und lauschte innigst den Rufen des Publikums nach dem „versprochenen Dichter“. Da endlich entschloß sich Müller-Müllinski, trat vor das Publikum und sprach seinen Dank aus, bemerkend, daß er selbst der Dichter des so begeistert aufgenommenen Werkes sei. Darauf hatte das von den Schauspielern im Geheimen unterrichtete Publikum nur gewartet. Jetzt zeigte es sein wahres Gesicht und begann zu pfeifen, und mit den Füßen zu trampeln, daß ein wahrer Höllenlärm entstand. Der Vorhang fiel gelassen und mit Gefühl. — Das Publikum rief drohend nach Fortsetzung des Spiels. Die Schauspieler holten fast Wort für Wort aus dem Souffleurbuch, da kam endlich die zusammengeliebte Stelle im Souffleurbuch. Eine nicht zu schildernde Verwirrung entstand; verschiedene Künstler traten nicht auf, da sie kein Stichwort erhielten, andere traten auf und gingen wieder ab, es war ein reiner Heyenabbath auf den die Welt bedeutenden Brettern und der Direktor stürzte schnaubend und zerknirscht an den Vorhang, der diesmal blühartig herunterraselte. Nicht endenwollend des Gejohle im Publikum rief den Direktor, der sich endlich entschloß, dem Publikum mitzuteilen, daß das Eintrittsgeld an der Kasse zurückgezahlt werde. Fast noch geschwinkt eilte er auf das Telegraphenbureau und bestellte die drei neuesten Schlagere von Novitäten. Am nächsten Tag war keine Kritik erschienen, wohl aber folgendes Poem:

„O, Direktor, sonst so bieder,
Laß das Dichten lieber sein,
Denn was Du uns aufgetischt,
Das verdaut nicht mal ein Schw...acher Magen!“

Wäslungen.

Aus dem Urwalde Südbraßiliens.

Von Hans von Behr.

Es ist still im Urwalde, feierlich still um die Mittagszeit, wenn die Tropensonne glühend heiß vom ehernen Himmel herniederbrennt. Alles Getier schläft und kein Laut der buntpfarbigen, vielgestaltigen Vögel, die sich auf den Zweigen wiegen, wird gehört. Nur die Käfer surren durch die Luft, allerschand Fliegen und Mücken schwirren umher und fabelhaft große und märchenhaft bunte Schmetterlinge wiegen sich auf den feuerfarbenen, goldgelben und ultramarinblauen Blumentelchen.

Auch in den Ansiedlungen der Menschen, den Ranchos (Farmen) regt sich nichts. Sie liegen weit von einander entfernt, schmale Waldpfade verbinden sie mit einander. Diese Ansiedlungen sind entstanden, indem man an Stellen, die sich besonders dazu zu eignen schienen, z. B. an einer Quelle, einem Flusse, am Fuße eines Berges, die Waldbäume niederbrannte und im nächsten Frühjahr die durch die Asche gedüngte Erde unter den Pflug nahm. So haben sich auch alle die Deutschen angesiedelt, die in Südbraßilien in so großer Anzahl wohnen. Und wo die Ansiedlungen entstehen, da werden die rothhäutigen Eingeborenen zurückgedrängt. Sie ziehen sich in das tiefere Dickicht der Wälder zurück und pürschen sich nun hin und wieder an die Ansiedlungen heran, um Ueberfälle oder Räubereien auszuführen.

Don Monzo Castro tritt aus dem Walde heraus, streckt seinen häßlichen Mulattenkopf spähend voran, schreitet durch die Felder, auf denen Bataten und Mais in üppiger Fülle prangen und tritt an den hohen Pallissadenzaun, der den Hof des Bollmarschen Ranchos umgibt und schlägt mit dem Klopfer gegen die Bretterthür. Wütendes Hundegebell ertönt von drinnen und gleich darauf öffnet sich die Thür. Ein Neger steckt sein Gesicht mit breitem Grinsen entgegen und fragt in schlechtem Portugiesisch nach dem Begehre des Ankömmlings. Dieser wirft den Kopf in den

Racken und sagt mit aller Geringschätzung, die den Mischlingen gegenüber den Angehörigen der reinen Negerrasse so häufig eigen ist:

„Dummkopf, besuchen will ich Herrn Bollmar — Du weißt doch, daß ich zu seinen Freunden gehöre!“

„Das weiß ich nicht, Sennor — aber kommen Sie, Herr Bollmar ist zu Hause.“

Er rief den beiden Hunden zu, ließ den Mulatten ein und schloß das Hoftor wieder sorgsam hinter denselben. Inzwischen war der Mulatte nach vorherigem Anklopfen in die Kstube des Holzhauses getreten und hatte eine höfliche Verbeugung gemacht. Der Hausherr sah mit den Seinen, seiner Gattin, zwei Söhnen und einer achtzehnjährigen Tochter bei Tisch. Das Eßgeschirr, das beim Mittagmahl gebraucht wurde, war gerade hinausgetragen worden und man sah noch bei einem Krüge kühlen, selbstgebranten Bieres. Erst nachher legt man sich dann ein wenig nieder, und nur einer der Männer bleibt wach, schreitet den Hof ab, und spät von der Dachlufe hinaus zum Walde hinüber. Denn diese Stunde nach dem Mittagmahl ist den Nambüßfällen der Guarani-Indianer ganz besonders günstig.

Bollmar blickte den Eintretenden erstaunt an.

„Ei, Sennor Castro? Was führt Euch denn her?“

Der Ankömmling versuchte vergebens, sich ein würdiges Ansehen zu geben, er zog die wulstigen Lippen breit und grinste, wie ein Neger.

„Oh — ich wollte nur fragen, wie es dem Herrn geht — ich wollte . . .“ „Ja — es thut mir leid — aber meine Tochter ist noch nicht andern Sinnes geworden —“

„Aber ich bitte Euch — das habe ich doch auch gar nicht geglaubt — und um mir noch einmal einen Korb zu holen, bin ich doch nicht hergekommen! Nein — alle Besitzer der Provinz sollten doch zusammenhalten — denn jeder Nanchero ist ein Hidalgo! Ja, sehet mich nur erstaunt an — ich sagte Euch ja schon, ich bin kein Mulatte — denn nur die Mutter meiner Mutter war eine Schwarze — und ich weiß nicht, wie es kommt, daß das verdammte Niggerblut meine Haut immer noch so dunkel gehalten hat! Uebrigens — wenn Euch mein Besuch so unangenehm ist, so kann ich ja gleich wieder gehen.“

Das hätte nun gegen die in den Wäldern so allgemeine Gastfreundschaft verstoßen und deshalb nötigte man den Ankömmling, sich zu legen. Der jüngere der beiden Söhne nahm ihm sogar, wenn auch nicht gerade mit der freundlichsten Miene den Sombrero (Strohhut) aus der Hand. Der Hausherr aber rief einer schwarzen Magd zu, eine Kanne frischen Bieres zu bringen. Als das Getränk kam, erhob sich der Gast und sagte mit Ruse: „Gestatten Sie mir, verehrter Don Bollmar, daß ich die Gläser fülle und wir einen Versöhnungsstrunk thun?“

Der Hausherr nickte zustimmend, während Frau und Tochter sich erhoben. Das lenkte die Aufmerksamkeit von dem Gaste ab, der zunächst ein Glas vollschenkte und dann, unbemerkt von allen Anwesenden, den Inhalt eines winzigen, in der hohlen Hand verborgenen Fläschchens in die Kanne goß, bevor er auch die übrigen Gläser füllte. Er hatte die Anwesenden scharf beobachtet — die Männer sahen mit befriedigtem Schmuzeln den Frauen nach, und diese schickten sich an, ihm den Rücken kehrend, das Zimmer zu verlassen.

„Aber Sennoras!“ rief er ihnen nach — „darf ich nicht bitten —“

Die Mutter musterte ihn mit einem Blick voller Verachtung, indes Anna, die Tochter, voller Abscheu ansrief:

„Nein — ich danke! Mit Euch trinke ich nicht.“

Die Söhne lächelten, der Vater billigte das Betragen seiner Tochter nicht. Der Mann da war doch nun mal sein Gast. Mit einer

Art Entschuldigung stieß er mit ihm an und leerte sein Glas auf einen Zug. Die Söhne thaten's ihm nach und Don Castro schenkte ihnen allen noch einmal und noch einmal ein, während immer noch der Rest des ersten Glases bei ihm vorhanden war. Er entschuldigte sich damit, er sei das Getränk nicht gewohnt.

Aber kaum saß man eine Viertelstunde beisammen, so erhob sich unter den Dreien ein Gähnen und die Augenlider wurden ihnen schwer.

„Ich bin heute Mittag aber müde — ich weiß nicht — na ja die Hitze“, sagte der Vater, „wer hat die Munde?“

„Wilhelm!“ sagte Karl, der älteste Sohn, rechte sich, gähnte und folgte dem Vater, der sich mit den Worten in das Schlafzimmer zurückzog:

„Verzeihen Sie, Don Castro! Auf Wiedersehen!“

Nun war Castro mit Wilhelm, einem baumstarken Riesen von neunzehn Jahren allein. Dieser rechte sich auch, versuchte sich zu erheben und wollte dazu:

„Wenn's Ihnen recht ist, gehen wir auf den Hof.“ Aber das Aufstehen glückte ihm nicht, er sank auf die Bank zurück, legte den Kopf auf die auf dem Tische zusammengelegten Hände und entschlummerte. Castro war allein im Zimmer, er lächelte triumphierend, goß den Rest des Bieres aus der Kanne aus dem Fenster und verließ das Zimmer. Vor der Hausthür rechte er die Hände in die Höhe — drüben im Walde schrie eine Holztaube. Der Neger hielt die wütenden Hunde an und Castro schritt über den Hof — seltsam mit den Händen durch die Luft fahrend. Das fiel Anna auf, die aus dem Fenster ihres Schlafzimmers ihm füstet nachschaute. Sie nahm den Revolver, der über ihrem Bette hing, von der Wand und trat vor die Hausthür, Castro hatte die Hofthür geöffnet, winkte und ließ einen gellenden Pfiff hören. Vom Walde her und auch schon ganz in der Nähe antwortete ein vielstimmiges Geheul.

„Jakob!“ schrie Anna dem Neger zu — „laß die Hunde los und rufe alle Männer! Tyras — Nero — laß!“

Castro stand in tödlichem Schrecken da und wußte nicht, was er thun sollte: Wenn er sich vor den wütenden Hunden retten wollte, so mußte er die Hofthür rasch zuwerfen — dann würde sie Anna aber schließen und die Guarani-Indianer, die auf seinen Wink zu 50 Mann herbeigestürzt kamen, würden denken, er wolle nun sie verraten und sie würden ihn dann schonungslos ermorden. Ließe er aber die Thür auf, so zerrissen ihn die Bestien. — Aber schon haben sie ihn, auch Anna ist herangekommen, sie drückte den Revolver auf Castro ab, der blutend hintenüberstürzt, und ein zweiter Schuß trifft einen Indianer, der bereits in den Hof eingedrungen ist. Ein zweiter, der sich noch eingedrängt hat und bereits seine Keule über Annas Haupt schwang, wurde von den wütenden Hunden thatsächlich in Stücke gerissen. Nun warf Anna die Thüre zu und schob den Riegel vor und vier schwarze Feldarbeiter, die mit Gewehren in der Hand, herbeigestürzt kamen, verammelten die Thür mit Balken. Aber mit Schrecken bemerkte Anna, daß an drei Stellen des Jannes Rauch über die Spitzen der Pallisaden emporstieg. Auch das Wutgeheul wurde immer enger und Anna fiel es auf, daß der Vater und die Brüder noch nicht da waren. Zwei Schwarze postierte sie aus Thor, die anderen beiden beauftragte sie, auf den Sprossen umher zu klimmen, die an verschiedenen Stellen der Pallisaden angebracht waren, und über den Zaun herüber zu schießen. Das geschah — und wo der Rauch aufstieg, da kramte sie selbst hinauf, ganze Eimer voll Wasser hinabgießend in die angelegten Feuer. Schnell zog sie sich immer zurück und Pfeile und Steine flogen ins Leere.

Endlich erschienen auch der Vater und die Brüder. Aber sie waren völlig naß. Die

Mutter, von Jakob benachrichtigt, was geschehen, hatte sich vergeblich bemüht, sie zu wecken — und hatte schließlich jedem einen vollen Wassereimer über den Kopf gegossen.

Als man im Hofe die laute Kommando-stimme Bollmars vernahm, verstummte außerhalb der Umzäunung das Geschrei und als man durch das Guckloch in der Thür schaute, da sah man die Indianer nach dem Walde zu fliehen. Mehrere gut gezielte Schüsse machten noch einigen den Garaus.

Am Zaune lag Castro verröthelnd. Als Bollmar sich über ihn bückte, schlug er noch einmal die Augen auf, er zuckte zusammen, seine Hand fuhr nach dem Revolver, sank aber sogleich kraftlos wieder nieder.

„Verdammt!“ knirschte er, sich aufbäumend — „ich tot und der Streich mißlungen — alle — alle solltet Ihr dran — aber bei Euch Bestien — hilft nicht einmal Opium — seid verfl —“

Und mit einem Fluche hauchte er seine Seele aus.

Kreuzrätsel.

b Die Buchstaben sind so umzustellen, e daß die wagerechte Reihe einen nor- e e g i dischen Dramatiker und die senkrechte u Reihe den Titel eines seiner Dramen u nennt.

b
e
e e g i
u
u
p
r
i
i
t

Silberrätsel.

a, bel, dam, du, ei, er, furt, he, hin, lo, mo, nie, re, riß.

Aus obigen 14 Silben sind 7 zweisilbige Wörter zu bilden. Richtig gefunden und untereinander gestellt ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Land Oesterreichs und die Endbuchstaben ebenfalls von oben nach unten gelesen, eine Stadt in demselben.

Konfordiarätsel.

2 3 Altromische Münze.
5 2 2 Stadt in Niederösterreich.
4 3 4 5 Säugetier.
1 2 3 4 5 Stadt in der Schweiz.
1 2 5 5 Kinderpielzeug.
5 4 4 Aus dem nordamerik. Bürgerkriege
4 3 Eine Note. [bekanntes General.

Pyramidenrätsel.

ä Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten e b e Reihen nennen 1. einen Kon- e h i i f sonanten, 2. ein Werk von n u n n r r t w Herder, 3. einen deutschen Strom, 4. ein Land Oesterreichs. Richtig gefunden nennt die senkrechte Mittelreihe eine europäische Hauptstadt.

Magisches Dreieck.

a a e e h Die Buchstaben sind so zu ordnen, i i l o daß die wagerechten Reihen gleich den r r s entsprechenden senkrechten lauten und s t nennen 1. eine Stadt in Afghanistan, t 2. eine griechische Landschaft, 3. spanische Benennung für Fluß, 4. eine altromische Münze, 5. einen Konsonanten.

Vierfüßige Charade.

Die beiden Ersten spinnen süß Dich ein, Du bist nicht mehr Du selbst, mußt träumen, Und liegt auch schneebedeckt der kahle Hain, Du träumst von Luft und Blütenbäumen! Doch halten sie zu lange Dich gefangen, Dann mußt um Deinen Geist ich bangen! — Die beiden And'ren sind erbaut aus Holz, Du kannst nach ihnen sogar tanzen. Sie zu regieren ist gar mancher stolz Und unentbehrlich sind sie auch dem Ganzen! Ein ewig Angedenken ist das Ganze! Ein Denkmal, schöner als wie Marmorstein! Ein Werk in stets verjüngtem Glanze Steht's unter der Modernen Reich'n! —

Dreisilbige Charade.

Stehst Du die erste, überkommst dich allezeit So ein Gefühl für Größe und Erhabenheit! Die zweiten sind ganz sitzhaft hier zu Lande, Doch haben sie gar schreckliche Verwandte. — Das Ganze findest Du in heißer Zone, Man sagt, es sei verwandt uns — zweifelsohne!



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus IX, 1-8. „In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. — Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ — „Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott.“ — „Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euerm Herzen?“ — „Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit Ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus.“ — „Und er stand auf und ging in sein Haus.“ — Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Die Kirche Jesu Christi.

XVI.

Aus dem heutigen Evangelium leuchtet uns vor allem die trostvolle Wahrheit entgegen: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.“ (Ezechiel 33, 11.) — Darum hat Er Seinen Sohn einst gesandt zum Heile, zur Erlösung des menschlichen Geschlechtes. Und wie der Retter einst gekommen ist, so kommt Er noch täglich in Seiner Kirche und ruft uns durch sie zu: „Sei getrost, mein Sohn, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben!“

Wie beklagt die Kirche es, lieber Leser, daß so viele ihrer Kinder darauf nicht achten; daß sie vor lauter Weltorgen nicht kommen zur Sorge für ihre unsterbliche Seele; daß sie vor lauter Weltfreuden nicht kommen zur höchsten Freude, nämlich zur Freude ihrer Wiedervereinigung mit Christus durch Buße und Bekehrung.

Aber wir sagen doch, daß unsere Kirche heilig sei, ja, wir zählen die Heiligkeit sogar zu den vier Eigenschaften oder Merkmalen, an denen man erkennen könne, daß die katholische Kirche die wahre Kirche Jesu Christi sei! — Es ist in der That so, lieber Leser; der Herr hat Seiner Kirche die Eigenschaft gegeben, daß sie selbst heilig sei und daß sie die Aufgabe und die Mittel habe, die unheiligen Menschen heilig zu machen. Aber (fragst Du weiter) die Heiligkeit ist doch eine innere Eigenschaft, die für das natürliche Auge unsichtbar ist: wie kann sie denn zugleich ein Merkmal oder Kennzeichen der Kirche sein, das ja sichtbar sein und in die Augen fallen muß? — Die Heiligkeit der Kirche, lieber Leser, wird sichtbar durch ihre Wirkungen und Erfolge. Wenn Du im Winter über die Felder und durch die Gärten gehst und allerlei Obstbäume

siehst, so kannst Du die fruchtbaren Bäume von den unfruchtbaren nicht unterscheiden; aber laß den Sommer und Herbst kommen, dann wird es sich zeigen: mügen auch alle im Frühjahr blühen, fruchtbar sind doch nur jene, an welchen Du wirklich Früchte findest zur rechten Zeit. So zeigt sich auch das Merkmal der Heiligkeit an der Kirche durch die Wirkungen des heiligen Wandels ihrer Mitglieder.

Beachten wir nun einige Punkte an denen sich die Heiligkeit der Kirche zeigt. Zunächst ist ihr Stifter Jesus Christus der Heiligste; und Er hat die Kirche nicht nur gestiftet, sondern Er bleibt auch nach Seiner Himmelfahrt beständig in ihr, und zwar nicht bloß als Gott, wie Er auch sonst überall ist, sondern auch als Gottmensch, als Erlöser, im heiligsten Sakramente des Altars; zugleich bleibt der Heil. Geist immerdar in der Kirche.

Und der Zweck von all dem ist gerade, die Kirche zu heiligen, um durch sie alle Menschen heiligen zu können. Das Heiligwerden stellt die Kirche den Menschen vor als ihr Ziel und Ende, und als ihren größten, unendlichen Schaden, falls sie es nicht erreichen.

Und damit die Kirche die Menschen nicht bloß zur Heiligkeit ermuntern, sondern auch zur wirklichen Erreichung derselben führen könne, hat ihr Christus alle dazu geeigneten Mittel gegeben, so daß wirklich alle heilig werden, die sich derselben mit aufrichtigem Willen bedienen, während die Uebrigen nur darum nicht heilig werden, weil sie sich dieser Mittel nicht bedienen.

Diese von Christus gegebenen Mittel sind zunächst die Heilswahrheiten, nämlich die Glaubens- und Sittenlehren, die uns die Pflicht zeigen, heilig zu werden, und die Beweggründe und die Art und Weise. Ferner die Heilmittel, namentlich die heiligen Sakramente, deren Wirksamkeit ganz und gar dahin geht,

Kirchenkalender.

Sonntag, 21. September. Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten. Matthäus, Apostel. Evangelium Matthäus 9, 1-8. Epistel I Korinther 1, 4-8.
 ● St. Andreas: 8 Uhr Morgens, Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Andacht mit Predigt. Nach der 4 Uhr Predigt Bruderschaft vom guten Tode.
 ● St. Martinus: Gemeinschaftl. Kommunion um 6 Uhr für die Marianische Männer-Sodalität, 7, 8 Uhr für die Schule an der Nachenerstraße, 7, 9 Uhr für die Schule an der Neufferstraße. Abends 6 Uhr Schluß der Oktav mit feierlicher Komplet, Predigt und Te Deum. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Feier des ewigen Gebetes. Um 6 Uhr erste hl. Messe. 8 Uhr Schulmesse. 9, 1/2 Uhr Hochamt. 3 Uhr Bestunde für die Kinder der höheren Mädchenschule. 6 Uhr Komplet. 9 Uhr Bestunde des Vereins der christlichen Arbeiter. 10 Uhr wird die Kirche bis morgens 4 Uhr geschlossen. 5 Uhr hl. Messe. Te Deum und Schluß.
Montag, 22. September. Moritz, Martyrer. ● St. Andreas: 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.
Dienstag, 23. September. Thella, Jungfrau. ● Clarissen - Klosterkirche: Fest der Auffindung des Leibes der hl. Mutter Maria. 1/7 Uhr Hochamt mit Segen.
Mittwoch, 24. September. Gerhard, Bischof. Fest: Maria von der Gnade.
Donnerstag, 25. September. Kleophas, Jünger Jesu.
Freitag, 26. September. Cyprian, Martyrer.
Samstag, 27. September. Cosmas u. Damianus Martyrer.

und die heiligmachende Gnade zu geben und die gegebene zu vermehren. Endlich noch die Heiligkeit, durch die uns die Kirche von unserm Eintritte in die Welt bis zum Austritte aus derselben so führt, daß wir die Heiligung erlangen und immerfort vermehren können, bis wir als vollendete Heilige reif sind, einzutreten in den Himmel, um dem unendlich Heiligen das „heilig, heilig, heilig!“ zu singen in der ewigen Glorie.

Wenn es nun auch leider wahr ist, daß selbst in der katholischen Kirche gar viele Menschen gefunden werden, die von der Heiligkeit sehr weit entfernt sind, so beweist das nichts gegen die Heiligkeit der Kirche. Denn diese Menschen sind eben nur darum nicht heilig, weil sie die Lehren der Kirche nicht befolgen und ihre Heiligungsmittel nicht gebrauchen. Sobald sie es thun, werden auch sie heilig werden, so große Sünder sie bis dahin auch sein mochten. Oder hältst Du es, lieber Leser, vielleicht für ein vernünftiges Verlangen, daß ein Arzt auch jene Kranken gesund mache, die wohl mit ihm unter einem Dache wohnen, aber seine Befehle gar nicht beachten und die von ihm verschriebene Medizin nicht nehmen?

Uebrigens hat Christus Selbst Seine Kirche in allerlei Bildern dargestellt, aus denen klar zu ersehen ist, daß der Herr in Seiner heiligen Kirche gar viele Sünder duldet bis an ihren Tod, ohne daß deshalb die Kirche aufhört, die wahre zu sein. Er nennt sie einen Acker, auf den Er, der Sohn Gottes, Selbst zwar den guten Samen sät, auf den aber auch der Teufel Unkraut streut; und siehe! Er läßt beides mit einander wachsen bis zum Tage der Ernte, d. h. des Gerichtes; dann erst wird das Unkraut verbrannt, der Weizen aber eingeschnitten. Das Unkraut aber, sagt der Herr, sind die Kinder des Bösen, die Sünder (Matth. 13, 24—30). Ebenso vergleicht er die Kirche mit einem Fischweie, worin zwar gute Fische sind, aber auch eine Menge schlechter, die hinausgeworfen werden (Matth. 13, 47—50). Er vergleicht sie endlich mit einem Ackersmann, der wohl lauter guten Samen ausstreut, wovon aber ein großer Teil auf unfruchtbaren Boden fällt und darum keine Frucht bringt (Matth. 13, 3—8). — Hell strahlt die Sonne und glebt ihr Licht und ihre Wärme allen, die in ihr wandeln; daß sie nicht auch das Gewürm in den unterirdischen Klüften erleuchtet, ist kein Beweis dafür, daß sie nicht hell und licht strahle, — die Kirche ist heilig und heiligt alle, die guten Willens sind; daß sie nicht auch die Widerstrebenden heiligt, beweist nicht, daß sie selbst nicht heilig sei.

Wenn wir aber aufblicken zu der unzählbaren Schar von Heiligen, die bereits in die Seligkeit des Himmels eingegangen sind, — welch herrliches Zeugnis für die Heiligkeit und heiligende Wirksamkeit der Kirche! Da finden wir zunächst so viele Millionen heiliger Blutzengen, die in den ersten Jahrhunderten der Kirche für das Bekenntnis des christlichen Glaubens in allen Ländern der alten Welt Blut und Leben geopfert haben; dann alle jene dazu, die bis in die jüngsten Tage hinein ihr Leben für Christus hingaben. Dann die leuchtende Schar all der anderen Heiligen! Christus, der Herr, ist am Tage Seiner Himmelfahrt vorausgegangen und hat die seit dem Falle Adams verschlossene Himmelspforte wieder geöffnet; mit Ihm zog ein die große Schar der Heiligen des Alten Bundes; von da aber bis auf den jetzigen Augenblick ist diese glänzende Prozession noch niemals unterbrochen worden und wird niemals abbrechen, bis nach dem jüngsten Gerichte der letzte große Einzug aller Heiligen in den Himmel erfolgt wird. Möge es auch uns, lieber Leser, gelingen, dieser Prozession eingereicht zu werden.

Silber aus Lehm.

Von Dr. A. Jäger.

„Silber aus Lehm“ nannte man früher gerne und oft das Aluminium, dieses Metall,

welches in den letzten zwanzig Jahren einen so gewaltigen Aufschwung in der Verwendung erfahren hat. Im Jahre 1880 betrug die Aluminiumproduktion der ganzen Welt kaum hundert Zentner. Im Jahre 1895 betrug sie schon 4 Millionen Kilogramm und heute wird sie das Doppelte wohl schon übersteigen. Im Jahre 1880 kostete ein Kilo Aluminium noch beinahe tausend Mark, heute kostet dieselbe Menge kaum drei Mark.

Der Ausdruck „Silber aus Lehm“ ist zwar eine Art dichterische Uebertreibung, aber doch nicht ohne Begründung. Aluminium gewinnt man thätlich aus Thonerde. Diese aber ist Aluminium mit Sauerstoff, genannt Aluminiumoxyd. Thonerde aber mit Kieselsäure verbunden bildet den bekannten Thon, und dieser verunreinigt mit Sand und Eisenoxyd ist unser Lehm. Also der Ausdruck: „Silber aus Lehm“ ist schon berechtigt. Es läßt sich also denken, daß dieses silberähnliche Metall in ungeheuren Mengen auf unserer Erde vorhanden ist. Man hat ausgerechnet, daß unser Erdball viermal so viel Aluminium enthält als Eisen.

Trotzdem die Menschheit schon seit Tausenden von Jahren die Thonerde, also das Aluminiumoxyd, kannte, kam doch erst bei Beginn des verflohenen Jahrhunderts der französische Chemiker Dary auf den Gedanken, daß der Grundstoff des Thons und des Lehms ein Metall sein müsse. Im Jahre 1807 machte Dary seinen ersten Versuch, das Aluminium aus seinen Verbindungen abzuscheiden. Es gelang ihm aber seine Versuche nicht, trotzdem er den elektrischen Strom anwandte, mit dessen Hilfe heute die Chemie leicht die Abscheidung des Aluminiums bewerkstelligt. Es war einem Deutschen, Wöhler mit Namen vorbehalten, zuerst sehr kleine Mengen des Aluminiummetalls rein darzustellen und zwar im Jahre 1817. Größere Mengen des Metalls gewann erst im Jahre 1854 der Franzose Deville zu Paris. Seine Erfolge veranlaßten den Kaiser Napoleon III. ihn zu seinen weiteren Versuchen vierzigtausend Franks zu bewilligen. Die damalige Gewinnung des Aluminiums, welches, wie schon gesagt, heute pro Kilo nur höchstens drei Mark kostet, war eine so kostspielige, daß sich damals das Kilo auf zehntausend Franks stellte.

Freilich gelang es Deville, seine Herstellung zu vereinfachen, so daß er im Jahre 1862 das Kilo Aluminium schon für 130 Franks liefern konnte. Man schätzte das Metall damals schon hoch und fand es sehr wünschenswert, es noch billiger darzustellen und technisch verwenden zu können. Die schöne weiße Farbe des Metalls, seine Beständigkeit an der Luft, sein geringes Gewicht und ganz besonders seine Zähigkeit ließen den Wunsch und die Hoffnung aufkommen, daß dieses Metall bei hinreichend billigem Preise berufen sei, das weit seltener auf und in der Erde vorkommende Silber zu ersetzen. Aluminium ist dreimal so leicht als Silber. Dieses geringe spezifische Gewicht ließ in Napoleon III. den Gedanken aufkommen, glänzende Kränze aus Aluminium herstellen zu lassen, die eben so widerstandsfähig sein würden, wie die von Eisen und Stahl, nur um $\frac{1}{3}$ leichter. Aber die Hoffnungen, welche damals Frankreich für die Verwendung des Aluminiums an Stelle von edlen Metallen hegte, gingen nicht in Erfüllung. Die Darstellung eines ganz reinen Metalls im Großen gelang nicht, denn die Kosten der Herstellung blieben zu groß. So beschränkte sich die Verwendung des neuen Metalls auf die Anfertigung weniger Schmuckstücke. Eine aus Aluminium kunstvoll eifelierte Kinderklapper für den 1856 geborenen Sohn Napoleons war das erste Stück dieser Luxusartikel, welche man aus Aluminium herstellte. Heute macht man die gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände aus diesem Metall. Eine eben so große Zukunft wie das reine Metall werden die Legierungen desselben haben und haben es bereits zum Teil.

Die sogenannte Goldbronze spielt heute schon eine große Rolle und wird in Zukunft noch

eine größere spielen. Diese Bronze besteht aus ungefähr 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Aluminium; sie hat eine goldglänzende Farbe, ist fest und zähe wie Stahl und luftbeständig. Diese Goldbronze hat die Fähigkeit eine beinahe unverwundliche Politur anzunehmen, so daß man sie von echtem Gold durch das Auge nicht unterscheiden kann. Es kommt sehr auf die richtige Mischung der Legierung an. Es giebt in Frankreich Fabriken, die herrliche Bronzen darstellen, aber die Mischung derselben als strenges Geschäftsgeheimnis wahren.

Eine andere wichtige Legierung ist die von ungefähr 95 Prozent Silber und 5 Prozent Aluminium. Diese Legierung ist härter, glänzender und zäher als das reine Silber. Zum Eisen hat das Aluminium eine große Zuneigung, während es vom Blei nichts wissen will. Die Vorliebe zum Eisen ist so groß, daß schon bei der bloßen Berührung der beiden Metalle, das Eisen einen leichten Aluminiumschimmer annimmt. Ein ganz kleiner Zusatz von Aluminium macht das zäheste Schmiedeeisen so geschmeidig und leichtflüßig wie Messing.

Die Technik hat sich in den letzten Jahren des Aluminiums und seiner Legierungen in außerordentlicher Weise bemächtigt, so daß nicht nur Luxus- und Haushaltungsgegenstände, sondern auch Glocken und Kanonen daraus gefertigt werden.

Der Herbstzug der Wandervögel.

Ein Reise-Jdyl von E. Kolbe.

Es wird allmählich Herbst, — diesmal ansehnend zeitiger als in sonst einem Jahre! Mancherlei Erscheinungen bestätigen dies, und zu den hervortretendsten derselben gehört die Abreise der in unseren Gegenden nistenden Zugvögel in wärmere Gegenden.

Wenn der hauptsächlichste Teil der Feldernte vorüber ist und der Herbstwind über die kahlen Felder streicht, dann sammeln sich die geduldeten Scharen, umkreisen noch einmal das trante Heim, als wollten sie sich jeden Winkel noch einmal recht genau ansehen, und wenn sie dann hochsteigen in die Lüfte, dann ist es, als riefen sie uns ein fröhliches „Lebewohl! Auf Wiedersehen im Frühling!“ zu. Rasch ziehen sie von dannen. Aber die große, mannigfaltige Schar der Zugvögel verläßt uns nicht an einem Tage, die Zeit der Wanderung ist je nach ihrer Art sehr verschieden, und auch das Wetter hat einigen Einfluß. Die Zugzeit beginnt schon im August und dauert den ganzen September und Oktober. Den Zug eröffnen Anfang August die Mauersegler; ihnen folgen: der Kuckuck, die Mandelkrähe, der Pirol, das Blaukehlchen, der Würger, die Wachtel, der Storch und der Reiher. In der ersten Hälfte des September rüsten sich die Nachtigallen, Grasschnäpper, Fliegenschwärmer, Gartenrotschwänze, Turkeltauben, Möven und Enten zur Abreise. Spätestens in der zweiten Hälfte des Septembers verlassen uns die Schwalben, der Regenpfeifer und die Rohrdrommel. Im Oktober nehmen Bussard, Sperber, Bachstelze, Hausrotschwänze, Lerche, Amsel, Blaukehlchen, Kiebitz, Wasserhuhn und Rothkehlchen Abschied. Einzelne Vögel der letztgenannten Gattungen bleiben jedoch, den Kampf ums Dasein aufnehmend, bei uns den Winter hindurch als Standvögel. Kraniche und Wildgänse beschließen den Reigen.

Jede Art der Zugvögel hält an dem Zeitpunkt ihrer Abreise wie auch ihrer Zurückkunft ziemlich fest, viele sogar genau nach dem Datum. So treten z. B. die Turmschwalben ihre herbstliche Reise gewöhnlich in der Nacht vom 3. auf den 4. August an und kehren am 7. April wieder zurück, und vom Kuckuck heißt es: „Am 18. August kommt er, am 19. muß er kommen.“

Die meisten Zugvögel unternehmen in großen Gesellschaften ihre Reise, so die Bachstelzen, Lerchen, Schwalben, Amseln; andere jedoch, wie z. B. die Nachtigall, ziehen einsam ihre Straße. Viele wählen die Nachtzeit oder doch

die frühesten Morgenstunden zur Abreise; es sind dies zumeist die sogenannten schlechten Flieger, wie die Wachteln, Grasmücken, Ammern und Amseln, Wasser- und Sumpfhühner; sie streichen nur von Busch zu Busch, von Wasser zu Wasser, von Sumpf zu Sumpf; oft setzen sie sich großen Vögeln auf den Rücken und lassen sich so über das Mittelländische Meer tragen. Während des Tages halten sie sich verborgen, um Nachstellungen zu entgehen. Auch von den gutfliegenden Zugvögeln giebt es viele, namentlich die meisten Insektenfresser, welche die Nachtzeit zu ihrer Wanderung benutzen, so die Nachtigall, das Rothkehlchen, der Kuckuck, der Wiedehopf; am Tage müssen sie sich ihre Nahrung suchen. Die meisten Körnerfresser dagegen reisen am Tage. Die Segler und Schwalben, die ihre Nahrung ausschließlich im Fluge erhaschen und deren Flugwerkzeuge von höchster Vollkommenheit und Ausdauer sind, reisen sogar Tag und Nacht ohne Zeitunterbrechung; sie erreichen ihr weit entferntes Ziel in 4-5 Tagen. Die schnellsegelnden Kraniche, so erzählt ein Vogelkennner, lassen sich nur des Morgens in der Frühe auf kurze Zeit nieder, um sich durch einen kräftigen Imbiß zur Weiterreise zu stärken, und dann geht es wieder in schwindelnder Höhe den Tag und die Nacht hindurch unaufhaltsam weiter. Die Störche ruhen während des Tages nie aus, weil sie dann keiner Nahrung bedürfen.

Die meisten Vögel wandern anscheinend ganz regel- und ordnungslos aus, die Züge anderer dagegen bilden regelmäßige Figuren. Die Kraniche ziehen in Haken, die Gänse und Enten in schrägen oder geraden Reihen nebeneinander. Besonders auffällig ist die Flugordnung der Hagelgänse; sie ordnen ihren Zug meist in der Form eines Keiles; ein Vogel fliegt dabei an der Spitze; ihm folgen unmittelbar nur zwei, die so aufgestellt sind, daß der eine durch den rechten, der andere durch den linken Flügel des ersten Vogels gegen den entgegenströmenden Wind zur Hälfte gedeckt wird. Jedem der beiden schließt sich halbrechts oder halblinks ein dritter und vierter an, so daß auch diese wieder durch einen Flügel des entsprechenden Vordermannes gedeckt werden, und so weiter, bis den letzten sich unterwegs immer wieder neue Reisegenossen anschließen. Da nun aber der Vogel, welcher den Zug eröffnet, in dem Zertheilen der Luft eine große Schwierigkeit zu überwinden hat und deshalb schnell ermüdet, so begiebt er sich, sobald seine Kräfte ablassen, an das Ende der langen Reihe, um dort allmählich sich zu erholen. Während dessen bezieht nun entweder der rechte oder linke Hintermann den verlassenen Posten an der Spitze, und es rückt damit zugleich jeder Nachfolgende um eine Stelle nach vorwärts. Diese so auffallende Flugordnung hat zur Folge, daß gerade diese etwas schwerfälligen Tiere die Luft mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit durchschneiden können.

Wohin aber ziehen nun unsere gefiederten Freunde? Nach dem Süden — heißt die allgemeine Antwort, und so ziemlich stimmt dieselbe auch; wir wollen aber doch das Ziel der einzelnen Arten etwas näher kennen lernen. Nicht alle Vögel ziehen über das Mittelländische Meer hinweg; Wachteln und Schnepfen schlagen ihre Winterquartiere in dem schönen Spanien auf, wo die Citronen blühen; andere dagegen wandern hinüber zu unseren schwarzen Völkern im heißen Afrika. Die Schwalben ziehen teils nach Senegambien, teils nach Mittelafrika; die Kraniche lassen sich in Abyssinien und die Wachteln am Kap der guten Hoffnung wohllich nieder. Sehr viele Singvögel suchen das fruchtbare Nilthal auf, doch lassen sie hier weder ihren herrlichen Gesang ertönen, noch bauen sie hier Nester. Es ist, als ob sie beständig an ihre eigentliche Heimat und Wohnung zurückdenken, als ob Lust und Freude in ihnen erstorben wären. Die Reise selbst ist für die Tiere keineswegs so anstrengend, als man zu glauben verurteilt ist. Es ist nämlich Tatsache, daß alle Zug-

vögel ein sehr feines Gefühl für Luft- und Witterungs-Veränderungen besitzen und daß sie es lieben, beim Fliegen so viel als möglich gegen den Wind zu steuern, weil dadurch ihr Gefieder glatt bleibt und so der Flug nicht gehemmt wird. Durch langjährige Beobachtungen ist denn auch festgestellt worden, daß während der Auswanderungszeit der Zugvögel in den oberen Luftschichten der Süd- und Südwestwind vorherrscht, derjenige Wind also, der für ihre Flugreise am günstigsten ist. Sobald sich nun der Wandertrieb bei den Vögeln einstellt, kundschaften sie durch Emporfliegen in diejenigen Luftschichten, in denen ihre Wanderstraße gelegen ist, vermittelst ihres Witterungsgefühls den geeigneten Wind aus; dieses Hochfliegen setzen sie so lange fort, bis Wind und Wetter ihnen geeignet erscheint, und dann ziehen sie rasch ab. Aber der Wandertrieb hat auch bei den Vögeln eine Grenze; er erlahmt und kommt endlich zum Stillstand, — diese Vögel bleiben dann meist auch den Winter über bei uns, freilich mit viel Not kämpfend, wenn nicht mitleidige Seelen sich ihrer annehmen. Bei denjenigen Vögeln aber, die den weiten Weg schon einmal zurückgelegt und auf demselben schon eine genaue Ortskenntnis gewonnen haben, tritt zur Zeit der herbftlichen Wanderung wie auch der Wiederkehr das Ortsgedächtnis in Thätigkeit, so daß sie vermittelst dessen innerhalb des großen Bezirks, in welchem sie angekommen sind, auch ihr früheres Gehege, ja sogar ihr altes Nest wiederfinden.

Zum Schluß noch ein Wort über die Frage: welches ist der Grund zu der herbftlichen Wanderung der Vögel? Mangel an Nahrung, wie verschiedene behaupten, ist es nicht, wenigstens nicht allein; denn zur Zeit des Wanderns haben die meisten Vögel noch Futter in Hülle und Fülle. Auch auf angebliche Ahnung der bevorstehenden Winterkälte ist der Zugtrieb nicht zurückzuführen, denn dann könnten doch die Stubenvögel, die im warmen Käfig sitzen, sich ruhig verhalten, da sie ja doch keine Kälte ahnen können, weil ihnen keine bevorsteht. Nichts destoweniger aber flattern sie Tag und Nacht im Käfig unruhig hin und her, wenn ihre Gefährten da draußen sich zur Reise rüsten. Es ist also ein anderer Grund, der die Vögel die alljährlichen Wanderungen antreten läßt und zwar liegt dieser in der weisen Ordnung der Natur; auch die Vögel stehen im Dienste ihres großen Haushaltes. Man hat nämlich beobachtet, daß die Zugvögel in ihren verschiedenen Winterwohnungen gerade dann anlangen und von dorther wieder in ihre Sommerresidenz um die Zeit ihren Einzug halten, wenn diejenigen jungen Tiere und Pflanzen, wovon sie hauptsächlich leben, nicht bloß in einer für sie ausreichenden Menge wieder vorhanden sind, sondern auch im Begriffe stehen überhand zu nehmen und dadurch das Gleichgewicht des Naturlebens auf die empfindlichste Weise zu stören drohen. Sobald also in den Ländern des Südens die Tier- und Pflanzenarten, welche den Zugvögeln den Lebensunterhalt liefern, um sich zu wuchern beginnen und dadurch die übereinstimmende Entfaltung des Naturlebens mit Gefahr bedrohen, ist der Zeitpunkt gekommen, mit welchem die Zugvögel eintreffen müssen und nach gemachten Erfahrungen auch wirklich eintreffen. Um aber rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, müssen sie selbstverständlich, entsprechend der Zeit, welche die einzelnen Arten, zu ihrer Ueberfiedelung bedürfen, die einen mehrere Tage, die anderen mehrere Wochen, noch andere sogar mehrere Monate vorher aus ihrer Heimat aufbrechen.

Eigentümlich genug, aber wiederum ein Zeugnis für die weisen Einrichtungen der Natur ist es, daß alle Zugvögel bei uns, in ihrer europäischen, bezw. deutschen Heimat Nester bauen und dem Brutgeschäft obliegen; auch ist gerade in ihrer speziellen Heimat bei vielen Vogelarten eine größere Brutausbeute dem Menschen gegenüber beobachtet worden, — um so sehnlicher erwarten wir alljährlich

ihre Ankunft, denn dann ist es wieder Frühling, oder dieser doch nicht mehr weit. Jetzt aber, wo der freundliche Leser diese Zeilen liest, haben die meisten Vögel uns schon verlassen; hoffentlich sehen wir unsere gefiederten Freunde alle wieder!

Talmi.

Von Martha Strachwitz
(M. von Tiefenberg).

„Da hinein, Doktor. Gehen Sie. Ich muß allein sein!“ Frau von Ebenhausen schob den Widerstrebenden mit nervöser Energie in das Nebenzimmer. Sie verriegelte hinter ihm die Thür und ließ sich mit einer ihr fremden Schwerfälligkeit an dem Schreibtisch ihres verstorbenen Mannes nieder. Ihre Hand schwankte, als sie das flache Schmucketui aus verblichenem rothem Leder vor sich hinlegte. In ihren Ohren war ein Säusen, das ihr unaufhörlich die Worte wiederholte, mit denen ihr der Doktor das Etui zurückgegeben hatte: „Die drei großen Perlen, die ich für sie verkaufen sollte, meine Gnädigste, sind falsch!“

Falsch?! — Die drei großen, wundervoll gefornnten Perlen, die wie ein Dreigestirn den Halbmond des goldnen Haarlamms zierten, der seit einem Jahrhundert die Krone des Familienschmucks der Grafen von Klettenberg bildete, waren falsch?! —

Welches Glied der Familie Klettenberg hatte den furchtbaren Betrug begangen, und die echten, fast unbezahlbaren Juwelen durch eine geschickte, aber wertlose Nachahmung ersetzen lassen! —

War es eine von den Gattinnen der Majoratsherren gewesen, die sich hinter dem Rücken ihres vielleicht etwas sparjamen Eheherrn auf diese Weise Geld verschafft hatte? —

Oder, schlimmer noch, hatte sich einer der Besitzer selbst, durch diese That die Mittel angeeignet, irgend welche heimliche und unwürdige Schulden zu decken? — Wer immer auch den Betrug begangen hatte, es war eine That, die nicht adelig war.

„Diebstahl!“ sagte Frau von Ebenhausen laut und preßte die schmalen Lippen in dem schneeweißen Antlitz aneinander.

Aber waren die Perlen auch wirklich falsch? —

Der Doktor behauptete es, doch der verließ sich auf das Urtheil des Juweliers. „Und war es nicht wahrscheinlicher, daß der Juwelier log, ein Kaufmann.“ — Frau von Ebenhausen war in den sonderbarsten Ansichten über den bürgerlichen Stand im Allgemeinen, und den Kaufmannsstand im Besonderen befangen, ein Kaufmann, der sein Leben lang nur seinen Gewinn im Auge haben mußte, als daß ein stolzer Sprößling aus altadligem, unantastbarem Geschlecht sich einer solchen Gemeinheit schuldig machte? —

Ein warmer Blutstrom rann belebend durch Frau von Ebenhausens Körper, ihre frostigen Finger wurden geschmeidig, sie berührten den Knopf des Etui, es sprang auf. Da lag es wieder vor ihr, das Kleinod, in schimmerndem Goldglanz, mit den drei Reihen milchig weißer, kleiner Halbperlen, die den Rand der Kammsichel besetzten, daneben, die losgelösten drei großen Perlen, die wie matt blinkende, Stein gewordene Thränen zwischen den violetten Sammetfalten des Etui glänzten! —

Frau von Ebenhausen betrachtete sie in athemloser Spannung. Sie leuchteten so wundervoll in dem bekannten Farbenpiel, daß sie seit mehr als dreißig Jahren gewohnt war, mit heiliger Andacht zu beobachten. Unmöglich! sie konnten nicht falsch sein! — — —

Ein Bild aus längst vergangener Zeit trat vor ihre Seele. Hinter dem hohen Eschall mit den bunten Wappensteinern, in dem dümmrig kühlen Arbeitszimmer, stand ihr Vater, das verhängnisvolle Etui in der Hand. Er hob den schimmernden Haarlamms heraus und hielt ihn vor ihre staunenden Kinderaugen. — „Der Mannesstamm unseres Hauses ist

erlöschten", sprach er, und ihr war es, als sei es gestern gewesen, "daher fällt dieses Schmuckstück nach einer alten Familienbestimmung, statt an die Gattin des Majoratsherrn, an Dich, meine Tochter. Trage dieses Kleinod und verehere in ihm ein Symbol Deines Lebens. Halte allezeit, als höchstes Gut, das Dreigestirn fest, das jedes Leben einer Frau aus vornehmen Hause erleuchten sollte: Deine Frauenehre, die Ehre der Familie, aus der Du stammst, und die Ehre des Mannes, dessen Namen Du einst tragen wirst!" — Dabei hob er ihre herabhängenden Zöpfe und befestigte sie mit dem Stamm auf ihrem Scheitel! — — —

Und diese Perlen sollten falsch sein? Sie hob die drei losgelösten Perlen vorsichtig aus dem bauchigen Sammet der Unterlage und hielt sie in der Höhlung ihrer linken Hand voll in das Sonnenlicht. — Die durchschimmernden Flügel ihrer schmalen, gebogenen Nase zitterten heftig, während sie die größte und schönste der Perlen prüfend zwischen den Fingerspitzen der Rechten hin und her drehte. —

Ein brennendes Roth stieg langsam unter der durchsichtigen Haut empor und überzog das feine, blasse Gesicht mit Purpurglut. Mit einem Seufzer ließ Aglaya von Ebenhausen die Perle auf den Schreibtisch zurückfallen, die über die Platte auf den Teppich herabrollte. Sie achtete nicht darauf. — Kein Zweifel, die Perle war falsch! Der gläserne Rand des Bohrloches hatte sie überzeugt. — Gebrochen sank das stolze Haupt mit der schwarzbraunen Flechtenkrone in die zitternden Hände. Die sonst so hochgetragene Stirn verbarg sich hinter den schmalen, langen Fingern mit den halbmondförmig geschnittenen, sorgfältig gepflegten Nägeln. Der schwarze Spitzenschleier, der einer Familiensitte gemäß in der Haarkrone befestigt war, sank von beiden Seiten über das verhüllte Gesicht herab, sodass die weichen, weißen Hände nur noch, wie durch einen Trauerflor hindurch schimmerten, diese Hände, die auf die Phantasiegemälde einer überfeinerten Aesthetik, aber nicht in das wirkliche Leben zu passen schienen; und eben diese ideale Welt, in der sich diese Hände mit zarter Bornehmheit ein Menschenalter hindurch bewegt hatten, brach für die alternde Frau mit dem Glauben an die Echtheit der Perlen zusammen.

Lange saß sie so, ohne sich zu rühren, ganz ihrem Schmerze hingegeben. Und dann dachte sie an ihre Tochter, die im Nebenzimmer lag, kaum genesen von einem schweren, typhösen Fieber. Die Kosten der Krankheit und einer für die Melonvalezentin unbedingt notwendigen Erholungsreise sollten von dem Erlös der Perlen bestritten werden. Was sollte nun werden?

Frau von Ebenhausen hob erschrocken das Haupt. — Das arme Kind! Wie sollte sie hier zu Kräften kommen? — Die dicke stauberfüllte Großstadtluft, die sich mühsam aus dem engen, von dem hohen Bordenhaus umwallten Hof, durch das weit offene Fenster in das schwüle Zimmer zwängte, legte sich ihr schwer auf die Brust. —

Dazwischen klang es in ihrem Herzen: „Die drei großen, wundervoll geformten Perlen sind falsch. Ist auch das Dreigestirn falsch gewesen, dem sie zum Symbol gedient haben?" —

Frau Aglaya lachte laut auf, es war ein entzaubertes Lachen, das aus einem kranken Gemüth kam. Sie sah sich um mit bangem Blick. Wenn man da drinnen dieses Lachen hörte! — Sie horchte argwöhnisch nach der Thür.

Der Doktor saß wohl noch wartend an dem Bett ihrer Tochter. — Ob er auch das gelobte Stillschweigen bewahrte? Oder ob er da drinnen die Geschichte von den falschen Perlen erzählte? — Wenn Irma diese Demüthigung ihrer Mutter erfuhr, so wie die Verhältnisse lagen, würde sie, — mußte sie — triumphiren! Und das konnte die stolze, im Innersten getroffene Frau nicht ertragen! —

Die Stimme des Doktors klang behaglich plaudernd durch die verschlossene Thür. —

Sie athmete auf. Er hielt also sein Wort! Damit kehrten ihre Gedanken zu den Perlen zurück.

Sie sah sich als junge Braut, wie sie zum letzten Mal in ihrem stillen Mädchenstübchen stand, um das fliegende Brautgewand mit dem Reifelleid zu vertauschen, in dem sie den jungen Gatten in die Fremde begleiten sollte. Wie zitterte ihre Hand, als sie den goldnen Kamm aus den düstigen Falten des Brautschleiers löste!

Eine unbarmherzige innere Stimme fragte: „Und das war Deine Frauenehre?" — Frau von Ebenhausen schluchzte auf. Die erste große Perle in dem Dreigestirn der Ehre falsch gewesen! — Und die zweite? Das Symbol der Ehre ihrer angestammten Familie? Diese Frage war durch den, mit den Perlen begangenen Betrug hinlänglich beantwortet. Einer oder eine aus dem stolzen Geschlecht der Grafen von Klettenberg hatte mit Vorbedacht einen Betrug begangen, und war mit dieser That aus dem Leben geschieden. Die Familie war nicht mehr unantastbar.

Und die dritte Perle? Die Ehre des Mannes, dessen Namen sie trug? —

Die Witwe ließ die verhüllenden Hände von ihrem Gesicht sinken. Ihre Augen wurden trocken. Mit einem sonderbaren Ausdruck glitt ihr Blick in demjenigen Zimmer umher, von den billigen Rohrstühlen, der geschmacklos, auf einer Auktion erstandenen Plüschgarnitur, zu dem verbläuten, gestickten Teppich, bis er gedankenvoll an dem massiven, auf Vorder- und Rückseite reichgeschnittenen Schreibtisch, mit den gewundenen Holzsäulen und den künstlerisch ausgeführten Löwenköpfen, haften blieb. Dieses Möbel war das einzige Stück, das sie aus dem Konkurs, der nach dem Tode ihres Gatten über dessen Besitztümer eröffnet worden, errettet hatte. Das Prunkstück paßte nicht in die ärmliche Umgebung, die neben ihm beleidigend und lächerlich wirkte.

Frau von Ebenhausen durchlebte noch einmal die beschämenden Aufklärungen, die sie nach dem Tode ihres Gatten über seine Schulden erhalten hatte. Sie dachte daran, wie ihr eigenes Vermögen durch das Bestreben verzehrt worden war, den Namen von Ebenhausen in gebührender Weise zu repräsentiren. Sie dachte an die Jahre ihrer Wittwenschaft, in denen sie es unter unsäglichen Opfern und Entfagungen erreicht hatte, ihrem Töchterchen eine standesgemäße Erziehung zu geben. Sie zuckte mit den Schultern, die Ehre ihres Gatten konnte sie nicht einmal ernst nehmen!

Wieder blieb ihr Blick auf der verriegelten Thür zum Nebenzimmer ruhen. Die heitere Stimme des Doktors war verstummt. War er gegangen? Oder? Es dünkte ihr, als bahne sich ein gedämpftes Klüstern durch die Thürspalte den Weg zu ihrem Ohr. Dieses Klüstern bestätigte ihr einen lang gehegten Verdacht. Der Doktor hatte Heimlichkeiten mit ihrer Tochter! Darum leuchteten Irma's Augen jedesmal auf, wenn der alte Hausfreund eintrat, sie in seiner barschen Art anschauend und zugleich so eigenartig mit den Augen zinkernd! Kein Zweifel, der Doktor spielte den postillon d'amour zwischen Irma und dem jungen Civil-Ingenieur Georg Kestner, der die Kühnheit besessen hatte, vor einem halben Jahr um ihre Hand anzuhalten, um die Hand des Freiäuleins von Ebenhausen, deren Mutter eine geborene Gräfin Klettenberg war!

Der Adelsstolz flammte noch einmal in alter Gluth in dem Herzen der stolzen Frau auf. Sie hatte damals entrüstet dem Herrn Kestner einen Korb gegeben und Irma hatte sich gefügt, wie es einer gehorsamen Tochter ziemt. Wenn aber der alte Doktor zwischen den Liebenden vermittelte, dann hatte sich Irma ja gar nicht gefügt, sondern nur gewartet! Diese Gewißheit, die ihr gerade in dieser Stunde wurde, versetzte Frau von Ebenhausen in seltsame Erregung.

In dem einen der beiden Gefühle, die ihr stolzes Herz mit gleicher Leidenschaft erfüllten, dem Familienstolz, auf das Heftigste erschütterter, klammerte sie sich instintiv an das andere,

die Mutterliebe. Zum ersten Male legte sie sich mit vollkommener Aufrichtigkeit die Frage vor, ob sie damals für Irma's Bestes gehandelt hatte, als sie Georg Kestner abwies. Ein mittelloses Mädchen aus adligem Hause heiratet schwer in eine ebenbürtige Familie, und Irma war eine Natur, die der Ehe bedurfte, um zur vollen Befriedigung und Entfaltung ihres Seines zu kommen!

Jetzt fiel eine Andeutung des Doktors, die sie zur Zeit nicht hatte verstehen wollen, schwer auf Frau Aglaya's Seele. War die letzte Ursache von Irma's bösem, typhösen Fieber vielleicht in dem heimlich zehrenden Liebeskummer zu suchen? —

Wie blaß, wie still war das sonst so blühende, fröhliche Mädchen seit dem Winter gewesen!

Frau von Ebenhausen's Blick suchte gedankenvoll die zwei einzelnen, falschen Perlen! So verharrete sie reglos, lange, lange! Eine tiefe Herbigkeit legte sich um ihre Mundwinkel.

„Talmi!" jagte sie halblaut, las mit fester Hand den Kamm und die beiden Perlen zusammen und verschob das Etui im Schreibtisch, ohne sich die Mühe zu geben, nach der dritten herabgefallenen Perle zu suchen.

Sie erhob sich, durchschnitt das Zimmer, entriegelte die Thür, — doch plötzlich wie ihre Hand bereits die Thürklinke drückte, stand das Bild Georg Kestner's noch einmal vor ihrem Geiste. Sie sah seine Züge, seine Gestalt greifbar deutlich vor sich.

„Ein strebsamer, prachtvoller Mensch", dachte sie. „Aber — etwas fehlt ihm, ein gewisses etwas, das mir für Irma's Gatten unentbehrlich schien! Zwar der Kopf ist schön, charaktervoll, der Anzug von gutem Schnitt, und doch, — — — da sind z. B. diese angeknüpften Manschetten an den Oberhemden eine sehr sparsame Einrichtung, aber, — ich kann mich nun einmal nicht daran gewöhnen! Sie machen mich zerstreut. Ich muß ihm immerzu auf die Hände sehen! Und — jetzt erinnere ich mich, an den Manschetten die Knöpfe, scheußliche, kleine Wachsperlen! — So etwas trägt man nicht! Das ist Mesquin! Wachsperlen! denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie falsch sind! Falsche Perlen!" — — —

„Falsche Perlen?" — — — Frau von Ebenhausen hielt inne. Es gab ihr einen Stich durch's Herz. —

Drinnen lag Irma mit glühenden Wangen in den Kissen, die Augen in athemloser Spannung der eintretenden Mutter entgegen gerichtet. In diesen Augen lag kein gehässiger Triumph, wie es Frau von Ebenhausen gesürchtet hatte, nur eine fieberhafte Erwartung, eine heimliche, letzte Hoffnung! —

Der Doktor rutschte verlegen auf seinem Stuhl, wie ein ertappter Sünder. Also hatte er doch geplaudert! — Die Augen von Mutter und Tochter schlugen ineinander wie zwei Flammen. Alles was in der letzten Zeit trennend zwischen sie getreten, ging unter in diesem Blick! — Und nun zuckte ein strahlendes Leuchten über das Antlitz der Tochter. „Mutter!" sagte sie und öffnete mit einer unnachahmlichen Geberde der Dankbarkeit Frau von Ebenhausen die Arme! —

Konkordiarätsel.

1 2 5	Ausgestorbener Riesenvogel.
5 1 2 3	Jüdischer Prophet.
3 5 1 2 3	Insel im Mittelmeer.
1 2 3 4 5 6	Stadt in Rußland.
5 3 3 5 1	Teil vom ind. brit. Reiche.
4 6 4 1	Stadt in Mittelafrika.
3 5 6	ein weibliches Vorkenthier.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzrätsel: Ibsen — Geipenster.
Silberrätsel: Molo, Abel, Eidam, Hindu, Rehe, Erfurt, Nieritz. — Maehren — Dmnes.
Konkordiarätsel: As, Laa, Esel, Basel, Ball, Dec, Es.
Pyramidenrätsel: B, Sid, Rhein, Kärnten. — Wien.
Magisches Dreieck: Perat, Elis, Rio, As, T.
Viersilbige Charade: Rauberflöte.
Dreisilbige Charade: Meerkrage.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. „In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Rastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege; einer auf seinen Weierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren besser nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen u. ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Die Kirche Jesu Christi.

XVII.

Der hl. Paulus sagt im Hebräerbrief: „Es ist schrecklich, in die Hände des gerechten Gottes zu fallen.“ Die Wahrheit dieses apostolischen Wortes zeigt uns, lieber Leser, das heutige Evangelium in einem Bilde, in einem Gleichnisse. Ein Mensch, der weder ein Totschläger noch ein Räuber, weder ein Dieb noch ein Ehebrecher war, dem vielmehr nur das hochzeitliche Kleid mangelt, — unter dem die sog. heiligmachende Gnade verstanden wird, — dieser Mensch wird, wie wir oben lesen, hinausgeworfen in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen für ihn sein wird. Und dazu wird er verdammt, ohne vorher im Einzelnen verhört worden zu sein, ohne seine Verschuldung eingestanden zu haben; er entschuldigt sich auch nicht, er bittet nicht um Verzeihung, er verneint nicht, noch bejaht er — sondern er verstummt! Auch die übrigen Hochzeitsgäste schweigen; keiner aus ihnen wagt, den Fürsprecher zu machen: der strenge Urteilspruch des Königs hat sie allejaunt eingeschüchtert.

Wer sollte nicht zittern, lieber Leser, bei einem Urteil von solcher Strenge? Bei unsern menschlichen Gerichtsverhandlungen wird der Verklagte befragt, man verhört ihn, man ist nicht abgeneigt, begründete Entschuldigungen anzunehmen; ja, man hört bisweilen auf sein inständiges Flehen, läßt sich rühren von seinen Reuethänen. Hat der Angeklagte irgend einen Freund, so kann dieser Fürsprache

für ihn einlegen. — Allein hier in unserem Falle geschieht nichts von all' dem, und warum nicht? Ist denn Gott — wenn ich so sagen darf — härter, als die Menschen sind? Wahrschäftig nicht! Der Mensch, lieber Leser, der sich da ohne hochzeitliches Gewand in den Hochzeitsaal gewagt, stellt uns den Menschen vor, welcher, in völliger Abkehr von Gott, in seinen Sünden dahinstirbt, und mit dem nun Gott ins Gericht geht: „Wenn Er (der göttliche Richter) nun plötzlich fragt, wer wird Ihm antworten?“ so ruft der fromme Job aus. Es wird dem Sünder unmöglich sein, irgend eine Entschuldigung vorzubringen, wenn er vor Gottes Richterstuhl steht. Wie viel Dank aber schulden wir Jesus, dem göttlichen Stifter der Kirche, daß Er uns durch sie die Mittel so reichlich geboten hat, ein Ihm wohlgefälliges Leben zu führen, um einst mit dem hochzeitlichen Schmucke der Gnade angethan, Eintritt zu erlangen in den himmlischen Hochzeitsaal.

Heilig nannten wir darum die Kirche Jesu, lieber Leser, in unserer letzten Betrachtung. Sie ist aber auch katholisch d. h. allgemein, und das will sagen: sie sei die göttliche Heilanstalt für alle Menschen in allen Zeiten, so daß es für Niemand eine andere wahre Heilanstalt giebt. Katholisch heißt auch weltumfassend, weil der Herr wollte, daß in dieser seiner Heilanstalt alle Länder der ganzen Welt ihr Heil suchen und finden sollten.

Diese Eigenschaft der Kirche war auch angedeutet in der Inschrift des Kreuzes auf

Kirchenkalender.

- Sonntag, 28. September.** Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten. Veneslaus, Herzog. Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. Epistel: Epheser 4, 23-28. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. Im Monat Oktober abends 7, 8 Rosenkranzandacht. • Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein. • St. Martinus: Um 7, 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße. Nachmittags 7, 4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianiische Jungfrauen-Kongregation. • Rektoratskirche zum hl. Antonius in Oberkassel: Sonntag wird das Hochamt ausnahmsweise um 7, 9 Uhr celebriert.
- Montag, 29. September.** Michael, Erzengel.
- Dienstag, 30. September.** Hieronymus, Priester und Kirchenlehrer.
- Mittwoch, 1. Oktober.** Remigius, Erzbischof.
- Donnerstag, 2. Oktober.** Leodegar, Bischof und Martyrer.
- Freitag, 3. Oktober.** Gwald, Priester und Martyrer. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7, 8 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 7, 8 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht.
- Samstag, 4. Oktober.** Franz von Assisi, Ordensstifter.

Golgotha, die in den drei Hauptsprachen der damaligen Welt — lateinisch, griechisch und hebräisch — verfaßt war. Es sollte dadurch bekundet werden, daß dieser Gekreuzigte nicht etwa für das eine oder andere Volk, sondern für alle Nationen der Welt Sein Leben hingabe und Seine Hellsanstalt für alle Menschen bestimme. Diese Eigenschaft der Katholizität ward noch deutlicher bezeichnet durch die Wundergabe aller Sprachen an die Apostel am Pfingstfeste, — dem Stiftungstage der Kirche — wodurch der Heil. Geist klar zu verstehen gab, daß diese Apostel und ihre Nachfolger die Kirche Jesu einrichten sollten für alle Menschen, welche Sprache auch immer sie reden möchten. So konnte also der ausdrückliche Befehl Jesu von den Aposteln zur Ausführung gebracht werden: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker... und Ich werde bei Euch sein alle Tage bis ans Ende der Welt!“ — Nach Christi Willen bleibt also kein Volk, kein Ort und keine Zeit für irgend eine andere Kirche; Er hat vielmehr Seine Kirche für Alle bestimmt: sie ist also und muß sein weltumfassend, allgemein, katholisch!

Sehen wir nun einmal zu, lieber Leser, an welcher unter allen Religionsgenossenschaften wir dieses Merkmal der Katholizität (Allgemeinheit) finden, so bemerken wir zunächst, daß es unter all diesen Religionsgenossenschaften nur eine einzige gibt, die sich **katholisch** nennt, und die zugleich von Freund und Feind **katholisch** genannt wird: es ist die römisch-katholische Kirche, die im Papste zu Rom den rechtmäßigen Nachfolger des Apostelfürsten Petrus und obersten Stellvertreter Jesu Christi verehrt. Dieser Name „katholisch“ wurde ihr schon in der apostolischen Zeit gegeben und findet sich in den Briefen des Apostelschülers Ignatius aufbewahrt; und sie wurde „katholisch“ genannt, um sie dadurch von den Sekten zu unterscheiden, die von der Kirche schon damals abgefallen waren, selbstredend aber vorgaben, das „lautere Evangelium“ zu lehren.

Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag: durch den Namen „katholische Kirche“ bezeichnet man allgemein jene, die unter dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus steht und dadurch mit Christus, dem göttlichen Stifter, in lebendiger Verbindung ist. Alle Sekten sind erst später entstanden; man weiß aus der Geschichte ihren Urheber, der nicht Christus, sondern irgend ein abgefallener Mensch ist; man weiß den Zeitpunkt ihres späteren Entstehens; ja, die letzte der Sekten ist gar erst vor den Augen vieler unserer Leser entstanden, sie ist kaum dreißig Jahre alt und ihre Tage sind zweifellos gezählt, — wie könnten also derlei Sekten katholisch, d. h. allgemein sein in Bezug auf die Zeit, da sie erst später entstanden und bis auf Christus, den Stifter der wahren Kirche, darumgar nicht zurückgehen!

Keine einzige Glaubensgenossenschaft hat die Eigenschaft der Katholizität außer derjenigen, die diesen Namen „katholisch“ seit nahezu zwei Jahrtausenden trägt, und der — als der wahren Kirche Jesu — anzugehören, auch Du, lieber Leser, das große Glück hast.

In dem bekannten Berliner Prozeß meinte der Staatsanwalt, der Mörder habe seinem Opfer das schreckliche Gift auf Bier Schaum gestreut und so habe es dasselbe getrunken. Der Fachmann kann bei solchen Behauptungen nur bedenklich den Kopf schütteln, und es dürfte angemessen und interessant sein, hier kurz die bekannten starken Gifte zu charakterisieren.

Bei vielen Menschen herrscht eine übertriebene Furcht vor Giften. An dieser Furcht sind zum großen Teil die Roman- und Drama-Dichter schuld, indem sie ihre Helden oder Heldinnen an vergiftete Blumen riechen oder vergiftete Briefe lesen und so sterben lassen. Die Wissenschaft kennt gar keine Gifte, die so wirken, sie hat auch niemals solche gekannt.

Das gefährlichste Gift ist die Blausäure, weil sie eben gasförmig ist und wider Willen eingeatmet werden kann. Aber dieses Gift hat einen so starken Geruch nach bitterem Mandeln, daß man es schon in weiter Entfernung riecht. Auch ist es so flüchtiger Natur, daß es auf Blumen oder durch Briefe nicht befördert werden kann, denn es würde auf wenige Minuten schon völlig wirkungslos sein. Ein anderes Gift aber, welches so flüchtig ist, kennt die Wissenschaft nicht.

Das einzige Gegengift bei Blausäurevergiftungen ist das Chlorwasser. Es ist eritaunlich, daß Chemiker dieses einfache Mittel nicht bei der Hand haben, wenn sie mit Blau- oder Cyanwasserstoffsäure experimentieren. Das Chlorwasser ist in jeder Apotheke billig zu haben. Es ist eines von jenen Arzneimitteln, welches immer vorrätig sein muß.

Gefährlich ist die Blausäure nur in statu nascenti, das heißt in dem Augenblicke, wo sie erzeugt wird. Freilich kann man das Gas in Wasser oder Spiritus leiten, welche Flüssigkeiten sich dann mit dem Gift sättigen. Diese Lösungen sind selbstverständlich auch höchst giftig. Aber auch sie haben den starken Bittermandelgeruch und Geschmack und warnen so den Menschen. Es giebt ein starkes Gift, Arsenik nämlich, welches von Natur zwar fest ist, aber durch Wärme in den gasförmigen Zustand versetzt werden kann. So hat man im Mittelalter hochstehende Personen durch Arsenik zu vergiften gesucht und teilweise auch wirklich getötet. Heute wäre das nicht mehr möglich, denn, um an mit Arsenikdämpfen verunreinigter Luft zu sterben, brauchte man Monate oder Jahre. Diese Art von Giftmorden waren im Mittelalter auch nur denkbar, weil der Stand der Wissenschaften und noch ganz besonders derjenige der analytischen Chemie ein so ganz niedriger war, daß man selbst größere Mengen von Arsenik oder Sublimat nicht einmal im tierischen Organismus nachweisen konnte. Heute weiß die Chemie die kleinsten Spuren dieser beiden und aller anderen Gifte im Organismus nach.

Das schreckliche Gift Strychnin, von dem schon 0,01 (1 Zentigramm) tödlich wirken kann, ist eine Pflanzenblase, ein Alkaloid, welches sich bis zu 1% Prozent in dem Samen von *strychnos nux vomica* (Brechnuß) findet. Man kennt es seit 1818, wo es von zwei französischen Chemikern zusammen dargestellt wurde.

Das Strychnin kommt nur als salpeteraures Salz in den Handel, das man aber auch kurzweg Strychnin nennt, zumal seine Eigenschaften genau dem des reinen Strychnin entsprechen.

Dieses fürchterlich bittere Gift ist kaum einem Menschen wider seinen Willen beizubringen. Gegengifte sind Gerbsäure und Magnesia. Beide Mittel sind in den Apotheken für wenige Pfennige zu haben. Man rührt diese Gegenmittel mit Wasser an und läßt möglichst schnell und viel davon trinken.

Man kann bei Strychnin, sowie bei allen mineralischen Giften, wie Arsenik, Sublimat und Antimon auch Brechnittel als Gegengifte anwenden, doch müßte diese der Arzt erst verschreiben.

Arsenik und Sublimat, die Mittel der Giftmischer des Mittelalters, sind im Vergleich zu Strychnin fast wohlgeschmeckend zu nennen.

Man kann sie dem Opfer sehr leicht beibringen. Dafür sind aber auch die kleinsten Spuren im Körper leicht nachweisbar, so daß der Mörder der gerechten Strafe schwerlich entgehen kann.

Außer den genannten Giften können noch zwei Pflanzengifte in Betracht: die Alkaloide, oder deren Salze haben auch einen so auffallend bitteren Geschmack, daß sie gleichfalls Niemandem gegen seinen Willen in großer Menge beigebracht werden können. Man sieht, es ist nicht so leicht, einem Menschen ein starkes Gift in tödlicher Menge beizubringen. Die übertriebene Furcht ist also unberechtigt.

Es ist aber eine eigentümliche Erscheinung und Thatsache, daß die Menschen, welche eine so große Angst vor den genannten Giften haben, meist leichtfertig mit anderen Giften umgehen, dem Fisch-, Fleisch- und Käsegift. Diese drei Gifte sind wirklich sehr gefährlich und wäre es sehr wünschenswert, wenn die Menschen vor diesen mehr Angst hätten als es in Wirklichkeit der Fall ist. Wenn diese drei Gifte auch nicht immer tödlich wirken, so machen sie doch viele Menschen krank, mehr als man glaubt.

Jedes verdorbene Nahrungsmittel ist giftig. Man werfe es weg, denn hier Sparbarkeit über zu wollen, könnte wirklich fahrlässiger Selbstmord werden. Es kann hier nur ausdrücklich und eindringlich vor dem Fisch-, Käse- und Fleischgift gewarnt werden. Man hüte sich stets vor dem Genuß schlechten Käses, übelriechenden Fleisches und nicht gehörig geräucherter, zu lange aufbewahrter, oder überhaupt eine auffällige Veränderung in Farbe, Geruch und Geschmack zeigender Würste.

Erkrankungen an solchen Giften sind um so gefährlicher, als man wohl ihr Vorhandensein klar festgestellt hat, aber über ihre Entstehung noch im Dunkeln tappt. Daher sind auch die Gegengifte unbestimmt und nicht immer wirksam. Wie oft liest man, daß Genuß von verdorbenen Seemuscheln oder Krebsen oder Austern Menschen dem Tode nahe brachten.

Was von verdorbenen festen Nahrungsmitteln gilt, hat auch Gültigkeit bei den flüssigen. Auch hier heißt es: Vorsicht.

Chinesisches Jahrmärkte-Theater.

Von Wilh. Adermann.

Eigenartig wie das ganze Chinesentum überhaupt, ist auch das Theater im Reiche der Mitte. Die Chinesen behaupten, daß ihnen die Schauspielkunst bereits über 2000 Jahre bekannt ist, jedoch läßt sich die Entstehung des Theaters dort erst auf das siebente bis achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückführen. Wenigstens erzählt die Chronik, daß ein damaliger kunstliebender Kaiser Namens Tung-ming, Schauspieler aus dem Westen, jedenfalls aus Kleinasien oder Rom kommen ließ, um die edle Kunst des Theaterpielens in China einzuführen.

Es wurden Musik- und Theaterschulen gegründet, worin hunderte von jungen Mädchen Ausbildung für die theatralische Laufbahn erhielten.

Wertwürdigerweise ist im modernen chinesischen Theater gänzlich mit dieser Tradition gebrochen. Man findet heute im Gegensatz zu früher nur noch männliche Schauspieler. Die weiblichen Partien werden von dementsprechend verkleideten Jünglingen gespielt, die mit ihrer übertrieben nasalenden Fälschstimme den Wohlklang der weiblichen Stimme nur schlecht nachahmen können. Fragt man nach der Ursache des vollständigen Ausschlebens des weiblichen Elementes von der Bühne, so wird man unwillkürlich an das in Frankreich speziell immerwährend aktuelle „cherchez la femme“ erinnert.

Vor 2—300 Jahren erst hat ein hiederer Kaiser mit einer Schauspielerin derartig traurige Erfahrungen gemacht, daß er einfach den Schauspielerinnen rundweg für alle Zeiten ihr Handwerk verbot, welcher Grundsatz heute noch unanfechtbar gewürdigt wird.

Spezielle Theatergebäude gibt es nur in wenig Städten. Und diese können sich nicht einmal annähernd selbst mit den primitivsten unserer derartigen Baulichkeiten messen.

Sommertags oder bei gutem Wetter finden die Vorstellungen einfach unter freiem Himmel statt.

Neben den Tempeln wird gewöhnlich eine größere, künstliche, mit Brettern befestigte Erderhöhung unterhalten. Dies ist die Unterlage zur Bühne.

Die ständigen Theatergebäude bestehen meist aus einem Gerüst von Bambuspfeilern mit einer Bedachung aus Palmenblättern.

Für die vornehmeren und reicheren Chinesen sind gewöhnlich eine Anzahl nummerierter, aber sehr primitiver Bambusstühle vorhanden.

So ein Speerth kostet dort gewöhnlich nach unserer Währung 1 Mark bis 1,50 Mark. Das allgemeine Volk zahlt im Stehparterre meist 20—40 Pfg.

Dort ist dann gewöhnlich alles vollgepfropft von Menschen, und für einen Europäer ist der Aufenthalt, wegen der undefinierbaren speziell chinesischen Parfümgerüche in dieser Sticlucht unmöglich.

Da ich von solchen Umständen genügend Kenntnis hatte, zog ich es bei meinem Aufenthalte in Canton vor, einer Vorstellung im Freien beizuwohnen.

Während wir, zwei Engländer, ein Oesterreicher und meine Wenigkeit durch das Gewirr enger, winkliger und schmierer Gassen vorwärts strebten, hörten wir in kurzen Zwischenräumen das unausstehliche chinesische Instrument den Gong laut erschallen, dessen aufdringlichste geradezu beleidigende Töne uns wenigstens über die einzuschlagende Richtung nicht im Zweifel ließen.

Mit uns verfolgten den gleichen Weg zahlreiche Chinesen aller Gesellschaftsklassen.

Endlich erreichten wir einen großen freien Platz. Ungeheuer viele Menschen waren hier anwesend. Jedoch konnten wir Einzelheiten vorläufig noch nicht recht erkennen.

Ein erstickender brenzlischer mit Milliarden Staubteilchen gemischter Qualm lagerte über dem Ganzen. Da für diesen Stadtteil heute Jahrmarkt war, gab es hunderte von Kochstellen, die nach Art der thüringischen Rostwurstbratereien alle 50 Schritt in neuer Auflage am Wege anzutreffen waren.

Hier wurden ebenso Suppen, Hirse oder Reisbrei und sonstige Mehlspeisen in kolossaler Menge erzeugt, feilgehalten und meist gleich von dem hungrigen Publikum vertilgt, als auch schon in Hundesöl gebackene Früchte oder delikate ansiehende Mattenschinken und sonstige spezifisch chinesische Delikatessen. Da stand ein großer Kreis von andachtsvoll Lauschenden um einen, an der Erde kauenden, ehrwürdigen Alten herum.

Es war ein Märchenerzähler, der, sich den langen schneeweißen Bart würdevoll streichend, in der, der chinesischen Sprache eigentümlichen, wohlklingenden ausdrucksvollen Accentuierung sagenhafte Geschichten aus längstvergangener Zeit vortrug, aus Zeiten, wo das heute heruntergekommene verklumpte Chinesenvolk noch ein Geschlecht von Helden und geachtet und geehrt als überlegenes Kulturzentrum im fernen Asien bestand. Sind es auch Laute der Bewunderung, die hier und da einem der Zuhörer entschlüpfen, möchte es auch scheinen, als wenn es aufblühe in diesem oder jenem Auge von edler Begeisterung, schlief sinkt der von plötzlichem Impulse gestählte Körper wieder zusammen zum früheren stumpfsinnigen, die Söhne des himmlischen Reiches sind entnervt, sie sind Schwachköpfe geworden in jahrelanger Knechtschaft ihrer verrückten Weltanschauung.

Auch Kuckkasten waren aufgestellt, die in schlechtgemalten Bildern alle möglichen Tagesereignisse illustrierten. Sogar vom japanischen Kriege konnte man Schlachtenbilder sehen. Natürlich waren den Tatsachen zum Hohne stets die Chinesen als die Sieger gezeichnet, was die leicht zu irritierende Menge ebenso selbstverständlich als glaubhaft hinnahm.

Doch lauter und lauter klang der Gong und nach wenigen Schritten standen wir vor dem Theater.

Eine große Menschenmenge stand, lag und horchte in großem Halbkreise davor.

Sperriße gab es da nicht. Hier hatte einer so viel Recht wie der andere.

Die Bühne, der Höhe halber mit einem alten Segelleinen überdeckt, präsentierte sich in anspruchslosester Bescheidenheit.

Mitten auf dem festgetrampelten Lehmplatz stand ein Tisch mit einer seidnen Decke in zweifelhafter Farbe. Darauf langweilten sich einige Theetrinkschalen mit einem Bunde Eßstäbchen um die Wette.

Von den Schauspielern war noch nichts zu sehen. Dagegen sorgten bald die Musikanten, dafür, daß im Publikum niemand einschliefe.

Einen solchen Höllenspektakel entsinne ich mich sonst nie auf meinen weiten Reisen gehört zu haben als hier. Ein Musikant hatte jedenfalls in unverständlicher Nachahmung vom europäischen Theater eine große Glocke, die er mit dem Gonge zusammen in grauenerregender Weise malträtierte. Daneben saß einer, der hatte eine Art Kastanietten, die er klappern ließ und abwechselnd schlug er noch mit einem zierlichen Hämmerchen auf ein großes ausgehöhltes Holzgefäß. Der Dritte hatte eine zweifelhafte Bambusgeige, auf der er in einer hochliegenden Oktave quietschende Töne produzierte. Am erträglichsten war noch ein liegendes Saiteninstrument, das mit 2 Hämmerchen nach Art des ungarischen Cymbalon gespielt wird und letzterem im Princip auch ähnlich ist.

Plötzlich verstummte die Musik. Ein alter Mann betrat die Bühne. In herzzerreißenden Tönen schien er ein Klagegedicht vorzutragen. Im Hintergrunde stritten sich ein Ehepaar. Der Alte trat zum Tische und trank mit zitternder Hand etwas Thee aus einer Schale, nahm mit ein paar Eßstäbchen einige Brocken aus einer Schüssel und ließ davon, während er es zum Munde führte, einiges auf den Tisch fallen.

Die junge Frau schien darob sehr erregt und machte, von ihrem Gemahl accompagniert, dem Alten heftigste Vorwürfe. Es folgten noch andere Szenen und zum Schluß wurden die zwei jungen Eheleute in einem großen Holzläufe gezeigt, um den allerlei Volk stand und einige sogar hineinspieen. Die Handlung war zwar nicht packend, aber jedenfalls gut gemeint. Nach Rimit und Gesang zu urteilen, würde der Neuling aber sicher meinen, eine Herde von Verrückten vor sich und eine Versammlung von stumpfsinnigen Idioten um sich zu haben.

Ein unwillkommener Manövergast.

Humoreske von Ferd. Bruner.

In dem schmucken Herrenhause des Gutshofes, welcher Ehrhard Frohnstätten gehörte, herrschte eifrige Thätigkeit. Der Gärtner brachte unterstützt von einigen Dienstmädchen, an den vier Säulen, welche den breiten Balkon unter dem Haustore trugen, Reifigewinde an, in denen Rosen steckten. Vom Türmchen, das westwärts weit ins Land schaute, wehte eine mächtige Fahne. In den Korridoren und auf den Stiegen waren neue Läufer ausgelegt, und das beste Fremdenzimmer im Herrenhause zu einem wahren Schmuckkästchen gemacht worden. Der Gutsherr, eine breitspürige Gestalt mit buschigem weißem Schnurrbart, der scharf jugendlich ansah, trotz der Farbe, hatte an den Vorbereitungen selbst tätigen Anteil genommen. Der Manövergast, den man erwartete sollte sich wie zu Hause fühlen. Ehrhard Frohnstätten war ja selbst, als er noch den bunten Rock des Kaisers trug, öfters Manövergast gewesen und wußte, wie wohl es tut, nach des Tages Hitze und Beschwerden, irgendwo gut aufgehoben zu sein.

Nun trat der Gutbesitzer in das freundlich-elegante Speisezimmer, wo Marianne, seine Frau, eine Dame mit feinem Teint und

nussbraunen Haaren, aus der alteichenen, riesigen Kredenz, kunstvoll geschliffene Gläser nahm, in denen die Sonne spielte.

„Marianne, ich glaube, wir sind fertig,“ sagte Frohnstätten mit Genugtuung und warf sich auf einen Sessel. „Nun kann der Herr Leutnant anrücken. Uebrigens wird er auch kaum lange auf sich warten lassen. Denn wir haben jetzt elf Uhr, und spätestens um halb Zwölf soll die Truppe hier eintreffen, wie mir der Bürgermeister sagte.“

„Wir sind in der Küche auch fertig,“ erwiderte Frau Marianne.

„Desto besser. Aber wo steckt denn Julie?“ bemerkte fragend der Gutbesitzer, und seine Stirne zog sich in Falten. „Ich glaube gar, das Mädel weicht einem aus, weil ich von der Liebelei nichts wissen will.“

„Aber, Ehrhard! Sie ist auf ihrem Zimmer und zieht sich um. Duale doch das Kind nicht immer. Sie hat Kobmann nun schon drei Monate nicht gesehen und einen Briefwechsel führen sie nicht. Es geschieht also doch alles nach Deinem Willen.“

„Der hoffentlich auch der Deine ist! Denn einen Maler, von dem man annehmen kann, daß er, wie die meisten seiner Genossen, erst nach seinem Tode berühmt werden wird, halte ich nun einmal nicht für das Ideal eines Schwiegersohnes“, erklärte bestimmt der Gutbesitzer und schritt in dem Zimmer auf und ab, zeitweilig stehen bleibend und an den Fenstern trummelnd. „Ich bin sehr froh, daß wir heuer Einquartierung bekommen. Sonst sah Julia Offiziere ja ganz gern, bis sie in der Residenz diesen Kobmann kennen lernte. Ich denke, die Einquartierung wird sie auf ganz andere Gedanken bringen. Vorgestern, als ich drüben in Arnsdorf war, traf ich mit dem Oberst zusammen. Ein ganz charmanter Herr. Wir unterhielten uns famos. Ich habe ihm angedeutet, daß ich gern einen jungen lustigen Offizier in meinem Hause hätte.“

„Aber, Ehrhardt“, wandte Frau Marianne vorwurfsvoll ein.

„Na, so direkt habe ich es dem Oberst natürlich nicht gesagt. Er verstand mich und meinte, er hätte bei seinem Regiment einen sehr netten Menschen, einen Mann, witzig, humorvoll und — hübsch. Na, ermahne mich nur nicht schon wieder. Beileibe!“

In diesem Augenblicke erschollen Trompetensignale, bald darauf Herdegetrappel, Helme und Säbel blühten im Sonnenschein. Braune Soldatengesichter tauchten auf der Dorfstraße auf. Stramme Gestalten an denen man seine Freude haben konnte. Alles war denn auch auf den Beinen, und die Generation in kurzen Hosen und knielangen Röckchen lief mit glänzenden Augen neben den Kavalleristen her, die vor dem Gemeindehause, wo die „Quartiermacher“ sie erwarteten, Halt machten. Bald schwenkten sie in die ihnen zugewiesenen Quartiere ab.

Geführt von einem Kavalleristen bog jetzt auf einem hochbeinigen Fuchs ein junger Offizier in den Weg zum Gutshofe des Herrn Ehrhard Frohnstätten ein. Dieser erwartete den Gast an der Seite Mariannes an der Schwelle der Haustüre. Frohnstätten hatte den schwarzen Gehrock angelegt und weiße Handschuhe angezogen. Langsam kam der Offizier herangeritten. Sein Auge musterte den Schmuck des Herrenhauses. Ein Lächeln der Genugtuung ging über das hübsche, braune Antlitz, dem der schwarze Schnurrbart etwas Männlich-Sympathisches verlieh. Wie angewachsen sah er auf dem Pferde; die kleidsame Uniform paßte ihm, wie angegossen.

„Ein prächtiger Mensch“, flüsterte Ehrhard Frohnstätten, der etwas kurzschichtig war, seiner Marianne zu, die ebenfalls mit regem Interesse den Offizier betrachtete, der nun im kurzen Trabe herankam, sein Pferd zwei Schritte vor dem Tore parierte und im Nu auf den weißen Kiesboden stand. Die Hacken klirrten zusammen, die Rechte fuhr nach dem Helm.

„Willkommen, herzlich willkommen,“ rief Frohnstätten, welcher den Hut gezogen hatte, und reichte dem Leutnant die Hand. Auch Frau Marianne tat dies mit freundlichem Gruß. Der Offizier verbeugte sich tief und küßte respektvoll der Dame die Hand. Als er den Kopf mit dem lächelnden Gesicht erhob, starrte ihn Ehrhard Frohnstätten mit merkwürdiger Nachdrücklichkeit an. Das Antlitz des Gutsbesizers wurde um einen Ton bleicher. Bestürzung und Aerger und wer weiß, was noch alles, spiegelte sich auf demselben. Denn eine unheimliche Ahnung überkam ihn, als er in dieses kleine, braune Gesicht mit dem schwarzen aufgedrehten Schnurbarte sah. Er hatte den Maler Kobmann zwar nur zweimal in der Residenz gesehen, und damals in einem saloppen und natürlich bürgerlichen Anzug, aber... Frohnstätten warf einen Blick auf Marianne, und sie lächelte. Sie bemühte sich zwar, es zu verbergen, aber um ihre Mundwinkel suchte es verräterisch... Es war also der Leutnant... Kobmann der Maler!... Frohnstätten schwindelte; er hätte vor Scham und Aerger in die Erde sinken mögen! Und nun hatte er Julie noch anbesohlen, daß sie an der Schwelle des Speisetzimmers den Gast willkommen heiße!... Ihn auch noch willkommen heißen!...

Der Gutsbesitzer fühlte aber, daß er hier nicht länger mit seinem — er ahnte es — nichts weniger als geistreichen Gesichte stehen könne, und so würgte er denn die Worte heraus: „Bitte, Herr Leutnant, treten Sie ein...“ Das ließ sich Leutnant Kobmann nicht zweimal sagen. Mit einer tiefen Verbeugung ergriß er den Arm der Dame des Hauses. Bersämetert folgte Frohnstätten. Er dachte gar nicht daran, zu verhindern, daß Julie den Gast begrüßte. Er dachte nur daran, daß dieser Mann, den er bisher ängstlich von seiner Tochter fern gehalten, nun vierzehn Tage unter seinem Dache als Gast wohnen werde! Er hatte sich gefreut auf diese zwei Wochen, so vieles von ihnen erwartet, und nun? — Er überhörte den kleinen Schrei der Freude, der über des Gutsfräuleins Lippen floss, als es mit freudigem Schreck den Offizier erkannte. Was tun? Frohnstätten floss kalter Schweiß von der Stirne. Für Abends hatte er eine kleine Gesellschaft, darunter auch den Obersten, eingeladen. — Absagen konnte er also nicht lassen. —

Im Speisezimmer füllte eben nach altem Brauche, wie er im Hause Frohnstätten stets gepflegt worden, Frau Marianne die blindevenden feingeschliffenen Gläser und sah nach dem Gatten aus. War das ein Leidenskelch, der seine Hand zittern machte, als er ihn hob und so ruhig, als es ihm möglich war sagte: „Ein Willkommen nach ehrwürdigem Brauche dem Offiziere Seiner Majestät in diesem Hause.“

Ein Schatten huschte über Kobmanns Gesicht; er verstand den dunklen Sinn der Worte. Schweigend trank er nach kurzem Dank. Dann zog er sich auf sein Zimmer zurück.

Grollend wie ein verwundeter Löwe, marschierte der Gutsbesitzer im Speisezimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor seiner Frau stehen und fragte mit durchbohrendem Blicke: „Wußtest Du etwa, daß unser Gast... dieser Herr sein würde, und daß er Reserve-Offizier bei diesem Regiment ist?“

Frau Marianne wurde dunkelrot im Gesicht: „Ich schmiede keine Komplotte“, erwiderte sie beleidigt. „Weder ich noch Julie, die ich auch darnach gefragt habe, wußten davon auch nur eine Silbe.“ — Damit rauschte sie hinaus.

„Ein unfeliger Zufall!“ witterte Frohnstätten. „Diese vierzehn Tage ertrage ich nicht! Ich verreise.“ — Diesen Plan gab er jedoch bald wieder auf. Denn erstens dünkte ihm eine solche Flucht doch schließlich wenig mutvoll und außerdem vergrößerte er dadurch wahrscheinlich noch die Gefahr. —

Die kleine Abendgesellschaft verlief außerordentlich animiert. Julie, welche man in den Monaten, seit sie aus der Residenz, in der

die Familie Frohnstätten den Winter zu verbringen pflegte, zurückgekehrt war, einsilbig und niedergeschlagen gewesen war, kam aus dem Lächeln und Lachen nicht heraus. Fast immer befand sich der hübsche Leutnant Kobmann in ihrer Gesellschaft, und sie zog seine Unterhaltung augenscheinlich jeder andern vor. Seufzend und mit tiefem Vorwurf bemerkte deshalb Frau Klinghausen, welche drei längst heiratsfähige Töchter hatte, zu Frau Marianne: „Da sehen Sie, wie leicht so ein Mädchenherz Feuer fängt und — vergift! Ich glaube, liebe Freundin, Sie werden bald eine Hochzeit in ihrem Hause haben.“

Frau Marianne lächelte. Der Oberst beobachtete ebenfalls den eifrigen Flirt seines Leutnants, dem er besonders zugetan zu sein schien. Als schon einigen Flaschen Sekt der Hals gebrochen worden, klopfte er Ehrhard Frohnstätten auf die Schulter und lächelte: „Nun, ich glaube, Herr Frohnstätten, Sie können mit mir zufrieden sein. Kobmann ist wirklich ein Mann, wie man ihn suchen muß. Sehen Sie nur, jetzt tanzt er mit Ihrem Fräulein Tochter, das ja wie Milch und Blut aussieht. Ein prächtiges Paar.“

Der Gutsbesitzer wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, denn es war wahr; die beiden schienen wie zu einander geschaffen. Er merkte erst jetzt in der Uniform, wie sicher die Haltung Kobmanns war, und das bunte Tuch stand ihm vorzüglich. Er fühlte seinen Groll ein bisschen schwinden. Aber was half es, einen brotlosen Maler als Eidam, das ging doch nicht. Unwillkürlich seufzte er. Der Oberst sah ihn lächelnd von der Seite an.

„Schade,“ sagte er, und sein Blick wurde nachdenklicher, „daß solche Männer zu viele freundliche Augen finden. Sie gehen insolge dessen oft an der richtigen vorbei!“

So eigentümlich betonte dies der Oberst, daß der Gutsbesitzer ihn fragend ansah. Der alte Offizier bewegte seinen weißen Kopf. „Es ist so, lieber Herr Frohnstätten! Und ich glaube, daß Leutnant Kobmann schon irgendwo sein Herz vergeben hat. Es würde mir leid tun... Aber, wie gesagt, ein famoscs Paar gäben die beiden ab.“

Frohnstätten lief es kalt über den Rücken. Der Oberst stellte die Sache ganz anders dar. Der Gutsbesitzer versuchte zornig zu werden, doch ging es nicht recht. Er zerbröckelte die brennende Zigarre in seiner Hand und warf sie dann mit erregter Gebärde in den Aschenbecher.

„Was ist der Herr Leutnant Kobmann in Civil?“ fragte er eine Stunde später den Oberst und machte ein möglichst harmloses Gesicht. „Der? Ein Künstler, ein Mann, der eine Zukunft hat, wie Fachleute behaupten.“

„Aber keine Gegenwart!“

„Ja, Herr Frohnstätten, wie man annimmt. Oberleutnant Kraßner, dessen Bruder auch Maler ist, hat von dem Besagten gehört, Kobmann verdiene immerhin beinahe soviel, wie das Gehalt eines Obersten ausmacht. Na, und fürs erste dürfte das schon genügen.“

Frohnstätten biß sich auf die Lippen und fragte nicht weiter. Ein härtebziges Gesicht sollte verbergen, wie wunderbar es in seinem Innern aussah. Er hatte die ganze Skala der Gefühle heute schon an sich empfunden. Nun war er so ziemlich auf dem Nullpunkte. Doch noch waren nicht alle Ueberraschungen vorüber.

Denn als der Gutsbesitzer in das Speisezimmer eintreten wollte, stand plötzlich Leutnant Kobmann in starrm militärischer Haltung vor ihm und sagte: „Herr Frohnstätten, ich erlaube mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Leutnant Hartner würde gern mit mir das Quartier wechseln. Ich glaube, es würde Ihnen dies nicht unangenehm sein; ich möchte wirklich niemand inkommodieren.“

Da gab es Frohnstätten einen Ruck. „Herr Leutnant, Sie inkommodieren in meinem Hause weder mich noch sonst jemand.“

Denn um nichts in der Welt hätte der Gutsbesitzer eingestehen mögen, wie unwill-

kommen ihm gerade diese Einquartierung war. So verblieb Leutnant Kobmann vierzehn Tage auf dem Gutshofe. Er verhielt sich tadellos. Frohnstätten gegenüber war er von vollendeter Höflichkeit, ganz unbefangen. Bei den Damen verstand er es, sich unauffällig in Gunst zu setzen, und da er ein lustiger Gesellschafter war, hing ihm bald der ganze Gutshof an. Mit heimlichem Aerger gestand es Frohnstätten, daß seit langem auf dem Hofe nicht so fröhliche Stimmung geherrscht hatte, als seit Kobmann anwesend war.

Das Manöver ging zu Ende, die Trompeten bliesen den Abschied. Auf dem Gutshofe fand ein kleiner Abschiedsschmaus statt. Frohnstätten hatte selbst die Bemerkung hingeworfen, das würde überall so gehalten und da könne man nicht davon abgehen. Golden blinkte es in den Gläsern. Leutnant Kobmann war von sprudelnder Lustigkeit, bisweilen zog es aber wie eine Wolke über seine Stirne.

„Nun wird es wieder still werden in unserer Einsamkeit,“ hatte die Gutsfrau gesagt.

In Gedanken verfunken nickte Kobmann. „Ach ja, und ich ziehe wieder meinen Farbensittel an, versinkend in das Nichts.“

Frohnstätten fühlte den Stich. „Jede Arbeit ist der Schätzung wert!“ sagte er stark.

Ein erstaunter Blick aus des Malers Auge traf ihn.

„Aber brotlose Kunst,“ lächelte er.

Der Gutsherr fühlte die Augen seiner Damen auf sich gerichtet. Ein dunkles Rot legte sich über seine Wangen. Aber er war zu stolz, um die Einsicht, die ihm geworden, zu verbergen. Er war doch nicht der Manöver wegen täglich einige Stunden in dem sonnenheißen Gelände gewesen.

„Wenn Sie Ihre Kunst so ernst nehmen, wie Ihre Manöverpflichten, wird sie nicht brotlos sein.“

Eine Pause folgte. In Julies Wangen braunte rote Lohe. Frau Marianne bewegte zustimmend den Kopf.

Leutnant Kobmann aber hob sein sonnenbräuntes Antlitz und sprach: „Dann, Herr Frohnstätten ist sie allerdings nicht brotlos. Denn wohl ist es mir auch ernst mit den Manöverpflichten. Doch meiner Kunst suche ich mit ganzem Herzen zu dienen. Und wenn ich arm bliebe mein Leben hindurch, ich würde der Kunst doch nicht untreu werden und ihr nicht zürnen.“

Da streckte Frohnstätten dem Gaste die Rechte entgegen und sagte herzlich und gerührt zugleich: „Topp! Das lasse ich gelten, Herr Leutnant. Das hätte ich ihnen nicht zugetraut. Nun aber ist es gut, Herr Maler. Und — — —“

Er stockte. Frau Marianne setzte daher fort: „Und Sie werden uns auch als Maler willkommen sein.“

Kobmann küßte den Damen die Hand. Er beugte sich tief, damit man nicht sehe, wie es in seinem Antlitz bewegt zugin.

„Dank, gnädige Frau,“ sagte er. —

Wieder riefen die Trompeten diesmal Marm! „Ein Glück,“ meinte später Kobmann, „daß das dem Herrn Oberst nicht zehn Minuten früher einfiel, sonst würde ich nicht zu meiner Frau gekommen sein.“ —

Diamanträtsel.

a Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechte
a a a a b Mittelreihe gleich der ent-
d d e e e e e sprechenden senkrechten lautet
a g g h h h h h l und den Namen für eine Reihe
l n n n n n n von Tagen mitten im Jahre
u s s t t nennt. Die übrigen waga-
t u rechten Reihen nennen 1. eine
u Note, 2. eine Kopfbedeckung,
3. einen Ort in Westfalen, 4. ein Mittel bei der
Wundbehandlung, 5. ein turnerisches Gerät, 6. ein
Eisenprodukt, 7. die Bezeichnung für einen türkischen
Befehlshaber, 8. eine Note.

Auflösung aus voriger Nummer.
Konfidiarätsel: Noa, Amos, Samos, Mostau,
Ussam, Kufa, Sau.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. „In jener Zeit lebte ein Königlärer, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königläre sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaube mit seinem ganzen Hause.“

Die Kirche Jesu Christi.

XVIII:

Es ist ein hoher königlicher Beamter, der da für seinen schwerkranken Sohn bittet. Der Bescheid, den der Herr ihm zu Anfang giebt, mag uns wohl im ersten Augenblicke sehr streng vorkommen; allein, lieber Leser, der Glaube dieses Mannes ist in der That noch höchst mangelhaft: er scheint den Heiland wohl für einen außerordentlichen Mann zu halten, der eine ungewöhnliche Wissenschaft und Kenntnis von der Natur der Dinge habe und im Besitze solcher Kenntnisse ganz wunderbare Kuren ausführe; — aber zu einer höheren Anschauung bezüglich des Herrn hatte er sich noch nicht erhoben; es schien ihm auch nicht sehr viel daran zu liegen, zu wissen, wer Jesus sei, — wenn Er nur komme und seinen Sohn gesund mache.

In ähnlicher Weise verhalten sich in unsern Tagen viele Gebildete in Bezug auf die Kirche, die göttliche Stiftung Jesu. Sie können und wollen nicht leugnen, daß die Kirche eine außerordentliche Erscheinung sei, wie die Weltgeschichte eine zweite nicht aufzuweisen habe. In ihrem Unglauben stehen sie da vor einem Rätsel, das sie sich nicht zu deuten wissen, während selbst das katholische Kind die Erklärung hat in dem einen Worte: die Kirche ist eine göttliche Stiftung! Darum ist sie so groß und erhaben in ihren Lebensäußerungen, darum erregt sie die Bewunderung jedes denkenden Menschen.

Wir sprachen jüngst von der Katholizität der Kirche Jesu, lieber Leser, und führten aus, daß sie die göttliche Heilanstalt für alle Menschen zu allen Zeiten sein solle nach dem Willen ihres göttlichen Stifters, — daß aber diese Eigenschaft nur einer einzigen Kirche zukommt, die darum auch von Freund und

Feind „katholisch“ genannt werde.

Man erzählt, daß einst ein Katholik und ein Protestant darüber disputierten, welcher von ihnen in der wahren Kirche sei. Da kam ein wohlunterrichteter Jude daher, der beiden gut bekannt war; und indem sie ihr Gespräch fortführten, fragten sie diesen endlich, was er denn zu dieser Frage meine. Und der Jude antwortete: Seit Adams Sündenfall erwarten wir Juden den Messias, der uns erlösen soll. Wenn nun der Messias noch nicht gekommen ist, dann habe ich allein die wahre Religion, die Gott dem Moses gegeben hat, und die fortzudauern hat bis auf den Messias. Ist aber der Messias wirklich schon gekommen, wie alle Christen behaupten, so kann es nur Jesus sein, der Sohn der Maria. Aber dann ist es ganz gewiß und über jeden Zweifel erhaben, daß der Katholik in der wahren Kirche ist; denn die von Jesus gestiftete Kirche ist die katholische und gewiß nicht die protestantische, welche erst 1500 Jahre nach dem Tode Jesu gestiftet wurde, und zwar von einem ganz anderen Menschen, von Luther. Vernünftiger Weise können also bloß der Katholik und ich mit einander streiten über die Frage, wer von uns in der wahren Kirche sei; der Protestant aber kann in keinem Falle in der wahren Kirche sein, mag nun der Messias schon gekommen sein oder nicht.

Der verdiente Missionar in Amerika, P. F. X. Weninger, erzählt in seinem Buche „Katholizismus, Protestantismus und Unglaube“ Folgendes: „Ich erinnere mich, daß ich einst eine bejahrte Methodistin“), deren Tochter katholisch geworden war, in Cincinnati traf, welche die mit Gemälden gezierte Kirche der hl. Filomena besuchen wollte. Als ich mit ihr vor einem sehr schönen, großen Bilde der

*) Die Methodisten bilden einen Zweig des Protestantismus; sie entstanden erst um das Jahr 1740.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Oktober.** Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Rosenkranzfest. Placidus, Abt. Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. Epistel: Ephe er 5, 15-21. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 11, 27-28. Epistel: Ecclesiasticus 24, 14-16. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Elementarschulkinder. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. Während des Monats Oktober ist an allen Wochentagen abends 8 Uhr Rosenkranz-Andacht. Carmelitessen-Klosterkirche: Rosenkranzfest. Morgens 6 Uhr erste h. Messe, 8^{1/2} Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht. Während dieses Monats ist jeden Morgen 6 Uhr Rosenkranz-Andacht. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftl. hl. Kommunion für den Marienverein.
- Montag, 6. Oktober.** Bruno, Ordensstifter.
- Dienstag, 7. Oktober.** Sergius, Martyrer.
- Mittwoch, 8. Oktober.** Brigitta, Wittwe.
- Donnerstag, 9. Oktober.** Dionysius, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segenshochamt. Nachmittags 5 Uhr Versammlung des christlichen Mütter-Vereins mit Predigt.
- Freitag, 10. Oktober.** Gereon, Martyrer.
- Sonntag, 11. Oktober.** Vinar, Bekenner. Emil, Martyrer.

seligsten Jungfrau und Mutter des Herrn stand, fragte ich sie: Wie gefällt Ihnen dieses Bild? — Sehr wohl, sagte sie; allein wir Methodisten beten Maria nicht an. — Wir Katholiken noch weniger, sagte ich; aber meinen Sie, daß Maria im Himmel ist? — O ja, erwiderte sie; Maria war eine edle Frau. — Gut, sagte ich, glauben Sie aber wohl, daß Maria, die Mutter des Herrn, auch eine Methodistin war? — Da lachte sie hell auf und erwiderte: Wahrhaftig, das glaube ich selbst nicht! — Hören Sie, sagte ich darauf: ich wollte doch um nichts in der Welt einer Religion angehören, von der ich bekennen muß, daß Maria, die Mutter des Herrn, ihr nicht angehört!

Was nun die gegenwärtige Mitgliederzahl anlangt, so ist die katholische Kirche nicht nur die größte unter allen Konfessionen, sondern sie zählt sogar mehr Mitglieder, als alle übrigen zusammen, die hunderte von christlichen Sekten mit eingerechnet, die überhaupt existieren.

Ziehen wir die räumliche Ausdehnung in Betracht, so erstreckt die katholische Kirche sich über alle nur irgendwie bedeutenden Nationen der Erde bis nach Korea und ins Feuerland, bis Japan und zu den Eskimo's; sie hat in der That einen weltumfassenden Charakter, sie reicht „vom Meer bis zum Meer“, wie es in den alttestamentlichen Weissagungen vom Reiche des Messias vorhergesagt worden war.

Alle übrigen Konfessionen tragen einen mehr oder weniger nationalen, partikulären Charakter. Das Lutherthum beschränkt sich wesentlich auf Deutschland und Skandinavien und etwa das deutsche Element, welches nach und nach seit der „Reformation“ in andere Länder ausgewandert ist. Der Calvinismus hat in der Schweiz, in Frankreich und Holland seinen Sitz. Die anglikanische Kirche beschränkt sich auf England, auf dessen Kolonien und die im Auslande weilenden Engländer. Die russische Staatskirche endlich ist noch enger auf Rußland angewiesen. Was diese Konfessionen insgesamt kennzeichnet, ist der Geist der Absonderung, der Trennung und Teilung bis ins Unendliche; denn wer zählt die Unmenge verschiedener Lehren, die zumal in Deutschland, in England und in Amerika unter den allgemeinen Namen Lutherthum, Calvinismus und Anglikanismus begriffen werden? Dieser Geist der Absonderung und Teilung bildet ihr unauslöschliches Merkmal: die wahre Kirche Jesu können sie daher absolut nicht sein.

In welcher Majestät, lieber Leser, steht all diesen Sekten und Konfessionen unsere katholische Weltkirche gegenüber: sie, die ihrer Anlage, ihrer Verfassung, ihrer Lebenskraft nach allein jene Kirche sein kann, die der Herr für alle Völker und für alle Zeiten bis zum Ende der Tage gestiftet hat! Was soll man aber von Katholiken sagen, die sich dieser ihrer Mutter schämen wollen, wenn nur irgend ein vorlauter Schwäger seine „Wissenschaft“ austrinkt, um zu schmähen und zu höhnen! Es gibt doch keine ältere, es gibt keine größere, es gibt keine edlere Familie auf Erden, als die, deren Haupt Christus, deren Glieder die Apostel, die Märtyrer, die Kirchenlehrer, die Heiligen aller Stände sind.

Opfer der Lokomotive.

Aus den Erlebnissen eines alten Lokomotivführers. Nach dem Ungarischen des Göza Szerdahelyi.

Der Leser, der diesen Titel zu einer Zeit zu Gesicht bekommt, wo die Eisenbahnunfälle wieder einmal eine stehende Rubrik der Zeitungen geworden sind, hat nicht zu befürchten, daß ihm hier eine Statistik über die Menschenleiber aufgetischt werde, die jahraus jahrein in Europa und überseeischen Ländern durch die Räder des ehernen Dampfrosses grausam zerstückelt werden. Auch wenn man von denen absteht, die durch unglückliche Zufälle oder durch Selbstmord ihr Leben auf den Schienen

enden, heißt das schwarze, mit feurigem Athem durch die Nacht rasende ungeheuer unter der lebenden Kreatur seine zahlreichen Opfer. Denn in dem Maße, in welchem die Herrschaft der Menschheit auf dem Erdball fortschreitet, wird den Tiergeschlechtern der Raum immer mehr eingeengt; vereinzelte Thierarten sind entweder schon ausgestorben oder, dank der menschlichen Raubsucht, dem Aussterben nahe, und auch die Eisenbahn trägt auf ihrer windschnellen Fahrt unwillig den Tod in die Reihen jener Geschöpfe, welche die Gewalt und Schnelligkeit der Lokomotive unterschätzen und sorglos auf der eisernen Spur sitzen bleiben, bis es zu spät ist, dem Verhängniß zu entrinnen.

Es sind keineswegs nur die Kleinen aus Wald und Feld, welche der Lokomotive zum Opfer fallen: auch die großen und größten unserer einheimischen Thierwelt, verbluten gar oft auf dem Bahndamm im ungleichen Kampfe gegen das Dampfross, und diese Kämpfe zwischen Pferd oder Rindvieh und Lokomotive sind sogar einstmals in den frühesten Kindheitstagen des Eisenbahnwesens im ältesten Parlamente der Erde Gegenstand einer Debatte gewesen, bei welcher reaktionäre und fortschrittliche Geister gar heftig aufeinander plakten. Als nämlich in Großbritannien die ersten großen Bahnlilien gebaut werden sollten, glaubte ein Mitglied des Unterhauses das zu den Gegnern des modernen Eisenbahnwesens gehörte, kein schlagenderes Argument gegen diese Institution vorbringen zu können, als die Frage an den Minister, was geschehen werde, wenn sich zufällig einmal eine Rindviehherde beim Nahen des Zuges auf dem Geleise befände. Der Rath der Krone begnügte sich mit der ironischen Antwort, daß dies für die Viehherde allerdings schlimm sein werde, und die hypothetischen Dajen des fürsorglichen member of the commons beemochten den Siegeszug des geflügelten Rades nicht aufzuhalten.

Wenn Zusammenstöße von Pferd und Rind auch im europäischen Westen, wo das Bahnplanum zumeist durch Heckenzäune gegen das Acker- und Weideland abgegrenzt ist, oder das Weidewiech sorgfältig gehütet wird, zu den Seltenheiten gehören, so sind sie in den osteuropäischen wie Rußland und Ungarn, durchaus kein ganz ungewöhnliches Ereigniß. Zur Zeit, als ich die Lokomotive des Abendpersonenzuges von Urad nach Boros-Jend zu führen hatte, begegnete es mir mehr als einmal, daß auf der nur 4 Kilometer langen Strecke zwischen Blagos und Mnyta-Magyarad nicht ein, sondern zweimal gehalten werden mußte, weil jedesmal eine zottige, wiedererkennende Herde schwarzer Büffel auf dem durchwärmten Sande der Kieschüttung von dem kurz zuvor in einem nahen Sumpfe genommenen Bade ausgeruht und sich sonnte. Die mäßige Geschwindigkeit der Züge auf dieser Strecke gestattete stets das rechtzeitige Anhalten, welches nicht nur der wertvollen Büffel halber, sondern auch wegen der dem Zuge beim Hineinfahren in diese kolossalen Tiere drohenden Gefahr erfolgte; denn eine Gefahr bleibt es immer, selbst für die ungeheuer schweren modernen Schnellzuglokomotiven und die schweren Salonwagen vom neuesten Typus. Wenn der Herr Stier, den Beweis seiner männlichen Stärke geben will und mit gesenktem Kopf und Hörnern auf dem Geleise den Schnellzug erwartet, auch elend zermalmt wird, da sein Gewicht von bestenfalls 25 Centnern gegenüber den 4000 Centnern, welche ein Eilzug von mäßiger Größe wiegt, gar nicht weiter in Betracht kommt, so ist doch immer die Möglichkeit vorhanden, daß die Maschine durch die massigen Röhrenknochen ihres Opfers aus dem Geleise gehoben wird und ein unabsehbares Unglück entsteht, wenn der nachfolgende Zug auf die sich in die Kieschüttung einwühlende Lokomotive aufläuft.

Es ist überhaupt fast unbegreiflich, wie sorglos sich selbst die größten und intelligentesten unserer Haustiere benehmen, wenn ihnen eine Kollision mit dem rollenden Bahnzuge droht.

Sie mögen hundertmal das Dampfross in eiligster Fahrt an sich vorbei dampfen gesehen haben, sie werden dennoch keinerlei Maßstab für die Geschwindigkeit des Gegners, dem sie nicht gewachsen sind, gewonnen haben. So wird z. B. das edle Ross, welches in Ländern, wo die Pferdezucht blüht, sich zuweilen in freiem Zustande auf die Schienen verirrt, und auf das donnernde Geräusch der heranbrausenden Lokomotive schon bei Zeiten auf und davon geht, kaum jemals sich durch einen Seitenprung nach links oder rechts in Sicherheit bringen, sondern stets in tollem Galopp die Schienen entlang einen Wettlauf beginnen der natürlich bei schnellfahrenden Zügen binnen kürzerer Frist zu seinen Ungunsten enden muß, da der Maschinenführer, auch wenn er wollte, nicht mehr die Möglichkeit haben wird, den Zug rechtzeitig zum Halten zu bringen.

Nicht viel klüger gebärden sich die Hunde. Man sollte annehmen, daß diese zweifellos klügsten unserer Haustiere längst begriffen haben müßten, daß die eilig einherpölkende Lokomotive an die schmale eiserne Spur gebunden ist, der doch so leicht auszuweichen wäre. Hier scheint aber das Begriffsvermögen diese sonst so intelligenten Geschöpfe gänzlich im Stich zu lassen; denn gleichgültig gegen das immer mehr zum Donner anschwellende Geräusch, schnuppern an irgend einem Straßenübergang Nero und Diana in der Rieschüttung herum; der Herr mag pfeifen, so viel er will, der Instinkt des Geruches, der den Hund momentan fast blind und taub macht, ist übermächtig; erst wenn die Maschine auf 20 Schritt herangekommen ist, werden sie sich der Gefahr bewußt und suchen sich durch einen verzweifelteren Seitenprung zu retten. Dann aber ist es meistens schon zu spät, und betrübt sieht der Eigentümer den ft viele hundert Gulden werthen treuen Begleiter mit einem letzten Todessehnen unter den Rädern verschwinden. Auch mancher Stallpösch, der tagtäglich mit dem Knecht und dem Gespann auf dem längs der Bahnlinie sich hinziehenden Acker zieht, kann sich den Genuß nicht versagen, das eilige Dampfross, als ob es eine gemüthlich auf der Landstraße einherklappernde Kalesche wäre, anzustellen, und muß, nachdem er vielleicht oft mit knapper Noth der äußersten Gefahr entronnen ist, endlich doch mit dem Leben den Tribut für seine Anarten entrichten, wenn er nicht, wie es das Hühnervolk in der äußersten Noth wohl thut, im letzten Moment, wo er alles verloren glaubt, sich in verzweifelter Hilflosigkeit zwischen den Schienen niederdrückt und den ganzen Zug über sich hinraffeln läßt.

Unter diesen wie unter den andern Haustieren, welche der in menschenleeren Gegenden oft eine kleine Landwirtschaft führende Streckenwächter meistens hegt, pflegt überhaupt die Lokomotive gründlich aufzuräumen, und oft genug muß es die Bahnwärtersfrau, die in ihrer Saumseligkeit eine Jauntüre zu schließen vergaß, erleben, daß ihr die Mühe, das für den Winter gemästete Schweinchen zu schlachten, vom Bahnzuge abgenommen wird, und daß sie die milchgebende Ziege oder eierlegende Henne auf den Schienen zu einer formlosen Masse zermalmt findet, während merkwürdigerweise Gänse und Enten schon auf weite Entfernung hin den Bahndamm beim Herannahen eines Zuges verlassen.

Gänzlich unbarmherzig wüthet die Lokomotive aber unter den wilden Tieren. Hier ist es in erster Linie der freche Sperling, der täglich in tausenden von Exemplaren seiner allbekanntesten Reckheit zum Opfer fällt. Im Spätsommer, wenn die vielfachen Bruten des Frühjahres und Herbstes flügge geworden sind, sitzen die edlen Helden oft in Scharen von vielen Hunderten zwischen den Schienen und lassen sich in ihren lärmenden, zänkischen Diskursen nicht eher stören, als bis das Rauch und Funken speiende Ungetüm bis auf wenige Schritte herangekommen ist; dann aber ist die Katastrophe unvermeidlich und zu Dutzenden zerstückelt sich die endlich aufstiege

Schar die Köpfe und Flügelchen an der harten eisernen Stirnband der Maschine. Staaren, Amjeln und Drosseln geht es nicht viel besser, und Nachtvögel fliegen vollends, durch den von den Reflektoren erhöhten Glanz der Lokomotivlaternen angelockt, nicht selten in diese hinein, was in der Regel zu einem unlieblichen Aufenthalt führt, weil reglementmäßig dann eine Reservscheibe eingezoogen werden muß, ehe es weiter fortgehen kann.

Meister Vangohr liebt es in langen Sähen vor der Lokomotive im Geleise davon zu galoppieren, wobei er ja der sich langsam dahinzurückwälzenden Lokomotive der Sekundärbahn entschieden überlegen ist; dem Silzuge ist aber natürlich auch er nicht gewachsen; ein im entscheidenden Augenblicke unternommener Hackenjaß rettet ihn dann noch manchmal; oft genug aber fängt ihn beim Todesprung der Aschenkasten auf, in dem ihn dann am Ende der Fahrt, von Asche und Kohlentheilchen bedeckt, der Heizer findet, der den stark angeräucherten und obendrein halb verbrannten Braten als unerwartetes Sonntagsgericht seiner Frau nach Hause trägt.

Nach Vorschrift des Gesetzes ist eigentlich alles auf der Bahn getötete Wild zur nächsten Station zu bringen, wo es zu Gunsten des Jagdberechtigten verauktioniert wird. Das geschieht auch bei größeren Stücken, wie Rehen, Dammhirschen, Hirschen und dergleichen. Wer wollte es aber den Männern auf der Lokomotive oder dem Streckenwächter übel nehmen, wenn sie gelegentlich einmal ein zerschmettertes Rehkuh oder einen Fasan oder einen durch die Räder zerquetschten Hasen der eigenen Küche zuführen? Große Herren, welche als Besitzer umfangreicher Waldreviere einen reichen Bestand von Hochwild hegen, gehen ohnehin mehr und mehr dazu über, diese wertvollen Tiere vor dem Austritt auf das Bahnplanum durch Zäune abzuhalten, und haben dann keinen Schaden. Sie thun aber auch Recht daran, denn, abgesehen von dem dümmsten aller Jagdtiere, dem mit stumpfsinnigem Gleichmut auf dem Geleise sitzen bleibenden Fasan, verläßt sich keine Wildgattung so sehr auf die Schnelligkeit der Beine und tummelt sich sorglos auf dem Bahndamm herum, wie Rehe und Hirsche. Rehe, wenn sie in Herden auftreten, ergreifen zwar meist bei Zeiten die Flucht; umso unvorsichtiger gebärden sich dafür einzelne Tiere, welche namentlich bei Nacht oft wie gelähmt stehen bleiben. Auch das Dammwild leistet das Unglaublichste an Sorglosigkeit, was kein Wunder gibt, da diese Wildgattung ja wie bekannt, wo sie systematisch gehegt und gepflegt wird, fast ganz den Charakter des Wildes verliert und auch Fuhrwerke auf Wegen bis in die nächste Nähe herankommen läßt ehe es sich entschließt, ziemlich sorglos, als ob sie sich durch zu eilige Flucht eine Blöße geben würden, davonzugehen. Es ist daher keine Seltenheit, daß in dammwildreichen Gegenden, wie ich sie längere Zeit im Eisenburger Komitat durchfuhr, Herden von 30 und mehr Stück dieser überaus zahmen Wildgattung, die durch ein offen gelassenes Thor ausgekommen waren, auf dem Geleise blieben, bis die Maschine unter ihnen ein fürchterliches Gemetzel anrichtete.

Wie sich die großen Bestien erotischer Gegenden gegenüber dem Dampfproß benehmen, überlasse ich einem Kollegen aus den Kolonien zu beschreiben. Thatsache ist aber, daß sich, auf der im Bau begriffenen Bahn in Britisch-Ostafrika ein Löwe schon einmal den Heizer einer langsam fahrenden Arbeitsmaschine herunter geholt hat, und daß in Tonking im Jahre 1898 ein Zug entgleiste, weil er mit einem aus einem benachbarten Dorfe durchgegangenen zahmen Elefanten zusammenstieß.

Obwohl ich längere Zeit in Siebenbürgen fuhr, wo die Familie des Meisters Bey noch keineswegs ausgerottet ist, bin ich nie mit einem Mitglied dieser Sippe zusammengekommen. Ich bin daher in der angenehmen Lage, dem Leser auch keinen Bären aufbinden zu müssen.

Ein deutscher Dichter in Sibirien.

Eine Säkular-Erinnerung.

Von Dr. Ernst Raasburg.

Trotzdem der Zar die Deportation nach Sibirien (wenigstens für die Ehren der öffentlichen Meinung von Europa) aufgehoben hat, besitzt der Name immer noch einen schaurigen Klang für alle Humanen und Gebildeten, und lange Zeit wird vergehen, ehe er denselben völlig verliert. Wie das Gute wirkt auch das Böse noch lange in der Erinnerung fort und zeitigt seine Wirkungen in unseren Thaten. Durch die verdienstvollen Schilderungen Kennans sind wir alle mit dem Schrecken und Brutalität des russischen Verbannungssystems bekannt, das aber werden nicht allzu Viele wissen, daß auch einmal — vor nunmehr 100 Jahren — ein vielgenannter deutscher Dichter nach Sibirien verbannt war, nämlich August von Kokebue, und daß das von ihm hierüber veröffentlichte Werk: „Das merkwürdige Jahr meines Lebens“ bereits ganz eben solche haarsträubende Thatsachen und Beispiele mitteilt, wie sie 100 Jahre später der mutige amerikanische Journalist veröffentlicht und damit die stammende Entrüstung der Kulturwelt wachgerufen hat!

Die Geschichte dieser Verbannung ist schon an und für sich derart merkwürdig, daß sie schon um ihrer selbst willen gelesen zu werden verdient, sie kennzeichnet sich in ihren Ursachen und ihrer Vollziehung als ein autokratischer Willkürakt niedrigster Art und zeigt, daß das Verbannungssystem von damals sich von dem der neuesten Zeit in nichts unterschied, daß die dabei funktionierenden Beamten bereits ebenso gewalthätig, knechtisch, brutal und bestialisch waren und daß die liebevolle Gerechtigkeit gar nicht darnach fragte, was aus den Familien der unglücklichen Opfer ihrer Grausamkeit wurde.

Kokebue hatte eine Russin zur Frau, mit der er in innigster, glücklichster Ehe lebte. Das Heimweh trieb sie nach Rußland zurück, er selbst hatte versprochen, sie nach drei Jahren in die Arme ihrer Kinder, Verwandten und Freunde zurückzuführen. Nur ungern schied er von Weimar, wo er sich damals aufhielt, umjomehr als die russischen Verhältnisse unter dem vom Cäsarenwahnsinn ergriffenen Kaiser Paul der Reise keineswegs günstig waren. Der Dichter traf deshalb alle Vorsichtsmaßregeln, er verschaffte sich einen Paß des Zaren auf vier Monate und es fiel ihm nur auf, daß der russische Gesandte in Berlin, Baron Crüdener, ihm schrieb, daß er Auftrag erhalten habe, ungehindert den Weg, den er nehmen werde, in Petersburg anzugeben, „damit den Schwierigkeiten, die er an der Grenze finden würde, durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könne“. Im Vertrauen aber auf dies durch den Paß bewilligte freie Geleit des Zaren und seine eigene Harmlosigkeit reiste er am 10. April 1800 mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und Bedienung von Weimar ab, um den Sommer auf seinem Gute in Livland zuzubringen. Er hatte ja 15 Jahre lang in russischen Diensten gestanden — als Assessor und Präsident des Gerichts und Gouvernements — und war, als er 1795 wegen geschwächter Gesundheit seinen Abschied nahm, unter Erhöhung des Ranges und mit Zeugnissen über seine untadelhafte Amtsführung entlassen worden. Er hatte nie eine Zeile gegen Rußland und Kaiser Paul geschrieben, keine bedenkliche Äußerung gethan; in seinen Werken zeigte er sich von streng monarchischer und loyaler Gesinnung. Die Papiere, welche er mit sich führte, bestanden in glänzenden Attesten, seinem Paß, Urlaubsschreiben der Wiener Oberhoftheaterdirektion (er war nominell noch Direktor des dortigen Hoftheaters), in Empfehlungsschreiben hoher Persönlichkeiten, einem Brief der Herzogin von Weimar an die Großfürstin Elisabeth von Rußland usw.

Noch kurz bevor er die Grenze passierte, warnte ihn ein alter Thorschreiber eindringlich, Rußland jetzt zu betreten; er achtete die Warnung

nicht, er vertraute dem kaiserlichen Paße. Ungehindert ließ man den Wagen an der Grenze passieren; kaum aber in dem Flecke Polangen, wurde der Dichter in dem Grenzzollhause vom Oberstleutnant Sessin — der obendrein ein alter Bekannter von ihm und seiner Frau und dem daher der Antrag sehr peinlich war — verhaftet; alle seine Papiere wurden beschlagnahmt, sogar seine Taschen mußte er umkehren. Die Russen verstanden sich sogar auf seine eigenen Sachen besser als er selbst; sie entdeckten in einem kleinen Kasten, worin er verschiedene Kleinigkeiten aufbewahrte, ein geheimes Fach, von dessen Existenz er selbst keine Ahnung gehabt. Natürlich war es leer.

Ein bewaffneter Kosak geleitete ihn nun mit seiner Familie nach Mitau; hier theilte man ihm mit, daß er ohne seine Familie nach Petersburg weiterreisen müsse. Groß war sein und seiner Frau Entsetzen; aber was half alles Protestiren? Der Kaiser hatte befohlen, und die Beamten, obwohl einige derselben an sich mitleidige Personen waren, mußten gehorchen. Ein Hofrat Schtschekatinin wurde ihm nebst einem Kurier beigegeben, ersterer ein erbärmlicher Scherge, keiner humanen Regung zugänglich und unwissend wie ein Australneger. Man redete dem Dichter ein, er solle nur nach Petersburg, um sich zu rechtfertigen; er werde in höchstens 14 Tagen wieder bei seiner Familie sein. Statt dessen aber ging die Fahrt — direkt nach Sibirien, und was das Schlimmste war, der gefangene mußte ihre Kosten fast ausschließlich aus eigenen Mitteln decken.

Sobald er, der noch immer nicht geahnt hatte, was ihm bevorstand, erfuhr, daß er nach Sibirien gebracht werden sollte, beschloß er, zu entfliehen. In einer der nächsten Nächte ließ er sich, als seine Transporteure schliefen, durch das Fenster des Wirtshauses, in dem man übernachtete, auf die Straße hinab; eine größere Summe Geldes führte er bei sich, leider aber nichts zu essen. Er irrte fast zwei Tage bei entsetzlichem Wetter im Walde herum. Endlich erreichte er ein nahe Gut, das einem Bekannte gehörte. Man sättigte den Verschmachteten und beherbergte den Erschöpften, lieferte ihn aber wieder aus, und zu einem weiteren Fluchtversuch sah er sich die Gelegenheit abgeschnitten, da sein Transporteur seine Sachen und sein Geld an sich nahm. Nur 100 Rubel, das Geschenk einer mitleidigen Freundin, trug er eingetauscht auf dem Leib.

Nun ging es geradewegs nach Tobolsk. Seine Bekannten, obwohl sie nicht gewagt hatten, seine Flucht zu fördern, hatten ihn reichlich mit Essen und warmer Kleidung versorgt, aber er war während der ersten Tage zu gebrochen, um etwas zu genießen, und als er Gebrauch von den Geschenken machen wollte, fand er, daß der Herr Hofrath und der Kurier nicht nur die Lebensmittel aufgezehrt, sondern auch die Kleidungsstücke in Besitz genommen hatten. Ueberhaupt plünderten sie ihn bei jeder Gelegenheit; die Briefe, die er an seine nichtszahnende Frau oder an andere Personen schrieb, nahm der Kurier wohl nebst einem herrlichen Trinkgeld entgegen und schwor bei allen Heiligen, sie zu besorgen. Es kam aber keiner in den Besitz der unglücklichen Frau, und derjenige, den ihm der Hofrath zu schreiben gestattete, wurde von dem spitzbübischen Schurken vernichtet. Seines Geldes bedienten sie sich ebenso ungenirt wie seiner übrigen Sachen; dabei gestattete ihm der Transporteur, als er ernstlich erkrankte, nicht nur keinen Arzt, sondern nicht einmal einen Rashtag zur Erholung.

Zuletzt geriet der unglückliche Gefangene, Tag für Tag weitergeschleppt, in einen Gemüthszustand, den er für den Vorläufer des Wahnsinns hielt und in dem ihm alles, was mit ihm geschah, gleichgültig war. Anfangs Mai passirte man Moskau; beim Ueberfahren der hoch angeschwollenen Sura wären die Reisenden bald ertrunken, ein andermal fuhren sie mitten durch einen brennenden Wald und ein drittes Mal schlug der Blitz dicht bei ihnen in einen Baum. Täglich entluden sich schwere Gewitter, die Nahrung war kümmerlich, die

Schaffstören ließen an allem zu wünschen übrig, nur nicht an Ungeziefere. Ungefähr 80 Werste von Kasan trafen sie einen Mann von 130 Jahren. „Sein Sohn war über 80 Jahre alt, gleich aber einem Manne von kaum 50 Jahren. Enkel und Urenkel hatte er ohne Zahl. . . Er konnte wenig mehr sehen, die übrigen Sinne fehlten ihm aber nicht. Zuweilen ging er noch selbst in den Wald, um sich Baumrinde zu seinen Schuhen zu holen.“

Unterwegs begegneten sie öfters andern Verwiesenen; auf dem Wege von Kasan nach Perm erreichten sie zum ersten Male größere Haufen von diesen, zum Theil paarweise an einander gekettet. Sie wurden zu Fuß nach Irkutsk oder in die nertschinskischen Bergwerke geschleppt. Es waren junge Mädchen unter ihnen, und die Reise währte oft ein halbes Jahr und länger.

Endlich erreichte man Tobolsk, wo der Gouverneur den Verbannten freundlich und mit Auszeichnung aufnahm, ihn bei sich essen ließ und ihm alle nur erdenklichen Erleichterungen verschaffte. Selber vernahm er aber auch von dem edlen Manne, daß er in Tobolsk nicht bleiben werde, sondern in einen anderen Ort des Gouvernements gebracht werden solle. Er überlasse ihm die Wahl, rathe ihm aber, Kurgan zu wählen, das noch das mildeste Klima besitze. Seine Ankunft in Tobolsk erregte Sensation, da mehrere seiner Stücke dort im Theater gespielt wurden und jedermann ihn kannte. Ein anderer Verbannter, Kiriakoff, ließ ihm Bücher — eine wahre Seltenheit in jener Gegend, da der Kaiser die ganze ausländische Litteratur verboten hatte. Dieser Kiriakoff war der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes, „und mit zweien seiner Brüder und drei anderen Offizieren Hals über Kopf hierher geschickt worden, weil sie bei einem frühlichen Belage sich einige freie Scherze erlaubt hatten. Er kam nach Tobolsk, ein paar wurden nach Irkutsk geschickt; sein jüngerer Bruder sah 400 Werste von Tobolsk, in einer kleinen Festung, in Ketten.“ Dies nur ein Fall von den vielen, die Kogebue angeführt; wir haben leider nicht Raum, hier noch mehr Beispiele von der Frivolität, mit welcher wegen unbedeutender Kleinigkeiten ganze Familien ins Elend gestürzt, Väter von Weib und Kindern getrennt und Menschenleben vernichtet wurden, anzuführen, ohne daß man ihnen auch nur erlaubt hatte, von ihnen Abschied zu nehmen.

Von Tobolsk aus sandte der Dichter ein Mémoire an den Kaiser, worin er seine gänzliche Schuldlosigkeit darzuthun suchte. Nach 14 Tagen erfolgte seine Weiterbeförderung nach Kurgan. Der Gouverneur schickte ihm noch eine Kiste chinesischer Thee und versprach, ihm alle Woche das „Journal de Francefort“ zu schicken; Bücher gab ihm leihweise sein neuer Freund Kiriakoff mit; andere Bedürfnisse hatte er sich eingekauft. Die Reise legte er in einem sogenannten Ribitten, einem karrenähnlichen Fuhrwerk, schlecht genug zurück. Auch in dem kleinen Reite verschaffte ihm sein berühmter Name eine gute Aufnahme. Er bewegte sich vollständig frei, hatte aber für sich selbst zu sorgen und durfte sogar einen Diener halten und nach Belieben auf die Jagd gehen. Intime Freundschaft schloß er mit einem verbannten Polen, Jwan Stoloff, der deshalb hier war, weil einer seiner Freunde ohne sein Wissen seine Adresse benutzt hatte, um eine nicht ganz unbedächtige Korrespondenz um so sicherer zu erhalten.

Der Dichter mietete sich für schweres Geld — 15 Rubel monatlich — ein kleines Häuschen, bestehend aus zwei Zimmern, einer Küche und einer Kammer. Alles andere, soweit es überhaupt zu bekommen war, fand er jedoch äußerst billig. Ein Pfund Brot kostete 1½ Pfg., ein Pfund Rindfleisch 5 bis 6 Pfg., ein junges Guhn ebensoviele, ein Pfund Butter 15 Pfg., ein paar Vork- oder Haselhühner 10 Pfg., eine Schüssel Fische 6 Pfg., ein Kasten Holz 80 Pfg., und Hasen ohne Balg konnte man umsonst haben, da die Russen sie nicht aßen. Ein paar Pferde kosteten jährlich 25 Rubel zu unterhalten.

Trotz alledem war es ein jämmerlicher Aufenthalt, und um so trostloser, als der Verbannte nicht wußte, wie lange er dauern würde. Wie, wenn man ihn lebenslänglich hier festhielt? Sein Haupttrost war die Lektüre des Seneca; abends pflegte er sich auch — zum Teil zur Unterhaltung in seiner Einsamkeit, zum Teil aus wirklicher Verzweiflung — die Karten zu legen, und wenn sie seiner baldigen Erlösung günstig waren, freute er sich ebenso sehr, wie er andere Abende über das Gegenteil verstimmt war, obwohl er natürlich nicht daran glaubte. Sein einziger Wunsch war nur, daß seine Familie zu ihm kommen möge — wenn seine Frau da sein würde, wollte er mit ihrer Hilfe einen Fluchtversuch unternehmen. Den Fluchtversuch arbeitete er sich bis in die kleinsten Einzelheiten aus — er hatte ihn aber nicht nötig, denn am 7. Juli 1800, einem heiteren schönen Tage, traf plötzlich ein Dragoner ein, der einen kaiserlichen Befehl überbrachte, nach welchem der Dichter sofort zurückgebracht und ihm alles Nötige, auch Geld, geliefert werden sollte! Hoherfreut nahm Kogebue von allen neuen Freunden Abschied; bereits am andern Morgen trat er die Rückfahrt an. Kurz vor Tumen besah ihn noch einmal eine ernste Krankheit; nach einigen Tagen fühlte er sich wieder wohler, und im Anblick des sibirischen Grenzpfahls trank er jubelnd in langen Zügen eine Flasche Burgunder, die er eigentlich für den Augenblick der Ankunft seiner Familie aufgespart hatte.

Endlich traf er in Petersburg ein, wo er seine geliebte Gattin wieder sah. Sie hatte unendlich gelitten. Erst ganz in Ungewißheit über sein Schicksal, erfuhr sie plötzlich, man habe ihn nach Sibirien gebracht; ein Blutsturz war die traurige Folge der unvorbereiteten Nachricht. Nun hatte sie sich wieder erholt. Weshalb man ihn verhaftet, darüber vernahm der Dichter auch jetzt nichts Genaues; er sei dem Kaiser, so hieß es, als Schriftsteller wahrscheinlich verdächtig erschienen. Seine rasche Befreiung verdanke er indessen nicht lediglich seiner Unschuld, sondern einem glücklichen Zufall. Vier Jahre vorher hatte er ein kleines Drama verfaßt „Der Leibkutscher Peters des Dritten“, in welchem eine edelmütige Handlung des Kaisers verherrlicht wurde. Gerade zu jener Zeit übersetzte ein junger Russe, Krasnopolski, das Stück ins Russische und sandte es durch die Post an den Kaiser. Auf diesen machte es einen gewaltigen Eindruck. Dem Uebersetzer schickte er sogleich einen kostbaren Ring, dem Dichter aber, erklärte er, sei er Genugthuung schuldig und müsse ihm wenigstens ebensoviele schenken, als er dem alten Leibkutscher geschenkt habe. Unberechenbar in seinen Lannern, fertigte er sofort den Kurier ab — beständig waren ja solche Kuriere zwischen Petersburg und Sibirien unterwegs, da der Kaiser alle Augenblicke Personen, die seine Ungnade durch irgend eine Kleinigkeit auf sich gezogen hatten, nach Sibirien schickte, oder wieder herholen ließ.

Kogebue erfreute sich von nun an seiner besonderen Gnade. Der Zar schenkte ihm ein Krongut mit nahezu 400 männlichen Seelen“ in Vibland, das ihm jährlich 4000 Rubel Pacht abwarf, und ernannte ihn zum Hofrath und Direktor der deutschen Hoftruppe mit 1200 Rubel Gehalt, 1800 Rubel für Equipage, freier Wohnung, freiem Holz und Licht. Letztere Bestallung war nicht nach des Dichters Begehren; er hätte am liebsten so schnell wie möglich den Staub Rußlands von den Füßen geschüttelt, doch er durfte nicht wagen, den reizbaren Cäsar zu erzürnen. Es kostete diesen ja nur ein Wort, ihn nach Sibirien zurück, und womöglich in die berüchtigten Bergwerke zu schicken. So blieb er denn in der nichts weniger als leichten Stellung in beständiger nervöser Furcht, den Zorn des Tyrannen, der ihm persönlich sehr freundlich begegnete, zu erregen. War doch damals nicht gut leben in Petersburg und Rußland. Jeder, der dem Kaiser begegnete, mußte zu seiner Begrüßung niederknien; wen er in einem Frack oder

runden Hut erblickte, den ließ er mit Knutenhieben bestrafen; am Schlosse durfte man nur entblößten Hauptes vorbeigehen. Der wahnsinnige Autokrat mißhandelte und beschimpfte sogar seine eigenen Söhne, ja zuletzt drohte er, in Ahnung einer Verschwörung, sie nebst seiner Gemahlin gefangen setzen zu lassen. Die bekannte Palastverschwörung kam ihm aber zuvor: in der Nacht zum 24. März 1801 wurde der Kaiser ermordet und der Thronfolger Alexander auf den Thron erhoben. Nun erst fühlte sich Kogebue ganz frei; er nahm unverzüglich seinen Abschied und kehrte mit Weib und Kindern nach Deutschland zurück.

Kreuzrätsel.

1	2	1. 3. Italienische Münze, 2. 4. Herbstblume.
3	4	1. 4. Flüssigkeitsmaß, 1. 2. Gebirgsformation.

Magisches Quadrat.

a b e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, e e i i daß die wagerechten Reihen gleich den u o o r entsprechenden senkrechten lauten r r f f und nennen 1. eine Blume, 2. einen deutschen Strom, 3. einen wohlbekanntesten Astrologen, 4. einen männlichen Vornamen.

Magisches Dreieck.

a a a a b Die Buchstaben dieses Dreiecks b h i m sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. eine Insel im Mittelmeer, 2. einen jüdischen König, 3. einen Monat, 4. einen sibirischen Fluß, 5. einen Konsonanten.

Füllrätsel.

A x x x j x Die Kreuze sind durch Buch- x u x u x t staben zu ersetzen und zwar x x g x x x so, daß die 6 senkrechten Reihen nennen: 1. einen Teil des Körpers, 2. einen Nebenfluß der Drau, 3. einen Schiffsteil, 4. ein spirituelles Getränk, 5. ein Gewässer, 6. eine belgische Stadt. Zu verwenden sind 1 a, 1 b, 2 e, 3 m, 3 r, 1 t, 1 u.

Wortumwandlung.

Liese, Sarne, Ranze, Legal, Birne, Hasen, Seile, Heine.

Die Mittelbuchstaben obiger 8 Wörter sind durch andere zu ersetzen, so daß 8 andere bekannte Wörter entstehen, deren Mittelbuchstaben aneinandergereiht, den Namen eines europäischen Landes ergeben.

Akrostichon.

Au, Aber, Bis, Aden, Do, Ah, Ost, Wan, Acht, Loge, Abel.

Durch Vorsetzen eines Buchstabens sind aus obigen elf Worten elf neue bekannte Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Namen einer bekannten Inselgruppe der nordamerikanischen Union ergeben.

Geographisches Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9	Europäischer Staat.
2 9 4 5 6 9	Europäischer Staat.
3 8 9 5	Sibirischer Fluß.
4 6 5 9	Ungarische Stadt.
5 2 1 8 6	Französischer Opernkomponist.
6 2 8 4 8 9	Ditseeinsel.
7 9 9	Nebenfluß der Donau.
8 3 1 8	Deutscher Strom.
9 7 3	Afrikanischer Fluß.

Anagramm.

Durch Umstellen der Buchstaben bilde man aus: Erna und Bai — eine große Halbinsel. Regen und Brust — sagenreichen Berg der Salzburger Alpen.

Affe und Rum — einen berühmten Humanisten. Saal und Drei — einen französischen Satiriker. Elbe und Schap — einen Vogel. Lina und Poet — einen Wiederkäuer. Grube und Chor — eine Stadt in Frankreich. Lifer und Reh — einen männlichen Vornamen.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter (von oben nach unten gelesen) nennen einen deutschen Romanchriftsteller.

Auflösung aus voriger Nummer.

Diamanträtsel: Senkrechte und wagerechte Mittelreihe: Hundstage. Wagerechte Reihen: D, Out, Aunen, Vandage, Santeln, Stahl, Uga, E.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 23-35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Meßenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war: und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt: und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeihet.

Die Kirche Jesu Christi.

XIX.

Wo die Gottesfurcht aufhört, da fängt die Selbstsucht an, denn wo die Gottesfurcht aufhört, da hört auch die Nächstenliebe auf. Wenn wir den Nächsten nicht lieben, den wir sehen, wie werden wir erst Gott lieben, den wir mit leiblichen Augen ja nicht sehen! In der Nächstenliebe müssen wir zugleich unsere Gottesliebe bekunden, und in der Barmherzigkeit mit dem Nächsten haben wir uns die Barmherzigkeit Gottes zu verdienen.

Die empörendste Selbstsucht, Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit hat der Heiland uns in dem obigen Gleichnisse dargestellt; die Rohheit und Selbstsucht des einen Knechtes ist so augenfällig, daß es wohl Niemanden einfallen kann, diesen Menschen zu verteidigen oder seine Handlungsweise zu billigen. Und doch haben wir Menschen, lieber Leser, allesamt mehr oder weniger etwas von dieser Gesinnung an uns; wir haben ein doppeltes Maß und Gewicht: das, was wir selbst tun, messen wir mit einem ganz anderen Maße und wiegen es mit einem anderen Gewichte, als das, was unsere Mitmenschen tun. Kurz, es gehört schon eine große Vollkommenheit dazu, im Urteil über sich selbst und über den Nächsten mit gleicher Unparteilichkeit zu verfahren, mit gleichem Gewichte zu wägen.

Nun nehmen wir, lieber Leser, unsere Betrachtungen über die Kirche Jesu Christi wieder auf, denn wir haben noch über das letzte Kennzeichen dieser Kirche zu reden: sie muß

leben nach muß sie von den Aposteln her sein und muß sich im Wesentlichen noch in jener Beschaffenheit befinden, wie die Apostel einst sie eingerichtet und hinterlassen haben. Dazu gehört aber, daß sie dieselben Heilswahrheiten haben, welche die Apostel gepredigt, und dieselben Heilmittel, welche die Apostel gespendet; hauptsächlich aber, daß die jetzigen Verwalter des Lehr-, Priester-, und Hirtenamtes als die wahren und eigentlichen Nachfolger der Apostel anzusehen sind, so daß sie mit diesen (den Aposteln) in lebendiger und ununterbrochener Kette zusammenhängen.

Vor allem der letztere Satz: die kirchlichen Vorsteher (Papst und Bischöfe) müssen mit den Aposteln in ununterbrochener, lebendiger Nachfolge verbunden sein, — dieser Satz muß wegen seiner besonderen Wichtigkeit etwas eingehender erklärt werden. Denke Dir, lieber Leser, einen Rebstock, aus dem viele Reben herausgewachsen sind. Woher allein können diese Reben ihren Saft und ihr Leben ziehen? Nur aus dem Rebstock! Und wie lange? Offenbar nur so lange, als sie in lebendiger Verbindung mit ihm stehen; sobald man aber die Rebe abreißt oder weg-schneidet, ist die Verbindung unterbrochen: die Rebe kann nun keinen Saft und kein Leben mehr aus dem Rebstocke an sich ziehen; sie muß verdorren und verfaulen. Und warum? Nur deshalb, weil sie nicht mehr in lebendiger, nicht mehr in ununterbrochener Verbindung mit dem Rebstocke steht.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 12. Oktober.** Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Fest der sieben Schmerzen Mariä. Maximilian, Bischof und Martyrer. Evangelium Matthäus 18, 23-35. Epistel: Epheser 6, 10-17. St. Andreas: Morgens nach der 10 Uhr Messe Offizium für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Knaben. Im Monat Oktober Abends 8 Uhr Rosenkranz-Andacht. St. Martinus-Pfarrkirche: Gemeindefastliche Kommunion um 7/8 für die Marian. Jünglings-Kongregation und um 9/9 für die Schule an der Neufferstraße; Nachmittags 4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Jünglings-Kongregation. Pfarrkirche zu Bolmerwerth: Am Patrocinium des hl. Dionysius 7/8 Uhr Frühmesse; 10 Uhr levitirtes Hochamt, Festpredigt; 11/2 Uhr sakramentale Prozession mit den 4 Evangelien; 7/8 Uhr Rosenkranz-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 13. Oktober.** Tillmann, Bekenner.
- Dienstag, 14. Oktober.** Kalixtus, Papst und Martyrer. St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Sodalität.
- Mittwoch, 15. Oktober.** Theresia, Ordensstifterin. St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Sodalität.
- Donnerstag, 16. Oktober.** Gallus, Abt.
- Freitag, 17. Oktober.** Hedwig, Wittwe.
- Samstag, 18. Oktober.** Lucas, Evangelist.

Nun sieh, lieber Leser, der Rebstock ist Jesus Christus, die lebendigen Reben aber sind die Apostel und alle ihre Nachfolger, die rechtmäßig durch die Weihe und Sendung aus ihnen hervordachsen; so lange sie sich nicht abreißen oder abgeschnitten werden, haben sie Leben und sind fruchtbar; werden sie aber abgerissen oder abgeschnitten, so ist die Verbindung unterbrochen, — die Rebe ist also auch nicht mehr lebendig; der abgetrennte Zweig verdorrt samt allem, was daran hängt. So hat es auch Christus, unser Herr, zu den Aposteln selber gesagt: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben; wer in Mir bleibt und Ich in ihm, der bringt viele Frucht; wenn aber Jemand in Mir nicht bleibt, der wird wie eine (abgerissene) Rebe hinausgeworfen und verdorrt; man wirft sie ins Feuer, und sie brennt“ (Joh. 15, 5f.).

Nehmen wir ein anderes Gleichnis, z. B. die städtische Wasserleitung, die den Einwohnern der ganzen Stadt das Trinkwasser zuführt. Mag der Bau der Leitung im besten Zustande erhalten bleiben und das Wasser noch so reichlich fließen, — sobald die Leitung zwischen dem Pumpwerk und der Stadt auch nur an einer Stelle unterbrochen wird, so fließt das Wasser bloß mehr bis zu jener Stelle hin, aber nicht weiter; und soll es neuerdings weiter bis in die Stadt und in die Häuser der Bürger fließen, so muß vorerst der Bruch geheilt und die lebendige Verbindung wiederhergestellt werden. Und das gilt bis ins Kleinste; denn wenn auch die Leitung bis in die Stadt in tadellosem Zustande ist, so wird dein Haus, lieber Leser, keinen Tropfen Wasser erhalten, wenn die Hausleitung mit dem Hauptrohr nicht mehr in rechter Verbindung steht.

So hört zuweilen auch in einem ganzen Stadtteile das Wasser zu fließen auf, weil die Verbindung des zugehörigen Straßenrohres mit der Hauptleitung unterbrochen ist, — und dies ist ein Bild jener morgenländischen Kirchen, deren Bischöfe viele Jahrhunderte lang mit den Nachfolgern des hl. Petrus in lebendiger Verbindung standen und mit Jesus Selbst, die aber vor mehr als achthundert Jahren von dieser Verbindung sich losrissen und nun den Zufluß der „Wasser des Heils“ nicht mehr haben. Ein rebellischer Bischof wollte nicht mehr, wie seine Amtsvorgänger, unter der obersten Leitung des Papstes stehen; er wollte davon unabhängig sein, und so begann mit ihm eine ganz neue Reihe von Bischöfen, ohne Verbindung mit dem von Christus gesetzten Oberhaupte der Kirche. Sie haben die „Wasserleitung“ noch, aber sie ist vertrocknet, weil sie unterbrochen wurde; das göttliche, aus Christus fließende Leben, das heilige Gnadenwasser, kann nicht anders wieder dahingeleitet werden, als wenn der Bruch wieder geheilt, wenn die Verbindung mit dem Nachfolger Petri wiederhergestellt wird, — was denn auch viele Gemeinden der Morgenländischen Kirche im Laufe der Jahrhunderte, und bis in unsere Tage hinein, erkannt und ausgeführt haben, so daß sie wieder der heiligen apostolischen Kirche angehören.

Du weißt nun wohl, lieber Leser, was ich mit dem Hause bezeichnen wollte, in welches kein Wasser mehr fließt, weil nur die Hausleitung unterbrochen ist: es sollte auf den einzelnen Christen hindeuten, der, mitten in einer Gemeinde lebend, deren Glieder trennend zu den Nachfolgern der Apostel stehen, sich losreißt von deren Gemeinschaft, — da hört auch für ihn das göttliche Gnadenwasser auf zu fließen. Solchen Christen gelingt es ja wohl im Trübel des täglichen Lebens, die Stimme des Gewissens zu ersticken; aber wie tödlich es sein, wenn das Ende kommt, und der König des heutigen Evangeliums „rechnen“ will?

S.

Der Oktober im Volksmunde.

Von Elmar Kernau.

Graue Wolken jagen am Himmel, welche rote Blätter rascheln am Boden, die letzten Zugvögel flattern dem warmen Süden zu, Herbst ist im Land . . . das ist der Oktober. Die Erde hat sich ihres ganzen Fruchtereichtums entledigt. Ein letzter Hauch sommerlicher Schwüle liegt über die Erde gebreitet, die sich nun langsam zum Winterschlaf rüstet, um im Lenzen gekräftigt und neu erstickt zu erwachen. Die Fülle der Bauernsprüche und Wetterregeln die der Volksmund seinem Oktobermonat zuschreibt, sind bei der Mannigfaltigkeit seiner Eigenschaften deshalb auch recht zahlreiche. Eine sorgfältige Auswahl solcher Sprüche möge hier ein bescheidenes Plätzchen finden.

Im Oktober naß und kühl,
Winter werden will.

Doch nicht nur auf die Jahreszeit des Winters im Allgemeinen, sondern sogar auf die einzelnen Monate stellt der Oktober-Wetterpruch Prognose:

Ist es im Oktober naß,
Winter's im Dezember naß.

Selbst über das neue Jahr hinaus geht manchmal sein Prophetentum. Auch hierfür ein Belag:

Oktober naß,
Januar flau.

Auch die Vogelwelt, ihr Thun und ihr Lassen ist äußerst einflußreich auf die Gestaltung des Wetters. Nach folgendem Spruch wird es früh kalt:

Halten die Krähen Konviolium,
Sieh dich bald nach Feuerung um.

Oktober Schnee gehört ja eigentlich an und für sich zu den Seltenheiten; doch auch für diesen Ausnahmefall sagt eine alte Bauernregel, die entschiedene Beachtung verdient:

Fällt der erste Schnee auf gefrorenen Erdb,
Dann gute Ernte wiederkehrt.

Hoffentlich bewahrheitet sich dieser Spruch nicht für den diesjährigen Oktobermonat.

Eine andere Wetterregel bringt folgende Prognose in einen Reim zusammen:

Spät noch Rosen im Garten,
Läßt den Winter warten.

Im allgemeinen hat der Landwirt den Oktober lieber mild und warm, als früher Schnee, Reif und Frost.

Ein Herbst, der warm und klar,
Ist gut für's kommenden Jahr.

Schon der Winterjaat halber darf der Boden nicht zugefroren sein.

Ist die Krähe nicht mehr weit,
Ist's zum Säen hohe Zeit.

Besonders milde Oktobermonate treiben mitunter noch eine zweite Blüte, allerdings eine Seltenheit, die nicht oft eintritt:

Baumblüten, die im Herbst kommen,
Haben künftigen Sommer die Frucht genommen.

Für Raupen und anderes Ungeziefer des Oktobers ist jedoch ein früher Frost das sicherste Vertilgungsmittel:

Nichts kann mehr vor Raupen schützen,
Als Oktoberreis in Pfügen.

Auch zwei Bierzeiler mögen hier ihre Stelle finden. Der eine lautet:

Hält der Wein die Blätter lange,
Ist mir um späten Winter bange.
Ist im Herbst das Wetter hell,
Bringt es Wind im Winter schnell.

Der andere heißt:

Scharren die Mäuse tief sich ein,
Wird's ein kalter Winter sein;
Und viel härter noch,
Wenn die Amseln hoch.

Auch Meister Lampe, muß buchstäblich sein Fell für die Wetterprognose hergeben:

Ist recht rauh der Nase,
Dann frierst Du bald an der Nase.

In einem anderen Spruche heißt es gleichfalls von Freund Langohr:

Trägt's Häuschen lang sein Sommerkleid,
So ist der Winter auch noch weit.

Von den Sümpfen und ihrem Einfluß auf das Wetter handelt ein anderer Reim:

Wenn im Moor viel Ferkel stehn,
Bleibt das Wetter lange schön.

Auch die Kalenderheiligen haben im Oktober, ebenso wie in den anderen Monaten ihren

Einfluß auf die Witterung, was die folgenden Sprüche beweisen sollen:

Simon und Juda
Bringen den ersten Schnee.

Diese beiden Heiligen können überhaupt nicht ernst genug genommen werden:

Wenn Simon und Juda vorbei
Rückt der Winter herbei.

Sogar die heilige Ursula nimmt Bezug auf die beiden kalten Winterboten:

An Ursula muß das Reut herein,
Sonst schneien Simon und Juda drein.

Mit dem St. Lukasstag hält in unseren Breiten der Winter gewöhnlich seinen Einzug; von diesem Tage sagt man auch:

Am Lukasstag
Sieh den Ofen nach.

Im Oktober hat's auch, selbst in den mildesten Gegenden mit der Sommerweide sein Ende. Am St. Gallustag treibt man das Vieh in den Stall:

Auf St. Gall
Bleibt die Kuh im Stall.

Vom selben Tage gilt auch folgender Wetterreim:

Ist St. Gallustag naß,
Ist's für den Wein kein Spaß.

Der Bauernregeln dürfen hiermit genug aufgezählt sein. Wir wenden uns nunmehr in unserer Monatsbetrachtung zu den anderen Eigenschaften des Oktobers.

Der Name Oktober ist ja eigentlich lateinisch und bedeutet „Achter Monat“. Der deutsche Name dieses Monats ist „Weinmonat“. Der Oktober ist reich an den mannigfaltigsten Volksfitten, da in seinen Verlauf, je nach Gegend und Volksscharakter, gewöhnlich die Kirchweih- und Kirchmesse fallen. Auch die alten Römer feierten in diesem Monat — und zwar an dem 3. eine Art Erntefest, bei dem das Oktoberpferd eine Hauptrolle spielte. In diesem Feste wurde nämlich das Pferd, welches kurz vorher beim Marswettrennen gesetzt hatte, auf dem Marsaltar an der Appischen Straße ob frugum oventum (zum Gedeihen der neuen Ausaat) geopfert. Das Haupt des Opfers war gewöhnlich mit einem Kranz frischer Brote geschmückt. Um dieses Haupt aber entspann sich ein Kampf zwischen zwei Stadtquartieren. Der Sieger in diesem Kampfe konnte das erbeutete segensbringende Haupt an einem in seinem Stadtteil gelegenen Gebäude annageln. Mit dem Schwanz des Opfertieres trankelste man frisches Pferdeblut auf den Altar der Vesta. Diejem Brauch, der sich in Variationen fast in ganz Europa verfolgen läßt, liegt eine uralte arische Sitte zu Grunde.

Astronomisch betrachtet ist der Oktober der Monat, in welchem die Sonne in das Zeichen des Skorpions tritt. Zwei wichtige Himmelserscheinungen finden in diesem Monate statt. Am 31. Oktober stellt sich eine partielle Sonnenfinsternis ein, die in Deutschland sichtbar sein wird, da sie vormittags 7 Uhr 5 Minuten beginnt und 8 Uhr 23 Minuten endet. Der 17. Oktober bringt eine totale Mondfinsternis, die nur in Westeuropa, Afrika, im atlantischen Ocean, an der Ostküste Australiens und in Nordost-Asien beobachtet werden kann. Was die einzelnen Planeten anbetrifft, so ist Merkur Ende des Monats früh morgens etwa eine Viertelstunde lang sichtbar. Venus ist nur in der ersten Oktoberhälfte zu beobachten. Mars geht bald nach Mitternacht auf. Jupiter und Saturn sind zeitig am Abend am südlichen Sternhimmel zu suchen. Uranus bleibt während des ganzen Monats unsichtbar. Die einzelnen Mondphasen fallen folgendermaßen: 1. Oktober Neumond; 9. Oktober erstes Viertel; 17. Oktober Vollmond; 23. Oktober letztes Viertel und 31. Oktober wiederum Neumond.

In meteorologischer Hinsicht ist der Oktober der rechte Herbstmonat. Schon die mittlere Monatsstemperatur in den einzelnen Städten giebt hierfür die beste Uebersicht; Hamburg 9,1°; Berlin 9,4°; München 7,9°; Karlsruhe 9,7°; Stuttgart 10,1°; Prag 9,8°; Wien 10,4° und Basel 9,8°. Die Prognose, die der hundertjährige Kalender stellt,

ist nicht gerade eine erfreuliche. Nach ihm haben wir vom 2. bis zum 9. Regen zu erwarten, der 10. und 11. ist klar, vom 12. bis zum 16. setzt hinwiederum trübes Wetter ein; 18. bis 26. geht es weiter in Regen und Nebel, um den Rest des Monats dem Froste zu überlassen.

Wetterprophet Falb hält für den Oktober, in Bezug auf die vorhergehenden Monate, das alte Wort für gültig „Fortsetzung folgt.“ Oktobercharakteristikum im großen und ganzen: Regen, kühle Bitterung und Regen. Eine Ausnahme von dem naßkalten Wetter dürfte nur um den 10. herum eintreten. Besonders stark aber wird der Schluß des Monats an Niederschlägen sein. Wenn man vom 2. und 16. Oktober absteht, treten kritische Tage, selbst untergeordneter Art, so gut wie garnicht auf. Habe nicht erhofft wenigstens vom ersten Drittel des Weinmonats eine kleine Herbstschädigung für den verregneten Sommer. Sonst aber klingt auch seine Prognose recht pessimistisch, denn er kündigt sogar für den Schluß des Monats einen ziemlich tiefen Thermometerstand an.

Für den Landwirt beginnt mit dem Oktober die Zeit der Winterausfaat. Roggen und Weizen sind zu säen, die Stoppelfelder zu pflügen und Dünger für das nächste Jahr zu fahren. Die Weinlese ist nun in vollster Blüte. Das Vieh darf nun nicht mehr auf lockeren oder feuchten Wiesen weiden, sondern ist langsam in die Winterstallungen zu treiben. Im Gemüsegarten ist das Grün für den Winter in Töpfe zu pflanzen, die Kohlförten sind, bis auf Grünkohl und Rosenkohl einzuheimsen. Die Spargelbeete sind umzugraben und zu düngen; auch beginnt man jetzt am besten mit der Anlegung des Komposthaufens. Im Blumengarten sind die Zwiebelgewächse jetzt ins freie Land einzulegen, Piersträucher sind zu pflanzen, abgeblühte Blumenbeete frisch zu graben und zu düngen. Im Obstgarten beginne man jetzt mit der Ausfaat der Fruchtterne; auch Bäume und Sträucher kann man jetzt am besten verpflanzen. An den Obstbäumen selbst suche man jetzt die Raupennester ab und bringe Klebegürtel an. Für den Jäger sind jetzt Hirsche und Damwild gesperrt; der Angler hat die Forelle und den Lachs zu schonen. Der Bienenwirt schließlich verengere die Fluglöcher, verhüte Räuberereien und sammle den überflüssigen Honig ein.

Sobiel über den Oktober, mit dem die schöne Jahreszeit in unseren Breiten den Abschied zu nehmen pflegt.

Erntedankfest.

Novellette von Käthe Lubowski.

„Fröhen, se sin nu alle dor — und willest Hoch utbringe“, — sagte der alte Hofmeister Vielle bereits zum zweiten Male mit lauter Stimme, doch die hochgewachsene Frauengestalt, die finsternen Gesichts, auf die Pracht der Verbienen und Georginen starrend, am Fenster lehnte, achtete nicht auf ihn. Da trat er näher, verlegen die Mähe zwischen den braungebraunten, schwieligen Händen drehend und in den ehrlichen Augen, die seit vierzig Jahren nach dem Rechten auf Rittergut Bälzow gesehen hatten, einen feuchten Schimmer. „Kommen's man — t'is allens ejol — und für jed' Wun givt' nen Pflaster.“

Da ging's wie ein Erwachen durch das starre, weiße Frauengesicht . . .

„Wenn man die Wunde allein verschuldet hat — so heißt das Pflaster Strafe, und meine Strafe ist, daß ich heimatlos bin.“ . . .

Der Alte räusperte sich verlegen. „St weit — dat ik den Nomen ne seggen schall — aber hüt nenn ik em do . . . wenn Se den Inspektor Braun beholden haddén — dunn — bruktens hüt nich Platz to maken . . . denn en Fruchens Hand is blod gaud — wenn en Mannesjust hinner er rocht — süster dögt's nicht.“ . . .

Urula von Walden blickte ihn fest an.

„Geht jetzt hinans, Hofmeister“, sagte sie streng, „und meldet den Leuten, daß ich in wenigen Minuten bei ihnen wäre!“ — Mit einem linkschen Krachfuß schob sich der Alte zur Thür hinaus. Vielleicht war's Unrecht von ihm, daß er sie auch noch quälte, wo sie alle drängten — aber hören mußte sie's von einem, und er war der Nächste dazu. Damals als der Herr Vater zur Ruhe gegangen war und sie das Gut durchaus behalten wollte, war der Inspektor Braun zu ihrer Unterstützung gekommen. Die Leute hatten gern nach seinen Befehlen gearbeitet, weil er ein gutes Verständnis für ihre Fähigkeiten und einen durch nichts bestechlichen Gerechtigkeitsinn besaß. . . . Nur sie, — Urula von Walden, hatte sich seinen Anordnungen nicht fügen mögen; die Ausschlaggebende war und blieb sie. Mit Stirnrunzeln hatte es von ihrer Seite begonnen, um mit verlegenden, harten Worten, die ein Zurückweisen in seine Stellung als ihr Untergebener enthielten, zum Ende zu kommen. Der feste Charakter des stolzen Mannes aber war nur gewohnt, sich der Kraft und Erfahrung, die über ihm stand, nicht aber der Laune und dem Unverständnis eines Weibes zu fügen. Es hatte damals einen heißen Kampf in ihrem Herzen gegeben — die Liebe zu dem willensfesten, tüchtigen Mann rang mit dem Wunsch des absoluten Herrschenwollens. Aber der letztere hatte gesiegt. So war er denn gegangen. Seit jener Zeit ging es langsam bergab. Wohl saß sie den ganzen Tag zu Pferde und war unermüdetlich tätig, zur rechten Zeit Acker- und Saatbestellung fertig zu haben, aber die jungen, kraftstrotzenden Arbeiter blieben aus, denn sie mochten nicht arbeiten, „wennen Frugensminsch kummendirt“, sie verstanden nur die Sprache des Zwanges und die der sicheren Selbstständigkeit: die unsicheren, heftigen Befehle, die gegeben wurden, um widerrufen zu werden, machten sie unzufrieden. So zog Urula von Walden fremde Arbeiter zur Hilfe heran, trotzige hinterlistige Gesellen, die sonst nirgends Arbeit fanden; mit ihnen flog die gute Sitte davon, und auch die paar alten Familien, die aus Mitleid und Anhänglichkeit ihr „Fröhen“ nicht verlassen, konnten sie nicht wieder holen. Der Acker bekam nicht mehr sein Recht, die Zeiten, wo die Saatsfurchen glatt und gleichmäßig aus dem wehenden Saatenwachstum äugten, kamen nicht wieder. Der künstliche Dünger fehlte, weil niemand Betriebskapital hergeben mochte, und mit der Vernachlässigung kamen die Mizernten. Und nun war das Ende da! Sie mußte gehen und sich ein Stübchen in der Stadt suchen, möglichst hoch und eng, . . . und er . . . zog hier ein. Sechs Jahre hatte er ihrem Schaffen vom Nachbargut, wo er Stellung als Administrator fand, zugehört — und als die Mizernte mit dem Rays die Zinszahlung an die Landwirtschaftskasse zur Unmöglichkeit machte — war er zu ihr gekommen.

„Sie können das Gut nicht länger halten, gnädiges Fräulein“, hatte er ohne Verührung der vergangenen Zeit in seiner kurzen herrischen Art gesagt, „ich biete mich Ihnen als Käufer an.“ . . .

„Niemand!“ entgegnete sie heftig, „ich komme schon durch . . .“

„Doch ihn störte das nicht.“

„Also . . . wenn Sie bereit sind, bitte ich um Nachricht.“

Die Sporen klirren zusammen und er geht.

Sie hatte sich vor das Bild des toten Vaters mit dem klugen Gesicht auf die Knie geworfen. „Rate mir, Vater, — hilf . . . ich kann nicht weiter . . . Als ein vorsichtiger Geschäftsmann, der sich vor vierzig Jahren um die Ehre, für Rittergut Bälzow Geld hergeben zu können, gedrängt hatte, die letzte Hypothek kündigte, schrieb sie doch an Braun. Ohne viel Worte war der Kauf erledigt — eine kleine Summe blieb ihr übrig, und jetzt noch die Pflicht, die ihr die schwerste war, „Erntedankfest“. Sie hatte nichts zu danken, und

den Leuten, die im festlichen Aufzuge zu ihr kamen, um für ihr Sprüchlein und Hoch Geld und Bewirtung zu empfangen, mußte sie sagen, daß er sofort hier der Herr sei.

Leise zitterten die Glockenklänge vom Dorfkirchlein durch die klare Oktoberluft, als sie zu der Menge trat. Der Vorarbeiter und die schmucke Hofdirne traten mit den buntgeschmückten Harken vor sie hin und sagten ihren Vers auf — — — „Glück und Segen, — — — Allerwegen — Auf dem Tisch — nen gold'nen Fisch — Gut's Geraten — Vieh und Saaten — Dieses geb' uns Gott.“ —

Urula von Walden trat dicht zu ihnen.

„Ich dank' Euch, Leute für die Wünsche, aber ich brauch' sie nicht mehr; von morgen ab ist der Besitzer des Gutes Herr Braun, mein früherer Inspektor. Und Euch, Ihr Treuen, dank' ich daß Ihr mich nicht verlassen habt; kann ich's Euch auch nicht mit Gold und Gut vergelten, unser Herrgott wird's Euch dereinst lohnen, und auch mein Vater, der Euch lieb hatte.“ . . . Sie kam nicht weiter . . . die Beherrschung der letzten Wochen ist untergegangen in dem Schmerz — sie weint. Hier und da klingt ein Schluchzen aus den Reihen — die Seelenangst und Verzweiflung verstehen die Leute besser, als das tastende Befehlen, das ihnen die Arbeitsfreudigkeit nahm. . . . Der alte Hofmeister tritt vor und sagt ganz leise: „Lot's ma, Fröhenken, vel wart' woll nich sin, wat se mitnehme, over uns' Leitw und uns' Hart, da titt mit ehr, un — t' is of wat wert.“

Sie nickt und geht langsam ins Haus, nimmt mechanisch die Schlüssel, um den letzten Rundgang durch die Ställe zu machen, ehe er kommt und sein Recht begehrt! Im Pferdestall kloft sie ihrem Reitpferd, das auf drei Weinen stehend, tranrig den Kopf senkt, den schlanken Hals. „Adieu — Kamerad —“ sagte sie tonlos, und legt ihre Wange an sein seidenes Fell. „Wir haben beide das beste gewollt; Du wolltest über den Graben, und ich über alle guten Ratsschläge hinaus, und beide kamen wir nicht ans Ziel . . .“

Nur er mit seinem trotzigem Kraftbewußtsein — das sie an ihm liebte — vielleicht, weil es ihr abging! Nein, nicht darum — die ganzen sechs Jahre war nichts weiter als ein Sehnen in ihr gewesen nach einer Stunde, in der sie ihm alles geben konnte — Gut, Befehlen — und sich selbst. Nun war das Sehnen gestorben, und auf dem Grabe blühten Reid und Haß gegen sich selbst. Als sie aus den Ställen ins Freie trat, kam ihr seine hohe, schlanke Gestalt entgegen.

Sie sah ihn fest in die Augen und zwang sich zu einem Lächeln. „Ich bin bereit zum Gehen“, sagte sie.

„Darf ich Sie vorher noch um eine Unterredung bitten“, fragte er.

Sie nickte und folgte ihm.

Als sie sich in dem hohen Arbeitszimmer gegenüber saßen, und mit ruhiger Sachlichkeit die kleinen Schulden an Kaufleute und Handwerker von der Anzahlungssumme, die ihr zufließ, abgezogen hatten, begann sie mit leiser Stimme: . . .

„Ich hab' noch ein Schuldkonto, was nicht ausgeglichen ist; ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen meines Verhaltens von damals, nicht,“ fuhr sie hastig fort, „weil die Not mich klein und weich gemacht hat, sondern weil ich einsah, daß ich im Unrecht war.“ — Er sprang von seinem Sitze und trat nahe zu ihr.

„Hören Sie meine Antwort: die Guts herrin von damals, die eigeninnig auf ihren Willen beharrend, sich und ihr Vermögen zu Grunde richtete, liebte ich, ohne sie zu begehren. Die Urula von Walden von heute, die Weib geworden ist, und der ich nötig bin zum Leben, die begehre ich heute zu meinem Weibe, weil sie meine Liebe verstehen wird.“

Urula sah totenblau zu ihm auf. „Auch das noch,“ flüsterte sie wie ein Hauch — — „das Schlimmste — — Mitleid von Ihnen.“

Er neigte sich zu ihr und nahm sie in seine Arme, ganz fest, als wollte er sie niemals wieder freigeben.

„Behr' Dich, Mädel, wenn Du magst, und sage „nein“, wenn Du kannst, so lieb, wie ich Dich hab' wird Dich niemals ein Mann nach mir haben können, und so, wie Du mich liebst, schon damals im Anfang, liebst Du keinen wieder.“

Sie sah unter Thränen zu ihm auf. „Hans,“ schluchzte sie, „Du bester, einziger Mann, — Du hast recht, — so lieb' nie wieder. . . .“ Da kniete er vor ihr und barg seinen Kopf in ihren Schoß. „Hier bin ich Dein Diener, Liebling,“ sagte er, glücklich, „da draußen aber Dein Herr.“ Sie nickte und schmiegte sich fest an ihn. Unter dem Fenster zogen mit fröhlichem Gelächter die Burtschen und Mägde vom Festessen vorüber. Da sprang er empor und riß den Flügel weit auf. „Kommt her, Leute, und wünscht uns Glück. Euer Fröhen ist meine Braut.“ Und die Mägen flogen von den Köpfen, und die Frauen weinten heimlich in ihre Schürzen. Ganz leise und schüchtern, allmählich zur jubelnden Fülle anwachsend, klang's aus dem Reigen das Erntelied gläubiger Herzen:

Run danket alle Gott!

Im Löwenkäfig.

Humoreske von Franz Kurz-Elshcim.

Ferdinand — Ferd, wie ihn seine Kommilitonen kurzweg nannten — hatte mal wieder kein Geld. Das kommt ja bei einem so lockeren Bruder Studio, wie er einer war, nun häufiger vor. Aber niemals hatte er das so drückend empfunden, wie diesmal. Zunächst wollte Onkel Ernst, der Vaterstelle an ihm vertrat, nichts mehr herausrüden. Er gebe ihm monatlich einen sehr hübschen Bagen und mit dem müsse er unter allen Umständen auskommen, hatte er am letzten Erben gesagt. Das war erst vor 8 Tagen. So'n Manichäer. Dann hatte am nächsten Mittwoch die hübsche Marie Ramensttag, der er schon lange gut war. Zum Donnerwetter, da durfte er sich doch nicht lumpen lassen, da mußte er sich doch nobel zeigen. Und endlich hatte ihm der Wirt den Kredit gekündigt. Einem Studenten aber den Kneipkredit entziehen, heißt soviel, wie einem Fisch das Wasser fortnehmen. Ist ja nicht hübsch, daß es so ist. Aber es ist nun einmal so.

Eine Stunde hatte Ferd auf seiner Bude gehockt und sich den Kopf zerbrochen darüber, wie er Geld flüssig machen könne. Vergeblich! Darauf hatte er bei drei Freunden ebenso vergeblich Pumpwisiten gemacht. Und nun bummelte er ärgerlich durch die Straßen. Auf dem sogenannten Nordplage der kleinen Universität blieb er stehen. Eine Menagerie war dort aufgeschlagen. Ein mächtiges langes Zelt, geschmückt mit grellbunten Plakaten, die das Auftreten der berühmten Löwenbändigerin Miß Merlitta ankündigten. Die Bilder zeigten eine hünenhafte Frauensperson im Tricot, umgeben von gewaltigen Bestien, die den Rücken aufsperrten und nach ihr schnappten. Einige auch sprangen durch brennende Reifen und im Hintergrunde schienen zwei sogar einen Ringkampf aufzuführen.

Unwillkürlich blieb er stehen und betrachtete die Affichen. Und auf einmal ging ein Schmunzeln um seine Mundwinkel. Ein Geniestreich war durch seinen Kopf gefahren. Ja, so muß es sich deichseln lassen, sagte er sich. Und dann ging er in das Zelt und verlangte den Herrn Direktor zu sprechen und frug ihn, ob er ein gutes Geschäft machen und sich nebenher noch 50 Mark verdienen wolle.

Am anderen Tage brachten die Zeitungen ein großes Inserat und derselbe Text stand auch an allen Anschlagtafeln zu lesen: „500 Mark Prämie demjenigen, der es wagt, neben Miß Merlitta in den Löwenkäfig zu gehen.“

Diese Ankündigung revoltierte die ganze Stadt. Man sprach von nichts anderem als nur von ihr. Am Nachmittag ging Ferd nochmals zu seinem Onkel, um einen letzten

Vorstoß zu unternehmen. Doch der blieb hart und unbeugsam.

„Gut denn“ — rief Ferd pathetisch — „die Folgen auf Dein Haupt!“

Aber Onkel Ernst lachte nur. Glaubt der Junge vielleicht, er würde ihn einschüchtern können?

Als er indessen am andern Tage die Zeitung überflog, wurde ihm doch ein wenig unbehaglich. Er mußte sich nochmals die Brille putzen, um besser lesen zu können. Zwar hatte er schon beim ersten Male richtig gesehen: „Der Studiosus Herr Ferdinand Wenke habe sich gemeldet, um morgen, Sonntag Abend, neben Miß Merlitta in den Löwenkäfig zu gehen, und sich die Prämie zu verdienen.“

Der Onkel rief seine Frau. Die schlug entsetzt die Hände über den Kopf zusammen, als sie hörte, um was es sich handelte. „Was ist denn nur in den Jungen gefahren, daß er sein Leben so leichtsinnig in die Schanze schlägt? Hat er denn den Verstand verloren? So etwas darf die Polizei doch gar nicht erlauben, die Bestien fressen ihn doch rein auf.“

„Ich glaub noch immer nicht dran“ — sagte der Onkel. „Ich mein' noch immer, es müsse sich um einen schlechten Scherz handeln. Ich will doch den Jungen mal herholen lassen.“

Aber „der Junge“ kam nicht. Er ließ sagen, er habe keine Zeit. Er müsse noch ein Werk studieren, wie man in einer Stunde Löwenbändiger wird.

Der Onkel schickte nochmals hin. Was denn der Unsinn zu bedeuten habe.

Das sei kein Unsinn, kam diesmal der Bescheid zurück. Der Onkel wisse, daß er Geld nötig habe. Und da er es ihm nicht gäbe, müsse er es sich eben auf diese Weise beschaffen.

„Aha, 'ne Falle. Aber Du kennst den Onkel schlecht, wenn Du glaubst, er biße an,“ murmelte dieser.

Der Sonntag Abend war da. Die Menagerie war bis auf den letzten Platz besetzt. Die ersten Bänke waren fast lediglich von den Studenten mit Beschlag belegt worden. Der Onkel mit seiner Frau waren natürlich auch erschienen. Auf jeden Fall mußten sie sich doch von dem überzeugen, was da geschehen solle. Und mit gelindem Grauen hörten sie, wie vor ihnen zwei Besucher wetteten, ob Ferd von den Löwen aufgefressen werden würde oder nicht.

Miß Merlitta erschien und führte die üblichen Dressuren vor, wie die Plakate sie zeigten. Nun trat der Herr Direktor auf und verkündete, daß nun Herr Ferdinand Wenke kommen würde, um in die Käfige zu gehen.

Die Studenten begrüßten Ferd mit lebhaftem Händeklatschen. Hoherhobenen Hauptes war er aus dem Verschlage getreten, der als Garderobe für die Löwenbändigerin diente. Jetzt stand er vor dem Käfig und schaute ruhig auf das Publikum.

„Darf ich bitten?“ sagte Miß Merlitta.

Mäuschenhülle wars geworden. Auf einmal durchbrach diese schier beängstigende Ruhe eine Frauenstimme:

„Ferdinand, geh nicht. Uns Himmelswillen, geh nicht!“

Und gleichzeitig mit dem Rufe war die Tante aufgesprungen. Und da erhob sich, als er sah, daß es doch ernst würde, auch der Onkel und rief:

„Ich dulde das einfach nicht. Ich rufe die Polizei.“

Lautes Lärmen. „Bravo,“ jauchzten die Studenten. „Mund halten!“ scholl es von der Gallerie herunter. Es war ein unbeschreiblicher Ladau.

„Onkel, Du weißt, weshalb ich's tun muß,“ schrie Ferd zurück. „Dich habe ich für alle Folgen verantwortlich gemacht.“

„Was, Du weißt es?“ begann die Tante nun mit ihrem Manne zu disputieren. „Du

kannst es am Ende gar verhindern und thast es nicht?“

Die 500 Mark wollte er von mir haben,“ gab der Onkel zum größten Ergößen der Anwesenden etwas kleinlaut zu.

Und um dieser lumpigen 500 Mark willen schickst Du ihn in den Tod? Pfui, Du Rabenonkel. Auf der Stelle sagst Du ihm, daß er sie haben kann —“

Und das Publikum begleitete diesen Disput in seiner Weise und amüsierte sich königlich und als Onkel Ernst seinem Neffen zurief, er solle nur draußen bleiben, er werde ihm das Geld geben, da kannte die allgemeine Fröhlichkeit keine Grenzen mehr. Und doch tobte sie noch höher, als Ferd unverfroren frug:

„Auf Ehrenwort?“

Ferd hatte die 500 Mark bekommen. „Run sag' mir mal“ — meinte der Onkel — „wärs Du denn tatsächlich in den Käfig gegangen?“

„Natürlich“ — sagte Ferd. „Ich hätte mir schon geholt. Ich hätte es wie jener Sachse gemacht, der verlangte, daß die Bestien erst herausgeschafft würden.“

Da erst merkte der Onkel, daß er der Gesoppte war.

Initialrätzel.

Amos, Gent, Heß, Ahn, Tanzen, Mir, Adel.

Vor jedes der obigen sieben Wörter ist ein Buchstabe zu setzen, sodas sieben neue bekannte Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben ein europäisches Königreich nennen.

Kreuzrätzel.

1	2	1 2 Stadt in Baden.
		1 3 das Kind vom Kinde.
		1 4 Schwimmvögel.
3	4	3 4 ein indogermanischer Volksstamm

Panträtzel.

Total.
Gottheit eines alten Volkes.
Einteilungsbegriff.
Gangart.
Türkische Stadt.
Schmachhafte Speise.

Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, die wagerecht gelesen die beigelegte Bedeutung haben. Von der Spitze ausgehend ist jede folgende Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens unter Umstellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Somonym.

Hoch erhaben, in die Wolken ragend,
Auf ein Paradies hernieder grüßend,
Demantstein auf stolzem Haupte tragend,
Die Bewund' rung Tausender genießend.

Aber bin ich deshalb zu beneiden,
Ich, die eiserne niemals fühl' Erbarmen
Mit den Opfern, die verdammt zum Leiden,
Ja, zum grauen Tod in meinen Armen?

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. einen Monat, 2. Bezeichnung für einen Erlaß des Zaren, 3. ein menschliches Organ, 4. einen Nebenfluß der Elbe.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzrätzel: Vira, Aster, Viter, Bias.
Magisches Quadrat: Rose, Oder, Seni, Erich.
Magisches Dreieck: Samos, Ahab, Rai, Ob f.
Initialrätzel: Arm, Mur, Bug, Num, See, Ath.
Wortumwandlung: Norwegen. Linse, Saone, Barze, Lewal (franz. General), Biene, Hagen, Seele, Henne.

Akrostichon: Pan, Haber, Jbis, Laden, Jda, Paß, Post, Zwan, Nacht, Clog, Kadel.

Geographisches Zahlenrätzel: Bulgarien, Ungarn, Vena, Gran, Amber, Riegen, Inn, Elbe, Nil. — Bulgarien.

Anagramm: Arabien, Untersberg, Erasmus, Rabalais, Bachstelze, Antilope, Cherbourg, Heribert. — Auerbach.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 15—21. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrst, und dich um Niemanden bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Die Kirche Jesu Christi.

XX.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ — die Münze mit dem Ebenbilde des Kaisers; „gebet aber auch Gott, was Gottes ist.“ — eure Seele mit dem Ebenbilde Gottes! In diesen einfachen, klaren Worten unseres Herrn sind die Pflichten niedergelegt, lieber Leser, die wir als Staatsbürger, und ebenso jene, die wir zu erfüllen haben als Glieder der Kirche Gottes, als solche, die durch diese Kirche der Erlösungsgnade und damit der Kindshaft Gottes teilhaftig geworden sind.

In allen gerechten Dingen hat der katholische Christ der weltlichen Obrigkeit gehorftam zu sein, und so lange eine Obrigkeit nicht etwas fordert, was gegen Gottes Gesetz wäre, so lange ist ihr zu gehorchen nach dem Worte Jesu: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Wir haben aber auch „Gott zu geben, was Gottes ist.“ unsere Seele, der das Ebenbild Gottes eingepreßt ist, wie der Geldmünze das Bild des Kaisers. Das ist die Lehre und Predigt unserer hl. Kirche das ganze Jahr hindurch; immer und immer werden uns auch die Mittel an die Hand gegeben, durch die wir das durch die Sünde entstellte Ebenbild Gottes in uns wieder herstellen, werden angeleitet, wie wir das herrliche Gepräge, womit Gott unsere Seele geschnitten, immer wieder erneuern können. —

Wir sprachen zuletzt von jenen morgenländischen Kirchen, die sich vor mehr als achthundert Jahren von der Verbindung mit den Nachfolgern des hl. Petrus losrissen und nun den Lebenszufluß durch Christus und die Apostel nicht mehr hatten; darin zeigt sich aber auch evident, daß sie nicht die wahre Kirche Jesu sind.

Noch viel weniger aber kann irgend eine protestantische Religionsgesellschaft die

wahre Kirche Christi sein; da ist nicht einmal eine zerbrochene oder vertrocknete „Wasserleitung“, sondern da ist gar keine! Mit den meisten übrigen, von Christus eingesetzten Sakramenten haben sie auch das Sakrament der Priesterweihe verworfen: haben also keine Priester und keine Bischöfe, keine Nachfolger der Apostel. Und wenn sie auch in ein paar Ländern ihren Vorstehern den Titel „Bischöfe“ beilegen, so sind diese dennoch in Wahrheit keine Bischöfe, weil ihnen dazu eben alles fehlt: Die Weihe und dazu das apostolische Amt, da sie es verwerfen, und die apostolische Nachfolge, weil sie diese schon seit Beginn ihres Abfalles von der Kirche abgebrochen, und die apostolische Sendung, weil sie nicht mit dem Nachfolger Petri in Verbindung stehen, also auch nicht mit den Aposteln und nicht mit Christus; endlich fehlen ihnen aber auch die Lehre und die Sakramente, die die Apostel der Kirche übergeben haben. Sie sind eben nur Staatsbeamte für geistliche Angelegenheiten, die ihren Titel und ihr Amt nur vom Staate haben; so ist es in Preußen, so ist's in Bayern, so ist es in Baden, so ist es überall da, wo eine protestantische Religionsgesellschaft besteht.

Eine eigenartige protestantische Religionsgesellschaft besteht in England seit dem Jahre 1534. Dort wollte König Heinrich VIII. (1509—1547) von der wahren apostolischen Kirche alles bewahren bis auf Eines, und dieses Eine, das er mit Gewalt, mit Kerker und Henkerbeil, mit Viertelstücken und Verbrennen ausrottete, das war gerade die Apostolizität, d. h. er machte sich selbst zum obersten Haupte der Kirche in seinem Reiche und bestrafte es mit dem Tode, wenn Jemand sagte, daß der Papst das Haupt der Kirche sei. Diese englische Kirche war also nicht mehr mit den Aposteln in Verbindung, also auch nicht mehr mit Christus, selbst wenn die Kirchenvorsteher Englands die wahre und

Kirchenkalender.

- Sonntag, 19. Oktober.** Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Ferdinand, König. Evangelium Matthäus 22, 15—21. Epistel: Philippus 1, 6—11. Fest der jungfräulichen Reinheit Mariens. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation; Jeden Tag im Monat Oktober Abends 8 Uhr Rosenkranz-Andacht. ● Karmeliten-Klosterkirche: An diesem Tage wird das Fest der hl. Theresia gefeiert. Von jetzt an beginnt die erste hl. Messe 6 1/2 Uhr; 9 Uhr ist feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist Predigt, danach Festandacht und Verehrung der Reliquie der hl. Theresia.
- Montag, 20. Oktober.** Wendesinus, Abt.
- Dienstag, 21. Oktober.** Ursula, Martyrin.
- Mittwoch, 22. Oktober.** Cordula, Jungfrau und Martyrin.
- Donnerstag, 23. Oktober.** Severinus, Bischof von Köln.
- Freitag, 24. Oktober.** Evergislus, Bischof von Köln.
- Samstag, 25. Oktober.** Raphael, Erzengel. Krispinus, Martyrer. ● Karmeliten-Klosterkirche: Die Salve-Andacht beginnt von jetzt an Nachmittags um 4 Uhr.

Sinnspruch.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
 Der in die Herzen schlägt und trifft und zündet,
 Wenn sich Verwandtes zu Verwandten findet,
 Da ist kein Widerspruch und keine Wahl;
 Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

giltige Bischofsweihe erhalten hätten; aber auch diese fehlt ihnen, da jener Mann, von dem alle ihre sogenannten Bischöfe ihre Weihe herleiten, selber kein gültig geweihter Bischof war. Also können alle anglikanischen Kirchen-vorsteher nicht Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandeln, sie können nicht die Sünden vergeben im Sakramente der Buße, sie haben nicht den Beistand des Heil. Geistes zur unfehlbaren Bewahrung der Heilswahrheiten. Hier ist also auch die „Wasserleitung“ selbst zerfallen, und nicht — wie bei der griechischen Kirche — nur an einer Stelle der Zufluß unterbrochen. Es ist ein Weinberg, der in früheren Jahrhunderten allerdings fruchtbar war, aber der unglückselige Heinrich VIII. hat die Reben vom Weinstocke abgeschnitten, die nun verdorrt umherliegen und verfaulen.

Nur in der katholischen Kirche, deren Oberhaupt der Bischof von Rom ist, findet sich alles, was die Apostel eingerichtet und überliefert haben. Alle Heilswahrheiten und alle Heilmittel, die Christus für die Kirche den Aposteln übergeben hat, werden seit der apostolischen Zeit durch alle Jahrhunderte gelehrt und gespendet. Mit dem jetzigen Papste Leo XIII. stehen alle katholischen Bischöfe des ganzen Erdkreises in lebendiger Verbindung; Leo aber hat sein hohes Amt von Pius IX. in rechtmäßiger Weise überkommen, und Pius hatte es von seinem unmittelbaren Vorgänger, dieser wieder von den früheren, und so hinauf bis auf Petrus, der als erster Papst in Rom gemartert worden ist. Petrus aber hatte sein Amt von Christus, dem göttlichen Stifter der Kirche. Da finden wir durch alle die Jahrhunderte nirgends eine Unterbrechung, überall vielmehr lebendigen Zusammenhang mit Christus, unserem Herrn. Die Befähigung aber zu diesem Amte, welches immer von dem nächsten Vorgänger bis auf Christus hinauf hergeleitet wird, erhalten sie durch die von Christus, dem Herrn, eingelegte „Auflegung der Hände“, d. h. durch das Sakrament der Weihe.

Weil nun die katholische Kirche alle bisher genannten Eigenschaften und Merkmale hat, die der von Jesus Christus gestifteten Kirche eigen sein müssen, so folgt daraus, daß sie die Kirche ist, durch welche die Menschheit zur Seligkeit geführt werden soll; und weil die anderen Religionsgenossenschaften jene Eigenschaften und Merkmale nicht haben bzw. nicht haben können, so darf die katholische Kirche sich mit Fug und Recht die allein seligmachende Kirche nennen, — eine Bezeichnung, die von sehr vielen Nichtkatholiken aus Mangel an Einsicht, oder auch aus Mangel an Gerechtigkeit, ganz falsch aufgefaßt und dargestellt zu werden pflegt.

Asthma.

Von Dr. med. R. Höveln.

So verbreitet dieses Leiden ist, so leicht wird es auch meist genommen. Der Laie hat das falsche Wort: „Mit Asthma kann man alt werden.“ Und es ist nicht zu leugnen, daß sogar dieses Leiden mit dazu beiträgt, daß der Patient länger lebt. Diese heftigen Anfälle von Atemnot scheinen die Lungenflügel zu stärken, sie widerstandsfähiger zu machen.

Dieses trifft aber nicht bei jedem Asthma zu, und nicht jedes Asthma ist ungefährlich. Dieses trifft ganz allein nur bei demjenigen Asthmaleiden zu, welches durch Engbrüstigkeit entsteht, welches man gewöhnlich mit dem Namen: Dampf, Dumpf und Sticken belegt. Sowie das Asthmaleiden seine Entstehungsursache in Erkrankungen der Atmungsorgane, des Kehlkopfes oder der Lunge hat, dann ist es nicht mehr ungefährlich, ganz im Gegenteil.

Bei jedem Asthma muß daher vom Arzte die Ursache festgestellt werden und demgemäß muß auch die Behandlung sein. Die Untersuchung kann nur ein Arzt vollziehen, der Laie täuscht sich darin zu leicht, und äußerlich zeigt

jeder Asthma-Kranke, so verschieden auch die Krankheitsursache sein mag, dasselbe Bild. Der Asthmaanfall zeigt immer ein beängstigendes Erstickengefühl beim Patienten, der ängstlich nach Luft hascht, mit vorgebeugtem Körper und zurückgebogenem Haupte. Das Gesicht ist bleich oder bläulich, verzerrt, die Halsmuskeln sind zum Zersprengen angespannt. Der Atem ist angstvoll leuchtend, verbunden mit zischendem, pfeifendem oder raschelndem Geräusch. Die Haut des Asthmatisers fühlt sich kühl an und ist bedeckt mit kaltem Schweiß. Man hat ein beängstigendes Bild vor Augen, und dennoch ist die Gefahr bei solchen Anfällen nicht so groß wie es ansieht. Die Krankenpfleger brauchen keine Angst zu haben; nur bei Fällen wo nennenswerte Herzfehler vorliegen, da ist Angst und Besorgnis am Platze. Um den Asthma-Anfall zu lindern und abzukürzen, befreie man den Leidenden von allen beengenden Kleidungsstücken, bringe ihn in sitzende Stellung und öffne ein Fenster, damit frische Luft ins Zimmer dringt. Vinderung verschaffen ferner warme Fuß- und Handbäder, Segen von Klystieren aus lauwarmen Wasser oder Kamillenthee, ferner Trinken von starkem, schwarzen Kaffee. Letzterer ist aber unbedingt zu meiden bei Herzfehlern.

Auch vorsichtiges Einatmen von Aether oder Chloroform lindert sehr in vielen Fällen, doch kann man bei diesen Mitteln nicht vorsichtig genug sein, so daß man sie besser der geübten Hand des Arztes überläßt.

Das gebräuchlichste und unschädlichste und bei allen Asthmaleiden anwendbare Mittel ist das Verbrennen von Salpeter. Dadurch wird die Luft sauerstoff- und ozonhaltiger, welches vom günstigsten Einflusse ist.

Man kauft am besten in der Apotheke Salpeterpapier, oder fertigt es sich selber an. Die Bereitungsweise ist eine höchst einfache. Man zieht das bekannte, weiße Filtrierpapier langsam durch eine gesättigte Lösung von Salpeter und hängt dann das so gut durchtränkte Papier zum Trocknen auf. Man kann nie genug Salpeterpapier verbrennen, was ja auch kein Opfer ist, da Salpeter so ungeschener billig ist. Dieses Salz löst sich in zwei Teilen kochendem oder in vier Teilen kalten Wassers. Um eine genügend starke Lösung zu haben, löse man ein Pfund Salpeter in drei Pfund heißen Wasser. Auch innerlich thut der Salpeter gute Dienste. Doch darf man ihn niemals während eines Asthmaanfalles nehmen, sondern nur vor und nachher. Unhaltender Gebrauch dieses Mittels macht die Anfälle seltener und schwächer.

Man löst zehn Gramm Salpeter in einem viertel Liter Wasser und nimmt von dieser Lösung viermal täglich einen Eßlöffel voll.

Die Wirkung der von vielen Asthma-Leidenden mit Vorliebe angewandten Asthma-Kerzchen beruht in erster Linie auf der Wirkung des Salpeters. In vielen Fällen hat man ihm etwas gepulverte Stramoniumblätter zugesetzt. Vielen Patienten schafft das Rauchen von Stramonium-Zigarren Vinderung. Das Einatmen von Salpeterdämpfen ist jedoch stets vorzuziehen.

Alle Asthma-Leidende müssen große Aufmerksamkeit auf ihren Körper richten. Sie müssen ihn in seinen Schwächen studieren und darnach behandeln, dann schwindet schließlich dieses qualvolle Leiden. Vor allen Dingen ist der Gesamt-Verdauungsapparat peinlich zu beachten und zu regeln. Jede Blähucht, Säurebildung oder Verstopfung ist so schnell wie möglich zu vertreiben. Die beiden ersten Uebel vertreibt man leicht und schnell durch Einnehmen von „doppeltkohlen-saurem Natron“, theelöffelweise, trocken oder in Wasser gelöst. Stuhlverhaltungen hebt man am unschädlichsten durch Klystiere. Diese erregen vollständig die oft schädlichen Abführmittel, und es ist zu bedauern, daß sie in unserem Vaterlande nicht mehr angewandt werden. Der Franzose beispielsweise weiß ihre Wirkung besser zu schätzen; in seinem Haushalte darf der Frigitor nicht fehlen.

Jeder Asthma-Leidende muß besonders seine Abendmahlzeit lange vor dem Schlafengehen einnehmen; auch muß sie sehr leicht verdaulich sein. Trinken von Spirituosen ist thunlichst zu vermeiden. Wohn- und Schlafzimmer müssen stets gute Luft enthalten. Bewegung in freier, frischer Luft ist höchst vorteilhaft, nur muß jede Ueberanstrengung vermieden werden.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient noch das „Asthma der Kinder“.

Dieses gefährliche Leiden befällt die Kleinen meist im Alter von zwei bis sieben Jahr, und man nennt dieses Asthma nach seinem Entdecker, einem Arzte, das „Willarsche Asthma.“ Es ist das ein Stimmritzentampf, der große Ähnlichkeit mit der Bränne hat und ebenso gefährlich ist.

Dieses Asthma charakterisiert sich durch ein plötzlich, meist in der Nacht auftretendes Hüfteln, dem bald Beklemmung und Atemnot folgt. Das Kind fährt plötzlich mit einem gellenden Schrei auf und zeigt alle Merkmale eines Erstickenanfalles. Vom Keuchhusten unterscheidet sich dieses Asthma durch das Fehlen des Hustens, sonst zeigt das Kind ein ähnliches Bild. Gleich bei Beginn der Atemnot richte man das Kind auf, besprize ihm Brust und Rücken, gebe ihm ein Klystier von warmem Wasser, dem man etwas Essig zugesetzt hat. Stecke ihm den Finger in den Mund, um Husten und Erbrechen zu erregen. Der Arzt ist natürlich sofort zu rufen.

Nach dem Anfall schütze man das Kind sorgfältig vor Erkältungen und Stuhlverstopfungen.

Umzugsfreuden.

Novellistische Plauderei von Edmund Handtke.

Der Herr Registrator befand sich schon seit Wochen in der denkbar schlechtesten Stimmung. Nicht daß ihn amtliche oder pekuniäre Sorgen bedrückt hätten, — den Grund zu seiner üblen Laune hatte der Tod seines Hauswirts gegeben. Persönlich wäre ihm ja allerdings das Ableben dieses Wiedermannes nicht weiter nahe gegangen, wenn nur der Kaufvertrag des von Lehmann bewohnten Hauses vor diesem Ereignis zum Abschluß gekommen wäre.

Aber Käufer sowohl wie Verkäufer waren gleich starrköpfige Pfennigsucher — es war nicht möglich, über eine Differenz von 200 Thalern hinwegzukommen. Nun hatte der Tod dem Handel ein gewaltiges Ende bereitet. Und dann waren entfernte Verwandte des verstorbenen alten Junggesellen gekommen, die denselben kaum jemals im Leben gesehen hatten, um von der nicht unbeträchtlichen Erbschaft Besitz zu nehmen. Einem dieser Glückspilze nun fiel das Häuschen, in welchem Lehmann bereits seit 15 Jahren wohnte, und die Folge dieses Wohlgefallens war für den armen Registrator die Kündigung.

Es dürfte wohl kaum jemand einfallen, einen Umzug zu den Nichtpunkten in diesem irdischen Jammerthal zu zählen, für Lehmann war aber dieser bevorstehende Wohnungswechsel von ganz besonders erschwerenden Umständen begleitet.

In dieses Heim hatte er vor einem halben Menschenalter nach der Hochzeit sein junges Weib geführt, es war das Geburtshaus seiner sechs Sproßlinge, ihm selbst auch war das Häuschen ans Herz gewachsen, daß er den Gedanken noch garnicht zu fassen vermochte, wie das später werden sollte.

Der neue Besitzer hatte Herrn Lehmann freundschaftlich mitgeteilt, daß er am 2. Oktober von seinem Eigentum Besitz zu nehmen wünsche. Das Verlassen der Wohnung war also zur unabwendbaren Thatfache geworden.

Von diesem Zeitpunkt ab begann eine schwere Zeit für den Herrn Registrator. Wie ein gehetzter Hirsch raste er in seinen nicht gerade reichlich bemessenen Freistunden streckauf streckab, von einem Stadtteil in den anderen, ein neues Heim für sich und die Seinen aus-

ständig zu machen. Aber das Glück war dem, in solchen Sachen Unerfahrenen nicht günstig.

Stets, sobald er eine neue Wohnung in Augenschein nahm, verglich er sie in Gedanken mit seinem liebgewordenen Heim, und das Schicksal der Prüfung war damit von vornherein besiegelt. Aber die Zeit drängte, eine Entscheidung mußte getroffen werden. Und nach schweren Kämpfen entschlossen sich dann endlich Herr und Frau Registrator zu einem Quartier, welches zwar keineswegs ihrem Ideal entsprach, aber doch ganz leidlich erschien.

Der Umzugstermin war darüber herangerückt, die schwierige Arbeit des Einpackens mußte in Angriff genommen werden.

Jedoch auch hierbei zeigte es sich wieder, daß Übung und Erfahrung zu allen Dingen notwendig sind und das Fehlen dieser kostbaren Eigenschaften jede Arbeit um das Doppelte ja Dreifache erschwert.

Herr Lehmann hatte sich einen viertägigen Urlaub erbeten und begann bereits zwei Tage vor dem Umzugstermine mit wahren Feuereifer alles in der Wohnung von unten zu oberst zu kehren und alles ihm erreichbare in große Kisten zu verfrachten.

Natürlich packte er dabei die unentbehrlichsten Gebrauchsgegenstände stets auf den Boden der abgrundtiefen Behälter. Hatte er dann im Schweiße seines Angesichts eine Kiste gefüllt und den Deckel mit zolllangen Nägeln absolut diebstahlsicher befestigt, dann kam natürlich seine Frau wehklagend gelaufen und brauchte notwendig etwas aus derselben. Und da der gute Registrator wie so mancher seiner Leidensgenossen ein wenig unter dem Pantoffel stand, fügte er sich nach anfänglichem schwachen Protest. — Das Oberste wurde wieder zu unterst gekehrt.

Trotz aller Hindernisse war die Wohnung am Abend des 1. Oktobers fast geräumt, nur einige Bilder hingen nach an den Wänden. Um die Dämmerstunde auszunutzen, beschloß Herr Lehmann, diese noch herunterzuheben. Mit Hammer und Zange bewaffnet thronte er hoch oben auf der Leiter, welche sein ältester Sproßling unten krampfhaft festhielt. Da plötzlich entglitt eines der unter Glas und Rahmen befindlichen Familienandenken den Händen des Ernsten und im nächsten Augenblick trug Lehmann junior, der mit gespannter Aufmerksamkeit seinem Vater zusah, einen sonderbaren Halschmuck. Das Bild war ihm mit der vollen Breitseite auf den Kopf gefallen, der durch Glas und Zeichnung hindurchfuhr, glücklicher Weise ohne Schaden zu erleiden.

Zum letzten Male suchte die Familie Lehmann im alten Heim die Schlafkammer auf, aber an Schlaf war fast nicht zu denken, es war eben alles in fieberhafte Aufregung geraten.

Mit Tagesgrauen war der Herr Registrator bereits wieder auf den Beinen und jagte auch die ganze Familie unbarmherzig aus den Federn, denn um sieben Uhr sollte der Möbelwagen vor der Thüre stehen. Aber die „Zieh-männer“ schienen sich in der Zeitrechnung geirrt zu haben, denn Stunde auf Stunde verstrich, der Mittag nahte, aber kein Möbelwagen kam in Sicht. Endlich — es fehlte nicht mehr viel an zwölf — kam er mit einer Geschwindigkeit von etwa vier Kilometern pro Stunde um die Ecke gelaufen, von der Familie Lehmann mit recht gemischten Gefühlen betrachtet.

Der Hausherr konnte es sich nicht verjagen, seinem Aerger Luft zu machen. Damit kam er aber schon an. Der sich seiner Unentbehrlichkeit wohl bewußte Fuhrmann erklärte rund heraus, wenn es dem Herrn Registrator nicht passe, brauche er es nur zu sagen. Er habe so viel Aufträge, daß er es durchaus nicht übel nähme, wenn der Herr Registrator den seinen zurücknehmen und sich nach anderem Fuhrwerk umsehen würde. Angesichts dieser Sachlage blieb dem Geplagten natürlich nichts

weiter übrig, als seinen Groll tapfer herunterzuschlucken.

Nun ging es ans Heraus-schaffen der Sachen. Das Herz blutete beiden Gatten, wenn sie sahen, wie mit den ihnen so wertvollen Gegenständen umgesprungen wurde. Hier blieb eine Ecke, dort eine Kante der Möbel am Mauerwerk hängen, von den abgebrochenen Schrankfüßen gar nicht zu reden. Jedoch das Schlimmste sollte noch kommen. Als „gefährliches Umzugsgut“ war die Petroleumkanne zum Handtransport bestimmt und der Obhut des dienstbaren Geistes anvertraut worden. Da dieser für einen Moment seine Hände zu etwas anderem brauchte, hatte er die Kanne auf eine Kiste gestellt, welche die Sonntagsgarderobe der Familie Lehmann enthielt.

Da ein Stoß mit einer Portierenstange, die Kanne stürzte um und der nichts weniger als wohlriechende Inhalt ergoß sich durch einen breiten Spalt im Deckel in das Innere des provisorischen Garderobehalters. Ein Schreckensschrei aus einem halben Duzend Kehlen — aber was halfs, man konnte doch nicht den grinsenden Bäckern das Schauspiel eines Wortkampfes mit der auch recht zungenfertigen Küchenfee geben.

Endlich war alles in den Wagen verfrachtet und die Reise konnte losgehen. Noch ein letzter abschiednehmender Blick in die lieben vertrauten Räume und fort ging's, dem neuen Heim zu.

Mit anerkennenswerter Frugalität wurde hier alles ausgeladen und nach Verlauf weniger Stunden sah sich die Familie Lehmann inmitten eines Zohnwobohu, wie es bei der Erschaffung der Welt nicht ärger gewesen sein konnte. Vor allem machte jedoch der Magen sein Recht geltend, alles verspürte wütenden Hunger, hatte man doch vor Aufregung und Eifer seit frühmorgens nichts gegessen. Auf dem Küchentisch wurde schnell ein kaltes Menü zusammengestellt, bestehend aus Brot, Butter, Würst und Käse. Eine Tasse Mocca sollte dieses frugale Mal und den Aerger hinunterspielen. Also schnell Wasser kochen. Beim Feueranzünden machte die Hausfrau gleich Bekanntschaft mit einem Mangel des neuen Quartiers: Der Kochherd qualmte fürchterlich, nach wenigen Minuten waren die angrenzenden Räume von beißendem Rauch erfüllt, der trotz energischen Lüftens nicht weichen wollte.

Und dann ging's ans Auspacken, welcher Arbeit wieder der schnell hereinbrechende Abend ein Ziel setzte. Auch erklärte der Herr Registrator, für heute genug zu haben. Die Schlafzimmer wurden notdürftig eingerichtet und alles gab sich der wohlverdienten Ruhe hin. Jedoch es sollte anders kommen. Schon nach kurzer Zeit mußten die Eingezogenen merken, daß sie nicht die alleinigen Bewohner dieser Räume seien. Hinter den Tapeten hervor, wo sie sich verborgen gehalten hatten, kamen kleine rotbraune Gäste in großer Zahl, die sich blutgierig auf ihre Opfer stürzten und den Schlummer verschreckten.

Als Herr Lehmann am nächsten Morgen mit dem Hausbesitzer über diese Mißstände Rücksprache nehmen wollte, war dieser Biedermann, den Kummel kennend, auf vierzehn Tage verreist.

Der von der Familie Lehmann abgehaltene Kriegsrat aber beschloß, den Kampf mit allen Widerwärtigkeiten aufzunehmen, um einen abermaligen Wohnungswechsel zu vermeiden. Man hatte an diesem ersten Umzuge gerade genug.

Töff - Töff!

Von Walter Jacobi.

Karl Herrmann Bornstadt war der einflußreichste Mann in ganz Feldheim. Nicht als ob ihn hervorragende Geistesgaben ausgezeichnet hätten — Herr Bornstadt war über das Niveau des Kleinstadt-Philisteriums nicht hinausgelangt, — aber der Zufall hatte dafür gesorgt, daß er in verhältnismäßig jungen

Jahren ein ganz hübsches Vermögen zusammengeerbt hatte, das ihm die Suprematie über seine Mitbürger sicherte. An der Stammtischrunde hatte er nur eine Konkurrenz zu fürchten, die des Kaufmannes Weniger, der seine Lehrzeit in der Hauptstadt überstanden hatte und sich deshalb gern auf den Großstädter hinausspielte. Sein Geschäft bedingte zudem, daß er hin und wieder einige Tage in der Hauptstadt verbringen mußte und wenn er zurückkehrte dann gab er die unglaublichsten Räuber-geschichten zum Besten, denen man andächtig lauschte, sodaß Herr Bornstadt zum Schweigen verurteilt war.

So war es auch heute wieder. „Droschkensperde gibt es in der Hauptstadt nicht mehr“, schnitt Herr Weniger auf. „Eben als ich drüben war, wurde das letzte geschlachtet. Man veranstaltete ein Roßbeaßen. Natürlich war ich auch dazu eingeladen, aber selbstverständlich lehnte ich dankend ab. Lange wird's nicht mehr dauern, dann wird das letzte Pferd überhaupt als Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeitepoche im Panoptikum ausgestellt werden. Die Pferde-zucht lohnt sich ja nicht mehr.“

„Ja“, wandte einer der Zuhörer schüchtern ein, „wer soll denn dann die Droschken ziehen, wenn die Pferde alle verroßbeast werden?“

„Fährt Alles ganz von selbst“, erklärte Herr Weniger, „Automobil, Selbstkraftfahrer, Töff-Töff.“ Man schüttelte erstaunt die Köpfe, Herr Bornstadt steckte das ungläubigste Gesicht auf, daß zu seiner Verfü-gung stand.

„Ja, ja, mein lieber Freund“, lachte sein Gegner, „und wenn es Ihnen auch noch so unbegreiflich vorkommt, wahr ist's trotzdem. Ach, was bin ich jetzt Alles schon Automobil gefahren . . . !! Wissen Sie, man setzt sich einfach hinein, Kraft ist da, hebt die Bremse, dreht am Lenkrade und vorwärts geht's, Töff-Töff, daß die Funken fliegen. Aber freilich,“ dabei musterte er Herrn Bornstadt mit höhnischen Blicken, „eine Schlafmütze darf man nicht sein und Courage muß man auch haben.“

Der in so herausfordernder Weise Angekürte verfärbte sich. „Was wollen Sie damit, Herr“, brauste er auf. „Sollten das etwa Anspielungen auf mich sein?“

„Aber Liebster, Bester“, suchte Herr Weniger den Erregten zu beruhigen, „wer wird denn immer gleich auf sich beziehen . . . Ich meinte nur, daß man eben —“

„Nun, ich werde es Ihnen beweisen, daß ich keine Schlafmütze bin und mehr Mut besitze wie Sie Alle zusammen genommen. Ich werde mir ein Automobil anschaffen und der Erste in Feldheim sein, der das „Töff-Töff“ in den Straßen ertönen lassen wird.“

Man lachte, denn Herr Bornstadt war bekannt dafür, daß er in der Hitze des Geistes etwas zu renommieren liebte und Alles Mögliche versprach, was er dann niemals zu halten pflegte. So würde es in diesem Falle sicher auch wieder werden.

Desto größeres Erstaunen erregte es, als wirklich nach Verlauf von etwa vierzehn Tage ein gar sonderbares Vehikel in dem Städtchen eintraf. Es war eine gelb lackierte Karre mit biden Rädern, die auf Gummi rollten und zwei Sitzen, zwischen denen ein kleines Rad mit Speichen emporragte. Das Fuhrwerk wurde in dem geräumigen Schuppen des Hauses des Herrn Bornstadt untergebracht und bald ertönte aus dem Bretterbau ein aufregendes Geräusch, in das sich hin und wieder der schrille Ton einer Art Trompete mischte, so daß man im Städtchen meinte, es ertöne Feueralarm. Aus der geschlossenen Tür des Schuppens drang der widerwärtige Geruch von schwälen dem Benzin oder Petroleum.

Am Abend nahm Herr Bornstadt mit glückstrahlendem Gesicht seinen Sitz am Stammtisch ein. „Mein Automobil ist angekommen“, erklärte er der andächtig lauschenden Tafelrunde „erstklassiges Fabrikat, von einer der größten Firmen. Mein Auto, — Kostenpunkt 6000 Fruchen — hat an der Fernfahrt Paris-Wien teilgenommen. Ja, ja, das ist eine Strecke von 1730 Kilometer und die hat mein Selbst-

kraftfahrer in etwa 30 Stunden zurückgelegt. Dabei führte der Weg durch die Schweiz und Tirol, Berge von 1800 Meter Höhe, auf denen selbst in den Hundstagen Schnee liegt, wurden spielend genommen. 75 Kilometer pro Stunde packt mein Kilometermesser in hügeligem Terrain. Das ist 'ne Leistung, was?"

„Alles war pass vor Staunen, selbst Herr Weniger vermochte an diesen Tatsachen nicht zu rütteln.“

„Es will natürlich Alles gelernt sein“, fuhr Herr Vornstadt in seiner Erzählung fort, „auch das Automobilfahren. Die Fabrik hat einen preisgekrönten Fahrer mitgeschickt, der mir jetzt Unterricht erteilt.“

„Darf man sich denn das nicht mal ansehen?“ fragte in aller Ehrerbietung ein Mitglied der Tafelrunde.

„Nein, daraus wird nichts“, wies ihn Herr Vornstadt ab, „erst muß ich in der Leitung des Fahrzeuges ganz sicher sein und alle Schliche und Kniffe kennen, dann werde ich den Feldheimern mein Auto vorführen in Freiheit dreßiert. Nach einer Rundfahrt durch die Straßen werde ich meinem lieben Freunde Weniger einen Besuch abstatten und diesen auffordern, an einer kleinen Fernfahrt teilzunehmen.“

Dem so Angeredeten schien diese Einladung zwar gar nicht gelegen zu kommen, aber er wagte doch nicht, dieselbe abzulehnen, sondern meinte in möglichst gleichgültigem Tone: „Mit Dank acceptiert, Verehrtester. Vielleicht kann ich mit Rat und Tat beistehen, falls das Fahrzeug sich bekommen läßt, rollenwidrige Seitenprünge zu unternehmen. Wenn man so viel Automobil gefahren ist wie ich . . .“

„Glaub' ich ja“, unterbrach ihn Herr Vornstadt, „aber es ist doch immerhin ein bedenklicher Unterschied, ob man ein solches Vehikel auf ein paar knappe Stunden mietet, oder ob man selbst glücklicher Besitzer desselben ist. Als solcher kommt einem eben das Gefühl der Verantwortlichkeit erst in voller Größe zum Bewußtsein.“

Gegen dieses Argument wußte auch Herr Weniger nichts einzuwenden und für die nächsten Abende mußte er die führende Stellung am Stammtisch an den glücklichen Auto-Besitzer abtreten, der stets sofort nach seinem Erscheinen das Wort ergriff und es im Verlauf des ganzen Abends an Niemanden mehr abtrat. Was der für Töfz-Töfz-Geschichten aufstichtete — und da dieselben im ganzen Städtchen eifrigst kolportiert wurden, hatte sich der Anwohner von ganz Feldheim eine Erregung bemächtigt wie sie zu der Zeit kaum geherrscht hatte, in welcher die riesengroßen Plakate das Eintreffen des amerikanischen Wunderzitrus von Barnum und Bailey ankündigten. Und in der Tat gab es vor dem Schuppen des Herrn Vornstadt täglich etwas zu hören und zu riechen, denn das Geknatter des Auto wurde immer toller und der Benzindunst immer penetranter. Dazu spielte der Automobilist seine Trümpe in sehr geschickter Weise aus. Einmal erschien er mit der gewaltigen Schutzbrille bewaffnet, sodas die Leute meinten, er gehe mit einer Gesichtsmaske nach dem Paulboden, das andere Mal hatte er sich in seine Staubmäntel derartig gehüllt, das ein Scherzhöld behauptete, er sehe aus wie eine vom Schlächter frisch gestopfte Wurst.

Eines Tages schien Herr Vornstadt seinen Selbstkraftfahrer in ein ganz besonders scharfes Training zu nehmen, denn das das entsetzliche Töfz-Töfz im Schuppen war straßenweit zu hören und die Warnungssignale ertönten in so kurzen Zwischenräumen, das sich bald eine Menge Gasser angesammelt hatten. Und die kamen diesmal wirklich auf ihre Rechnung, denn plötzlich ertönte das Geschnau und Gepuste in nächster Nähe der Tür des Schuppens und ehe man noch recht bei Seite springen konnte gab es einen fürchterlichen Krach und die Splitter der Türflügel sausten knisternd und knasternd auf die Straße. Mitten in der Türfüllung erschien das Auto, auf welchem Herr Vornstadt stand und in wahnwitziger

Hast an der Bremsvorrichtung herum hantierte. Und wirklich bewährte sich dieselbe, denn das Fahrzeug stellte sein Schnaufen ein und blieb stehen, — zur Hälfte auf der Straße, zur Hälfte im Schuppen, sodas es bequem von allen Seiten in Augenschein genommen werden konnte.

„Na meine Herren“, erklärte am Abend Herr Vornstadt am Stammtisch, „nun bin ich komplett eingefahren. Ich sage Ihnen, mein Maschinchen das flutscht nur so . . .“

„Hm, hm“, räusperte sich Herr Weniger, „heute ist's Ihnen ja gleich zur Schuppentür hinausgeflutscht. Hatten Sie denn nicht ein Mal so viel Zeit, die Tür aufzumachen?“

„Ach was Zeit“, erklärte Herr Vornstadt, „natürlich hatte ich Zeit. Aber die Türflügel waren zu eng. Jawohl die waren zu eng“, fügte er zur Bekräftigung nochmals hinzu, als er merkte, das er ungläubigen Gesichtern begegnete, „und da hätte ich erst das Tor niederlegen lassen müssen. Da jagte ich mir: ein Automobil, das die Fernfahrt Wien-Paris mitgemacht und die Berge der Schweiz bezwungen hat, das wird sich doch vor einer lumpigen Holztür nicht fürchten und — flutsch war ich draußen! Und wie das Auto mir parierte . . ., kaum hatte ich an die Bremse auch nur getippt, da stand es auch schon wie festgemauert in der Erde.“

Die Erklärung, das man bei Automobilfahrten die Türen nicht mehr aufmache, sondern kurzer Hand durch dieselben fahre, wollte zwar Manchen nicht recht einleuchten, aber Herr Vornstadt schnitt alle weiteren Erörterungen ab durch die Erklärung: „Morgen also werde ich mein Maschinchen vorführen. Durch die Kolonnenstraße, drei Mal um den Marktplatz herum und dann spreche ich bei Ihnen vor, Herr Weniger. Nein, nein“, wehrte der Töfz-Töfz-Mann ab, „Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich komme vor Ihren Laden vorgefahren und hole Sie ab.“

Am anderen Morgen war ganz Feldheim samt Umgebung auf den Beinen. Das Auto stand noch auf derselben Stelle wie Tags zuvor, nur das man die Trümmer der Tür aus dem Wege geräumt hatte. Herr Vornstadt, angetan mit Schutzbrille und Staubmantel, hatte seinen Platz hinter dem Lenkrade bereits eingenommen, eine Wolke von Benzindunst schien ihn zu umschweben. Kurz vor der Abfahrt verneigte er sich huldvoll vor dem hochgeehrten Publikum, lockerte die Bremse, gab ein halbes Duzend schrille Warnungssignale, drehte die Kurbel und wirklich . . . töfz-töfz-töfz-töfz arbeitete das Auto zum Gaudium der Feldheimer Zeitgenossen die Kolonnenstraße entlang. Vor dem Gasthaus zum goldenen Engel wurde der Bremsbock durch Niederfahren entfernt, der Karo der Frau Steuerrätin, der sich in der Nähe des Boches, allen Reinlichkeitsgeboten Hohn sprechend, zu schaffen gemacht hatte, erhielt einen solchen Stoß, das er auf das Dach des Ziegenstalles in elegantem Bogen sauste und der Botenfrau aus Gröndorf, welche nicht schnell genug zur Seite zu springen vermochte, wurde der Tragkorb vom Rücken gerissen, sodas ein Hühnerpaar pöblich der Freiheit zurückgegeben wurde. Beim Einbiegen in den Marktplatz wurde der einzigen Drohschle des Städtchens das rechte Hinterrad abgeklemmt. Herr Weniger stand schon vor seinem Laden und erwartete voll Besorgnis das Herannahen des schnaufenden Ungetüms, das urplötzlich seinen Weg mitten durch die Marktbuden nahm und den Kurs direkt auf seinen Laden zu hielt. Vergebens schrie er aus Leibeskräften: „Halt, halt, so bremsen Sie doch“, vergebens mühte sich der unglückliche Lenker des wildgewordenen Auto mit dem Lenkrade ab, indem er dasselbe bald rechts bald links, bald ein halbes Duzendmal ganz herum drehte, — das Vehikel rannte auch die letzte Marktbude um und rasselte weiter gegen Kolonial- und Materialwaren-Geschäft der Firma Johann Traugott Weniger. Als der Inhaber desselben, Peter und Mordio schreiend, nach der Polizeiwache eilte, nahm das Auto die vier oder fünf Stufen, die in

den Laden führten ebenso elegant wie f. z. die Schweizer Gletscher, schob den Ladentisch zum Fenster hinaus, entfernte die Hängelampe und bohrte sich schließlich in einem großen Fasse gefüllt mit sauren Gurken, fest. Während dieselben gleich Raketen durch den Laden sausten und Herr Vornstadt von einer wohl-tätigen Ohnmacht befallen wurde, hauchte der Selbstkraftfahrer in der sauren Gurken-Sauce seine letzten Töfz-Töfz aus . . .

* * *

In den Blättern der Hauptstadt war wenige Tage darauf folgendes Inserat zu lesen:

Automobil

Sieger bei der Fernfahrt Wien-Paris, vorzüglich gehalten, leicht lenkbar, Familienverhältnisse halber für die

Halbte des Selbstkostenpreises zu verkaufen. Näheres unter R. H. D., Feldheim, postlagernd.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	deutscher Dramatiker.	
2	6	4	2	5	6	Land in Asien.						
3	2	6	4	5	Baum.							
4	9	6	4	5	5	Stadt in Schottland.						
5	2	4	5	8	deutscher Fluß.							
6	9	7	2	5	6	Land in Afrika.						
7	5	8	3	2	6	deutsche Stadt.						
8	2	10	11	5	3	2	5	9	Kardinal und Staatsmann.			
9	6	4	2	6	5	Oper.						
10	11	2	3	5	Land in Südamerika.							
11	12	9	7	5	6	3	5	8	10	11	5	ein Werk des in erster Reihe stehenden Dramatikers.

Pyramidenrätsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, das die wagerechten Reihen nennen 1. einen Anlauten, 2. einen russischen Namen, 3. ein Volk Afriens, 4. einen weiblichen Vornamen, 5. eine verbotene Art des Handels. Richtig gefunden nennt die senkrechte Mittelreihe einen europäischen Strom.

Kreuzrätsel.

1	2	1 2 menschliches Organ.
3	4	1 4 deutscher Dichter.
		2 3 Bewohner Afrikas.
		3 4 brandenburgische Stadt.

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben des Quadrats sind so zu ordnen, das die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. einen bekannten römischen Kaiser, 2. einen für dumm verschrieenen Biertrinker, 3. einen Küstenfluß Oesterreichs, 4. den Namen mehrerer norwegischer Könige.

Dreifüßige Charade.

„Ach wär' hier immer nur am rechten Fleck Die Erste voll für gute, edle Zwecke, Und wären stets gefüllt die andern Beiden Dann sollte niemand Not und Armut leiden! Das Ganze schließt das Erste ein, Kann sich auch mancher Krankheit sein!“

Ergänzungsaufgabe.

. . . r e c . . . — . . . r g i e . — . . . e . h . — . . . t a . — . . . m s . . . — . . . m e .

Die Punkte in vorstehenden Zeilen sind durch Buchstaben zu ersetzen, sodas 6 Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. eine Stadt in Holland, 2. eine orientalische Wasserpfeife, 3. ein deutscher Dichter, 4. ein asiatisches Gebirge, 5. ein ägyptischer König, 6. eine Stadt in Frankreich. Werden die gefundenen Wörter untereinander gestellt, so ergeben die Anfangsbuchstaben einen europäischen Staat, die Endbuchstaben einen Fluß in demselben.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Initialrätsel: (S)amos, (M)agent, (C)heer, (S)ahn, (S)tanzen, (S)mir, (M)adel — Sachsen. Kreuzrätsel: Engen, Entel, Enten, Keltten. Punktträtsel: A, Na, Art, Trab, Berat, Braten. Homonym: Jungfrau. Magisches Quadrat: Juni, Ufas, Rase, Jser.

die Frage zu behandeln, was die Kirche denn mit den Worten lehren wolle: „Außer der Kirche giebt es kein Heil!“ Wie Viele giebt es nicht — namentlich auch unter sonst gutgesinnten Protestanten — die gerade diese Lehre für unsinnig erklären, weil sie Gott den Herrn als grausam und ungerecht darstelle. Warum reden sie so? Ach, lieber Leser, weil sie lästern, was sie nicht verstehen! Wollten sie sich die Mühe nehmen, erst den wahren Sinn dieses Satzes kennen zu lernen, so würde es ihnen ganz klar werden, daß diese Lehre von der „allein seligmachenden“ Kirche nicht nur eine vollkommen vernunftgemäße, sondern eine selbstverständliche Wahrheit ist, so daß nur das Gegenteil vernunftwidrig wäre; ebenso würden sie erkennen, daß Gott dadurch nicht nur nicht ungerecht, sondern unendlich gnadenreich und erbarmungsvoll erscheint.

Doch zur Sache! Aus Liebe hat einst Gott der Herr die Engel und die Menschen erschaffen: sie waren bestimmt, an Seiner unendlichen Seligkeit im Himmel teilzunehmen. Weil Er sie nun als vernünftige und mit Willensfreiheit ausgestattete Wesen erschaffen hatte, sollten sie sich dieser Herrlichkeit auch würdig erweisen. Darum gab Er ihnen ein leichtes Gebot, dessen Befolgung diese Würdigkeit befunden sollte. Wir kennen, lieber Leser, den Ausgang: während die gehorsamen Engel in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen wurden, hat der Herr die ungehorsamen zur gerechten Strafe gezogen, — das ist göttliche Gerechtigkeit und verdient Billigung. Hätte der Herr nun auch die ungehorsamen Menschen sofort verurteilt und dem ewigen Abgrunde überwiesen, so wäre das jedenfalls ebenso gerecht und billig gewesen. Aus purer Güte und Erbarmung hat Er es aber nicht gethan; auch die gesallene Menschheit wollte Er noch begnadigen und zum Himmel führen; — aber, lieber Leser, sollte es Ihm da nun nicht ganz und gar freistehen, die Bedingungen festzustellen, unter denen Er diese Erbarmung und die himmlische Seligkeit gewähren will? Ja, wenn Er schwere Bedingungen aufgestellt hätte, könnte man das ungerecht oder grausam nennen, da selbst die sofortige Verdammung der Sünder gerecht und billig gewesen wäre?

Wenn nun aber die Kirche Gottes in Seinem Namen diese Bedingungen verkündet, — darf sie denn wohl als unvernünftig oder anmaßend verpöndelt werden? Oder sollte die Kirche vielleicht andere Bedingungen verkünden, als ihr vom göttlichen Stifter aufgegeben worden? Würde sie da nicht die Menschheit betrügen?

Austernbänke und Austernfang.

Von Rudolf Curtius.

Wenn auch die Regierung an den deutschen Nordseeküsten schon vom 1. September an den Austernfang gestattet, der in der Zeit vom 1. Mai bis 31. August verboten ist, so ist doch eigentlich die Hochsaison der Gesellschaften, nämlich die Wintermonate von Januar bis März und bis in den April hinein, die richtige Zeit für den Liebhaber des leckeren Schalentieres, welches sich ihm im September, nach dem es gelacht hat, als ein magerer Bissen präsentiert, während es sich bis in das neue Jahr hinein zu einer Delikatesse herangemästet hat, von welcher schon vor 350 Jahren als einem „Essen vor Fürsten geachtet“ berichtet wurde.

Schon unter den Schleckereien, mit denen alt-römische Gourmets wie Apicius und Trimalchio ihre Gäste regalierten, spielten die Austern eine große Rolle. Man zog sie in besonders angelegten Teichen an der Küste Kampaniens und Latiums, die mit dem Meere in Verbindung standen, z. B. in Fusarosee bei Neapel und ab sie so wie heute naturell oder mit Saucen und in Ragouts. Seitdem hat sich die Auster in der Hochachtung und Gunst der Feinschmecker zu erhalten gewußt, die ihre appetitregenden Eigenschaften zu schätzen wissen

und es ist fast als ein Wunder zu betrachten, daß, während Kaviar und andere Delikatesen unaufhörlich im Preise steigen, der Kostenpunkt eines Austernessens sich nicht wesentlich erhöht hat und tief im Binnenlande, wohin die Austern früher nur schwer in gutem Zustande zu bringen waren, dank der schnellen Verkehrsmittel der Neuzeit sogar etwas verbilligt hat.

Die im Publikum vielfach verbreitete Annahme, daß Auster einfach Auster ist, d. h., daß es sich, zoologisch gesprochen, nur um eine einzige Gattung handelt, die unter den in verschiedenen Meeren abwechselnden Existenzbedingungen auch einen unterschiedlichen Wohlgeschmack erlangt, ist irrig. Die Austern bilden vielmehr unter den Muscheln eine ganze Familie, deren Mitglieder sich fast durchweg durch Wohlgeschmack, Nährwert und leichte Verdaulichkeit auszeichnen. Es gehören hierher die Anomia oder Zwiebelmuschel, die im Indischen Ozean häufige Placuna oder Kuchenuschel, deren gespaltene, matt durchsichtige Schalen von den dortigen Küstenbewohnern als Fensterscheiben verwendet werden, die Blattausstern, die Baumausstern, welche sich an die Wurzeln und Stämme der im Wasser wachsenden Mangrovebäume ansetzen, die im Adriatischen Meere gedeihenden Hahnenkamm- und Pfahlausstern, die portugiesische, die virginische oder amerikanische und neben noch vielen anderen, teils lebenden, teils fossilen Arten endlich die gewöhnliche oder Nordsee-auster, die in ihren Unterarten von den Liebhabern als die wohlgeschmeckteste angesehen wird.

Bei der ungeheuren Nachfrage nach Austern, die beständig im Wachsen begriffen ist, wäre das Tier wohl schon eine kaum erschwingliche Seltenheit geworden, wenn nicht drei Umstände die Folgen des vom Menschen gegen dasselbe geführten Vernichtungskrieges einigermaßen wieder gut machten. Der erste ist die fast unbegrenzte Fruchtbarkeit. Eine erwachsene Auster produziert vom 4. Jahre an alljährlich über eine Million Eier, und so fehlt es nicht an jungem Nachwuchs, wengleich auch nur der allergeringste Teil der Eier dem Geschlechte entriecht, von andern Meerestieren gefressen zu werden. Ein zweiter Schutz gegen völlige Ausrottung liegt in dem Umstande, daß die Auster nicht nur an den leichtesten Stellen des Meeresstrandes, sondern auch in Tiefen bis zu 40 Meter gedeiht. Hier sind sie aber für den Fischer schon schwer erreichbar, und oben-dreien sind diese tiefliebenden Austern keineswegs von besonders gutem Geschmack, so daß sie schon deswegen nicht sonderlich begehrt werden. Endlich ist aber die Auster glücklicher Weise einer künstlichen Aufzucht wenigstens in dem Sinne fähig, daß die sonst größtenteils zu Grunde gehende junge Brut sich auf besonders geeignete Stellen des Meeresstrandes verpflanzen läßt, wo sie die Bedingungen ungehörter Wachstums findet.

Natürliche und künstliche Austernbänke finden sich zahlreich an den Westküsten Norwegens vom 65. Breitengrade herunter, dann längs der dänischen, deutschen, holländischen, englischen, belgischen und französischen Küste, wo ihnen die Fluten der Nordsee und des Atlantischen Ozeans reichliche Nahrung zutragen; aber auch an den portugiesischen und mittelländischen Küsten und selbst an denjenigen des Schwarzen Meeres sind sie vorhanden. Auch Australien hat nennenswerte Austernbänke; am reichlichsten damit gesegnet ist jedoch Nordamerika, wo sich in Massachusetts, in der Chesapeake- und Delawarebay, am Albemarle-Panlicofund, an der Mündung des Potomac und an zahllosen andern Stellen der reichgegliederten Westküste unzählige Kolonien befinden, die indes gegenwärtig bereits so reichlich abgeerntet werden, daß auch sie der nachhelfenden Hand des Menschen bedürfen.

Für die Aufzucht und den Fang der Austern sind die berühmten Bänke an der schleswigschen Küste besonders instruktiv, die übrigens samt und sonders bereits zu Grunde gegangen wären, wenn man ihnen nicht durch künstliche

Veranstaltungen zu Hilfe käme. Sie befinden sich in dem Wattenmeere der nordfriesischen Inseln als langgestreckte, bis tausend Meter lange und hundert Meter breite Strandstreifen, die bei Mittelwasser ein bis neun Meter unter dem Wasserspiegel, entlang den tieferen Rinnen liegen, welche die Inseln von einander trennen. Diese Lage schützt sie vor Verschlammung, dem schlimmsten Feinde der Austern und gewährt ihnen die entsprechend reichliche Nahrung.

Die Auster laicht in der Zeit von Juni bis September. Anfangs bleiben die mikroskopisch kleinen Eier in der Schale des Muttertieres, deren Bart sie als feinkörnige, schleimige Masse bedecken. Die aus den Eiern ausgeschlüpften Jungen besitzen in Form eines Hautlappens am Munde einen Fortbewegungsapparat, mit dem sie zunächst zur Oberfläche des Meeres aufsteigen. Später begeben sie sich auf den Grund und suchen einen Anheftungspunkt, und nun ist der geeignete Moment, ihnen zu Hilfe zu kommen, indem man entweder Reischtblüden an Pfählen aufhängt oder Steine, Ziegel, Muschelschalen und sonstige kleine Gegenstände bei tiefer Ebbe auf den Austerngrund austreut, die Bänke von Schlamm und Seetang reinigt und schädliche Tiere abhält. Unter diesen Bedingungen wächst die Auster im ersten Jahre bis zur Größe einer Haselnuß heran, und wird im 4. Jahre marktfähig, während ihr äußerstes, erreichbares Alter 30 Jahre beträgt. So wenigstens erfolgt die Austernzucht in den deutschen Küstengewässern, während man anderwärts förmliche Austernparks anlegt, aus denen man die einjährigen Austern in das Freie verpflanzt wie Topfpflanzen.

Auch wenn sie über das Jugendstadium hinaus ist, hat die Auster viele Feinde, zunächst die Seesterne, welche blutigerische Räuber im wahren Sinne des Wortes sind und die Schale einfach anbohren, um die Bewohnerin auszuschlüpfen. Auch durch strengen Frost werden viele Bänke bis auf den letzten Insassen vernichtet und bei Verschlammung und Versandung gehen sie ebenfalls rettungslos zu Grunde.

Man hat sich bemüht, die Austernkultur auch in der Ostsee einzubürgern und um so eher auf einen Erfolg gerechnet, als eine fossile Bank östlich von Kiel im Welt bestanden hat. Diese Anstrengungen waren aber vergeblich; denn für die Auster ist ein reichlicher Salzgehalt des Meerwassers erste Lebensbedingung und jene fossile Bank stammt eben aus einer Zeit, wo die Ostsee noch nicht so an Salz verarmt war, wie heute. Außerdem entbehrt die Ostsee der Ebbe und Flut, welche die natürlichen Transportmittel der notwendigen Nahrung aus den tieferen Meeresteilen zu den Austernbänken sind.

An der schleswig-holsteinischen Küste bestehen rund 50 Austernbänke, die, weil der Austernfang in Preußen Regal ist, vom Staate an eine Hamburger Firma verpachtet sind. Die Regierung, welche diese Bänke eine Reihe von Jahren gänzlich geschont hat, schreibt den Beginn der Abfischung und den Umfang derselben genau vor. Wo die Bänke bei Ebbe wasserfrei sind, wird natürlich mit der Hand gesammelt. An tieferen Stellen wird dagegen mit dem Austerrechen geerntet, der mit einem Sack oder Netz versehen ist, in welches die Muscheln fallen. Die reichste Ausbeute giebt aber der Fang mit dem Scharnetz, einem schweren eisernen Rahmen, an dessen Kreuz- und Querstangen stumpfe Zähne in großer Zahl angebracht sind, und über und hinter dem das hausgeflochtene Netz liegt. Dieser 2 bis 4 Meter im Quadrat messende, ziemlich schwere Apparat wird an ein Seil gebunden und durch einen flachgehenden Segelkutter über die Austernbank geschleift.

Nach einiger Zeit wird das Netz an Bord gezogen und seines Inhalts entleert. Natürlich befinden sich unter dem Fang viele leere Schalen, die falls sie mit jungen Austern bewachsen sind, sofort wieder dem Meere übergeben werden. Dazwischen wimmelt es von Einsiedlerkrebse, Ringelwürmern und

Seefern, welche letztere gelöst werden. Ab und zu verirrt sich auch ein Petermännchen oder Knurrhahn in die Beute.

Die Fischer haben vollständige Gsfreiheit und machen davon auch reichlichen Gebrauch; denn eine eben dem Meere entnommene Auster hat doch noch einen ganz andern Wohlgeschmack als die, welche nach wochen- und monatelangen Aufenthalt in den Vorratssteichen auf die Tafel des binnenländischen Konsumenten kommt.

Ein Kutter, der mit 4 oder 5 Regen erntet, liefert den Tag bis zu 40 Zentner Auster, für welche für den Zentner ungefähr eine Mark Fanglohn gezahlt wird. Die Beute wird von einem zwischen den verschiedenen Austerbänken verkehrenden Dampfer abgeholt und nach einem besonderen Becken bei Husum gebracht, welches als Zentralsammelstelle dient und von wo nach Bedarf der weitere Versand erfolgt. Schon im Jahre 1728 trugen die schleswig-holsteinischen Austerbänke eine jährliche Pachtsumme von 1800 dänischen Rigsdalern, welche bis 1879 auf 163 000 M. das Jahr stieg. Im Jahre 1882 erwießen sich jedoch die Bänke als derartig abgeflacht, daß die preussische Regierung die Ausbeutung zunächst gänzlich sistierte und erst seit 1891 wieder in mäßigem Umfange vornimmt.

Wenn es trotz des Sprichworts, daß man über Geschmacksfragen nicht streiten soll, dennoch hier gestattet sein möge, ein Wort über die Art und Weise zu sagen, wie man Auster essen soll, so möge zunächst darauf hingewiesen sein, daß der beste Geschmack der rohen Auster uns dann rein und voll zum Ausdruck kommt, wenn man sich jeder Zuthaten enthält, Pfeffer, Weinessig, oder, wie es hier und da in Frankreich geschieht, sein geschnittenen Schnittlauch oder gar geriebenen Knoblauch darüber zu geben, ist ein Barbarismus und selbst der bei uns übliche Zitronensaft verhüllt den feinsten Wohlgeschmack. Ueberaus vielseitig ist auch die Verwendung zu Suppen, Saucen und Ragouts, sowie das Ausbacken der Auster. In England thut man Auster sogar in die Pasteten und an den russischen Küsten des Schwarzen Meeres haßt man sie samt Preßkaviar in seine Würste.

Der Austerhandel ist kein ganz nebensächlicher Faktor der Volkswirtschaft. Deutschland allein importiert für mehrere Millionen Mark Auster aus dem Auslande. Paris verzehrt 200 Millionen Stück im Jahre; London bringt es auf mehr als eine halbe Milliarde, und 3 Milliarden werden von den großen Städten der Ostküste Nordamerikas konsumiert, während man den Fang auf der ganzen Erde mit 15 Milliarden nicht zu gering schätzt. Zur Beschaffung solcher Mengen sind natürlich ganze Flotten und Armeen von Fischern notwendig. So arbeiten um nur ein Beispiel anzuführen allein in Baltimore auf 600 Austerbooten über 3000 Mann als Fischer, während ebenso viele im Austerhandel und in den Konservenfabriken beschäftigt sind, die Auster in Büchsen nach allen Weltteilen versenden.

Aus New-York.

Von unserem Spezial-Korrespondenten.

Stille Zeit in der Politik. — Whisky in Pastillen. — Luxus. — Ein interessantes Schauspiel. — Geschäft über alles! — Reklametricks. — Millionärshücheln. — Schlechte Stimmung gegen die Plutokratie. — Körperbemalungen. — Verschrobenheit auch ein Fortschritt.

In politischer Beziehung könnte man gegenwärtig für den Zustand der Vereinigten Staaten das alte Goethesche Wort zum Motto wählen:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh . . .

Jedenfalls kann man es nicht als eine politische Aktion bezeichnen, wenn man u. a. hört, daß das amerikanische Kriegsschiff Panther Befehlen aus Washington gemäß von Long Island nach Colon in See gegangen ist. Derartige Ordres erfolgen in großen Staatsbetrieben ja fast umschichtig: Tag um Tag.

Ein bisschen politische Aktion gehört ja selbst in den republikanischen Republiken zum Regierungs-Rummel! Die große Masse, die um jeden Preis ihre bezahlten Staatsbeamten beschäftigt wissen will, fordert, so etwas als etwas selbstverständliches.

In dieser „toten“ Zeit ist der echte Yankee, und speziell der New-Yorker, erfindungswütiger denn je. So hat sich jetzt in Binghamton im Staate New-York eine Aktien-Gesellschaft gebildet, die sich stolz und selbstbewußt Compressed Spirits-Co. nennt und so gewissermaßen Whisky in der Westentasche fabriziert. Man beabsichtigt das geliebte Feuerwasser zu kleinen Pastillen zu kondensieren. Charles Oberdaugh, der Erfinder dieses neuesten amerikanischen Anikums, hofft durch seine Entdeckung das ganze amerikanische Spirituosen-geschäft revolutionieren zu können. Jedenfalls erhofft die genannte Gesellschaft, bei der bekannten Vorliebe des Amerikaners für geistige Getränke, einen großen Absatz auf dem Markte.

Neben diesem kleinen Whisky-Splean kann man beim Durchwandeln der New-Yorker Hauptstraßen auch noch manchen anderen Splean beobachten — d. h. wenn man sich dazu Zeit und Muße nimmt. Da sind namentlich in den Geschäften für Luxusgegenstände oft die unglaublichsten Sachen zu erschauen: Handspiegel, aus einem Bergkristall geschliffen, im Werte von 5000 M., Marmorbadewannen, die aus einem einzigen Block gehauen sind, Rauchservice, die ein kleines Vermögen repräsentieren, Meerschammpilzen, wahre Pracht- und Glanzstücke, Brokatteppeten usw. usw. Alles das ist leider nur zu geeignet, die Hirne der ärmeren Leute zu verwirren, sie gehässig auf den Reichtum zu machen und sie aufbegehren zu lassen nach einem gleichen Genuß, den ihnen vor der Hand noch ihr leider allzumalher Geldbeutel schnöde versagt.

Die Lokalpresse beschäftigt sich in der letzten Zeit recht eingehend mit Carlisle D. Graham, der vor einigen Tagen wirklich durch die höchst gefährlichen unteren Niagarafallwirbel geschwommen ist. Er ist wohl der erste, der das kühne Wagnis wirklich glücklich beendet hat. Natürlich war Alt und Jung, meist photographisch, sogar möglichst kinematographisch bewaffnet, zu dem seltenen, schauerlich schönen Schauspiel herbeigeeilt, teils um die Neugierde zu befriedigen, teils auch — leider muß dies gesagt werden — um sich ein wenig die schlaffen Nerven kugeln zu lassen.

Zeitungen und Zeitschriften haben sich so wieder auf einige Zeit sensationelle Notizen verschafft und so etwas besagt für die Vereinigten Staaten bedeutend mehr als dies vielleicht im alten Erdteil zu bedeuten haben würde; denn hier will man mit allem und durch alles sein Geschäft machen.

Ueber amerikanische, speziell über New-Yorker Verhältnisse wird viel in Europa gestunkert. Was sich aber New-York z. B. auf dem Gebiet der Reklame leistet, ist wirklich staunenswert und verdient die vollste Beachtung aller Geschäftskente des alten Erdteils. Jedes Fachblatt empfiehlt fast in jeder Nummer den Leuten seiner Branche neue Reklametricks. Da setzen Zigarrenläden Preise aus für denjenigen Käufer, der die Anzahl der Kerne einer auf dem Ladentische stehenden Melone annähernd errät. Da werden die Sardinienbüchsen und Zuckerviertel eines Kolonialwarengeschäftes zu malerischen Burgen oder Festungen aufgebaut. Andere wechseln wieder täglich in der Dekoration ihrer Schaufenster. Der verlockendste Trick aber ist wohl der, der jedem Käufer, der nach zehnmaliger Wiederkehr jedesmal für mindestens 50 Cents Ware entnimmt, ein Duzend Ansichtspostkarten mit seinem eigenen Kontersfrei verspricht.

Schon diese Art der Reklame erklärt zur Genüge, daß hier Alles auf großem Fuße lebt. Sind doch hier zu Lande sogar schon die kleinsten Millionärshücheln wahre Monstra in ihrer Art. Einer von diesen Geldbüchsen, aus dem Hause der Astors, — nebenbeigesagt ist das Herrchen netto 16 Jahre alt — machte

dieser Tage in der New-Yorker Welt viel von sich reden, da er in fünf Tagen und Nächten die Kleinigkeit von 80 000 Dollars durchgebracht haben soll. Wenn an diesem Gerücht auch viel übertrieben sein mag, so spricht es doch ganze Bände von der Art der New-Yorker Plutokratie, die dem großen Publikum auch dadurch neuerdings reichlich Gesprächsstoff zugeführt hat, daß eine namhafte junge Dame — gleichfalls aus dem Hause der Astors mit einem jungen Manne, denn ihr Vater nicht zum Schwiegersohn haben wollte, kurz und bündig durchgebrannt ist.

Gegenwärtig ist man in New-York gegen Alles und Jedermann gut zu sprechen, nur nicht auf die Dollarfristen.

Die New-Yorker Plutokratie giebt zu der allgemeinen Unbeliebtheit und Unzufriedenheit allerdings auch mehr als genug Anlaß. Ist man jetzt doch sogar bereits so weit gekommen — namentlich in den Damentreken — es nicht nur beim Bemalen der Strümpfe bewenden zu lassen, sondern sogar einen Schritt weiter zu gehen und sich den Körper: Arme, Beine und Schulter bemalen zu lassen. Tiere und Blumenranken, auch jesessionistische Ornamente sind die beliebtesten Vorlagen. Bandförmige Gewinde um die Waden oder Unterarme herum, die am Knie oder an den Ellenbogen in Rosen oder Lilien auslaufen . . . Rosengewinde laufen über Hals und Schultern . . . Man liebt dies gegenwärtig sehr in New-York, freilich nur in den Kreisen, die sich einen solchen „überkulturellen“ Luxus leisten können. Wenn die alten, ehrbaren Squaws der Sioux noch nicht ganz ausgestorben sind, so werden sie sich sicherlich wundern, wie nahe ihnen die weiblichen Bleichgesichter im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts bereits gekommen sind. Der Kreislauf aller Dinge in der Welt wird aber durch dieses Vorkommnis nur wieder einmal von neuem bestätigt — und zwar hat das Privilegium der Bestätigung diesmal die amerikanische Millionärin . . .

Solchermaßen befehligt sich gegenwärtig New-Yorker Yankee des „Fortschrittes“. Verschrobenheit ist in seiner Art schließlich auch ein Fortschritt. Der Himmel aber möge den alten Kontinent jenseits des großen Wassers vor einem solchen fortschrittlichen Import gnädig bewahren! —

Wenn Verliebte Pilze suchen.

Von Marie Stahl.

„Es ist einfach schmachvoll!“ sagte die Hausfrau beim Nachmittagskaffee auf der weinrankten Veranda, indem sie sich gemächlich ein Honigbrot strich.

„Liebes Kind, Du beurteilst die Sache von dem Standpunkt der liberalen Zeitungsprese! Es ist durchaus unrichtig, die sogenannte Fleischnot mit der Grenzsperr in Verbindung zu bringen“, entgegnete Amtsrat Hübnier über sein Zeitungsblatt hinweg, „die allgemeine wirtschaftliche Krise und die gesunkene Kaufkraft des Publikums ist Schuld, daß —“

„Daß ich keine Champignons auf den Tisch und zum Einmachen bekomme?“ rief Frau Amtsrat höflich erstaunt, die nur den letzten Satz ihres Gatten gehört hatte, denn ihre Gedanken waren längst wieder wo anders gewesen, bei den jungen Puten, die eben flatternd und piepsend der Mutterhenne nachstürzten, und quer über den Wirtschaftshof liefen.

„Keine Champignons?“ fragte nun der Amtsrat etwas ungeduldig über diese Gedanken-sprünge, denn sie hatten vorhin von den erhöhten Fleischpreisen gesprochen.

„Freilich — Kutscher Wilhelm hat Ramsell gesagt, auf der großen Fohlentoppel ständen massenhaft — Waschkörbe voll Champignons — aber Niemand bringt sie mir. Sonst ist Bally immer um diese Zeit ein Mal mit Bernhard hinausgefahren, aber Bernhard ist nun nicht da und allein mag sie wohl nicht.“

„Aber Clementine, ich begreife Dich nicht! Du brauchst bloß Deine Befehle zu geben!“

Wilhelm soll gleich den Pony anspannen. Wo steckt denn Wally? Herr Fritsche wird sich ein Vergnügen daraus machen, sie hinauszututtschieren, ich wollte ihn so wie so mit einem Auftrag in jene Gegend schicken, sie können einen Umweg über Borwerk Birkenwall machen."

"Ach, ich weiß nicht — Wally kann ja Herrn Fritsche partout nicht leiden, da zanken sie sich wieder unterwegs!"

"Komm mir nicht mit solchen Kindereien!" entgegnete der Amtsrat ärgerlich. "Zwei ausgewachsene Leute werden sich doch wohl zu benehmen wissen! Wally ist kein Kind mehr und Fritsche weiß, was sich gehört."

Er ging in das Haus und rief laut nach seiner Tochter.

Eine halbe Stunde später fuhr der Ponywagen vom Hof herunter. Herr Fritsche, der junge Wirtschaftseleve, tutscherte den dicken Hans, einen Doppelpony, der einen Rücken wie eine gemästete Kuh hatte und in Folge dessen nicht gern Trab lief. Hinten im kleinen Korbwagen saß Wally mit allen leeren Körben, die im Hause aufzutreiben gewesen waren, zwei Waschkörben, der Köchin Henckelkorb, Frau Amtsrats Flickkorb und noch einigen Exemplaren von verschiedener Form und Größe.

"Bringt nur ja Alles mit was Ihr findet!" hatte Frau Amtsrat noch nachgerufen. "Wenn die Körbe nicht ausreichen, schüttet sie in den Wagen und füllt sie von Neuem. Champignons kann man nie genug haben und ich habe Tante Marianne einige Gläser voll versprochen. Onkel Gustav wollte getrocknete haben — er ist ein solcher Gourmand!"

Die Dorfstraße hinunter auf dem Knütteldamm trabte Hans ganz munter. Der Wagen rasfelte und stuckerte, so daß alle Körbe durcheinanderfielen und Wally die sie festhalten wollte, wurde in den Waschkorb geschleudert, weil es gerade einen fürchterlichen Stoß gab. Sie lachte so, daß sie gar nicht wieder aus dem Waschkorb herauskam und Herr Fritsche lachte und schlug mit der Peitsche auf Hans, so daß dieser anfing zu galoppieren, was er schon lange nicht mehr getan hatte.

Draußen in den Sandwegen ging es dafür gemächlich und wie in einer Wiege.

Zu klarer Bläue spannte sich der Herbsthimmel über der weiten Ebene mit den Stoppelfeldern und Kartoffeläckern, über denen das Mariengarn seine silberweißen Fäden zog. Die dultblaue Ferne mit den meilenweiten Kiefernwäldern, den spitzen Kirchtürmen der verstreuten Dörfer, den Windmühlen auf den Sandhügeln und dem im blauen Herbstglanz golden abgetönten Horizont, war wie mit Pastellfarben hingemalt, ionnig heiter und wehmützig zugleich durch die Abschiedsstimmung des Sommers.

Zu dem Ponywagen war es eine Weile ganz still.

Wally rührte sich nicht zwischen ihren Körben, sondern träumte mit großen Augen in die weite Ferne hinaus, während der junge Mann zuweilen unruhig auf seinem Sitz herumrutschte, mit der Peitsche in der Luft knippte und den Strohhut bald auf das rechte, bald auf das linke Ohr schob.

"Ein schöner Herbsttag heute!" sagte er endlich sich halb umwendend.

"Ein selten schöner Oktobertag!" bestätigte Wally.

Nachdem dies festgestellt war, schwiegen wieder Beide.

Jetzt denkt sie an ihn! dachte Otto Fritsche wütend und schlug mit der Peitsche nach einer Distelstange am Wege, so daß er sie köpfte.

Er ist schlechter Laune, daß Anni jetzt nicht an meiner Stelle ist! dachte Wally und fuhr fort, in den Himmel zu starren.

Seit dem Erntefest vor drei Wochen gingen sie sich feindlich aus dem Wege. Wie hatten sie sich auf den Tag gefreut! Wally hatte zu ihrem weißen Kleid einen Kranz von Immergrün und kleinen weißen Asten getragen. "Wie eine Braut!" hatte die alte Bergerin gesagt und das Wort war ihr wie ein seliger

Sayra in „e Glieder“ gefahren. Die Alte hatte mit den Augen gezwinkert und genickt und bedeutungsvoll gelächelt — das machte sie plötzlich so verlegen und bang, so daß sie Otto Fritsche aus dem Wege ging und am liebsten vor ihm davongelaufen wäre. Und weil gerade der Rudolf von Doberstein da war, ihr alter Jugendkamerad, der eben aus dem Manöver gekommen, mußte der aus der Verlegenheit helfen und sie klammerte sich an ihn, denn sie hatte das Gefühl als zeigten schon alle Leute mit Fingern auf sie und Otto Fritsche.

Das hatte nun Otto ganz falsch verstanden! Sonst war er ihr gut genug — aber — natürlich, nun der Herr Leutnant von Doberstein da war, sah sie ihn nicht ein Mal mehr an!

Und weil gerade die kleine lustige Anni Koch, die Älteste vom großen Domänenpächter Koch aus Altenerbe da war, machte er dieser auf Tod und Leben den Hof. Nur aus Jorn und Grimm und Eifersucht. Aber er machte es so natürlich, daß Wally ihrerseits vor Eifersucht in heftigen Jorn geriet und nun auch that, als ob sie für Niemand auf der Welt Interesse hätte, als für Rudolf von Doberstein.

Es war ein klägliches Erntefest geworden! Trotz Musik und Bivat Hochs, trotz Erntekrone und geschmückter Ernteföhre, die in feierlichem Zug auf den Hof gebracht wurde! Trotz all der Reden und der großen Lustigkeit.

Und welche Qualen standen sie beim Tanze aus wenn sie mit allen Anderen nur nicht mit einander tanzten, wenn sie sich kalt und gleichgültig ansahen und innerlich kochten, vor Aufregung und Grimm!

Seitdem hatten sie sich gegenseitig mit kalten Blicken und bösen spitzen Worten so weh gethan als möglich, während der Liebesgram an ihnen zehrte.

Otto Fritsche war der Sohn eines Großindustriellen, der bei dem als tüchtigen Landwirt berühmten Amtsrat Häbner Alles, was zum Fach gehörte, lernen sollte, um den stattlichen Grundbesitz, den sein Vater erworben, selbst bewirtschaften zu können. Wally hatte als Tochter des Pächters einer großen, fetten Domäne, durchaus keinen Mangel an Bewerbern, trotzdem sie erst vor kurzem einer hauptstädtischen Drillanstalt für höhere Töchter entronnen war. Sie hatte dabei zum Glück keinen bemerkbaren Schaden an Leib und Seele genommen, sondern war mit denselben rosigen Wangen, hellen Augen, mit dem alten, kerngesunden Appetit und dem frohen Kinderlachen heimgekehrt wie sie gegangen, was immerhin auf eine gute, widerstandsfähige Natur schließen ließ.

Wie süß sie wieder aussieht mit dem alten Gartenhut, in dem ich sie zum ersten Mal gesehen! dachte Otto Fritsche.

Wenn er Anni Koch heiratet, dachte Wally und kämpfte mit plötzlich aufsteigenden Thränen. Um ihre Gemütsbewegung zu verbergen, schnitt sie ein böses Gesicht und blickte finster herein.

Dann machten sie wieder ein paar kühle, gleichgültige Bemerkungen über die diesjährige Kartoffelernte, über die Brennerlei und Spirituspreise und über den Obstsegen des Jahres.

Nachdem die Bestellung an den alten Schafmeister auf Borwerk Birkenwall abgemacht war, lenkten sie in die Fohlenkoppel ein und stiegen dort vom Wagen. Der Pony wurde halb abgezäumt, so daß er friedlich grasen konnte, sie nahmen einen der großen Körbe zwischen sich und gingen tief in die Trift hinein, die hier und da mit Stangengelände eingehegt war zwischen denen Pferde- und Kuhherden weideten.

Es war so einsam hier in der unabsehbaren Ebene, so friedvoll in der stillen, goldklaren Luft mit dem frischen Gras- und Kräutergeruch der Wiesen, daß Beide wie verzaubert die strahlende Schönheit des Tages empfanden und den Reiz des Beisammenseins. Immer tiefer gingen sie in den Sonnenduft hinein

und wagten nicht sich anzusehen. Aber an Champignons dachte Keiner von Beiden.

Einmal mußten sie über ein Stangengehege klettern. Wally blieb ausruhend oben sitzen und er lehnte neben ihr.

"Sie könnten fallen," sagte er leise und legte erschrocken den Arm um sie. Sie rührte sich nicht und sein Arm hielt sie fest. Beiden pochte das Herz zum Berspringen. Als er einen schüchternen Blick in ihr Gesicht wagte, sah er, daß sie glührot geworden und das Köpfchen gesenkt hatte.

"Wally," fragte er ganz leise, "wünschten Sie nicht, daß Herr v. Doberstein an meiner Stelle wäre?"

Wally schüttelte heftig den Kopf. Da zog er sie fester an sich und sie litt es ohne Widerstreben. Sie wußte plötzlich ganz genau wie grenzenlos dumm ihre Eifersucht gewesen und wie töricht sie sich gegenseitig gequält hatten.

Selig saßen sie auf dem alten Stangengelände beisammen, sie hatten sich so unendlich viel und Süßes zu sagen, wenn auch wenig Worte nötig dazu waren.

Erst als die Sonne sank, fielen Wally die vergessenen Champignons ein. Eilig machten sie sich auf die Suche, da sie aber immer nur sich gegenseitig jahen, fanden sie keine.

Ganz zuletzt stolperten sie beinahe über einen Champignon am Wege und den nahmen sie mit.

Zu Hause zogen sie es vor auf dem Hofe auszustiegen und dort die leeren Körbe abzuladen.

"Wo sind denn meine Champignons?" fragte Frau Amtsrat, als Wally ihr entgegentrat, sehr erregt, mit leuchtenden Augen und einen Pilz von zweifelhaftem Aussehen in der Hand. "Es giebt gar keine," erwiderte Wally, "das ist der einzige, den wir gefunden."

"Ihr habt Euch wahrscheinlich wieder gezaunt und darüber den Wald vor Bäumen nicht gesehen!" wehklagte die Mama.

"Nein, aber verlobt!" jauchzte Wally und fiel der Mutter um den Hals.

Der einzige Champignon, den sie in ihren Duzend Körben mitgebracht, erwies sich noch dazu als ein unechter.

"Ja, ja, Verliebte muß man auf die Pilzsuche schicken! Wir müssen froh sein, daß wir mit dem Leben davongekommen und nicht Alle vergiftet sind!" sagte Frau Amtsrat am folgenden Tage als Kutscher Wilhelm und Kammerjäger mit der erwünschten Ausbeute an Champignons aus den Koppeln heimkehrten.

Rebus.

Beim Anfange eines Hunde-Wettrennens bemerkte man, daß ein sehr bekannter Hund, trotz der Anmeldung nicht gekommen war. Der Eigentümer dieses Hundes übersandte dem Komitee eine Karte mit folgender Aufschrift:



Was wollte der Eigentümer des Hundes damit sagen?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlenrätsel: Wildenbruch, Indien, Linde, Dundee, Eider, Arabien, Berlin, Micheliu, Andine, Chile, Haubenlerche.

Pyramidenrätsel: Senkrechte Mittelreihe: Donau, Wagerrechte Reihen: D, Don, Hindu, Rosalie, Schmuggel.

Kreuzrätsel: Leber, Lenau, Berber, Bernau. Magisches Quadrat: Nero, Esel, Reka, Olaf, Dreißilbige Charade: Herzbeutel.

Ergänzungsaufgabe: Ungarn — Theiß. Urrecht, Kargileh, Goethe, Altai, Kamjes, Rimes.

der wahren und einzigen Kirche Jesu — giebt es kein Heil; die katholische Kirche ist die alleinigmachende.

Das hat nicht etwa irgend ein Kirchenvater „erfunden“, nicht irgend ein Papst oder ein Concilium „ausgedacht“, sondern, lieber Leser, Christus Selbst hat es in vielfachen Wendungen geoffenbart und Seine Apostel haben es bei jedem sich bietenden Anlasse wiederholt. So sagte der Herr zu den Aposteln, als den erwählten ersten Vorstehern Seiner Kirche: „Wer euch höret, der höret Mich; wer euch verachtet, der verachtet Mich; wer aber Mich verachtet, der verachtet Den, Der Mich gesandt hat“ (Luk. 10, 16). — Ferner: „Wenn dein Bruder wider dich sündigt, gehe hin und stelle ihn zur Rede, zwischen dir und ihm allein. Hört er aber nicht auf dich, so nimm noch Einen oder Zwei mit dir, auf daß alles Wort bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Hört er auch auf diese nicht, so sage es der Kirche. Wenn er aber auch auf die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Wahrlich, Ich sage euch: was ihr immer auf Erden binden werdet, das wird auch gebunden sein im Himmel; und was ihr lösen werdet auf Erden, das wird auch gelöst sein im Himmel!“ (Matth. 18, 15—18).

Und wie ihr Meister, so reden auch die Apostel: „Einen legerischen Menschen meide, wenn du ihn einmal und abermal zugewiesen hast.“ (Titus 3, 10). — „Es waren aber auch falsche Propheten unter dem (jüdischen) Volke, so wie auch unter euch (falsche) Lehrer sein werden, welche Irrlehren des Verderbens einführen werden, die den Herrn verleugnen, der sie erkaufte, und über sich selbst schnelles Verderben bringen“ (2. Petr. 2, 1). Und sehr scharf drückt sich gerade der hl. Apostel und Evangelist Johannes in seinem 2. Rundschreiben aus: „Jeder, der abweicht und nicht bleibt in der Lehre Christi, der hat Gott nicht; wer aber bleibt in dieser Lehre, der hat den Vater und den Sohn. Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt, den nehmet nicht ins Haus und bietet ihm keinen Gruß. Denn wer ihm den Gruß bietet, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke“ (2. Joh. 9—11).

Von den Aposteln aber haben die Väter und Lehrer der Kirche die Wahrheit — „daß außerhalb der Kirche Jesu kein Heil sei“ — überkommen, und die Concilien und Päpste haben sie immerfort gelehrt. Warum? Weil sie vom Herrn gesandt sind, die Heilswahrheiten gerade so zu lehren, wie sie von Gott geoffenbart sind, und nicht etwa so, wie es der ungläubigen Welt beliebt und paßt. Die Kirche ist ja nicht vom Herrn gestiftet worden, um der Welt zu schmeicheln, sondern um sie zum Heile zu leiten und zu führen durch die Wahrheit.

Was bedeutet also der Glaubenssatz: „außer der katholischen Kirche giebt es kein Heil“? — Dieser Satz, lieber Leser, giebt die wahre Antwort auf die beiden Fragen: „was macht selig?“ und „wer wird selig?“ — aber die wahre Antwort, und nicht die von Unwissenheit oder Haß verzerrte.

Sehen wir uns zunächst die erste Frage — „was macht selig?“ — genauer an. Sie hat offenbar folgenden Sinn: welches ist jene Kirche, in der alles das gefunden und dem heilbegierigen Menschen zugemittelt wird, was Christus zu diesem Zwecke eingesetzt hat? — und der obige Glaubenssatz giebt die Antwort und sagt: das kann nur jene Kirche sein, die Christus Selbst gestiftet hat, nämlich die katholische Kirche; nur in dieser allein hat Er Seine Erbschaft niedergelegt, also können diese auch nur in der katholischen Kirche gefunden werden, und nicht in irgend einer anderen Religionsgesellschaft.

S.

Das menschliche Auge.

Von Dr. W. Leschen.

Das Augenlicht ist die herrlichste Gimmels-gabe. Leben, ohne sehen zu können, ist kaum ein Leben zu nennen. Je wertvoller etwas ist, desto mehr pflegt man es im Allgemeinen zu schonen und zu behüten. Auffallend ist es aber, daß dem kostbarsten auf Erden, den edlen Körperorganen gegenüber oft ein sträflicher Leichtsinns herrscht. Besonders ist dieses beim Gebrauch unseres Auges der Fall, das durch allerlei Fehler und Sünden in der natürlichen Bauart verändert und in einen krankhaften Zustand versetzt wird. Debrillte Personen sehen wir überall in großer Anzahl. Die Zahl der Kurzsichtigen wächst von Jahr zu Jahr, durch Nachlässigkeit und durch Ueberanstrengung. Ueberarbeitung ist ein modernes Produkt. Durch sie ist schon mancher elend und siech geworden, aber keine Krankheit ist mehr durch Ueberanstrengung hervorgerufen worden, als gerade die Kurzsichtigkeit. Anfangs hielt man dieses Uebel für nicht so schlimm. Es galt wie die Nervosität für eine Modetranke. Jetzt denkt man ernster über die Sache, daß man sogar schon Schulärzte anstellt, die hauptsächlich die Augen der Schüler untersuchen sollen.

Die Kurzsichtigkeit ist ungeheuer leicht vererblich.

In weiten Volkskreisen herrscht die Meinung, ein kurzsichtiges Auge sei ein starkes Auge, das ist ein großer und gefährlicher Irrtum. Ein solches Auge ist einfach krank. Kurzsichtigkeit ist leider, wie schon gesagt, ein Leiden, dessen Anlage ungeheuer leicht vererblich ist, das vergesse man doch nie. Kurzsichtigkeit ist heute keine Ausnahme mehr, es ist bereits die Regel geworden, 60—70 pCt. der Augen sollen schon jetzt kurzsichtig sein. Unsere Schulärzte haben festgestellt, daß die Schule ein Heerd der Kurzsichtigkeit ist. Das anhaltende Lesen von kleiner Schrift, besonders bei schlechter Beleuchtung, das Arbeiten mit zu sehr gebeugtem Kopf, wodurch eine Blutüberfüllung des Auges bewirkt wird, das sind einige der Hauptursachen der beginnenden oder sich ausbildenden Kurzsichtigkeit. Das Krümmen der Kinder wird am besten verhindert durch zweckmäßig eingerichtete Sitzgelegenheit. Nie dürfen die Kinder an runden Tischen arbeiten, weil sie auf solchen nicht die Arme bis zum Ellenbogen auflegen können. Die Kinder müssen stets gerade sitzen, die Füße dürfen nicht in der Luft baumeln, sondern müssen fest und bequem bei rechtwinklig gebeugtem Unterschenkel aufgesetzt werden. Da die Kräfte des Auges wie die aller Organe unseres Körpers beschränkt sind und der Schonung bedürfen, und dieses besonders vor der Zeit der völligen Entwicklung und Ausbildung des Körpers, so fordere man von demselben nicht zuviel und berücksichtige stets das Gefühl der Ermüdung. Wo aber zwingende Verhältnisse starke Anstrengung der Sehkraft erheischen, da sei man auf Abwechslung in der Beschäftigung bedacht und vergesse nie, daß das Auge mehr aushält, wenn der Gegenstand der Beschäftigung in gewissen Zwischenräumen gewechselt wird. Ist dieses nicht möglich, dann müssen dem Auge alle Stunden wenigstens einige Minuten Ruhe gegeben werden, wobei man am besten den Blick auf entfernte und beschattete oder mattgefärbte Gegenstände richtet. Das frische Grün im Freien, besonders eine weite, grüne Wiesenfläche, ist für das Auge geradezu heilsam. Wer bei seiner Arbeit nur ein Auge braucht, wie der Uhrmacher und Optiker, der sollte mit den Augen dabei abwechseln.

Gesunde Augen sind auch schöne Augen. Was aber bedeutet die Farbe, der Glanz der Augen, wenn sie durch Brillengläser bedeckt sind? Das Auge gibt dem Antlitz seinen Ausdruck. Ein ausdrucksloses Auge ist niemals schön. Ein Gesicht ohne Blick ist wie eine Maske. Großen Einfluß auf das Auge hat das Gehirn, da zwischen diesen beiden Teilen eine sehr innige Verbindung besteht.

Man spricht zwar von großen und kleinen Augen, aber in Wirklichkeit sind alle menschlichen Augen gleich groß. Das menschliche Auge stellt sich nämlich als eine Kugel dar von 24 Millimeter Durchmesser. Was dem Auge den Anschein der Größe oder Kleinheit gibt, das sind nur die Augenlider. Die Größe des Auges hängt allein ab von der Breite des Liderschlitzes. Bei einem normalen Auge ist die Lidspalte 10 Mm. hoch. Beträgt die Breite 12 Millimeter so haben wir die bekannten und beliebten Mandelaugen. Ist die Spalte aber nur um einen einzigen Millimeter höher, so haben wir das unangenehme Glotzauge. Sinkt dagegen die Breite der Lidspalte unter 10 Millimeter so haben wir die sogenannten Schweinsäuglein.

Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Schönheit eines Augenpaares haben die Augenbrauen, dunkle Brauen machen die Weiße des Auges und der Stirne leuchtender. Liegen die Augenbrauen statt nach unten, wie es normal und schön ist, nach oben, so erhalten wir den tensischen oder Mephisto-Ausdruck. Ist der Abstand von Brauen und Augensternen zu groß, sind die Brauen zu sehr in die Höhe gerutscht, so haben wir das erstaunte oder dumme Gesicht. Ähnlich wie die Brauen wirken auch die Augenwimpern. Dichte, lange und dunkle Wimpern lassen das Auge heller, weißer, leuchtender erscheinen.

Beim Menschen erscheint das Auge länglich, bei Tieren kreisrund; das wird auch nur durch die Lidspalte bedingt.

Bei den Tieren sind Augenleiden eine Ausnahme, bei den Menschen ist es leider heute umgekehrt. Die Erfindung der Brillen datirt erst aus dem sechszehnten Jahrhundert. Damals aber waren Brillenträger nur selten und in der Regel ältere Leute. Heute tragen die Kinder schon Brillen. Und wie oft sind die Menschen selbst schuld an ihrem Augenleiden. Nächste der Ueberanstrengung ist die falsche Beleuchtung die Hauptursache der vielen Augenleiden. Da kennt Niemand die Wirkungen des Lichtes. Jeder aber sollte wissen, daß auch das stärkste Licht, wenn es von oben einfällt, weit besser vertragen wird, als ein schwächeres Licht, welches von unten oder von seitwärts her das Auge trifft. Bei fehlerhafter Beleuchtung verliert auch das kräftigste, gesündeste Auge mit der Zeit seine natürliche Kraft und verfällt in Kurz- oder Weitsichtigkeit. Besonders schädlich ist zu schwache, unzureichende Beleuchtung. Seit Erfindung des elektrischen Lichtes kann da überall leicht Abhilfe geschafft werden. Aber auch hinsichtlich der Beleuchtung am Tage werden viel zu viel Fehler begangen. Viele arbeiten bei zu starkem, manche sogar im unmittelbaren Sonnenlicht. Man meide jedes zu grelle, jedes ungesteuerte Licht. Man schaue nie anhaltend in flackernde Feuer, in elektrisches Licht oder in die Sonne.

Beim Schreiben muß das Sonnenlicht stets von der linken Seite auf das Papier fallen. Die brennende Lampe soll links stehen.

Sehr nachteiligen Einfluß auf die Sehkraft üben niedererschlagende Gemütsbewegungen wie Gram, Kummer und Sorge; sie erzeugen die Augenschwäche, das heißt, die Augen haben die Ausdauer zu anstrengenden Betrachtungen kleiner oder naher Gegenstände verloren. Hier helfen erfrischende und stärkende Waschungen von starkem Fenchelwasser. Was sonst die Augenleiden anbetrifft, so soll der Laie bei diesem kostbarsten und wichtigsten Sinneswerkzeug, wie es das Auge ist, niemals selbst kurieren. Und doch geschieht es so häufig, zum größten Schaden der Augen. Sobald sich ein Leiden oder auch nur eine Schwäche bei den Augen einstellt, eile man zu einem tüchtigen Augenarzt und handle genau nach dessen Vorschriften.

Man achte auch nicht die geringste Entzündung zu wenig. Bei allen entzündlichen Zuständen ist das Auge schwach und empfindlich. Es muß dann durch angemessene Vorrichtungen gegen Staub, Rauch, giftige Gase und Luftzug genügend geschützt werden.

Wer ein gesundes, normales Auge hat, der kann nach Belieben einen Beruf wählen. Wer aber an Augenleiden, kurz- oder weitsichtig ist, der prüfe genau, welche Schädlichkeiten diese oder jene Beschäftigung, dieser oder jener Beruf für seine Augen im Gefolge haben kann. Man vergesse nie das alte Wort: „Gesunde Augen können wählen, was sie wollen, kranke, was sie sollen.“

Ist es notwendig, daß Augengläser gebraucht werden, so muß der Augenarzt vorher das Auge untersuchen; nur er allein kann die Stärke des Glases bestimmen. Ein gutes, passendes Glas stärkt die Augen, ein unrichtiges dagegen verdirbt sie mit der Zeit vollständig.

Zum 25jähr. Jubiläum des Telephons.

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, daß der Bostoner Taubstummenlehrer Graham Bell mit dem ersten brauchbaren Telephon an die Öffentlichkeit trat. Die immense Bedeutung dieser Erfindung, die wir heute, wo sie als etwas Alltägliches, als etwas Selbstverständliches in unser Leben getreten ist, in ihrer ganzen Größe zu würdigen gar nicht mehr im Stande sind, spiegelt sich in den nachfolgenden Worten wieder, mit denen Professor Dr. Paul Reis in Mainz im November des Jahres 1877 den ersten Vortrag, der in Deutschland über Bells Telephon gehalten wurde, einleitete: Geehrte Anwesende! Seit mehr als 15 Jahren pflegte ich meine Vorträge und Demonstrationen über die elektrische Telegraphie in der Prima des hiesigen Gymnasiums mit folgender Bemerkung zu schließen: Die elektrische Telegraphie hat in den 40 Jahren seit ihrer Erfindung offenbar großartige Fortschritte gemacht. Denn welcher gewaltiger Unterschied ist zwischen dem einfachen Nadeltelegraph von Gauß, der zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Kabinett zu Göttingen arbeitete, und dem Drucktelegraph von Hughes, der in jeder Minute 100 bis 200 Buchstaben in einer Entfernung von Hunderten von Meilen abdruckt. Welcher Abstand liegt zwischen dem ersten Schreib-Telegraph von Steinheil, der mit tuschegefüllten Gläschen Punkte und Striche machte, und dem Pantelegraph von Caselli, der jede beliebige Schrift, jede beliebige Zeichnung in jeder beliebigen Entfernung getreulich kopiert. Indessen ist das Ideal der Telegraphie doch erreicht, wenn man eine geliebte Stimme auf Hunderte von Meilen hören kann, wenn man mit dem Träger der geliebten Stimme Freude und Leid theilen, Rat und Trost bei ihm suchen, Gedanken und Gefühle mit ihm austauschen kann. — Diese Bemerkung wurde von den Primanern, welche die Realisirung des Ideals für unmöglich hielten, mit Heiterkeit aufgenommen, die sich jedoch legte, als ich folgendermaßen fortfuhr: Ein bescheidener Anfang zur Erreichung dieses Ideals wurde von meinem Freund und Namensvetter Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Homburg gemacht mit einem Apparate, den er Telephon nannte. — Der Apparat wurde sodann vorgezeigt, beschrieben und erklärt, und die Heiterkeit kehrte wieder, als er sein Kindertrumpetenstimmen erhob und die im fern gelegenen physikalischen Kabinett jugendlichen Mädchen deutlich hörbar reproduzierte. — Dieses alte Telephon von Reis, das nur Töne telephonirt, ist von dem neuen Telephon von Bell ebenso weit entfernt, wie die Anfänge der Telegraphie von den neuesten Fortschritten derselben.

Dieser letzten Behauptung des Vortragenden gab die Zeit eine seltene Bestätigung, denn das Bellsche Telephon war ein Idealinstrument; es hat sich unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten. Trotzdem muß es uns Deutsche mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß die erste Lösung des Problems, die eigentliche Geburt also des Fernsprechwezens, einem Landsmann zuzuschreiben ist. Im Archiv des

Kaiserlichen Haupt-Telegraphenamtes wird noch der Prospekt aufbewahrt, den der mit dem Vertriebe des Reisschen Telephons beauftragt gewesene Mechaniker J. W. Albert zu Frankfurt a. M. im Jahre 1868 drucken ließ.

Bell selbst lag es ursprünglich fern, ein Telephon konstruieren zu wollen. Er war eigentlich bestrebt, eine Vorrichtung auszubilden, die ihn in seiner Eigenschaft als Taubstummenlehrer unterstützen sollte. Taubstumme sind stumm, meist nur weil sie taub sind. Es ist in ihren Stimmorganen kein Fehler vorhanden, der eine Aeußerung der Stimme verhindern könnte, und Bell hatte durch die Praxis bei 2000 seiner Zöglinge nachgewiesen, daß die Taubstummen, wenn sie die Thätigkeit ihrer Stimmorgane zu leiten gelernt haben, mit verhältnismäßiger Leichtigkeit artikulierte Laute bilden können. Bei seiner Bemühung, dieses geistvolle Lehrsystem weiter auszubilden, fiel es Bell ein, daß, wenn es ihm gelänge, die Schallwellen in der Luft sichtbar herzustellen, anstatt dem Taubstummen ein System von symbolischen Zeichen vorzuführen, der betreffende Apparat ein vorzügliches Hilfsmittel für die Lautbildungslehre abgeben müßte.

Von diesen Ideen ausgehend, baute er zunächst nach dem Vorbilde des menschlichen Ohres eine Reihe höchst merkwürdiger Vorrichtungen, bis er endlich zu einem Punkt gelangte, der ganz wo anders hinausstrebte und das Ziel seiner Arbeit vollständig verriechte; das Endergebnis aber dieses eigentlichen Seitenzweiges war — das Telephon. — Dieses Instrument, wie es Bell zusammensetzte, weist die einfachste und deshalb auch wohl die geistreichste Konstruktion auf, die je einem Apparat zu Theil wurde. Es besteht aus einem permanenten Magneten, der mit einem Knäuel Draht umwunden ist, und vor diesem befindet sich eine Eisenblechplatte als Membrane. Sobald gegen die letztere gesprochen wird, geräth sie in Schwingungen und nähert sich mehr oder weniger dem Magneten, in dessen Bindungen Ströme entstehen, deren Stärke je nach der Kraft des Tones variiert. Diese Ströme fließen zu einem zweiten im Hörer befestigten Magnet und ändern je nach ihrer Stärke dessen Magnetismus, so daß eine davor aufgestellte Eisenplatte in Schwingungen versetzt wird, die sich in Töne, und zwar nach Höhe, Klangfarbe und Charakter vollständig den hineingesprochenen gleichend, umsetzen; Sprechapparat und Hörer weisen also die vollkommen gleiche Einrichtung auf.

Während England und Amerika die neue Erfindung zunächst als eine Art Spielzeug betrachteten, ging Deutschland sogleich damit vor, den praktischen Wert des Telephons für den Verkehr auszuprobieren. Auf Veranlassung der Reichstelegraphen-Verwaltung wurden zwei Apparate nach Berlin gesandt, die zuerst zwischen den beiden Dienstgebäuden in der Französischen Straße und in der Leipzigerstraße installiert wurden. Nachdem sie sich hier tadellos bewährt hatten, nahm man bereits am 30. Oktober 1878 Versuche zwischen Berlin und den Orten Schöneberg, Potsdam und Brandenburg vor, und zwar ebenfalls zur vollsten Zufriedenheit der Beteiligten. Nach dieser Feuertaufe wurde dann das Telephon in den Dienst der Reichspost gestellt, wo es über kürzere Entfernungen den Telegraphen entlastete; eine allgemeine Benutzung auch seitens des Publikums fand jedoch noch nicht statt. Die Popularisirung trat erst ein, nachdem das von Hughes konstruirte Mikrophon, das als Sprechleitung benützt, dem Telephon die Stromlieferung abnimmt, indem es gleichzeitig andere konstante Stromquellen zu benutzen gestattet, sich als praktisch brauchbar erwiesen und damit den Verkehr auch über größere Entfernungen ermöglicht hatte.

Im Jahre 1881 wurde dann die erste öffentliche Stadtfernsprech-Anlage in Berlin mit dreißig Teilnehmerstellen eröffnet, ohne jedoch

sonderliches Interesse bei der Bevölkerung zu erwecken. Aber schon zehn Jahre später finden wir an das Berliner Netz bereits 17 000 Teilnehmer angeschlossen und gegenwärtig verbinden die Fernsprech-Anlagen der Reichshauptstadt rund 58 000 Sprechstellen miteinander und vermitteln jährlich 230 Millionen Gespräche. Derartige Zahlen sprechen klar und deutlich von dem ungeheuren Wachstum und der Bedeutung des Fernsprechers im modernen Verkehrsleben. Allerdings muß man dabei in Betracht ziehen, daß Berlin die größte Telephonanlage der Erde besitzt.

Natürlich stellte der Bau derartig gewaltiger Vermittlungsämter, die diesem sieberhaft pulsirenden Massenverkehr gerecht zu werden vermögen, der Technik außerordentlich entwickelte Aufgaben. Aber zur Ehre unserer Reichs-Postverwaltung muß es gesagt werden, daß auch das Ausland das deutsche öffentliche Telephonwesen als mustergerichtig anerkennt.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehen.

Novellette von Edmund Handke.

Sinnend ließ der junge Arzt den Blick durch das geöffnete Fenster seines Studierstübchens über die vom Glanz des sinkenden Tagesgestirns vergoldete Landschaft schweifen. Wieder einmal war es Herbst geworden. Stoppelfelder und unter der Last ihres Fruchtbehanges sich neigende Obstbäume, soweit das Auge reichte. Dazu das zitternde Flimmern in der Luft, die segelnden Fäden des Altweibersommers und hoch oben im blauen Aether die peilschnell dahinschießenden Schwalben, sich ühend für die weit Reise über das Meer.

Daß sich doch die Gedanken nicht bannen, noch gebieten lassen! Und gerade um die Herbstzeit stürzten die Erinnerungen mit doppelter Kraft auf ihn ein, da gab es kein Mittel sich ihnen zu entziehen.

Ein Tag wie der heutige war es gewesen, der ihm alles raubte, was er auf Erden Feines besaß, woran sein Herz mit allen Fasern hing: Den Vater und das geliebte angebetete Weib. Aufsteigend ließ sich der einsame Mann in den Lehnsstuhl gleiten und verbarg sein Gesicht in den Händen. Kaleidoskopartig zogen die Bilder der Vergangenheit an seinem Auge vorüber.

Als neugeborener Jünger Nestlars war er in die Klinik des Professors B., eines Studienfreundes seines Vaters eingetreten, um sein Wissen zu erweitern und sich auf die seiner harrende Aufgabe vorzubereiten. Galt es doch von jeher als angesehene Sache, daß er dereinst die einträgliche Landpraxis seines Vaters übernehmen sollte. Da gerade hieß es, fest auf den eigenen Füßen zu stehen, in der ländlichen Abgeschiedenheit war er einzig auf sich angewiesen, da konnte nicht so schnell in schwierigen Fällen der Rat von Kollegen eingeholt werden.

Es war eine segensreiche, aber auch arbeitsvolle Lehrzeit. Soeben hatte sich der junge Arzt tommüde zur Ruhe niedergelegt, als schrill die Klingel ertönte, neuen Besuch anmeldend. „Ein schwieriger Fall“, wurde ihm gemeldet; die erste Tragödin des Stadttheaters war bei ihrer Heimkehr auf der dunklen Treppe ausgeglitten und hatte sich einen schweren Beinbruch zugezogen.

Von den Krankenherbergen sorglich gebettet fand er bei seinem Eintritt das schöne Weib, dessen hinreißendes Spiel er wiederholt bewundert. Jetzt allerdings waren die klassisch geformten Züge von Schmerz verzerrt.

Ruhig und unsichtig traf er seine Maßnahmen und nur die Augen des Arztes waren es, welche auf dem Körper der Leidenden ruhten. Die Heilung machte nur langsame Fortschritte, dafür bildete sich jedoch zwischen Arzt und Patientin allmählich ein immer innigeres Verhältnis heraus und wenige Wochen nachdem die Künstlerin die Klinik verlassen, setzte die Verlobungsanzeige der beiden die ganze Stadt in Erstaunen.

In einem langen Brief hatte der Glückliche dem Vater sein übervolles Herz ausgeschüttet und um seinen Segen gebeten. Jedoch erst nach langem Zögern hatte der alte Herr seine Einwilligung gegeben. „Eine Schauspielerin paßt nicht als Frau eines Landarztes“ sagte er und ungläubig schüttelte er den Kopf zu der Behauptung des Sohnes, daß wahre Liebe sich in jede Lebenslage zu finden weiß.

Schon nach wenigen Monaten wurde die Hochzeit gefeiert und mit dem damit verbundenen glänzenden Feste feierte die junge Frau gleich den Abschied von ihrem bisherigen Beruf, denn davon hatte der Vater seine Einwilligung abhängig gemacht; seine Schwiegertochter hatte in der Welt des Scheins nichts mehr zu schaffen.

Ein Jahr war so in ungetrübtem Glück dahingerauscht. Wenn der junge Gatte auch öfters etwas wie ein stilles Sehnen nach Verlorenem, für immer Aufgegebenem auf dem Gesicht seiner Frau zu lesen vermeinte, in Worten äußerte sich dies nie. Nur in ihrem Wesen ging allgemach eine Veränderung vor sich, ihre frühere natürliche Munterkeit wich einem herben, sinnenden Ernst.

Auch die Geburt eines Kindes baunte nur vorübergehend diese trübe Stimmung. Im Gegenteil, eine stille Melancholie bemächtigte sich immer mehr des jungen Weibes, so sehr sich dieses auch mühte, es dem forschenden Auge des Gatten zu verbergen.

Und in dieses kritische, nach Entscheidung drängende Verhältnis traf plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Telegramm, welches die schwere Erkrankung von Reinholds Vater meldete und die sofortige Heimreise des jungen Arztes forderte.

In aller Hast wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen, denn die Reise sollte schon mit dem in einer Stunde abgehenden Schnellzuge angetreten werden.

Weinend hing das junge Weib am Halse des Gatten.

„Nimm mich mit, Reinhold, laß mich nicht allein, gerade jetzt laß mich nicht allein!“

„Sei stark, Bertha, und mach uns den Abschied nicht unnötig schwer! Mein Vaterhaus ist jetzt kein Aufenthalt für Euch. Aber hoffentlich werde ich so viel Zeit finden, uns in der Heimat ein gemütliches Nest zu gründen. In kurzer Zeit, wenn der Herbstzauber über die Natur ausgebreitet liegt, wenn die Schwalben heimwärts ziehen, dann hole ich Euch nach der Heimat, die auch die Deine werden soll!“

Reinhold fand daheim die Situation schlimmer als er es gedacht.

Ein Schlaganfall hatte den Vater teilweise gelähmt und auch das Herz in Mitleidenschaft gezogen, sodaß man täglich mit dem Erlöschen des schwachen Lebensflämmchens rechnen mußte. Reinhold blieb wenig Zeit zum Schreiben, auch die stets und dringend wiederholte Bitte seines jungen Weibes, die Trennung nicht allzulange auszudehnen, hatte er noch nicht erfüllen können.

Und dann kam der Tag, der furchtbar schwere, dessen Ereignisse mit Flammenzeichen in seinem Gedächtnis geschrieben standen.

Ein goldiger Herbsttag war es, wie der heutige, als der Kranke endlich zum ewigen Frieden einging. Was für den müden Pilger eine Wohlthat, bedeutete für das Herz des Sohnes einen schweren Schlag. Rückhaltlos gab sich der junge Arzt dem Schmerz hin.

Wie um ihn zu trösten traf kurz darauf ein Brief ein, dessen Aufschrift ihm Bertha als Absenderin verriet.

Hastig erbrach er den Brief; doch schon nachdem er die ersten Zeilen überflogen, ging eine schreckliche Veränderung mit ihm vor. Die Augen glühten unheimlich in dem totblauen Gesicht, das Briefblatt entfiel den zitternden Händen und mit einem dumpfen Aufschrei brach er bewußtlos zusammen.

Erst nach geraumer Zeit vermochte er sich wieder zu erheben — ein gebrochener müder Mann! Wie apathisch streckte er die Hand nach dem verhängnisvollen Brief aus und ohne

mit der Wimper zu zucken studierte er den Inhalt, Wort für Wort. Noch heute, nach fünf Jahren stand der Inhalt desselben unverwischbar in seinem Gedächtnis.

„Verzeihe mir, Reinhold, wenn ich Dir augenblicklich Schmerz bereite, aber besser so, als ein langes Leben der Täuschung O, hättest Du mich nicht allein gelassen, vielleicht wäre alles anders gekommen. Die Liebe zur Kunst, die schon lange mit der Liebe zu Dir in meinem Herzen rang, gewann doch die Oberhand. Ich fühle es, das Theaterblut macht kein Recht geltend, ich taugte nicht zur Frau eines Landarztes. Mit innigem Danke werde ich stets an alles Gute und Liebe zurückdenken, was Du mir erwiesen, aber ein weiteres Zusammenleben halte ich für unmöglich. Du wirst eine Bessere finden, die Deiner würdiger ist und vergessen Deine unglückliche Bertha.“

Die Anforderungen des täglichen Lebens rüttelten den jungen Arzt aus seiner lethargie auf, doch nur wie mechanisch erfüllte er in der ersten Zeit seine Pflichten. Noch einmal hatte er eine Aussöhnung mit seiner Frau herbeizuführen versucht, hatte sie bewegen wollen, zu ihm zurückzukehren, doch vergebens. Sie beharrte auf ihrem Beschlusse. Einsam zog jedes seine Straße, er seiner Pflicht und seinem ihm geliebten kleinen Söhnchen, sie ihrer Kunst lebend. Ab und zu ersah er aus Zeitungen, wo sie sich befand, und welche glänzende Triumphe sie feierte.

Wie aus einem schweren Traume erwachend schreckte der einsame Mann empor. Die Dunkelheit war fast vollständig hereingebrochen, fern im Westen verglomm das Abendrot.

Plötzlich öffnete sich die Tür und in ihrem Rahmen erschien sein etwa sechsjähriger Knabe, von einer hohen, in dunkle Gewänder gehüllten Frauengestalt an der Hand geführt.

„Hier ist eine kranke Frau, die zu Dir will, lieber Papa!“ unterbrach die helle Stimme des Kleinen die herrschende Stille.

„Verzeihen Sie einen Augenblick, meine Dame, ich will sofort Licht machen.“

Mit raschen Schritten trat die Fremde auf den Arzt zu und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Laß das, Reinhold, gerade die Dunkelheit wird mir das Sprechen erleichtern.“

Wäre ein Blick neben ihm niedergesahren, er hätte auf den Angeredeten nicht anders wirken können als diese Worte.

„Bertha — Du hier? — Was führt Dich her — wozu vernarbte Wunden aufreißen?“ stammelte er fassungslos.

„Ich weiß, ich habe das Recht verwirrt, hier zu stehen — es steht in Deiner Macht, mir die Tür zu weisen! Aber noch einmal mußte ich Dir Auge in Auge gegenübersehen, mußte Dir sagen, wie schwer ich gefehlt und wie unsäglich ich gelitten all die Zeit hindurch.“

Nur zu bald verrancte der Taumel, in den mich der Beifall der Menge versetzte, die Rede der bunten Welt des Scheins widerte mich an. Und alljährlich zur Herbstzeit, wenn die Schwalben zur Reise sich rüsten, packte mich die Neue mit doppelter Gewalt. Schon zweimal war ich zur Herbstzeit hier im Ort, ohne den Mut zu finden, Dir gegenüber zu treten. Und auch heute hätte ich es wohl kaum gewagt! Doch als ich mit einem Ohnmachtsanfall kämpfend am Gitter lehnte, kam Dein Kind — unser Kind, Reinhold — an welchem ich ja auch kein Teil mehr habe. Die klaren Kinderaugen blickten mich so fragend an und als er dann sagte: „Bist Du krank, fremde Frau? Kommt zum Papa, der kann alle Menschen heilen!“ da betrachtete ich dies als eine Jüngung des Himmels und folgte dem kleinen Führer. Nun ist mein Herzenswunsch erfüllt, ich habe Dir meine Beichte abgelegt. Dich und unseren Knaben noch einmal gesehen. Lebwohl, Reinhold, ich werde Deinen Weg nicht wieder kreuzen.“

Der wie aus einer Betäubung Erwachende sah nicht die sich ihm entgegenstreckende Hand.

„Bertha, ist Dir nie der Gedanke gekommen, daß unser Knabe einer Mutter bedarf, nach

Mutterliebe, Mutterfürsorge verlangt, wie jedes andere Kind?“

„Ja, verstehe ich Dich denn recht, Reinhold, Du kannst mir verzeihen, willst mir den Platz wieder einräumen, den ich in unbegreiflichem Leichtsinne verlassen? O, das wäre zu viel des Glücks!“

Statt aller Antwort breitete er ihr die Arme entgegen und schluchzend sank die Weinende an seine Brust.

„Laß uns die bösen Jahre aus dem Gedächtnis streichen, Bertha. Ein widriges Geschick hatte Dich, den an Ruhelosigkeit gewöhnten Wandervogel, aus der richtigen Bahn verschlagen und es hat lange gedauert, bevor Du den Weg zur Heimat wieder fandest. Entsanft Du Dich noch der Worte, mit denen wir damals von einander schieden? Wenn die Schwalben heimwärts ziehen, dann hole ich Euch in die Heimat! Nun haben sie sich doch bewahrheitet; die heimwärts ziehenden Schwalben haben auch meinem müden Wandervogel den Weg zum sicheren Hafen gezeigt.“

Serwandlungsrätsel.

Es liegt als Stadt am Alpensee,
Den man dem Meer vergleicht;
Es kommt herab aus Himmelshöhen,
Wenn Kopf und Fuß ihr streicht;
Und dreht ihr es dann um zum Schluß,
So lebt's am fernen Kongosfluß.

Opernrätsel.

Adam:
Berdi:
Beethoven:
Mozart:
Gluck:
Weber:
Flotow:
Verdi:

Hinter die Namen obiger Komponisten sind bekannte Opern derselben zu setzen. Sind diese richtig gefunden, ergeben deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Titel einer Oper, deren Komponist sich unter den oben genannten befindet.

Wörterrätsel.

Blech, Kariben, Himly, Andernach, Reinzig, Radnagel, Wehrzahl, Medina, Christ, Bedlar, Dichter.

Man merke sich in jedem der obigen elf Wörter drei aufeinanderfolgende Buchstaben und verbinde dann dieselben der Reihe nach. Richtig gefunden ergeben die 33 Buchstaben ein bekanntes Sprichwort.

Kreuzrätsel.

1	2	1. 2. ein Zauberwort, 4. 3. afrikanischer Fluß, 4. 2. Bezeichnung für die türkische reguläre Armee, 1. 4. ein bekannter Astrolog.
3	4	

Rätsel.

12 Streichhölzer liegen auf dem Tische wie hier angegeben. Sie sind nun so zu legen, daß von Nr. 5 bis 7 und von 9 bis 11 zwei Streichhölzer zusammen liegen, indem die Umlegung auf diese Weise geschieht, daß man jedesmal drei, nur das letzte Mal 4 Streichhölzer überpringt.

Geographieaufgabe.

Welchen Namen eines afrikanischen Flusses ergeben ein deutscher, ein französischer, ein südamerikanischer, ein afrikanischer, ein sibirischer und ein böhmischer Fluß mit ihren Anfangsbuchstaben?

Charade.

Gern möcht' ich's nicht so deutlich sagen,
Was meine beiden Erten sind;
Man braucht das Ding in Wintertagen,
Wenn uns umjauchet der kalte Wind.
Die Leuten, ach, daß Gott erbarme!
Wer diese immer brauchen muß,
Gewiß, es dauert uns der Arme,
Der sie verdankt dem Kugelschuß.
Das Ganze nahm oft meine Mutter
Und fuhr mit in die Erten ein.
Hier, Freunden, ist ein Rätseltatter,
Doch bald wird es gelöst sein.

Auflösung aus voriger Nummer.

Rebus: Vier Pototen thaten ihm weh.
(4 Potentaten im W.)



Blätter für den Familienrentisch



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13 24-30. „In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinem Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln? Und er sprach: Nein, damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auf sammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“

Die Kirche Jesu Christi.

XXIII.

Wir stehen heute noch, lieber Leser, in der Oktav des Allerseeleentages, und dieser Umstand erinnert mich wieder einmal an ein treffendes Wort des großen hl. Kirchenlehrers Augustinus: „Es giebt für den Menschen (sagt er) keine heilsamere Mahnung zur Arbeit am Werke des ewigen Heils, als die Betrachtung der Gräber derjenigen, die vor uns dahingegangen sind.“ — Freilich ist es bei dieser Betrachtung nicht genug, sich für einige Augenblicke dem Schmerze zu überlassen, einige Thränen zu weinen, und dann wieder zurückzukehren zu den betäubenden Zerstreungen des gewohnten Lebens. Denn wenn es an einem Tage leicht ist, den Quell der Zähren in einem fühlenden Menschenherzen aufzuschließen, so ist es der Fall am Gedächtnistage derer, die im Glauben und in der Hoffnung uns vorangegangen sind durch die dunkle Pforte des Todes.

Wer von uns, lieber Leser, hat nicht schon am Sarge eines teuern Verstorbenen gestanden! Und wer hat nicht schon die Schauer des Todes gefühlt, wenn er am Sterbelager des Vaters, der Mutter, des Gatten oder der Gattin die letzten Pulsschläge des Lebens mit ängstlicher Spannung beobachtete! Gebrochen war der glänzende Spiegel des Auges, der selbst im Schweigen beredete Worte der Gedanken; erst geschlossen der Mund, das Siegel des Todes war ihm auf gedrückt; geschlossen aber auch die Rechnung: die Seele der vor unseren Augen liegenden sterblichen Hülle war bereits vor ihren göttlichen Richter berufen! Schon im alten Testamente, im Buche des weisen Sirach, wird auf das beredete Schweigen eines Toten hingewiesen; es ist (heißt es), als ob er uns zuriehe: „Denke

an mein Urteil, denn ebenso wird das Deinige sein; heute mir, morgen dir!“

Wie schwer und gewichtig fallen diese Worte in unsere Seele, zumal in diesen Tagen, wo die Kirche uns an die Gräber unserer lieben Verstorbenen führt! Und so benützt die Kirche jede sich darbietende Gelegenheit im Laufe des Kirchenjahres, um uns mahnend zu erinnern an die Hauptaufgabe unseres irdischen Lebens: an die Sorge für das Heil unserer unsterblichen Seele, deren endgültige Bestimmung die nie endende Seligkeit des Himmels ist.

So stoßen wir wieder auf die bereits aufgeworfene Frage: Wer wird selig? Und die Antwort liegt schon in dem Glaubenssage, den wir in der letzten Betrachtung angezogen: Selig wird der, welcher durch die wahre Liebe Gottes — also durch die heiligmachende Gnade — zur wahren (katholischen) Kirche Jesu Christi gehört und in dieser lebendigen Gnadenverbindung auch stirbt.

Du fragst, lieber Leser, was denn da von den armen Heiden zu halten sei, deren es bis auf den heutigen Tag noch eine so große Zahl auf Erden gibt? Wenn diese von der wahren Religion und Kirche Kenntnis erhalten, so sind sie verpflichtet, dieselbe anzunehmen und durch die hl. Taufe in die Kirche einzutreten. Thun sie es aus eigener Verschuldung nicht, so haben sie selbstredend auch die Strafe dieser Verschuldung zu tragen. Allein denken wir uns solche Heiden, die ohne ihre eigene Schuld nicht in der Möglichkeit waren, von Christus und Seiner Kirche zu hören. Da sind nun zwei Dinge zweifellos gewiß: 1. bloß deshalb, weil sie schuldlos Weise nichts wußten, also auch in die wahre Kirche nicht treten konnten, können sie nicht ewig verloren gehen; wenn sie aber solche schwere Sünden begaßen, die gegen das natürliche Gewissen und, welches Gott in das Gewissen eines

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. November.** Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Theodor, Martyrer. Evangelium Matthäus 13, 24-30. Epistel: Kolosser 3, 12-17. • St. Martinus: Fest des Kirchenpatrons des hl. Martinus mit Oktav und vollkommenem Abtag. Nachmittags 3 Uhr Firmunterricht; 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Jünglings-Kongregation; 6 Uhr halbjährige Versammlung der Bruderschaft von Jesus, Maria und Joseph mit Festpredigt, Umzug und Te deum. An allen Werktagen 8 Uhr Hochamt, Abends 1/8 Uhr sakramentale Andacht.
- Montag, 10. November.** Martin, Papst. • St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Eelenamt für die Verstorbenen 4 letzten Jesuiten.
- Dienstag, 11. November.** Martin, Bischof. • St. Martinus: Morgens 9 Uhr in der alten St. Martinuskirche Hochamt.
- Mittwoch, 12. November.** Kunibert, Bischof.
- Donnerstag, 13. November.** Stanislaus, Bischof. • St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Stanislaus Bischofs.
- Freitag, 14. November.** Albert, Bischof.
- Sonntag, 15. November.** Leopold, Markgraf. • St. Martinus: Vom 15. November bis 15. Februar sind an Werktagen hl. Messen um 6, 7, 1/8, 1/9 und 9 Uhr.

Sinnbild.

Der Weise muß zu den Thoren gehn,
 Sonst verliere die Weisheit verloren gehn,
 Da Thoren nie zum Weisen kommen.

jeden Menschen eingeschrieben hat, dann wissen sie selbst auch schon durch den Vorwurf ihres eigenen Gewissens, daß sie gesündigt und Strafe verdient haben: — 2. wenn sie das, in jedes Menschenherz eingeschriebene (natürliche) Sittengesetz gewissenhaft beobachten, so genügt das doch nicht, um die himmlische Seligkeit zu erlangen; es ist vielmehr nötig, daß sie noch auf dieser Welt, also vor ihrem Tode, in die übernatürliche Ordnung eintreten, d. h. sie bedürfen der heiligmachenden Gnade, jenes hochzeitlichen Gewandes der Seele, ohne welches Niemand in den himmlischen Hochzeitsaal eingelassen wird. Wie aber sollen sie denn die heiligmachende Gnade erlangen?

Eine genaue Antwort läßt sich hierauf nicht geben, weil wir nur die ordentlichen (regelmäßigen) Wege und Mittel der Gnade kennen, die uns Gott geoffenbart hat; Seine außerordentlichen Mittel und Wege der Gnade hat Er uns nicht bekannt gemacht. Allein wir haben doch eine wohl begründete Hoffnung, wenn auch keine geoffenbarte Glaubenslehre, daß Gott einem solchen schuldlos Unwissenden Seine Gnade geben werde. So ist z. B. in den Missionsberichten erzählt, daß von zwei reisenden Missionaren der eine sich plötzlich angetrieben gefühlt habe, von der Fahrstraße abzugehen und einen Waldweg einzuschlagen. Nach einigem Widerstreben folgt der andere, aber mit der wiederholt ausgesprochenen Befürchtung, sie könnten in der wilden Gegend gar zu leicht sich verirren. Der erstere aber besteht auf seinem Entschlusse: warum? wußte er selbst nicht. Doch siehe! nach längerem Vordringen in das Dickicht fanden sie eine aus Baumzweigen errichtete Hütte und darin einen Greis liegend, der dem Tode sehr nahe war. Der Missionar fragte ihn, ob er Kenntnis von Gott habe. — „Ich weiß,“ antwortete der Sterbende, „daß es einen großen Geist giebt, der mich erschaffen hat; ich kenne ihn aber nicht und wünsche sehr, daß Er sich mir zu erkennen gebe.“ — „Siehe,“ antwortete der Missionar, „gerade Er ist es, der uns zu dir sendet, damit du ihn kennen und lieben lernest. Aber jage mir: hast du Niemand getötet, wie die Bewohner dieser Wälder so gerne zu thun pflegen?“ — „Nein,“ antwortete der Greis, „ich möchte nicht, daß jemand mich töte, deshalb habe auch ich Niemand getötet.“ — Kurz, der Missionar befragte ihn über das natürliche Sittengesetz, das Gott jedem Menschen in sein Gewissen geschrieben hat, und fand, daß der Greis daselbst seine Lebenszeit sehr gut beobachtet hatte. Er unterrichtete ihn nun in den Grundlehren des Christentums und über die hl. Taufe und spendete sie ihm auf seine Bitte hin. Dann war der Greis wie verklärt vor Freude und starb bald darauf in seliger Hoffnung.

Derlei Fügungen Gottes sind häufiger, als man meint; gewiß aber kommt die Gnade auf noch mehr verborgenen Wegen sehr viel öfter.

Sarah Bernhardt.

Von Dr. Karl Mader.

Also sie ist in dem verkehrten Deutschland, die „göttliche“ Sarah. Die Kunstreise der Reichshauptstadt hatten die Ehre, die berühmte französische Tragödin in ihren Hauptrollen auftreten zu sehen. Auch andere größere Städte, wie Köln, sollen dieser Ehre gewürdigt werden. Nun, wer, wie Verfasser, in der Lage war, die Künstlerin auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, anstauen zu dürfen, der urteilt doch etwas ruhig und kaltblütig über die jetzt 56jährige, zweifellos begabte französische Schauspielerin. Sarah Bernhardt ist eben Französin, genauer Pariserin vom reinsten Wasser, mit allen uns nicht gerade sympathischen Exzentricitäten ihrer Nationalität jaht im Uebermaße ausgestattet, was schon daraus erkannt werden mag, daß sie in erster Linie als Vertreterin Viktor Hugo'scher Ge-

stalten aufzutreten pflegt. In der Tat wird man die Künstlerin am besten verstehen und würdigen, wenn man den Dichter von „Ruy Blas“ versteht. Sarah Bernhardt ist weiter nichts als die getreueste und lebenswahrste Verkörperin Viktor Hugo'schen Geistes, der, ohne auf die ruhige Prüfung menschlicher Lebensrätsel einzugehen, in der explodierenden Leidenschaftlichkeit sich erschöpft, in deren Darstellung er wahrhaft Großartiges leistet. Das ist eben jener Zug zum Außerlichen, Blendenden, der unsere westlichen Nachbarn von jeder Charakteristik und worin eben auch Sarah Bernhardt zweifellos einzig dasteht.

Eine andere Frage ist, wie sich das deutsche Publikum hierzu stellt. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir nach unserer eigenen Erfahrung der Meinung sind, daß derartige Persönlichkeiten, da sie nicht Fleisch von unserem Fleische und Geist und Gemüt von unserem Gemüt sind, uns wohl zur Bewunderung ihrer künstlerischen Darstellungsfähigkeit hinreißen, nimmermehr aber innerlich erwärmen und mit wahrer Herzensheilnahme erfüllen können.

Rosine, genannt Sarah Bernhardt, wurde am 22. Oktober 1846 (nach anderen 1844) in Paris (nach anderen in Havre) geboren. Als Kind war sie sehr ausgelassen, und ihre tollen Streiche — sie erkletterte mit Vorliebe die Bäume der Nachbarschaft u. a. m. — verursachten den Angehörigen manchen Kummer. Später kam sie in das Pariser Konservatorium (1858) da auf Anraten des Herzogs von Nemours beschloßen worden war, sie für das Theater auszubilden zu lassen. Ihr Debut am Théâtre français als Iphigénie (1862) brachte ihr keine Vorbeeren; ihre Aussprache war mangelhaft, und als sie ihre langen dürra Hände gen Himmel emporstreckte, erhob sich im Zuschauerraum lautes Gelächter. Sie mußte bald darauf aus dem Theaterverbände ausscheiden, fand indes später wieder Anstellung am Gymnase-Theater (1863). Auch hier litt es sie nicht lange, angeblich, weil ihr die zugewiesenen Rollen nicht behagten. Im Jahre 1867 finden wir sie am Odéontheater, wo sie ihre ersten Erfolge errang und zwar als Zacharie in Racines „Athalie“, sowie als Zanello in Coppés „Le Passant“ und als Königin in Viktor Hugo's „Ruy Blas“. Der Krieg 1870/71 unterbrach ihre künstlerische Thätigkeit; sie wurde als Krankenpflegerin Leiterin einer Ambulanz. Nach dem Kriege trat sie aufs Neue auf und errang sich als Königin in dem bereits erwähnten Stücke Viktor Hugo's (Ruy Blas) eine Ausstellung am Théâtre français. Bald galt sie, die von der Kritik nun fast einstimmig in den Himmel gehoben wurde, als Frankreichs gefeiertste Tragödin seit der Rachel und Sarcyries ihre herliche Stimme, die er früher als rau und monoton getadelt hatte, und in allen Tonarten wurde der Welt der Aufstieg des neuen „Sternes“ verkündet. Sarah Bernhardt wählte mit Vorliebe solche Rollen, in denen die Leidenschaft die Herzen erschütterte, und weil sie diese mit ungewöhnlicher Lebenswahrheit und Naturtreue zu verkörpern verstand, war ihr Ruhm entschieden. Am 18. April 1880 schickte sie dem Direktor Perrin ihre Entlassung und verließ Paris, vom Gerichte aber wurde sie zu 100 000 Frs. Schadenersatz und zum Verluste ihrer Pension von 44 000 Frs. verurteilt. Jetzt beabsichtigte die Künstlerin, sich ganz von der Bühne zurückzuziehen, da sie der Ansicht war, auch ohne dieselbe ihr Leben fristen zu können. Sie war tatsächlich auch als Malerin und Bildhauerin thätig gewesen, hatte Zeitungsartikel verfaßt, ja, ein Buch über ihre Fahrt im Ballon captif und ein Drama „Die goldene Kadel“ herausgegeben. Aber bald kehrte auch sie zu ihrer ersten Liebe, die Schauspielkunst zurück. Wir finden sie nun auf Gattreisen, die sie nach Schweden und Norwegen, durch die französischen Provinzen, die Schweiz und im Oktober 1880 nach Amerika führten, wo sie bis zum Mai 1885 blieb. In 166 Aufführungen hatte sie sich im Dollarlande das höchste Einkommen von 920 000 Frs. verdient. Später nahm sie neue Gattreisen, die ihr abermals reiche Goldernten brachten; fast alle Länder beglückte sie mit ihrem Auftreten, nur eins nicht: unser deutsches Land! Denn als getreue Nachahmerin Viktor Hugo's hielt sie es für ein unverzeihliches Verbrechen, dem Lande der rothaarigen Bardaren, die es sogar gewagt hatten, das „heilige“ Paris, den „Mittelpunkt des Weltalls“, die Metropole aller Zivilisationen, mit ihren Füßen zu betreten, die Ehre ihrer Gegenwart zu schenken. Im Jahre 1882 verheiratete sie sich mit dem Schauspieler Daria, der im August 1889 starb. In ihr Repertoire nahm sie unterdessen noch die „Kameliendame“, „Fedora“ und Sardous „Tosca“ auf und erzielte allenthalben große Erfolge. Waren diese erschöpft, dann zog sie aufs Neue hinaus in die Welt, und da sie als echte Französin die Reklametrommel mit ungewöhnlichem Geschicke zu rühren verstand, trat bald an die Stelle der Ebbe wieder die Hochfluth blinkenden Goldes. In New-York z. B. brachten drei Aufführungen 126 000 Frs. ein, in Buenos-Aires 20 Aufführungen 500 000 und in Argentinien wollte man vor lauter Begeisterung der Künstlerin im schönsten Teile der Republik 6000 Hektar schenken. Ihre Kunstreisen erstreckten sich später bis nach Afrika und Australien, wo sie für jede Vorstellung im Durchschnitte 6000 Frs. erhielt. Nach weiteren Reisen kaufte sie das Renaissance-Theater in Paris, das sie seit 1893 übernahm und an dem sie fünf Jahre lang gute Geschäfte machte. Dann pachtete sie das Theater des Nations und erzielte während der Ausstellung 1900 glänzende Erfolge. Seitdem befindet sie sich wieder auf Reisen — das Eis aber ist geborsten; auch die barbarischen Deutschen haben nun endlich Gelegenheit, die gefeierte Tragödin zu bewundern.

Wir würden unrecht handeln, wollten wir nur von den Einseitigkeiten und Absonderlichkeiten dieses merkwürdigen und kunstbegabten Weibes reden. Von Gestalt schlant und — einige nennen sie indistret „dürr“ — zeigt ihr Antlitz feine Züge und einen unverkennbaren Ausdruck des Leidens. Ihre Stimme ist von großer Weichheit und melodischer Reinheit. Was ihrer Darstellung indessen ihre beispiellose Anziehungskraft verleiht, das ist die Kunst, alle Mittel herbeizuziehen, um die stärksten Wirkungen zu erzielen. Auch in der Leidenschaft ist sie Meisterin, obwohl ihre physischen Kräfte zur Hervorbringung höchster Effekte nicht ausreichen. Jedenfalls geht sie völlig in ihren Rollen auf, sie ist dann nicht Sarah Bernhardt, sondern das, was sie darstellt, und in einer Art Wahn erscheint sie als die dem Dichter nachgetraumte Gestalt. Erst allmählich, nachdem der Vorhang gefallen, kommt sie wieder zu sich, gleich, als erwache sie aus einem schönen Traume zur nahen Wirklichkeit.

Freuen wir uns, daß unser kunstfünniges Publikum nun auch Gelegenheit hat, über diesen „Stern“ sich sein eigenes Urteil zu bilden.

Namensstagsstimmung.

Humoreske von S. Galm.

„Ist bitte liebste Aurelie sei recht leise. Jonathan ist noch im Bett und heut so reizbar ach!“ Frau Mimi zieht die Schwägerin, die sich mit einem mächtigen Blumentopf beladen hat, über die Schwelle eines kleinen Zimmers. Sie hat etwas Verängstigtes, Scheuzs. „Ach!“ sie seufzt von Neuem. „Denk, Euer Brief kam gestern zu spät, sonst hätte ich Euch noch Nachricht geschickt. Du kennst ja Jonathan; als er hörte, daß Heinrich und die Kinder ihm ein Ständchen bringen wollten, schalt er mich gewaltig aus. Ach du lieber Gott, ich bekomme ja immer die Schuld! Liebste Aurelie Du hättest Heinrich auch von der Ständchenidee abbringen sollen, Du weißt ja wie Dein Bruder ist. Jetzt hat er sich und uns die ganze Namensstagsstimmung verdorben. „Anni, bist Du's Kind? Komm doch herein.“ Dies Alles im Flüßertone. „Laut

Aurelle ist schon da. „Ach entschuldige mich einen Augenblick Schwägerin, ich glaube er rief nach mir.“ Hinaus ist sie. Kopfschüttelnd sieht ihr Frau Aurelle nach. „Du erlaubst wohl,“ sagte sie, den Blumentopf auf den festlich umkränzten Namenstag? Ich niedersehend, „das ist ja ein netter Namenstag. Ihr habt wohl oft solche angenehme Stunden?“

„D“, sagt die Nichte verlegen lächelnd. Sie ist lang, blond, fad, das Ebenbild der Mutter, ebenso nervös, ebenso verschüchtert.

„Zum Donnerwetter nochmal“ schallt von drüben her die Stimme des Haus tyrannen. „Nichts ist am Platz! Frauzimmerwirtschaft!“ Es schlurrt über den Flur. Die Thür wird aufgestoßen.

„Morgen!“
„Guten Morgen lieber Bruder, meinen besten Glückwunsch.“

„Danke“ klingt es mürrisch zurück. „Ach, Blumen wie oft hab ich Euch schon gesagt, Ihr sollt Euch keine Kosten machen. Und denn sage mal, Du hättest Deinem Mann auch aufne geschicktere Idee bringen können, mich aus dem besten Morgenschlaf zu trompeten, und die ganze Nachbarschaft dazu. Natürlich sollte ich salvenhaft in die Hosen fahren und die Herrn Musiker hereinkomplimentieren. Ja Kuchen! Gehustet hab ich denen was! Anni der Grasoff ist natürlich hinausgelaufen. Dumme Gans! Bomben und Granaten, das Knopfloch ist wieder zu klein und die Manschetten haben einen Fleck.“

„Heinrich und die Kinder werden Dir in einer halben Stunde ihren Glückwunsch abwarten.“

„Könnten auch was Besseres thun; haben die Rangen denn keine Schule heute?“

„Heinrich hat zwei Stunden Dispens für sie erwirkt.“

„So — Schopf schwere Brett, da geht's Gebimmel schon los.“

„Ach sieh doch lieber Mann welcher schöne Blumenterb! Von Clodhufen. Wie nett!“

„Na ja kostet mich wieder etliche Bouteillen Rotzpholn. Kenn doch den Saufaus. Der wird sich schon einstellen, wenn's was zu pickeln giebt. Na Aurelle, willst Du kein Ei?“

„Danke nein.“

„Ach so, schon wieder pikiert? Hol's der Geier. Euch Frauzimmer hat auch der Herr in seinem Horn erschaffen. — Da — da klingelt's schon wieder. Ach herrlich Krollmanns — ich höre schon seine fette Stimme. Na Mimi dann sorg nur für ausreichenden Thee. Bei Thee kommt man schließlich immer noch am Billigsten weg.“

„Morgen Namenstagskind. Gratuliere. Ach schon ein Kranz von schönen Frauen um sich? Sie Taufendfaja, das soll wohl Glück bringen, wie? Unterthänigster guten Morgen, schöne Frau.“

„Sie, hören Sie mal, setzen Sie meiner Frau keine Waden in den Kopf, sind so schon genug drin. Na Anni nun hol doch Täschchen und Köffel. Milch fehlt auch. Und die Semmel sind zäh. Wohl zur Feier des Tages! Hättet sie auch etwas aufwärmen können — sei doch nicht so ungeschickt Mädel — im Augenblick hättest Du mir die Sahne auf die gute Hose geschüttet!“

Frau Mimi, Anni, das Mädchen hasteten, rennen hin und her. Die Wünsche des Hausherrn halten alle drei in Atem.

„Aurelle nimm doch mal den dummen Topf da weg! Man kann ja gar nicht miteinander reden. Na Frau Krollmann was machen die Heiratschancen für Ihre Käthi? Will noch immer keiner anbeissen? Na hören Sie mal, 's wird aber doch die höchste Zeit. 28! Alte Jungfrau lrr!“ er schüttelte sich.

Frau Krollmann lächelt gekniffen; ihre Farbe wird gelb, ihre Nase spitz und weiß vor Aerger.

„Da kommen Heinrich und die Kinder!“ ruft zu elle, die am Fenster Ausschau nach den Ihren gehalten hatte. Aergerlich sieht ihr der Bruder nach. „Die sind auch muskeltätig. Keine Ruh bei Tag und Nacht!“

Griesgrämig zieht er die 1 r „ein viertel auf neun. Mimi“ dies zur tretenden „leg Gut und Stod zurecht. Ich muß bald in's Geschäft. Hoffentlich bleibt die liebe Verwandtschaft nicht allzulange.“

Zur Thür herein stolpert ein etwa 20-jähriger langangesehener Schlingel.

„Be . . . be . . . besten Glü . . . gl . . . Glückwunsch“ stottert er.

„D . . . D . . . Danke!“ ahmt ihm der Beglückwünschte nach. „Na ist's noch nicht mit der Zungengymnastik genug, mußt Du jetzt sogar noch über Deine langen Stecken stolpern?“

„Aber so laß doch den Zungen!“ mahnt Frau Mimi.

„Ich gratuliere!“ knigt Julie, das Nichtchen.

„Seh Dich. Da hast Du ein Stück Kuchen. Du mein Himmel, da ist ja wohl gleich die ganze Familie. Tag Heinrich, Tag Emil, Tag Kurt. Danke, danke. Na na na, macht nur nicht solch langes Geseumm. Gespielt habt Ihr übrigens ganz nett. Eine Stunde Schlaf wäre mir allerdings lieber gewesen. Emil, Junge schlinge doch nicht so. Du Tolpatsch. Nein diese Frauzimmer. Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Zu nichts sind sie zu gebrauchen. Her mit der Serviette Anna! Hat mich das kleine Ferkel, die Julie richtig mit Kaffee begossen. Na Schwager 'ne Zigarre? Nimm Dir nur gleich mehr. Ich kenn ja Deine schwache Seite. Ja“ er zieht die Uhr „Ihr müßt entschuldigen, aber ich muß in's Geschäft.“

„Du hast doch Deine Leute.“

„Hab ich. Und was weiter?“

„Nun ich denke . . .“

„Frauzimmer sind immer kurz von Gedanken. Da birste mal ab, liegt ja fingerdicker Staub in der Kreppe!“ Damit hält er Anni den Hut, auf dem kein Stäubchen zu gewahren ist, unter die Nase.

Er seufzt. „Ja man hat's sauer, plagt und schindert sich ab und dabei der Lndant!“ Er sieht giftig auf seine Frau. „Sieh mal einer an. Crapner hat ordentlich gratuliert. Der Glückliche! Jungeselle reich und ledig. Sehen Sie mal her Krollmann, was mir die Damen geschickt haben. Hauschuhe! Und ich trage nie welche.“

„Du hast Dir doch erst im vorigen Winter welche gekauft.“

„Gekauft ja, aber nie getragen.“

„Weil sie Dir zu kalt waren. Es waren lederne. Jetzt haben wir Dir diese extra warm ausfüttern lassen.“ Um Frau Minnis Mund zuckt es. „Sie sind teuer genug.“

„Ja für mein Geld.“

„Aber Jonathan!“

„Ach diese ewige Lappalien! Gräßlich! Man ist froh, wenn man aus dem Hause ist. Und das nennt man Familienglück! Na Frau Krollmann wenn Ihre Käthi mal einen fisch, schicken Sie ihn nur zu mir. Ich will ihm schon reinen Wein einschenken. Ich war viel zu dumm, das heißt zu gut. Na Morgen Krollmann, Morgen Schwager — Schwester — Kinder — eßt mir nur nicht den ganzen Kuchen auf. Adieu Frau. — Anni laß mir den Braten nicht wieder anbrennen.“ Ein Liebchen pfeifend, eilt er davon.

„Entschuldigen Sie nur“ bittet Frau Mimi bedrückt. „Mein Mann ist so nervös. Er hat so viel um die Ohren im Geschäft. Und dann wie gesagt, die Nerven!“

Frau Aurelle lacht kurz und bitter auf.

„Ja“ sagt sie „Gute armen Nerven!“

Frau Krollmann lächelt spitzfindig. Die Kinder schlingen ein Stück Kuchen nach dem andern hinab. Der Schwager thut einen tiefen Griff in die Zigarrenkiste und Frau Mimi seufzte

Auf der Hühnerjagd.

Von Eric Schwarze.

„Hm“, machte der Rentier Schumberger und schmalte mit der Zunge, 's ist doch ein

oentores Essen, so ein Mages Kochhuhn.“ — damit löste er die Scheiben Sped, welche die Mast des lieblich duftenden Bratens diskret schälten.

„Diesen Genuß würde ich Dir noch viel öfter bereiten“, erklärte seine Frau, „wenn ich die Hühner nicht so teuer bezahlen müßte. Aber so reißt jedes Nebhühnen ein gewaltiges Loch in mein ohnehin so knappes Wirtschaftsgeld. Ueberhaupt — wenn Du für etwas mehr Interesse hättest als für Deine Stat- und Regelabende, hättest Du mir längst ein halbes Duzend Nebhühner in die Küche geliefert.“

Herr Schumberger horchte auf. „Kein schlechter Gedanke“, meinte er, während er einen Lauf des Hühnchens in den Mund beförderte, „aber woher die Hühner nehmen und nicht stehlen?“

„Dein Gedankenflug ist wieder ein Mal schwerfälliger als der Flug eines Volkes Hühner“, rügte seine Frau, „und dabei gibt es doch nichts Einfacheres als das: Du läßt Dich vom Gutsbesitzer Heinrich, der sich ja immer auf einen Deiner dicksten Freunde herauspielt, zur Jagd einladen. Was dabei immer an Nebhühnern vor Deine Flinte kommt, knallst Du weg und die Gesamtbeute bringst Du mit nach Hause. Dann kannst Du mit Heinrich IV. ausrufen: toujours perdrix!“

„Wahrhaftig“, pflichtete der Schmaufende bei. „Du hast wie immer so auch diesmal Recht. Das wird gemacht, so wahr ich Christoph Schumberger heiße.“

Und wirklich traf in den nächsten Tagen die Einladung des Gutsbesitzers ein.

Herr Schumberger machte sich daran, sein altes Jagdgewehr, das lange Jahre in der Kumpelkammer ein beschauliches Stilleben geführt hatte, von den Rostflecken zu befreien, mit denen es behaftet war. Die übrige Zeit des Tages verbrachte er damit, die Naturgeschichte des Nebhühnes zu studieren. Zuerst theoretisch, denn bisher hatte sich seine Theorie darauf beschränkt, das Nebhuhn in gebratenem Zustande kennen zu lernen. Da las er denn in den ihm zugänglichen Büchern: Das Nebhuhn ist 26 Ctm. lang, 52 Ctm. breit, die Stirn, Kopfseiten und Kehle sind hell rostrot, der Kopf ist bräunlich mit gelblichen Längsstreifen, der Rücken grau mit rostroten Querbändern, lichten Schaftstrichen und schwarzen Linien, der Bauch ist weiß mit braunem Fleck, die Schwanzfedern sind rostrot usw.

Na, das war ja Alles schön und gut, aber ein Centimeter-Maß mitzunehmen um die Vögel zu messen, erschien ihm zum mindesten überflüssig. Und dann war die Theorie in allen Fällen grau, die Praxis allein konnte ihn zum zünftigen Waidmann machen. Diese erwarb er sich, indem er sich jeden Tag geraume Zeit vor den Auslagen der Wildpret-handlungen aufhielt, wo ganze Schurren von Nebhühnern aufgehängt waren. Da prägte er sich Farbe und Gestalt derartig in sein Gedächtnis, daß er sich getraute, auf eine Distanz von tausend Metern ein Nebhuhn von einem Birkhuhn unterscheiden zu können.

Als Herr Schumberger in voller Jagdrüstung sich zum Ausmarsch rüstete, sah ihm sein Frauchen noch eine Anzahl guter Rat schläge mit auf den Weg: „Also höre mal, Du mußt mächtig aufpassen. Gelbe Läufe muß das Tier haben, die erste Schwungfeder in der Flügelspitze muß oben spitz sein — verstanden? Ist das der Fall, dann schießt Du los. Dann hast Du nämlich junge Tiere erlegt. Siehst Du Hühner mit bläulich-grauen Läufen und solche, deren Schwungfeder oben abgerundet ist, die kannst Du ruhig weiter fliegen lassen. Das sind die alten Grofeltern, die man nie weich kriegen kann.“

Herr Schumberger bekundete sein Nichtverständnis aller dieser Instruktionen durch ein lautes „Ja“ und schob zur Tür hinaus, deren oberen Rahmen der Lauf seines Gewehres zur Hälfte mit auf die Treppe hinausnahm.

„Geh' doch vorsichtig mit dem Schießprügel um,“ schalt seine Frau.

„Thu ich auch“, behauptete der Jäger, „der kann doch nichts dafür, daß ihm die Türe in den Weg gebaut worden ist. Waidmannsheil,“ — damit war er in den Wagen gesprungen, der ihn unten erwartete.

Beim Gutsbesitzer Heinrich war die Jagdgesellschaft schon versammelt. „Ach, alter Freund, na, das ist mir aber lieb, daß Du auch noch kommst,“ begrüßte Heinrich Herrn Schumberger, „was trödelst Du denn so lange. Schnell heran an's Frühstück, hier, Braten, Geflügel . . . na, nimm schon einen Steinhäger, hundert Jahre alt, ein echter Jägerschnaps . . . profit . . . auch ein grüner Pomeranz ist nicht schlecht . . . profit . . . und da ganz was mildes, eigentlich Damen-schnaps . . . Chartreuse, aber das schadet nichts, — ein echter Jägersmann nimmt auch den noch aufs Korn.“

Herr Schumberger aß und trank und trank und aß. Dann ging's hinaus aufs Feld. Vor der Tür erwischte er noch ein Mal den Hausherrn. „Du“, rief er den an, „auf ein Wort! Also erstens mal müssen die Rebhühner 26 Ctm. lang und 52 Ctm. breit sein, dann dürfen sie keine bläulich-grauen Füße haben und keine nach oben abgerundete Flügel, sonst . . .“

„Ach was sonst,“ lachte der, „kümmere Dich weder um die Centimeter, noch um die Füße, noch um die Flügel, sobald ein Volk aufsteigt, schießt Du mitten mang. Du mußt ja was treffen, denn die Schrote aus Deiner Büchse streuen ihre tödtliche Ladung auf Weilen in die Runde.“

Herr Schumberger betrachtete misstrauischen Blickes sein Gewehr; daß dasselbe so gefährliche Wirkungen im Gefolge haben könnte, hatte er sich bisher noch nicht träumen lassen. „Weilen in die Runde . . .“ — er hob die Flinte vorsichtig hoch, stützte den Kolben in die Hüfte, tippte mit dem Zeigefinger an den Abzug, der hin und her wackelte wie ein über-schnapptes Türschloß. Das Ding war unterschieden nicht in Ordnung, es gehorchte ja selbst dem leisesten Fingerdruck nicht. Also schärfer drücken . . . na, —'s war wieder nichts, — also, . . . der Zeigefinger legte sich mit ziemlicher Wucht an den Hebel ganz unten am Ende, aber der Abzug rührte sich nicht. Noch schärfer zu drücken, wagte Herr Schumberger nicht, draußen im Revier wollte er schon feste zugreifen, jetzt aber, noch auf dem Gutshofe . . . Er zog mit hastiger Geberde den Zeigefinger wieder aus dem Bügel, da . . . plaus, — erdröhnte ein Schuß und die Schrote prasselten gleich einem Hagelwetter gegen das in stolzer Höhe thronende Taubenhans. Die geängstigten Tiere schwirrten wie losgelassene Raketen gen Himmel.

Von allen Seiten stürzten die Jagdgenossen herbei. „Schumberger, Freund, Mensch,“ rief der Jagdherr, „meine Rebhühner darfst Du mir ja totschießen, aber ich habe Dich doch nicht zu einem Taubenmorde eingeladen.“

„Weiß ich ja,“ stammelte der unglückliche Schütze ganz erschrocken, „aber ich wußte doch nicht, daß die alte Knarre zeitiger losgehen würde als ich's haben wollte. Die gehorcht sonst dem leisesten Fingerdruck.“

„Desto vorsichtiger mußt Du eben vorgehen,“ mahnte der Gutsbesitzer. „Also Vorsicht, Vorsicht . . .!“

Und der Schütze Schumberger war vorsichtig. Als eine halbe Stunde später das erste Hühner-volk surrend vor ihm aufstieg, drückte er sein Gewehr überhaupt nicht ab. Als er zum zweiten Mal zum Schuß kommen konnte, versäumte er den günstigen Moment, das Gewehr ging los als er es schon aus der Anschlaglinie gebracht hatte und die Schrote rasierten die Schmalseite des Vorstehhundes seines Nachbarn. Dem dritten Schuß fielen die Kronen zweier junger Pappeln zum Opfer und der vierte zertrümmerte einen Mistkasten, den ein Staarenpaar bisher bewohnt hatte. Die Bretterchen sanken durchlöchert wie die Siebe rechts und links zur Erde nieder. Herr Schumberger überlegte es sich nach diesen

Erfolgen, ob es nicht das geratenste sei, den Jagdbetrieb überhaupt einzustellen. Aber als er hörte daß rechts und links von ihm noch weiter drauf gepufft wurde, schob auch er noch zwei Patronenhülsen in den Lauf und stolperte weiter über Sturzäcker. Da links an der Chaussee winkte ihm ein Gasthofschild: „Zum grünen Jäger“ konnte er mit unbewaffnetem Auge die Aufschrift lesen. Kam ihm keinerlei Getier mehr vor den Lauf, würde er dort sicher jene Ruhe finden, nach welcher er sich schon bei Beginn der Jagd gesehnt hatte. Er dirigierte sich also nebst Gewehr und Jagdtasche nach links. Und da ihm das Jagdglück tatsächlich nicht mehr hold zu sein schien, hatte er bald den Hof des „grünen Jäger“ erreicht. Behutsam lehnte er sein Gewehr draußen in die Ecke. Kaum hatte der Schast den Erdboden berührt, — krach, fauste ein Schuß durch die Fensterscheiben in das Gastzimmer und — krach, hielt der andere im Hühnerhof eine ent-sehliche Ernte: der Hahn zappelte in Todes-nöten und drei seiner getreuen Gefährtinnen hatten die Schrottkörner ohne Weiteres zur Strecke gebracht.

„Ich hätte es wirklich nicht geglaubt, liebes Männchen,“ erklärte am nächsten Morgen Frau Schumberger, „daß Du so ein wackerer Schütze sein würdest. Und welchen scharfen Blick Du gehabt hast: acht Hühner, jedes Einzelne 26 zu 52 Centimeter und alle acht eidottergelbe Beinchen und Schwungfedern spitz wie Nadeln. Ein solches Resultat erzielt ja der zehnte Jäger kaum . . .“

„Na und ob,“ meinte Herr Schumberger und schnitt eine Grimasse.

„Und jetzt kann man sich endlich ein Mal an Rebhühnerbraten satt essen,“ schmunzelte die Frau weiter, „das wäre mir sonst sicher nicht passiert. Denn diese erfreuliche Jagdbeute ist ja mehr wie billig, außer ein paar Patronen kosten die lieblichen Vögel doch gar nichts.“

„Nein, gar nichts,“ log Herr Schumberger und machte eine hastige Geberde nach seinem Portemonnaie. Dann ging er in die Küche und gab dem Dienstmädchen die strengste Ordre, die Briefeingänge der ganzen kommenden Woche bei Strafe sofortiger Entlassung nicht an seine Frau, sondern nur ganz persönlich an ihn auszuhändigen. „Es werden Briefe meines Jagdfreundes, des Gutsbesitzers Heinrich dabei sein,“ setzte er dem Mädchen auseinander, „und meine Frau braucht nicht zu wissen, daß der mir schon wieder eine Einladung zur Jagd zuschickt . . .“

Bifferrätsel.

Zu stolzer Bier trägt 2-7
Gar Edles bei, hoch kommt der Kauf,
Der Stadt ist stets es fern geblieben,
Doch gern tritt's in Gesellschaft auf.
Am liebsten mag es draußen weilen,
Philosophierend dazustehen:
Wo Wasser schimmern, Ströme eilen
Kannst du in 2-6 es sehen.

Manch einen trieb schon das Verlangen
Ganz 1, 2, 3, 4 es zu schaun,
Manch 5-8 ist schon gegangen
2/7 nach im Morgengrauen;
Sein 3, 4, 6, 8 fand er selten,
Und wenn er nicht verlegt den Hort
Wird keine Mutter darob schelten —
Nun sagt, wie heißt das ganze Wort?

Silben-Diamant.



Statt der Zahlen sind Silben zu setzen, dergestalt daß bedeutet: 1 Ausruf. 1-2 Komponist. 2-2 Volk in Afrika. 2-3 Hauptstadt eines mächtigen Reichs. 3-4 Baum. 4-5 Waffe. 1-5 Sinneswerkzeuge. 2-5 preussische Stadt, Stift in Norwegen. 3-5 Stadt in Hannover.

Citaten-Rätsel.

1. Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht. Goethe.
2. Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust. Schiller.
3. Freude, führe du mich immer an rosigem Band. Schiller.
4. Gegen euch seid immer streng und fest. Herder.
5. In mäß'ger Weise schafft der böje Geist. Schiller.
6. Schönheit kündigt allen Born. Goethe.
7. Das geht nicht zu mit rechten Dingen. Schiller.
8. Nichts wissen ist so schlimm als nichts thun. Jean Paul.
9. Ich bin besser als mein Ruf. Schiller.
10. O glücklich, wer noch hoffen kann. Goethe.
11. Scheue Niemand soviel als dich selbst. Claudius.
12. Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen. Schiller.

Aus jedem der vorstehenden Citate ist ein Wort zu wählen, so daß man ein Citat aus Goethe's „Torquato Tasso“ erhält.

Worträtsel.

Was manchem Manne ein Gericht
Im Magen wohl bereitet:
Das schreibt auch mancher ans Gericht
Wenn Unrecht er erleidet.

Dreißigbüge Charade.

Empor zur Höh' die Erste zeigt,
Begrüßt auch wohl gesprengte Schranken,
Und wenn dem Schluß sie zugeneigt,
Wie Wichtiges ihr oft verdanken.
Am ersten Schultag, wie zur Zeit,
Wenn selbst wir Redenshaft uns geben,
Das lebe Paar sporat und erireut
Als Urteil über Thun und Streben.

Das Ganze immerdar zu sein
Ist Tugend, die oft schwer zu üben;
Und doch kann sich der Sonnenschein
Des Glückes sonstens sich leicht trüben.

Quadrat-Rätsel.

A	A	A	A	A	A	A
A	A	B	C	D	E	E
E	E	E	E	E	E	G
G	H	I	I	I	I	I
K	L	L	L	M	M	N
N	N	P	R	R	R	R
S	S	S	S	S	T	W

Die Buchstaben im obigem Quadrat sollen so umgekehrt werden, daß wagerechte Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Spanischer Staatsmann. 2. Bezirkstadt in Böhmen. 3. Steppensee in Asien. 4. Komponist. 5. Strom in Hindustan. 6. Kreisstadt im Regierungsbezirk Hildesheim. 7. Alttestamentlicher Name.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, zwei bekannte Länder.

Arithmogryph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Blume.
- 2 5 9 3 2 4 eine Oper.
- 3 2 8 9 2 Hauptfigur aus einem Drama von Shakespeare.
- 4 9 6 1 9 Blume.
- 5 3 9 8 9 4 Stadt in Deutschland.
- 6 2 3 5 9 3 Pflanzengattung.
- 7 6 8 9 Baum.
- 8 9 6 2 4 9 Frucht.
- 9 6 5 9 deutscher Fluß.

Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen der am Anfang stehenden Blume.

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Verwandlungsrätsel: Bregenz, Regenz, Reger.
Opernrätsel: Postillon, Rigolotto, Egmont, Cossantutte, Jphigenia, Oberon, Stradella, Aida, Preciosa (Weber.)
Worträtsel: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.
Kreuzrätsel: Sesam, Neger, Nisam, Seni.
Rätsel: 1 auf 3, 2 auf 6, 6 auf 10, 12 auf 9, 3 auf 7, 8 auf 11, 9 auf 8, 4 auf 9.
Geographicaufgabe: Oder, Rhone, Amazonasstrom, Nil, Jenissei, Eger, Dranje.
Charade: Dfenbrücke.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten. (Kirchweihfest).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13, 31-35. „In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dies ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern und es wird zu einem Baume, sodaß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen: damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen und will ansprechen, was von Anbeginn der Welt verborgen war.“

Die katholische Kirche — das wahre „Senfkörnlein.“

Das heutige Sonntagsevangelium bringt uns, lieber Leser, wiederum zwei Gleichnisse (Parabeln) aus dem 13. Hauptstück des hl. Evangelisten Matthäus. Gerade diese Gleichnisse vom Reiche Gottes gewinnen eine große apologetische (beweiskräftige) Bedeutung für unsere katholische Kirche, weil Jesus in diesen Gleichnissen den Grundriß Seiner Kirche zeichnet, und weil — wie sich leicht dartun läßt — das geistige Gebäude unserer katholischen Kirche im Ganzen wie im Einzelnen diesem Grundriße entspricht. Keine andere Religionsgesellschaft kann diesen Beweis für sich erbringen. Die katholische Kirche aber besitzt in der Uebereinstimmung des vom Heiland entworfenen „Grundrisses“ und des im Laufe der Jahrhunderte verwirklichten Baues ein Merkmal für ihre Göttlichkeit, — ein Merkmal, das um so deutlicher ist, weil es „auf Tatsachen beruht, und zwar nicht auf einzelnen, vorübergehenden Ereignissen, sondern auf tief in die Weltgeschichte eingreifenden, zum großen Teil allzeit fortdauernden Tatsachen, und zwar auf Tatsachen, die wie die Belehrung der Welt, die Ausbreitung, Erhaltung und das Leben der Kirche, überdies die Bürgschaft ihres göttlichen Ursprungs und übernatürlichen Charakters in sich selbst tragen, und so der Tatsache der Vorherjagung und Erfüllung ein neues selbstständiges Zeugnis hinzufügen.“ *)

Das Senfkörnlein nun, von dem der Herr im Evangelium des heutigen Sonntags spricht, hat nicht nur das Streben in sich, sich auszudehnen, und zwar in Folge der ihm innewohnenden Kraft, sondern dieses Streben ist auch vom herrlichsten Erfolge

gekrönt. Die ihm innewohnende Kraft tritt wunderbar in die äußere Erscheinung; denn es wird größer als alle übrigen Gartengewächse: es wird ein Baum und treibt stets neue Zweige, und es kommen die Vögel des Himmels und suchen Schatten und Ruhe in seinen Zweigen. — So genügt zur Katholizität auch nicht lediglich die Predigt in der ganzen Welt, sondern diese muß sich ja fruchtbar erweisen durch dauernde Belehrung der Völker, also durch einen übernatürlichen Segen, der sie begleitet. Das ist aber in vollem Maße der Fall in unserer katholischen Kirche, und deshalb finden in ihr auch alle die genannten Jüge ihr Abbild, und sie finden es in ihr allein.

Schon bei dem ersten Pfingstfeste des Neuen Bundes wurden, auf die Predigt des hl. Petrus hin, der Kirche Jesu „hinzugefügt bei dreitausend Seelen“ (Apgsch. 2, 41). Dann zogen die Apostel, entblößt von allen irdischen Hilfsmitteln, einzig ausgerüstet mit dem Feuer des Heil. Geistes, hinaus in die heidnische, in alle erdenklichen Laster versunkene Welt und verkündeten das Evangelium vom Kreuze, das den allgemein herrschenden Ansichten und tief eingewurzelten Gewohnheiten so ganz und gar widersprach, — und siehe! die Welt beugte sich vor ihnen. Sie sprachen, und ihre Worte waren ein flammendes Schwert. Sie zogen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Insel zu Insel, und ihr Zug war, trotz der ungünstigsten Vorurteile seitens der Heiden wie der Juden, trotz gewaltiger und blutiger Verfolgungen seitens der Mächtigen, ein fortgesetzter Siegeszug.

Das „Senfkörnlein“ entfaltete eine gewaltige Kraft. Schon der große Völkerapostel Paulus durfte Gott dafür preisen, daß die Stimme der Apostel „wiederhallte auf der ganzen Erde, und daß ihre Worte

Kirchenkalender.
Sonntag, 16. November. Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Kirchweihfest. Edmund, Bischof. Evangelium Matthäus 13, 31-35. Epistel: Thestalonicher I, 2-10. Festtags-Evangelium Lukas 19, 1-10. Epistel: Geh. Offenbarung 21, 2-5. * Maria Himmelfahrt * Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. * St. Martinus: um 6 Uhr gem. hl. Kommunion für die Marian. Männer-Sodalität. Um 7/8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Martinsstr. Schluß der St. Martins-Oktaf. Abends 6 Uhr feierl. Komplet, Predigt, Umzug und Te Deum.
Montag, 17. November. Gregor, Bischof.
Dienstag, 18. November. Eugen, Bischof.
Mittwoch, 19. November. Elisabeth, Witwe. Buß- und Betttag. Gebotener Feiertag Maria-Opferung. Evangelium Lukas 11, 27-28. Epistel: Ecclesi. 24, 14-16. * St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gem. hl. Kommunion der Marian. Jungfrauen-Kongregation. * St. Martinus: 13 stündiges Gebet. 6 Uhr Komplet und Schlußsegen. * Dominikaner-Klosterkirche: 13 stündiges Gebet. * Karmeliterinnen-Klosterkirche: Morgens 7/7 Uhr erste hl. Messe. 7/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Festandacht. Während der Oktaf ist Nachmittags 4 Uhr Andacht.
Donnerstag, 20. November. Feliz, Priester.
Freitag, 21. November. Maria-Opferung. * St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
Samstag, 22. November. Cäcilia, Jungfrau und Märtyrin. * St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe mit Segen.

*) S. einz. l. Dogm. Theol. I, S. 465.

bis an die Grenzen des Erdkreises drängen" (Röm. 10, 18). Der hl. Polycarp († um 155), ein Schüler des hl. Apostels Johannes, konnte in seinem letzten Gebete schon „der über den Erdkreis hin verbreiteten katholischen Kirche“ gedenken. Der hl. Justinus († 167), stellte es, ohne Widerspruch zu erfahren, als eine bekannte Sache hin, „daß es keine Klasse von Menschen gebe . . . unter denen nicht Gebete und Dankgebungen Gott dem Vater dargebracht werden im Namen Jesu, des Bekrenzigten.“ Und um das Jahr 197 konnte Tertullian es wagen, an den Magistrat der Welthauptstadt Rom die Worte zu richten: „Wir sind zwar erst von gestern, und doch erfüllen wir alles, eure Städte, eure Inseln, eure Burgen, eure Flecken, eure Rathäuser, eure Dörfer, eure Versammlungen, den Palast, den Senat, den Markt; wir lassen euch nur eure Tempel!“ — Dasselbe bestätigten heidnische Schriftsteller jener Zeit. So sagt Seneca († 65): Die Christen „finden sich in allen Ländern; die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben.“ — Von allen Parteien, selbst von ihren Feinden, wird der Kirche der Name „katholisch“ (allgemein) zuerkannt. Schon der hl. Augustinus († 430) hat es ausgesprochen: Wenn man in eine fremde Stadt komme und nach der katholischen Kirche frage, wage selbst kein Häretiker eine andere, und wäre es auch seine eigene, als die der wirklichen katholischen Kirche zu zeigen, — und, lieber Leser, bis auf den heutigen Tag ist es nicht anders geworden.

Das „Senfkörnlein“ wuchs und wurde größer als alle Gartengewächse.“ Keine von den getrennten christlichen Genossenschaften kann sich entfernt einer solchen Verbreitung rühmen wie unsere katholische Kirche; keine derselben kann sich, was die Zahl der Bekenners angeht, entfernt mit ihr vergleichen: Sie zählt, obwohl fast überall von Ungläubigen und Irreligiösen verfolgt, nahezu so viel Bekenners (ungefähr 231 Millionen), als alle anderen, in unzählige Sekten gespaltenen, christlichen Religionsgenossenschaften zusammen (ungefähr 241 Millionen). **

Das „Senfkörnlein“ wuchs und wurde ein Baum, der die Erde umspannt. Ständig durch alle Jahrhunderte trieb dieser Baum neue, große Zweige. Wohl sind im Laufe der Zeit, ja, bis in unsere Tage hinein, auch manche „Zweige“ verdorrt, und manche haben zum tiefen Schmerz der Kirche von ihrem lebenspendenden Stamme sich losgelöst. Nichtsdestoweniger bleibt die Kirche in jedem Zeitraum der Geschichte „katholisch“ (allgemein) und bleibt als solche (als Weltkirche) auch zu erkennen für Jeden, der sehen will und nicht mit Absicht die Augen verschließt; denn was sie durch Abfall in dem einen Lande verloren, gewinnt sie reichlich in einem andern wieder. Man braucht nur die Grenzen der katholischen Kirche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts mit denen zu vergleichen, die sie gegenwärtig hat, und man wird sich sofort davon überzeugen.

Kurz, unsere katholische Kirche ist das wahre Abbild des zum großen, stattlichen Baum emporgewachsenen „Senfkörnleins“, und darin liegt ein Merkmal ihrer Wahrheit, ihrer Göttlichkeit.

S.

Hygienische Winke bei der herrschenden Fleischnot.

Von Dr. med. Ebng.

Überall im deutschen Vaterlande regt sich die Opposition gegen die angeblich vom Staate verursachte Fleischnot. Bis in dieser Hinsicht Klarheit und Abhilfe geschaffen ist, leisten hoffentlich nachfolgende Mitteilungen gute Dienste für jetzt und alle Zukunft.

Das Fleisch ist nicht so unerlässlich, wie viele Menschen glauben. Wenn es weniger auf

Veckerbissen als auf kräftige Ernährung ankommt, der findet sehr leicht guten und billigen Ersatz für das jetzt so teure Fleisch. Gutes Fleisch enthält höchstens 20 pCt. Eiweiß, dagegen enthalten die Linsen 26 pCt., die Erbsen und Bohnen 22 bis 24 pCt. Eiweiß; nicht minder hoch im Wert steht der Hafer, der in Form von Hafermehl noch lange nicht genug Verwendung findet. Unsere Vorfahren wußten den Hafer besser zu schätzen. Sie konnten nicht unsern Kaffee, sie kochten dafür morgens den Haferbrei und gediehen vortrefflich dabei. Die angegebenen Zahlen beweisen, daß viele Pflanzenpeisen dem Fleische überlegen sind an Nährwert. Freilich hat das Fleisch den großen Vorteil, leichter verdaut zu werden als pflanzliche Nahrung, doch spielt dies für die arbeitende Klasse keine Rolle.

Eiweiß braucht der körperlich arbeitende Mensch täglich etwa 100 Gramm, aber auch nicht mehr. Ebenso wichtig sind für den stark arbeitenden Körper die Kohlenhydrate, das heißt Nahrungsmittel, die wenig oder gar kein Eiweiß enthalten, wie Fett, Del, Kartoffeln und Brot, Kaffee und Bier.

Die Zufuhr von Fetten aber hat ihre Grenzen in dem Gegenwillen des Menschen der besonders in heißer Jahreszeit nicht gerne viel Fett zu sich nimmt. In neuester Zeit nun hat man in dem Zucker ein vorzügliches Nahrungsmittel, eines der besten Kohlenhydrate entdeckt. Besonders durch Sportleute von Beruf ist der Zucker zu hohem Ansehen gelangt. Radfahrer und Bergbesteiger halten den Zucker für ein Nahrungsmittel par excellence. Schon lange haben Radfahrer von Beruf dem Bier und Wein bei ihren anstrengenden Fahrten abgeschworen um zum Genuß von Kaffee oder Zuckerswasser überzugehen. Hauptmann Steiniger sagt in seinem Buche: „Die Bedeutung des Zuckers als Kraftmittel“, daß er bei großen Anstrengungen Zucker täglich bis zu tausend Gramm in Wasser oder Wein genommen habe, ohne störende Nebenwirkung und fast ohne jede andere Wirkung.

Dieses schlagende Beispiel mag sehr für die Güte des Zuckers als Nähr- und Kraftmittel sprechen, aber niemals kann es die jetzt übliche vielseitige Ernährungsmethode ersetzen. Wer nur von Zucker leben wollte, der würde es bald an seinem Gesamtbefinden merken, daß er auf einem Holzwege sich befindet. Jede einseitige Nahrung ist vom Uebel, selbst die von Milch, wenigstens bei Erwachsenen. Milch ist das einzige Nahrungsmittel, welches alle Stoffe enthält, die unser Organismus zu seiner Gesundheit und Erhaltung bedarf. Ein zweites so vollkommenes Nahrungsmittel kennen wir nicht. Milch ist in der Tat weißes Blut.

Der ganze menschliche Organismus ist auf gemischte Kost eingerichtet, er bedarf der Abwechslung. Aus den günstigen Erfahrungen, die man mit dem Zuckergenuß gemacht hat, sollte aber die Menschheit und zwar besonders die starkkörperlich arbeitende die Nutzenwendung ziehen, möglichst viel süße Nahrungsmittel, süße Getränke, süße Suppen und feste Speisen zu genießen. Der Zucker ist ungeheuer leicht zu verdauen und hinterläßt so gut wie gar keine Schlacken. Das sind zwei ungeheuer wichtige Vorzüge, denn der Wert der Nahrungsmittel richtet sich in erster Linie nach dem Grad ihrer Verdaulichkeit.

Die Nahrungsmittel sind aber um so verdaulicher, je flüssiger und je leichter sie im Wasser und in den für sie bestimmten Verdauungsflüssigkeiten, im Mund- und Bauchspeichel, im Magen- und Darmsaft, löslich sind. Am schnellsten werden daher Wasser, Zucker und die Nährsalze verdaut und ins Blut gebracht.

Feste Speisen sind um so verdaulicher, je leichter die Verdauungsflüssigkeiten in sie hineindringen können. Daher das alte, wahre Wort: „Gut gekaut, ist halb verdaut.“ Die Nahrungsmittel sind um so verdaulicher, von Natur aus, je näher sie den Stoffen unseres Körpers stehen. Deshalb verdaut der Mensch auch leichter die tierische als die pflanzliche Nahrung.

Dagegen haben die pflanzlichen Nahrungsmittel den großen Vorteil, daß sie in der Regel von gleich guter Beschaffenheit sind, während der Wert des Fleisches sehr schwankend ist. Das wertvollste Fleisch liefern in der Regel die Rinder, welche ausschließlich mit Cerealien und Heu gefüttert werden. Und auch bei dieser Fütterung sind Unterschiede möglich. Tiere, die in gebirgigen Gegenden süßes Heu verzehren, haben ein weit besseres und schmackhafteres Fleisch als solche, die in Niederungen oder gar sumpfigen Gegenden schlechtes oder saures Heu als Nahrung erhalten. Das schlechteste Fleisch aber haben die Rinder, welche mit Schlempe oder Runkelrübenprühlungen gefüttert werden. Besteht gar das Futter vorherrschend aus Delkuchen, so erhalten Fleisch und Fett einen ranzigen Beigeschmack.

Die neuere Wissenschaft weist aber nicht nur auf den reinen Zucker, sondern auch auf das Kochsalz hin. Dieses Salz wird oft als salziges Gewürz bezeichnet, das ist aber falsch. Salz ist mehr als ein Gewürz, es ist ein wirkliches und unentbehrliches Ernährungssalz. Kochsalz ist ein wesentlicher Bestandteil des Blutes und der Gewebe. Es wird fortwährend durch Haut, Nieren und andere Absonderungsorgane aus unserem Körper entfernt, so daß wir also gezwungen sind, demselben immerfort Salz zuzuführen, das heißt nicht in natura, sondern mit anderen Nahrungsmitteln. Da die pflanzlichen Speisen weit weniger Salz enthalten, als die tierischen, so müssen erstere auch mehr gesalzen werden.

Fleisch bedarf um so weniger Salz, je blutreicher es ist, weil jedes Blut sehr salzreich ist.

Das Kochsalz ist nicht nur ein unerlässlicher Bestandteil unseres Organismus, es trägt auch zur Verdauung bei, indem es die Absonderung der Verdauungssäfte anregt und die Auflösung eiweißartiger Stoffe und schwerlöslicher Fette befördert.

Auch entzieht das Salz zu seiner Auflösung, zu seinem Flüssigbleiben, dem Blute immerfort Wasser; so erzeugt es den Durst und fordert zum Trinken auf.

Die Fleischesser par excellence mögen wohl bedenken, daß zu reichlicher Fleischgenuß ungesund ist. Uebermäßiger Fleischgenuß macht unser Blut zu reich an Eiweißstoffen und erzeugt dadurch Vollblütigkeit, Kongestionen, Kopfschmerz und Bicht. Das sind Leiden, die bei überwiegender Pflanzenkost nicht vorkommen. Eine zeitweise Entziehung von Fleischnahrung würde vielen Menschen gesundheitlich sehr von Nutzen sein.

Am Saares Breite.

Skizze von M. Walter.

Fast am Ende der Stadt dicht am Ufer eines kleinen Flüsschens stand das Haus meiner Eltern, in dem ich geboren und aufgewachsen bin. Es sah nicht besonders schön aus mit seinem alten Schieferdach und den teilweise geborstenen Mauern, aus deren Ritzen sich der Ephen in wirrem Geckling hervordrängte, aber es war bequem und geräumig und bildete mit samt dem Garten das Paradies meiner Kindheit.

Unter den alten Linden, im Schatten des breitstämmigen Kastanienbaums, zu dessen Füßen sich eine herrlich grüne Wiese mit den buntesten Blumen ausbreitete, verträumte ich so manche glückliche Stunde und noch heute, nach zwanzig Jahren, steht dieses Fleckchen Erde so klar und deutlich in der Erinnerung vor mir, als hätte ich es erst gestern verlassen.

Unsere Nachbarn waren mit meinen Eltern befreundet. Sie besaßen ein einziges Kind — ein reizendes kleines Mädchen, Namens Adelheid. Sie wurde die Gespielin meiner Kindheit, meiner Jugend. So weit ich zurückdenken kann, ist ihr Bild in Alles verwebt, was ich erlebt habe; wir vertrauten uns gegenseitig unsere kleinen Geheimnisse an und liebten uns wie Bruder und Schwester.

Ich zählte fünfzehn, Adelheid dreizehn Jahre, als unserem kindlichen Freundschafts-

** Nach den Angaben des Internat. Instituts für Statistik in Paris.

bund ein jähes Ende bereitet wurde. Unsere Eltern fanden es nicht mehr passend, daß wir soviel zusammen verkehrten; wir durften uns nur noch in ihrer Gegenwart sehen und mit unseren unbefangenen Plaudereien im Schatten der Bäume, unserer idyllischen Kahnfahrten auf dem Fluß war es vorbei.

Allmählig, aber doch fühlbar trat eine Schranke zwischen uns; die frühere Vertraulichkeit hatte einer gewissen Befangenheit Platz gemacht; ich fühlte daß meine Liebe zu ihr nicht mehr brüderlich sondern heiß und leidenschaftlich war.

Diese Neigung kühlte auch nicht ab, als eine längere Trennung zwischen uns trat. Adelheid kam in ein Pensionat, ich ging nach München, um mich zum Maler auszubilden. Nach zwei Jahren sahen wir uns wieder. Sie war wunderschön geworden und ihr Anblick entflammte mein Herz zu neuer Leidenschaft. Leider fand ich keine Gelegenheit, sie allein zu sehen, denn sie wurde überaus streng gehütet. Später erfuhr ich die Ursache — man hatte bereits einen Gatten für sie gewählt, einen bedeutend älteren aber sehr reichen Mann. Ihre Verheiratung im folgenden Jahr war der erste bittere Schmerz meines Lebens, dem ich mich anfangs rückhaltlos hingab. Noch und nach jedoch gewann das Interesse für meinen Beruf wieder die Oberhand und schließlich verblaßte die Erinnerung an das dunkeläugige Mädchen mit dem blonden Goldhaar, das der Traum meiner ersten Liebe gewesen.

Fünfzehn Jahre waren verstrichen. Dank meines rastlosen Strebens hatte ich mir eine angesehene Stellung errungen; ich lebte sorglos und der Besiß einer hübschen jungen Frau, sowie eines prächtigen kleinen Stammhalters machte mein Glück zu einem vollkommenen.

Zu dieser Zeit war es, daß ich Adelheid wieder sah. Ich erinnere mich dessen, als sei es erst gestern geschehen. Ein herrlicher Frühlingmorgen mit der ganzen Pracht der erwachenden Natur; ein Singen und Klingen ringsumher und das goldene Sonnenlicht in breitem Strom durch die weitgeöffneten Fenster meines Ateliers strömend. Von dem Plage aus, wo ich arbeitete, überschaute ich den blühenden Garten, erblickte ich mein junges Weib in seliger Mutterfreude mit unserem Erstgeborenen spielend. Alles um mich her atmete das Glück — ja mehr als das: die Sicherheit des Glücks. Und diese Sicherheit verurfachte mir ein unendliches Behagen, gab mir das Gefühl, als sei ich gefeit gegen alle Stürme des Leben.

Während ich dieser angenehmen Empfindung nachhing, brachte mir der Diener eine Visitenkarte.

„Eine Dame in Trauer wünscht Sie zu sprechen, gnädiger Herr!“ sagte er dabei. „Ich empfangen jetzt Niemand“, erwiderte ich, einen flüchtigen Blick auf den mir unbekanntem Namen werfend. „Das erklärte ich ihr auch“, bemerkte der Diener: „sie ließ sich jedoch nicht abweisen.“

„Nun, so führen Sie die Dame hierher!“ entschied ich nach kurzem Besinnen.

Benige Augenblicke später trat eine schlante, in Trauergewänder gehüllte Frauengestalt über die Schwelle. Ich erkannte sie sofort — es war Adelheid; die einstige Gespielin meiner Jugend.

Noch immer die gleiche und doch so unendlich viel schöner, umflossen von oem ganzen Zauber des vollerblichten Weibes. Der Kreppschleier, der auf ihrem goldblonden Haar ruhte und das liebliche Gesicht mit den dunklen Augen umrahmte, hob ihre Schönheit nur noch mehr. So wie sie vor mir stand war sie das Ideal eines Malers. Kein Wunder, daß auch ich von ihrer Erscheinung geblendet wurde und kaum die Worte hervorbrachte: „Sie sind es, Adelheid?“

„Ja, ich selbst!“ erwiderte sie, mir die Hand reichend. „Eine Familienangelegenheit führt mich hieher und da konnte ich es nicht unterlassen, Sie aufzusuchen.“

Ich geleitete sie zu einem Sopha und nun erzählte sie mir von ihrem Leben, von dem vor zwei Jahren erfolgten Tode ihres Gatten. Dann sprach sie von mir und meinen Erfolgen; sie kannte alle meine Schöpfungen und zeigte für Alles Interesse.

Unwillkürlich erwachten die alten Erinnerungen in uns; wir durchlebten noch einmal die schöne Jugendzeit, und dabei gestand mir Adelheid, daß ihr Herz mir stets gehört habe, daß ihre Ehe eine erzwungene gewesen sei. Meine Jugendleidenschaft für die schöne Frau an meiner Seite erwachte wieder mit aller Macht — da klang aus dem Garten herauf das silberhelle Lachen meines jungen Weibes, das fröhliche Jauchzen meines Knaben, — das rief mich zur Pflicht zurück und in dieser Sekunde sah ich mit Blitesschnelle den Abgrund vor mir, der mein Lebensglück, das mir noch vor einer Stunde so sicher erschienen war, zu verschlingen drohte. Das gab mir die Bestimmung zurück.

Adelheid begriff mich sofort; ihre ehrliche Natur gewann wieder die Oberhand. Und sich rasch erhebend, sagte sie mit bewegter Stimme: „Leben Sie wohl! Ich bin glücklich, Sie noch einmal wiedergesehen zu haben — zum letzten Mal!“

Ich war allein. Als habe sich eine Wolke vor die Sonne gelegt, so dunkel erschien mir plötzlich das helle, lichtdurchflutete Zimmer. Langsam verslog der Kausch. Ich warf einen Blick in den Garten. Unter dem Fenster stand meine junge Frau mit glücklich vertrauenden Augen zu mir ausschauend und mir den zappelnden Kleinen entgegenhaltend. Ich hob ihn zu mir empor und drückte ihn an mein Herz — ich war gerettet.

Adelheid habe ich nie wiedergesehen.

Ball an Bord.

Skizze von C. Selb.

Mit Vollerlust hat die Hamburger Lustjacht „Prinzessin Viktoria Luise“ den Dalestrand das hübsche Badeörtchen Balholmen am Sognefjord begrüßt. Es hat einen dumpfrollenden Wiederhall von den Felswänden gegeben und zitternde kleine Wellen umdrängen den schlanken Schiffskörper, der wie ein großer, weißer Schwan auf dem grünblauen Wasser ruht.

Pflichtgetreu sind die Reisenden in die Barkassen gestiegen und drüben gelandet, um König Bele's Grabhügel zu besuchen und an Schön Ingeborg zu denken und ihre Freunde zu haben an den leicht und zierlich gebauten roten Holzhäusern, die den Kurgästen zur Wohnung dienen. Fritz Derling, der vom sonnigen Rhein kommt, wo er ein Landgut hat, um das ihn Fürsten beneiden können, hat für sich sogar aus der Frittsfage citirt, als er die leuchtenden Himmelsfarben erblickt:

„Mitternachtsjonn' auf den Bergen sag,
Blutroth anzuschauen,
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen —“

und jetzt sitzt er in dem Rauchsalon, den Kopf aufgestützt und bläst den Dampf von Cigaretten, die er in Cairo erstanden, in die Luft. Seine Beschäftigung ist seit einiger Zeit, sich die Welt anzuschauen, immer mit einem leisen Heimweh nach seiner Scholle.

Dort aber hat es ihn nicht mehr geduldet, weil er immer die Gestalt sieht, die nie über die Schwelle seines Hauses treten wird.

„Na, Herr Derling, nicht auf dem Ball da oben?“ fragt ein Rechtsanwält aus Westfalen.

Ein Dresdener Arzt und ein nordischer Maler lächeln ihn auch zugleich an. „Hat denn die Jugend von heute noch Schneid? Wir Familienväter steigen doch jetzt aufs Sonnendeck, um's zu wagen, uns Amerika zu nähern und den reizenden Nordländerinnen, die unsere Barkassen herüber geholt haben.“

„Jöpfe so lang und blond und wie gesponnenes Gold und rotseidene Fäden!“ beschreibt der Maler.

„Gesund und frisch, noch Viskingerblut in den Adern!“ sagt der Mediziner.

Er schüttelt den Kopf und bleibt sitzen. Nordische Mädchen! Er hat seine Erfahrungen gemacht. Ja, wenn er Fräulein Karen Jensen aus Drontheim nicht kennen gelernt hätte auf dem Drachensfels! Dann sähe er freilich nicht hier, dann hätte er längst schon eine fröhliche Rheinlandsstochter heimgeführt. So manches Augenpaar hat ihm freundlich gelacht. Und die braunen Sterne von Uda Ringolf hat er einst für die schönsten der Welt gehalten. Hier auf dem Schiffe, wo er sie mit ihrer Mutter getroffen, sehen sie sehr hochmütig an ihm vorüber. Nur die nötigsten höflichen Redensarten wechseln sie, als Nachbarnleute von da unten. Ein dummer Zufall, daß die auch gerade diese Reise hat machen müssen. Wäre der „Willkomm“ in Hamburg nicht schon in Fahrt gewesen, als er sie erblickte, er wäre zurückgeblieben. Aber das ging nun nicht, auch als die flaggenbesäumte Prinzess erreicht war. Man hatte sich bereits begrüßt und das leichte spöttische Lächeln von Uda hatte ihn schon gestreift und ihre redgewandte Mutter verwickelte ihn in allerlei Fragen, ein unangenehmer Zufall — nicht nur ein dummer. Er mußte ansehen, wie man Uda den Hof machte, Offiziere und Civilisten, junge und alte Herren erklärten seine Landsmännin für die schönste Dame an Bord und man neckte ihn, daß er, der doch das Glück habe, ein Bekannter zu sein, sich so fern hielt. Gut, daß nicht noch Einer da war, der wußte, daß man ihre Namen schon einmal bedeutungsvoll zusammen genannt. Auf so einem Allerweltschiff kann man ja das Unvorhergesehenste erleben.

Er wirft die Cigarette weg, steht auf und geht nach der Reeling. Wie herrlich das ist! Schroffe Felsenwände da oben, stilles Wasser zu Füßen, glänzende Lichter in den Hotels da drüben, eine klare, weiche Luft. Nordlandsfrieden ringsum. Ah! — da beginnt die Musik wieder einen Walzer.

Die Menschen können tanzen an solchem Abend, denkt er ganz wütend.

Ein Juniabend am Rhein wars, so weich wie dieser und so sternklar und mondhell, da stand sie neben seinem Freunde Dick Werbold mit dem weißen Gesicht und dem roten Lakenringel, und das alte Gemäuer bildete den Hintergrund.

„Corelei!“ sagte er.

„Nein, Fräulein Karen Jensen aus Drontheim!“ antwortete Dick. „Erlaube, daß ich Dich vorstelle. Spricht kein Wort einer anderen Sprache, nur ihr Norsk. Konversation ein wenig schwierig. Mußt den Schwerpunkt auf stauende Bewunderung verlegen. Die ist ihr aber angenehm.“

„Wenn Du nicht aushilfst, Du sprichst ja ihre Sprache,“ hatte er erwidert.

„Ja! Sie hat mir darin deutlich einen Rorb gegeben.“

„Wie lange kennst Du sie?“

„Seit gestern Abend! Das Unglück schreitet schnell.“

„Fräulein Karen Jensen lächelte, sie stellte ihren Vater, einen Kammerath vor, sie legte vertrauensvoll ihren Arm in den seinen und wandelte mit ihm auf und nieder, er redete deutsch und französisch auf sie ein — immer neigte sie freundlich den schimmernden Kopf. Und so war's in der Morgensonne des folgenden Tages, in der brennenden Mittagshitze — und seine Begeisterung für die stamme Schöne wurde lodern.“

„Die oder Keine!“ sagte er zu Dick.

„Bist so verrückt, wie ich war.“

„Und wirst jetzt so gleichgültig werden — wenn Du abblüht. Im Uebrigen sage ich Dir einen Namen „Uda“.“

„Ausgelöscht — vergessen. Die, oder Keine. Lehr mich drei Worte Norwegisch — die nötigsten. Und Du sollst sehen —“

„Fritz — sei vernünftig!“

„Eben, ich bins! Will den Augenblick des Glückes erfassen.“

Man wollte sich verabschieden, da brachte er die mühsam erlernten Worte an. Noch steht er, immer wird er's sehen, wie das weiße Gesicht ein jähes Erröten überzog, dann lachte sie, hell, immer heller und schlug die Hände zusammen und ihr Vater, dem sie etwas zurief, lachte auch. Nur eine mühsame Verbeugung brachte er zu Stande, das war sein Abgang — und seitdem —

Die Tanzmusik da oben! Das hätte ihn zu anderer Zeit vergeblich gelockt. Ganz allein ist er hier unten mit seinen melancholischen Erinnerungen, das tut auch nicht gut. Zu sehen kann er ja einmal, wie andere Vernünftige auch. Er geht die breite Treppe hinauf. Wahrlich, das ist der originellste Tanzsaal der Welt. Bunte Flaggen aller Länder schmücken die aus Segeltüchern gebildeten Wände, elektrische Lampen in leuchtenden Farben ziehen sich als Lichtgürlenden hin und helle Kleider schimmern und Smokings bewegen sich durcheinander.

Gerade tanzt Uda Ringolf an ihm vorbei, natürlich mit dem lang aufgeschossenen Oberleutnant, der bereits so bedenklich wenig Haare hat, dafür aber trotz seiner Sigerhaftigkeit ein so schneidiger Reiteroffizier sein soll. Na, sehr schneidig macht er ja all die Zeit her Uda den Hof. Die Leute reden und vermuten schon ein wenig. Was geht's ihn an. Die Amerikanerinnen tanzen nach seinen Begriffen nicht schön, die deutsche Comtesse elegant — kann ihm auch gleich sein. Uda schon wieder im Arm eines Andern, eines Chemikers. Ja, der quält sich, dem lächelt Verpichore nicht. Er kommt sich endlich mit seinen Beobachtungen wie eine erbitterte Mauerblume vor. Und es liegt doch nur an ihm. Die Amerikanerinnen und die Comtesse und selbst Uda werden ihm keinen Korb geben, wenn er sie jetzt auffordert. Auf die blonden, etwas robust gebauten Nordländerinnen richtet er ohnehin seine Gedanken. Da! eine schlanke Note mit einer Kopfhaltung, die er kennt. Sie tanzt mit einem kurzen, dicken Herrn, der so leucht vor Anstrengung, daß es von Weitem hörbar ist. Wenn ihn nicht wieder seine dumme Phantastie narret. . . Nein, das weiße Gesicht ist es, die großen Augen sind es! Und wie sie dicht vor ihm ist, der Herr will sie eben zurückführen, sieht sie ihn an. Erkennt ihn auch, steht still, wie wenn sie erwartet, daß er kommt, sie begrüßt. Als er unbeweglich bleibt, sagt sie ihrem Tänzer etwas und nun schreiten beide auf ihn zu.

„Herr Derling!“ Derselbe Ton, der ihm immer noch unvergänglich, dann aber nicht das stumme Lächeln von damals, als sie ihm die Hand reicht, sondern: „Wie geht es Ihnen?“ hier mein Mann, der Kammererrat Hellenfen!“ alles in flottem Deutsch. „Mit dem ich damals schon verlobt war, als wir auf dem Drachensfels so lustig waren. Wissen Sie noch?“

„Ich weiß noch —“ er schluckt etwas, „gnädige Frau! Und ich staune, wie gut Sie Deutsch gelernt haben in der kurzen Zeit.“

Und das helle Lachen, das ihm damals so weh getan hat.

Und er findet sie plötzlich gar nicht mehr schön. Der dicke Kammererrat, der ihr Gatte ist und sich jetzt die Stirn trockenet, sieht ihr nicht. Und wirklich! Uda Ringolf, die dort wieder tanzt — mit dem Reiteroffizier hat eine prächtigere Figur.

„Ach, ich konnte ja so gut Deutsch damals, wie jetzt,“ sagte Karen, die Note. Aber, ich hatte ihm, diesem Mann hier versprochen, kein Wort in Deutschland zu reden. Er wollte mich sonst nicht reisen lassen. Fürchtete Abenteuer. Sie begreifen —“ und sie lacht und Herr Hellenfen, ihr Mann lacht auch. Friz Derling beißt sich in die Lippen und dreht an seinem Schnurbart.

„Sind Sie denn nicht doch auf Ihre Kosten gekommen, Gnädigste? Mit dem lustigen Lachen — über — über —“ „o“, fällt sie ein, „ich habe zum Beispiel oft an Sie gedacht und Ihre schmeichelhaften Abschiedsworte!“

„In der That?“ Gar nicht hübsch ist sie, wo hat er nur seine Augen und seinen Verstand gehat? Wie herzlos sie blickt und wie sie über die Episode nur sprechen kann! So! Es war von ihm doch ehrlich gemeint gewesen. Uda Ringolf's braune Augen könnten solchen Ausdruck gar nicht annehmen.

„Habe ich Dir's nicht erzählt, Hellenfen? was er sagte? Schmeichelhaft war's nicht. „Fars veill! „Ikke paa gensyn! Kein Wiederseh'n! und dann „Frod med dit stov!“ Friede diesem Grabe — eine richtige Grabchrift. Es war eine sonderbare Sprachübung. Woher hatten Sie sie nur?“

Friz Derling fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht schießt, aber er lacht, lacht herzlich. Also nicht blamirt? Sie kann nicht sagen, daß sie ihm einen Korb gegeben hat, wie seinem Freunde. Und der hat ihn ja bewahrt. Nein, mit dem dicken, keuchenden Kammererrat hätte er auch nicht konkurrieren mögen.

„Schön, daß Sie in unser herrliches Norwegen kamen“, lobt der und Frau Karen klopft dem Gatten leise gegen die Schulter. „Und nach Balholmen!“

„Gerade nach Balholmen! Aber — jetzt müssen wir wohl hinüber, wie oft gehen die Barkassen?“ Er fragt dienstfertig einen Offizier.

„Immer, bis zwölf Uhr.“

„Dann tanze ich noch, Hellenfen!“

Aber er tut, als hört er das nicht. So macht der Gatte ihr wieder seinen Diener. Derling geht zu dem Kapellmeister und bittet, einen Rheinländer zu spielen und dann steht er vor Uda Ringolf. „Ein Rheinländer! Gnädiges Fräulein, um den darf doch der Landmann bitten?“

„Ach, Sie tanzen wirklich? Ich glaubte —“ dann stockt sie.

„Haben Sie wirklich bemerkt, daß ich fehlte?“ fragte er ganz lebhaft.

„Ich meine nur —“

Dann zieht er sie an sich und sie drehen sich im Tanze. Wie wohligh ihm ist, sie so zu halten, ihren Athem zu spüren. Und wie gut sie miteinander tanzen können. Er läßt sie nicht los, bis die Musik endet. Und da gerade eine Pause ist, bleibt er neben ihrem Stuhl. „Wie sind Sie auf den Gedanken dieser Nordlandfahrt gekommen?“ fragt sie, mit den schlanken Fingern in dem Chiffongekräusel ihres Kleides spielend. „Ich hatte — ich wollte — ich glaubte, eine Enttäuschung erlebt zu haben?“ und wie sie ihn fragend, weil das ein Bißchen unverständlich ist, ansieht, fällt er ein: „Und Sie? Ihre Frau Mutter?“

„Die ist so gut, Sie wissen ja. Sie meinte, es würde mich aufheitern,“ und nach einem leisen Erschrecken, „man muß ja eigentlich eine Nordlandreise gemacht haben heut zu Tage.“

Aufheltern? was hat denn dies fröhliche Wesen betrüben können?

Ja, die Kommerzienrätin Ringolf ist gut, das braucht ihre Tochter nicht erst zu versichern. Man hat ihm in ihr einmal die reizendste Schwiegermutter der Welt prophezeit.

„Haben Sie schon gesehen, Fräulein Uda, wie der Mond über die Felsenwände scheint? Es ist förmlich feierlich. Nein, nicht von hier, da ist ja Alles zugebaut. Darf ich Sie hinunter führen?“ Sie folgt ihm. Das Baderstüchen am Badestrand liegt im weißen Glanz, an der Landungsbrücke sieht man Gruppen stehen und auf Waarenkisten und Fässern sitzen. Andere — die sehen nach dem glanzvoll erleuchteten Schiff hinüber. Und er führt sie nach dem Achterdeck, wo es ganz still ist. Vor ihnen ragen die schroffen Felsklippen auf, glanzüberstrahlt ist der Fjord, in welchen Linien verläuft der Gang drüben, wo sich die Menschen angesiedelt haben. „In dieser holden Feuchte, was ich auch hier beleuchte, ist alles reizend schön!“ citirt er und geht ihr ins Gesicht.

„Faust, zweiter Teil!“ giebt sie zurück. „Uda — es ist doch traumhaft herrlich. Rämlich —“

„Gewiß!“ sie legt die Arme auf die Reeling und seufzt leise.

„Rämlich, daß wir hier stehen, uns hier fanden.“

Sie richtet sich auf, ganz hastig, und beinahe herb antwortet sie:

„Es ist doch sehr viel deutsche Sentimentalität in Ihnen, Herr Derling. Wir haben himmlische Mondscheinabende am Rhein, und da haben wir auch nebeneinander gestanden, ohne Verzückung.“

„Das eben ist es,“ flüstert es und hat ihre Hand gefaßt, „daß ich da nicht die rechten Worte fand!“

„Goethe'sche Aussprüche?“

„Nein — drei Herzensworte: Uda, ich liebe Dich!“

Eine ganz kleine Pause, in der er sein Herz unbändig klopfen fühlt, aber glücklich ist, daß sie ihm die Hand nicht entzieht, daß ihre Finger leise zittern.

„Und Uda?“

Ihre braunen Augen leuchten, ihr roter Mund lächelt: „Ja das hätten wir uns daheim schon sagen können.“

„Wirklich! o Du Süße!“

Er küßt ihre Hand, die Linke auch und steht verlangend nach ihren roten Lippen. Und flüchtig erhascht er sie auch.

„Uda! fürs Leben! fürs ganze Leben!“

Ihr „Ja“ ist ein unterdrücktes Jauchzen. „Meine gute Mutter ging mit mir auf diese Reise, damit ich Dich vergessen sollte,“ gesteht sie. „Und, nun finde ich Dich!“

Es ist niemand in der Nähe, Schulter an Schulter, Hand in Hand stehen sie da und von oben klingt die Musik und im stillen, silbernen Mondschein liegt die Welt und heißes Glück flutet in ihren Herzen.

„Und Du, warum gingst Du?“ sagt sie.

„Du warst so ruhelos geworden, warum?“

Er küßt den fragenden Mund und dann zeigt er nach der Barkasse, die eben vom Schiff abfährt. Er erkennt Karen und ihren dicken Kammererrat. Ich habe Dich gesucht, das Glück — durch die halbe Welt erst. Uda, Du hast einen großen Loren in mir, sei milde und gut.“

Und fest preßt er sie an sein Herz. Droben tanzen sie weiter. Nur der erste Offizier hat den Ballsaal auf Sonnendeck verlassen, wo er so viel schneidige Pflichttänze getan. Er steht unweit des Paars, das sich hier an Bord gefunden und denkt an seine ferne, kleine schlanke Frau, mit Sehnsucht im Herzen. Er wird kein Verräter hier an den Glücklichen sein — und andere Neugierige kommen nicht vorüber.

Dreißilbige Charade.

Mit meiner ersten künfst Du durch die ganze Welt, Dieß Gott Dir wachen, was dazu gehört, Und die drei andern sind sie gut geölt, Dann leisten mehr sie als das beste Pferd. — Das ganze ward schon manchem zum Verderben, Und ein Böcklin selbst könnt es nicht erwerben! —

Kreuzrätsel.

1	2	1-2 ein Mädchenname.
		2-4 ein Befestigungsmittel.
		2-3 Gesichtsteil.
3	4	1-4 ein Fangerät.
		3-4 Teil des Schiffes.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Ziffernrätsel: Freiherr.
Silben-Diamant: Au, Auber, Berber, Berlin, Linde, Degen, Augen, Bergen, Dingen.
Citaten-Rätsel: „Wir hoffen immer, und in allen Dingen ist besser hoffen als verzweifeln.“ Goethe, „Torquato Tasso.“
Worträtsel: Bescherwe.
Dreißilbige Charade: Aufrichtig.
Quadrat-Rätsel: Sagasta, Bilgram, Krassee, Kessler, Frawabi, Einbeck, Nehemia. — Spanien-Amerika.
Arithmogryph: Kornblume — Oberon — Nemeo — Nette — Bremen — Lorber — Nime — Melone — Elbe.

alle Jahrhunderte trieb dieser „Baum“ neue große Zweige, und was er durch Abfall in einem Lande verloren, gewann er reichlich in andern Ländern wieder.

Und siehe! das „Senfkrülein“, das aus winziger Kleinheit durch die ihm innewohnende Kraft sich ausgewachsen hat zum mächtigen Baume, der die Welt umspannt: es ist trotzdem immer noch ein einheitliches organisch (lebendig) verbundenes Ganzes; die Allgemeinheit der Kirche besteht mit der Einheit des Glaubens, des hl. Messopfers und der Sakramente, der Verfassung und Regierung. Alle die vielen, vielen Zweige stehen in lebendiger Verbindung mit Wurzel und Stamm; sie bilden nur einen Baum. Die Glieder jeder einzelnen katholischen Gemeinde haben ihren Einheitspunkt im Pfarrer, alle Gemeinden eines Bistums mit ihren Seelsorgern haben ihren Einheitspunkt im Bischof, alle Bischöfe der über den ganzen Erdbreis verbreiteten Kirche stehen in lebendiger Verbindung mit dem Papste, dem Nachfolger des Apostelsfürsten Petrus.

Wie wunderbar! So viele Millionen und Millionen Katholiken, zerstreut auf dem ganzen Erdbreis, so verschiedenen Nationen angehörig, so weit von einander durch Berge und Meere getrennt, so verschieden in Sprache und Lebensweise, in Anlagen, Gewohnheiten und Bildungsgraden — sie alle bekennen trotz der Mannigfaltigkeit der Sprache denselben Glauben, alle befolgen trotz der Verschiedenheit der Lebensweise dieselben Gebote, und bei aller Verschiedenheit im äußeren öffentlichen Gottesdienste bringen alle Gott, dem Herrn, das nämliche hl. Opfer dar. Wie es einst vor mehr als sieben Jahrhunderten der hl. Irenäus niedergeschrieben, so war es durch alle Jahrhunderte, und so ist es noch heute. Er sagt: „Obwohl durch die ganze Welt zerstreut, bewahrt die Kirche doch getreulich die Heilslehre, als bewohnte sie nur ein Haus; sie glaubt allüberall dasselbe, als hätte sie nur eine Seele; sie lehrt übereinstimmend, als hätte sie nur einen Mund. Wie die Sonne in der ganzen Welt eine und dieselbe ist, so strahlt in ihr (der Kirche) das (geistige) Licht, die Predigt der Wahrheit, überall und erleuchtet alle Menschen, die zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen wollen.“ — Die katholische Kirche verbindet eben die Länder und die Völker in der Einheit des Glaubens und der Liebe und trägt darum, wie ihr göttlicher Stifter, einen übernationalen, jedoch nicht — wie ihre Gegner behaupten — einen antinationalen Charakter. Sie erhebt, und das mit vollem Rechte, den Anspruch darauf, als Weltkirche zu erscheinen, der gegenüber alle übrigen Religionsgesellschaften bloß Landeskirchen, Nationalkirchen oder gar Lokalkirchen sind.

So ist also, lieber Leser, unsere katholische Kirche das wahre Abbild des Senfkrüleins, das durch die ihm innewohnende Kraft zum schattenspendenden Baume sich ausgewachsen hat, jedoch so, daß alle seine Zweige in Verbindung stehen mit dem einen Stamme. So steht die Kirche da als Weltkirche, ausgebreitet durch die ihr, vom Sohne Gottes verliehene, innewohnende Kraft über die ganze bekannte Erde, Länder und Völker verbindend in der Einheit des Glaubens und der Liebe. Dadurch erweist sie sich für jeden, der sehen und ohne Vorurteile ernstlich prüfen will, als die wahre Kirche Jesu; sie erweist sich dadurch als eine göttliche Schöpfung: nur der göttlichen Macht und göttlichen Weisheit war es möglich, so verschiedene Völker, so zahllose Millionen Menschen zu solcher wunderbarer Einheit des Glaubens und der Liebe zu vereinen und durch alle Jahrhunderte darin zu erhalten.

Wer aus uns, lieber Leser, die wir das unaussprechliche Glück haben, dieser Kirche Jesu als Glieder durch die hl. Taufe eingereicht zu sein, — wer aus uns könnte sich da irre führen lassen zu einem andern „Evangelium“, da es doch kein anderes Evan-

gelium gibt, als das, welches die Kirche Jesu in Seinem Namen der Welt verkündet? Welche Religionsgesellschaft könnte uns den reichen Segen gewähren, der aus unserer heiligen Kirche uns zufließt? Was könnte uns geboten werden, was wir in ihr nicht schon befaßen, — in ihr, die kein willkürlich erfundenes Menschenwerk, kein von Menschenhänden gefügtes Gebäude, sondern ein göttlicher, vom Heiland Selbst gegründeter Bau ist?

S.

Der Sprung aus den Wolken.

Episode aus dem amerikanischen Artistenleben.

Von Dr. E. H. Maltz.

Lakonisch meldete eine Depesche aus Lima in Oho, daß der bekannte Luftschiffer und Fallschirmspringer (parachute jumper) „Zeno“ bei einer Ausfahrt anlässlich der großen „Central Ohio Fair“ dortselbst verunglückt und seine zerschmetterte Leiche in dem Wasserfalle nahe dem großen Reservoir gefunden worden sei. Auf weitere Nachfragen erfuhr man, daß „Zeno“, im bürgerlichen Leben Frank Hague, der besonders in seiner Ohioer Heimath und in Michigan und Indiana äußerst beliebte Aeronaut und Bravourspringer, eine Luftweitzahrt gegen E. M. Hawley veranstaltet hatte; daß bei klarem, wolkenlosem Himmel die beiden Luftballons sich in 1200 Fuß Höhe trennten; daß damit Hawley noch etwa 400 Fuß hinauf fuhr und plötzlich sah, wie „Zeno“ beim Abspringen vom freihängenden Trapez seines Ballons zu dem sogenannten „Sprung aus den Wolken“ sich mit dem linken Fuße in ein loses Aufzugsseil verwickelte und kopfüber hinabschnallte: gradwegs in den felsenumringten brausenden Wasserfall.

Dieser abscheuliche „Stolz der Western-Reserve“, des Ohioer Käseviertels, dieser Miniatur-Hufeisenfall ist ein großer Friedhof, denn er hat nun schon 18 Opfer verschlungen. Sein unausgesetztes wüstes Bischen und Toben, das unheimliche Brausen hört man auf Meilen in der Runde bis in seine Träume, und

Es rauscht herab gleich wildem Meere,
Es gährt und kocht mit Uragewalt;
Ein donnernd' Tosen weithin schallt,
Als ob die Höl' entfesselt wäre.
Es stürzt dahin und bännt sich wild
Durch steile Felsen, tiefe Gründe,
Durch toll verworrene Felsenschlünde,
Ein ewig wechselvolles Bild . . .

Sonne, steh' still im Thale Sibeon! War das ein Leben und Treiben, ein Hasten und Jagen der Tausende auf der glanzvollen „Bier-County-Fair“ dieser letzten Oktobertage 1901 mit allen den gewaltigen „Attraktionen“ und unvergleichlichen Schaustellungen. Und der Kummel erreichte seinen Höhepunkt, als die Ankündigung der Ausfahrt der beiden Luftkämpfer „Zeno“ und Hawley erfolgte. Das Haupt-Interesse galt dem Erstern, der seit Jahren mit Recht nicht nur als einer der kühnsten und graziösesten „Luftakrobaten“ und Trapezkünstler vom Ballon-„Leberbrett“ betrachtet wurde, sondern auch einer der wenigen Virtuosen des Fallschirms war und den sogenannten „Sprung aus den Wolken“ gewissermaßen monopolisirte. Hawley, der den Fallschirm-Sport sehr bald wieder aufgegeben hatte, war mit Frank Hague die Witte eingegangen, stets die gleiche Lusttheke mit ihm zu behaupten, während er (Hawley) nur in den Fünf-Minuten-Pausen zwischen „Zenos“ Fallschirmsprüngen in der jeweilig gleichen Region bis zum neuerlichen „Los“ dessen Ballon umkreisen sollte. Die Ausfahrtsgrenze war auf 1800 Fuß vereinbart und so nahe dem Ziele und Siege ereilte den unglücklichen Frank sein grausames Geschick!

Hawley, der bei dem herzerschütternden Anblick des Sturzes seines Nebenbuhlers augenblicklich niederfuhr, zog im Schreck ein Ventil zu zäh an und kam im riesigen Eile mitten in's Wasserreservoir herabgefaßt — zu seinem Glück unverletzt, und half dann bei der Einfangung des Hague'schen Ballons.

Der Wettpreis wurde, theils auf Hawley's Anregung, zugleich mit den Einnahmen des Tages, alsbald den Hinterbliebenen des armen „Zeno“ ausgefolgt, sodas dieselben wenigstens vor der dringendsten Noth geschützt sind.

Unter all' den halbsbrecherischen Abarten des Luftfahr-Sports ist der Fallschirmsprung — zu welchem allerdings vor dem Ablassen des Trapez' aus dem Ballon ein schirmartiges Netz herabgesenkt wird, das jedoch keinen richtigen Schutz sichert — das gefährlichste Wagemuth, und das ist wohl auch der Grund, daß sich verhältnismäßig so wenige Artisten darauf verlegen. Die natürlich die Zuschauer förmlich verblüffende Spezialität ist neuern Datums und hat bis dahin 28 Artisten das Leben gekostet und deren etliche Duzende zu Krüppeln gemacht.

Der „Erfinder“ dieser Bravour-Knummer für das Luftballon-Trapez, der erste parachute jumper dieses Landes ist Samuel Baldwin, zur Zeit Luftballonfabrikant in Quincy in Illinois. Im Herbst 1887 trafen Samuel, sein Bruder William und der „Professor“ John Van Tassel, drei total „abgebrannte“ Luftschiffer, in Los Angeles, der seither so fabelhaft emporgeschossenen Hauptstadt Südkaliforniens, zusammen und klagten einander ihr Elend, da das Artistenthum offenbar „auf den Hund gekommen“ sei und dem blafirten Publikum nicht genug Grusliges mehr vorgeführt werden könne. Da brachte „Sam“ die ihm schon seit geroumer Zeit beschäftigende Idee des Abspringens vom frei hängenden Trapez aus dem Luftballon vor, aber die beiden Andern bezeichneten das Experiment als sichern, unvermeidlichen Tod — so oder so! Nichtsdestoweniger beharrte Samuel Baldwin bei seiner Ansicht von der Durchführbarkeit des Exerzitiums und bewog schließlich die Beiden dazu, sich auf Versuche einzulassen.

Nach Ausrüstung eines ihrer Ballons fuhren sie bis zu 500 Fuß auf und begannen mit Sandsäcken verschiedenen Umfangs und Gewichtes zu experimentiren. Tage- und wochenlang dauerten die Versuche, bis es endlich den beiden Baldwin als leidlich sicher erschien, daß ein geschickter Absprung unter dem Schutze eines über den Ballon hinausreichenden Netzes Hals und Kragen garantire. Van Tassel aber, der auch San Franciscoer Berufsgenossen zu Rathe gezogen hatte, ohne die geringste Ermuthigung zu finden, zog sich schließlich von dem gar zu riskanten Unternehmen zurück, während die beiden Brüder unverdroßen weiter experimentirten und endlich im Frühjahr 1888 Samuel Baldwin vor einer Zeitungs-korona seinen ersten „parachute“-Sprung erfolgreich ausführte.

Zimmerhin dauerte es es noch Monate, bis er seine erste öffentliche Produktion mit dem „Sprung aus den Wolken“ in San Francisco wagen konnte. Di selbe gestaltete sich zu einem durchschlagenden Erfolge und es regnete Einnahmen. Die schier unglauflche Kühnheit des Luftspringers, das Gruselige der Vorstellung imponirte dem Publikum, zog Schaaren auf Schaaren herbei und die Presse ließ es an der Reklame nicht fehlen. Nun kam auch van Tassel wieder angerückt und übernahm sein Theil an Risiko und Gewinn, welcher letzterer — da die professionellen Aeronauten, Jahrmärkte-Luftfahrer und dergleichen durchaus nicht d'ran wollten — bald ein ganz fabelhafter wurde. Die erste Saison im Westen ergab für die drei Partner einen Kleinprofit von 110 000 Mark.

Bis zum Frühjahr 1889 hatten die Baldwin und van Tassel weitere vier Trapezkünstler auf den Fallschirmsprung einegerziert, und nahmen regelrecht Engagements für die getheilte Truppe in Badeplätzen und Großstädten zum festen Preise von 500 M. per Vorstellung an. Am „Glorious Fourth“ — dem Unabhängigkeits-Jahrestage, 4. Juli — erhielt die viergetheilte Truppe sogar je 1000 M. netto, und von da an blieben die vier Parteien im Felde, bis die Brüder Baldwin mit 3 jungen Artisten die große Welt-Tournee

von 14 monatiger Dauer unternahmen und von derselben über eine halbe Million Dollars Reinertrag heimbrachten. Bald darauf zogen dann sowohl sie als auch van Tassel sich in's Privatleben zurück.

Von damals, besonders von 1892 an mehrte sich die Zahl der „Sackreiter“ — wie in der Artistenwelt die Fallschirmspringer getauft wurden — ungemein rasch und die Vorstellungshonorare fielen auf 250 M., dann bis auf 100 M. und zuletzt gar auf 50 M. Allerdings hielten sich einzelne Koryphäen, wie auch der jetzt so schaurig umgekommene „Jeno“, leidlich auf der Höhe und konnten je nach der Gelegenheit immer noch ihre 100—200 M. einheimen, während ihnen besonders große „Fakts“ — ländliche Ausstellungen mit Jahresfesten — zuweilen auch mehr als das Doppelte einbrachten. Zur Zeit sollen etwa 200 „parachute jumpers“ in den Vereinigten Staaten dem immer noch leidlich zahlenden Sport handwerksmäßig obliegen.

Trotz der steten Gefahr für Hals und Krage und unabgeschreckt durch die oben erwähnten häufigen Unglücksfälle, sind unsere Artisten nicht bei dem einfachen Fallschirmsprung stehen geblieben. Anfangs 1891 kam zuerst der Pittsburger Trapezkünstler Holliday mit seiner Frau mit dem Doppel-Fallschirmsprung mit zwei gesonderten Trapezen und dann auf dem Doppeltrapez vor das Publikum; ein Jahr später legte sich das Paar einen wirklich wunderbar dressierten Wachtelhund (water spaniel) zu und bald erhielt das intelligente Thier sein eigenes Trapez. Die vielfach nachgeahnten und übertrumpften Hollidays sind jetzt wohlhabende Privatiers.

Die nächste Errungenschaft bildete 1893 der „Sprung aus den Wolken“ auf dem Fahrrad — sein Erfinder, Withall, fuhr mit Blitzesschnelligkeit anscheinend ganz frei vom Ballonrande auf und über und um das Trapez herum, aber von dem nebenhängenden Rettungsselle abgesehen, ist sowohl das Rad mittels einer feinen, festen Kette am Ballon als auch der Springer, an dem Rade festgehaft.

Dem gesamten „parachute“-Wesen steht endlich der „aus der Kanone geschossene“ Luftspringer die Krone auf — das ungefährlichste, aber für den uneingeweihten Zuschauer gruseligste Kunststück, zugleich das einzige, bei welchem wirklich ein solcher Fallschirm in Anwendung kommt. Das Ding ist prächtig kombiniert. Das am Ballonrande festgemachte formidable weitleibige Geschütz mit Lafette — ganz wie eine echte Kanone großen Kalibers aussehend — ist ein auf vier Metallplatten befestigtes großes ausgepolstertes Blechrohr, in welchem ausgestreckt liegend der Artist des Signals harret und auf dieses eine dickbäuchige Lärm-Pistole abfeuert, worauf er den Sprung „per Kopf“ aus der Imitationskanone heraus direkt auf das gleichzeitig aus dem Rohr schießende Trapez macht und sich mit dem rechten Knie in letzterem festhält, während er über den Kopf hinweg seine Arme den Zuschauern entgegenstreckt. Die Wirkung ist allemal unfehlbar — phänomenal.

Aber auch mit dieser „menschlichen Kanonenkugel“ ist der „Kunstst“ noch nicht Halt geboten. Der Indianer-Aeronaut und Fallschirmspringer Vincens macht den Aufstieg mit einem Gas-Ballon, an welchem ein großer, schwerer Farmerwagen befestigt ist. Zuerst sitzt Vincens als Farmer mit der langen Peitsche auf dem Boock und raucht sein Pfeifchen; dann streift er plötzlich mit einem Ruck die Kleider ab, steht im glühenden, sternbesäten goldstimmernden Trikotostium da, wirft das an die Wagendeichsel befestigte Trapez aus und macht seine verwegenen Exerzitionen durch.

Bald nach dieser Bravour-Nummer tauchte das „Gang Parachute“ auf: mit einem Luftballon steigen 4 Trapezkünstler, jeder mit einem eigenen kleinen Fallschirm versehen, empor und sobald sie etwa 400 Fuß hoch oben sind, machen sie an den 4 Seiten des Ballon-

rahmens ihre Schirme fest, lassen die Trapeze herunter und während des stetigen Steigens des Ballons unter lebhaften Produktionen sich selber an unsichtbaren Seilen langsam zur Erde herab.

Die meisten dieser neueren und neuesten Fallschirm-Spezialitäten sind von der mindestgefährlichen aber „hoch ... lären“ Beschaffenheit, so z. B. besonders das ungeheuer effektvolle Aufzäumen und an kleine Fallschirme Spannen von Affchen, Hähnen, Hunden und Katzen, welche natürlich monatelang mühsam dressiert und einbezogen worden sind und dann dem Artisten — noch häufiger wohl der Artistin, denn das Ewigweibliche tritt auch in diesem Fache immer mehr in den Vordergrund und ist sehr oft dem stärkeren Geschlechte an Wagemuth und Geschicklichkeit über — bei den Produktionen ein ebenso in Erstaunen versetzendes als erweiterndes „Relief“ geben. Diese gesammte rastlose, ersünderische und Leib und Leben dransetzende quecksilberne Artistenwelt ist allzeit hinter neuen, immer gewagteren und dem sensationsgierigen Publikum dieses „hysterischen Landes“ gesteigerten Sinnenfingel bereitenden Tricks her, und entsprechende, packende, geniale Novitäten werden im wahren Sinne des Wortes „mit Gold aufgewogen.“ Im Großen und Ganzen „macht“ ja die gesammte amerikanische Lust-Artisten- und Akrobaten-Gilde jahraus-jahre in wenigstens leidlich „gut aus“; manche darunter werden wohlhabend, wenige reich — Allen aber schwebt zu jeder Zeit vor Augen das Schicksal des armen „Jeno“.

Mit ihm vereint.

Ein Ocean-Erlebnis von Paul Sahnwaldt.

Was für einen Haß die Seelente auf die Hyäne des Meeres, den Hai haben, läßt sich nicht so leicht beschreiben. Stunden und Stunden lang, ohne sich Ruhe und Raft zu gönnen, kann ein Matrose einen Hai verfolgen, um ihn endlich zu fangen und aus der Welt zu schaffen, denn wer weiß, vielleicht könnte er auch ihn einmal gefährlich werden und wie viele seiner Kameraden mag gerade das augenblicklich von ihm verfolgte Exemplar schon verschlungen oder zum Krüppel gemacht haben. Auch selbst auf den Schiffen der deutschen Marine sucht man so viel wie möglich die Haie zu vertilgen. Mit einer Harpune bewaffnet steht ein geschickter Mann und lauert Stundenlang darauf, bis er dem gesichteten Hai die scharfe, mit Widerhaken versehene Waffe in den Körper werfen kann, um ihn dann an Bord zu ziehen und den qualvollsten Tod sterben zu lassen. Manchmal kommt es vor, daß ein schon an Deck liegender, längerer Zeit der tropischen Hitze ausgelegter Hai mit einem Schlage seiner gewaltigen Schwanzflosse einem sich ihm nähernden Manne die Knochen zertrümmert und ihn zum Krüppel macht.

Dicke Rauchwolken entströmen dem Schornsteine eines der Hamburg-Amerika-Linie gehörigen größeren Dampfers, welcher sich auf der Reise nach St. Thomas befindet, ungefähr noch 2 Tagereisen und das Ziel ist erreicht. Eine Masse Auswanderer befinden sich an Deck und sind in fidelester Stimmung, denn der Ocean ist spiegelglatt und da das Ziel so nahe ist, freuen sie sich, daß sie mit der leidigen Seekrankheit wohl nichts mehr zu thun haben werden. An dem um das Promenaden-Deck gezogenen Geländer steht eine junge Dame. Traurig sucht ihr melancholischer Blick bis auf die Tiefe des Meeres zu dringen. Nicht weit von hier nämlich verlor auch ihr geliebter Mann sein Leben auf dieser selben Fahrt. Vielleicht fuhr sie gerade augenblicklich über dieselbe Stelle. Schauerhaft mußte sein Tod gewesen sein. Wie man aus dem Protokolle des ums Leben gekommenen erfuhr, war ihr kaum 30jähriger Mann, mit dem sie erst einige Monate verheiratet gewesen, von dem Geschäfte nach Westindien von ihr abberufen, durch seine eigene Schuld, jedoch nur aus Unachtsamkeit über

Bord gefallen. Schnell hatten zwar die Matrosen dem Verunglückten einen sogenannten „Seelenberger“ zugeworfen und im Nu war ein Boot zu Wasser gewesen, aber es hatte nichts mehr genutzt, die gerade auf diesem Grade sehr zahlreichen Haie hatten ihn bald in kleine Stücke zerrissen und verspeist.

Jetzt befand sie sich auf derselben Reise. Recht genau wollte sie die Einzelheiten auf dem ihre Rationalität vertretenden Konsulate erfahren. Ihre Mittel erlaubten ihr es ja.

„Herr Steuermann, wie weit sind wir noch von unserm Ziel entfernt?“ fragte sie gerade den des Weg's daher kommenden 2. Offizier.

„Übermorgen abends um diese Zeit liegen wir, wenn alles gut geht, schon in St. Thomas an der Brücke, junge Frau“, erwiderte dieser die Frage der in tiefes Schwarz gekleideten noch recht jungen schönen Dame.

„Danke schön, Herr Steuermann!“ und wieder wandte sich ihr Blick dem trügerischen Elemente zu. Langsam faltete sie die Hände und leise bewegten sich die frisch roten Lippen im stillen Gebet. Wieviel Liebe für den Verstorbenen spiegelte sich nicht auf dem verklärten Gesichte der im Gebete versunkenen jungen Witwe wieder. Ihre Augen füllten sich mit Thränen und langsam lösten sich die schmalen feinen Händchen um einen am Busen getragenen Strauß frischer Blumen loszumesteln, die sie dann ins Meer warf. — Auf des Gatten Grab! — Mit beiden Ellenbogen auf das Geländer gestützt, das Gesicht in den Händen vergraben, ließ sie noch einmal die wenigen glücklichen Stunden, die sie an ihres Mannes Seite verleben durfte, an ihrem geistigen Auge vorüberziehen. Ein namenloses Wehe durchzog ihre Brust. — Wäre es nicht besser jetzt mit dem Gatten droben vereint zu sein? — So allein hier auf der Welt, ohne Eltern und Verwandten. Es waren ihr wohl viele andere Heiratsanträge gemacht, aber alle hatte sie ausgeschlagen. Sie wollte noch im Tode ihrem Manne die am Altar gelobte Treue halten. — — —

„Ein Hai! Nein, eine ganze Menge von diesen Ungeheuern!“ hörte sie mit einem Male den Ruf unter den Zwischendeckspassagieren erschallen, worauf alles an die Reling stürzte, um sich die Hyäne des Meeres aus der größten Nähe betrachten zu können. Auch sie war durch diesen Ruf aus ihren Betrachtungen erwacht. Auf der ganzen Reise hatte sie noch nicht die Gelegenheit gehabt, diese Tiere, die doch an ihrem Leide Schuld waren, zu sehen. Sollte sie jetzt das lebendige Grab ihres Mannes zu sehen bekommen? — Langsam drehte sie das traurige Gesichtchen mit dem umflorten Blick nach der Richtung, aus welcher die Tiere gesichtet wurden. Nur die sich dem Schiffe rasch nähernden Rückenstößen waren zu erkennen. — Also hier in diesen Leibern schlummert mein geliebter Mann. — Eine Vision ließ sie ihren Gatten auf dem Meerespiegel erkennen. Mit weitauferissenen Augen schaute sie auf die Fluten, die den Geliebten so klar und rein zeigten. Ein magnetisches Band zog sie immer weiter ihren Körper über das Geländer zu bringen, um die geliebten Hügel recht genau studieren zu können. Plötzlich verlor sie den Halt und langsam glitt der Körper der jungen Dame vor den Augen der Zuschauer mitten unter die sich jetzt längsfehl befindlichen gefährlichen Haie. — — — Keiner hatte auf die junge Witwe geachtet, aller Blicke waren auf die gefährlichen Fische gerichtet und erst das Aufschlagen des fallenden Körpers auf dem Meerespiegel ließ die Menge das Unglück erkennen. „Mann über Bord!“ ertönte es gleich darauf aus dem Munde vieler Anwesenden, aber hier war nichts mehr zu helfen. Mit gewaltigen Schlägen peitschte die augenblicklich nach dem Rufe auf Rückwärts gestellte Schraube, ihre äußerste Kraft weisend, das Meer. Bald stand das Schiff und die Maschine stoppte. Durch den gewaltigen Spektakel hatten sich zwar die Haie verzogen, doch ehe noch die schnell zu Wasser gelassenen Boote die Unglückliche erreichten, hatte ein riesiger

Häufig auch schon die seltene Beute gepackt und verschwand mit ihr in die grauliche Tiefe, einen Blutstreck auf der Oberfläche zurücklassend. Das Manöver war umsonst gewesen; trotz aller Schnelligkeit war es nicht gelungen, die Verunglückte zu retten. Sie ruhte nun bei ihrem Manne, vielleicht in dem Magen ein und desselben Tieres. Langsam dampfte das Schiff von dieser graulichen Stelle, nachdem es die Flagge halbstück gehißt, weiter.

„Eine hübsche Braut hat sich der Hai erlitten!“ sagt ein Junge zu einem älteren Matrosen. „Hast recht, mein Jung, aber der Henker möge diese verdammten Bestien holen. Warte nur, auch Du wirst sie bald hassen lernen, wenn Du beim Seefache bleibst. Schade um die hübsche junge Frau, sie war immer sehr freundlich zu allen, trotz ihrer Verstimmung. Ihr Mann soll auch hier von Haien zerrissen worden sein. Der Zufall hat sie „mit ihm vereint“.“

Araberliebe — Araberrache.

Eine Erinnerung vom Nil.
Von Lothar Röder.

Es war ein entsetzlich heißer Tag gewesen, ein wolkenloser Junitag — und wer einmal einen Sommer in Kairo zugebracht hat, der weiß was das dort heißt. Am Tage ist dann auf den Straßen wenig zu sehen und erst mit Anbruch der Dämmerung entwickelt sich das eigentliche Leben der Stadt, sowohl in dem europäischen Viertel als auch in dem Araberquartier.

In dem kühlen Garten des Hotel du Nil saßen an diesem Abend zwei Herren bei einem kühlen Trunk Münchener Spaten und einer guten Zigarre, beide groß und schlank gebaut, beide blond und breitschultrig und doch der eine von entschieden englischem Typus, während der andere seine deutsche Abkunft nicht verleugnete.

„Und was machen Sie heute Nacht, Faulconbridge?“ fragte der Letztere in geläufigem Englisch.

„Bell — es ist die Nacht des Tropfens,“*) erwiderte Sir Henry Faulconbridge, der als Leutnant in einem ägyptischen Kavallerie-Regiment stand, „da giebt es, wie Sie wissen, ein interessantes Bild, und ich habe mit Ibrahim eine Fahrt mittels Barke auf dem Nil nach Helwan hinaus verabredet. Kommen Sie mit, Prittwitz?“

Baron v. Prittwitz blies den Rauch seiner Zigarre in dicken Wolken von sich, während sich seine Miene ein wenig verfinsterte.

„Gewiß, Faulconbridge, ich komme mit — schon um Ihre Willen.“

„Was heißt das — um Ihre Willen?“

„Das heißt, Faulconbridge, daß Sie sich vor dem Ibrahim ein wenig in Acht nehmen sollten“, entgegnete Prittwitz mit Nachdruck.

Da erhellte sich Faulconbridge's sonst so echt englisch ernsthaftes Gesicht und er rief vergnügt:

„Was — in Acht nehmen soll ich mich vor ihm — vor dem jämmerlichen Araberjüngling? Was kommt Ihnen nur in den Sinn? Außerdem ist er ein Reform-Moslem und von einem Religionshaß oder Fanatismus ist doch bei ihm keine Rede.“

„Das nicht, Faulconbridge — allein Sie müssen mich auch nicht für blind halten oder so thun, als ob Sie mich falsch verstanden. Weinen Sie denn, ich hätte nicht bemerkt, wie die kleine Zoraide bei jeder Gelegenheit durch ihren Schleier hindurch mit Ihnen kokettiert —?“

„Bell — und was weiter?“

„Ihr Vetter, Achmed Effendi, ist auch Reform-Moslem — und hat sie Ibrahim zur Gattin bestimmt, die Hochzeit soll demnächst gefeiert werden — und gegen alles mohamedanische Herkommen haben sich die jungen Leute schon öfters gesehen, wenn auch nur von Ferne — aber das hat genügt, daß

sich Ibrahim in Zoraides Augen sterblich verliebt hat. Er spricht viel von Hafis, liest viel in dessen Gedichten und macht selber Verse. Kürzlich hat er auch selbst ein Paar Verse gemacht, die ich ungefähr so übersetzen möchte:

Wie schön Du, o Zoraide bist —
Du meiner Augen Weide bist,
Sah ich auch nie Dein lieb Gesicht,
Dein Haar, das weich wie Seide ist —
Ich weiß daß Du, o süßes Kind
Geboren mir zu Leide bist,
Wirst Du nicht mein; Dein starrer Sinn
Der Tod dann für uns beide ist —

„Ein netter Liebhaber, der mit dem Dolch in der Hand die Günst seiner Liebsten ertrotzt!“ lachte Faulconbridge.

„Sie sehen daraus,“ beharrte der Andere ernst, „daß dieser „jämmerliche Araber“ nicht zum Stamme jener Udra gehört, welche sterben wenn sie lieben, sondern eher zu denen, die da töten, wenn sie lieben.“

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, denn am Tische stand plötzlich ein hagerer Jüngling, etwas über Mittelgröße mit schwarzem Schnurrbartchen, mandelförmig geschnittenen schwarzen Augen. Das hübsche Gesicht trug unverkennbar semitischen Typus und das Fez, das er zu dem weißen Anzug nach europäischem Schnitte trug, kennzeichnete ihn als Moslem.

„Guten Abend meine Herren,“ sagte er in gutem Englisch, indem er sich einen Stuhl herbeizog, „gestatten Sie mir, mich zu Ihnen zu setzen.“

„Bitte sehr, Ibrahim Effendi“, entgegnete der Engländer, „es ist uns sehr angenehm; bis zur Abfahrt der Feluke haben wir ja wohl auch noch eine Viertelstunde Zeit. Die können wir verplaudern.“

„Gewiß, Sir Faulconbridge und es ist mir eine Ehre, diese kurze Zeit in Ihrer und Ihres Freundes angenehmer Gesellschaft zuzubringen. Darf ich Sie zu einer Flasche gelben Sodawasser***) einladen?“

„Wir danken sehr,“ sagte Faulconbridge, „wir bleiben lieber bei unserm Münchener. Wenn Ihnen übrigens unser beiden Gesellschaft so angenehm ist, so können Sie dieselbe noch länger genießen. Mein Freund Prittwitz macht nämlich die Nilfahrt mit.“

Ibrahim sandte verstohlen einen raschen, nicht gerade freundlichen Blick zu Prittwitz hinüber, sagte sich dann aber rasch und sagte:

„Ah — das ist mir sehr angenehm!“

Bald knallte der Pfropfen der Sektflasche und der Sekt schäumte in dem hohen Spitzglase. Die Unterhaltung floß leicht und ungezwungen, und Ibrahim machte dabei seiner in Paris und Berlin genossenen gesellschaftlichen Bildung alle Ehre. Daß er ab und zu einen kurzen argwöhnischen Blick zu Prittwitz hinüberwarf, bemerkte nur dieser. Nach einer Viertelstunde begab man sich durch die jetzt schon von allerhand phantastischen Gestalten wimmelnden Straßen hinab zum Nil.

Die Feluke lag am Ufer, offenbar von Ibrahim schon vorher bestellt, und man stieg ein. Energisch schlug der Schiffer die Bogen mit den Rudern, die Wellen des uralten heiligen Stromes schlugen lullend gegen des Fahrzeuges Planen. Die Sterne blickten hernieder rätselhaft groß und leuchtend und die beiden Nordländer blickten voller Erstaunen auf das ungewohnte Schauspiel. Und den Strom hinauf, hinunter schossen kleinere und größere Barken, Vöte und Dampfer, denen Papierlaternen anstatt der Schiffslichter dienten. An den Ufern aber wallte das Volk in Scharen von Tausenden hin und her, flüstern, murmeln, rufen, Schreien und Lachen erfüllte die noch immer recht warme Abendluft. Und die Lichter der Riesenstadt, die großen elektrischen Riesenlampen aus dem Europäerviertel glänzten über den Strom hin, übergoßen die murmelnden Wellen mit silbernen Silber.

*) So bezeichnen die Mohammedaner den Champagner, (den sie sehr lieben) um nicht mit dem Weinbrot des Korans in Konflikt zu geraten.

Aber schwächer wurden die Lichter, leiser, undeutlicher der Schall der Menschenstimmen, je weiter man den Strom hinaufkam. Da rief Ibrahim plötzlich, die Hand ausstreckend:

„Sehen Sie dort, Gentlemen!“

Und in der That bot sich ein feenhaftes Schauspiel dar: Im Osten, über dem arabischen Gebirge ging der Mond auf, strahlend und von ungeheurer Größe wie eine Riesensonne, rasch höher kommend und seine volle Scheibe den Blicken der Staunenden darbietend: In wenigen Sekunden waren das wüste, steinige Gebirge, die während der dünnen Zeit völlig verbrannte Nalebene, der Strom und die westlich am lybischen Gebirge auftauchenden Riesendreiecke der Pyramiden in Fluten magischen Silberlichts getaucht.

Faulconbridge hatte sich aufgerichtet und schaute wie gebannt zu dem aufgehenden Gestirn hinüber, Prittwitz stellte sich ebenfalls als sei er ganz hingerissen — aber unter den halbgeschlossenen Lidern beobachtete er scharf Ibrahim, der dicht neben den Leutnant getreten war.

Plötzlich schrie Faulconbridge gellend auf, wirbelte im Kreise herum, packte dabei den Ägypter mit Riesenkraft mit beiden Fäusten am Halse und war mit ihm im nächsten Augenblick über Bord verschwunden. Prittwitz stieß einen Fluch aus, schwang sich rasch ein Tau, das in jeder Barke liegt um den Leib und befahl dem Schiffer dieses Tau festzuhalten, an Bord zu befestigen und ihn in die Höhe zu ziehen, sobald er ruhe. Der Schiffer war bei dem gräßlichen Vorfall aus seiner stoischen Ruhe aufgeschreckt, hatte ebenfalls einen gellenden Schrei ausgestoßen und tat nun eilends, was ihm befohlen. Prittwitz sprang ins Wasser, in dem sich plätschernd ein schwarzes Knäuel wälzte. Im Mondschein sah er Faulconbridge mit einem Arm und beiden Beinen gegen das Wasser ankämpfen und oben bleiben. Mit der anderen hielt er Ibrahim's Kehle zusammengepreßt, dessen Finger sich in des Leutnants Rock gekrampft hatten.

Mit Riesenanstrengung faßte Prittwitz den Freund am Arm und schrie dem Schiffer zu, das Tau anzuziehen. Mit vereinter Anstrengung gelang es, die beiden aneinander gekrampften Körper an Bord zu ziehen. Ein schrecklicher Anblick bot sich den beiden dar: Ibrahim war tot, blau im Gesicht, von der stählernen Faust des Briten erwürgt und diesem selbst steckte ein scharfes Dolchmesser im Rücken. Als man beide auf Deck hatte, fiel Faulconbridge in Ohnmacht. Nachdem man die starren Fäuste des Ägypters von seinem Rocke gelöst, gelang es Prittwitz, ihn noch einmal ins Leben zurückzurufen.

„Ist — er — tot?“ lispelte er.

„Ja“, erwiderte der andere, „wie ist Ihnen —?“

„Garnicht — es ist — gleich — zu Ende — aber — es ist gut — daß er — —!“

„Ich — hab — ihn — —!“ Zoraide —“

Er fiel zurück und war tot.

„Araberliebe — Araberrache!“ murmelte Prittwitz.

Logogryph.

Rahn durchschwimm' ich das Meer zum Schutze des Riesenverkehrs, Der nach dem fernsten Gestad' deutsche Erzeugnisse bringt.

Wenn ihr ein Zeichen entfernt, so bin ich ein lieblicher Name, Den in der Stadt wie im Dorf gern man für Mädchen erwählt.

Tauscht ihr mein „i“ dann mit „t“, so dien' ich dem Völkerverkehre. Welcher vom fernsten Gestad' Nachricht und Grüße euch bringt.

Streicht ihr das Zeichen am Schluß, so blegt mich der menschliche Körper; Aber im Handelsverkehre gehe von Hand ich zu Hand.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreisilbige Charade: Flugmaschine.
Kreuzrätsel: 1—2 Anna, 2—4 Nagel, 2—3 Nase, 1—4 Angel, 3—4 Segel.

*) Die Nacht vom 24.—25. Juni, in der der Nil zu fließen beginnt.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 21, 25-33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Bluthen.“ Und die Menschen werden verschmachtet: vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Betrachtet den Feigenbaum denn es naht eure Erlösung. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag' ich euch, dieß Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Auf der Schwelle des neuen Kirchenjahres.

In ein neues Kirchenjahr treten wir heute ein, lieber Leser, und damit wir den hohen Zweck und die heilige Bedeutung dieses Jahres recht erfassen, ertönt gleich bei seinem Anfange die Botschaft der Ewigkeit zu uns herüber: Zeichen werden sein an Sonne, Mond und Sternen, die Kräfte des Himmels werden erschüttert, die Menschen aber verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdbreis kommen werden, — alles das verkündet das Ende der Zeit und ihren Uebergang in die Ewigkeit! Und wir werden alsdann den Herrn des Himmels und der Erde, den „Menschensohn“, kommen sehen auf den Wolken des Himmels, mit großer Macht und Herrlichkeit, um Gericht zu halten über alle, die gelebt haben, vom Letzten angefangen bis zum Ersten.

In diesem Gerichte werden wir aber, lieber Leser, nur dann bestehen und der himmlischen Herrlichkeit nur dann für würdig befunden werden, wenn wir die Nachahmung des Lebens Jesu als die Hauptaufgabe unseres irdischen Lebens ansehen. Und siehe! das Kirchenjahr soll uns nun das Leben Jesu in all seinen wichtigen Momenten als Musterbild darstellen so, wie es von uns Christen erlebt und durchgelebt werden soll — so, wie wir Christen dieses Idealbild in uns nachbilden sollen.

Das kirchliche Jahr ist, wie das bürgerliche, in Zeitaltern von Monaten, Wochen und Tagen geteilt, aber so, daß an jeden dieser Zeitaltern eine religiöse Erinnerung oder Hinweigung geknüpft ist. Fast jeder Monat ist einem der zwölf Apostel geweiht, diesen lebendigen Säulen der Kirche Jesu. Die Woche besteht aus sieben Tagen, die an die Welterschöpfung erinnern, von denen sechs der

irdischen Arbeit zufallen, während der Sonntag als „Tag des Herrn“ zu feiern ist durch Uebung solcher Werke, die dem Heile unserer unsterblichen Seele zu gute kommen. Von den einzelnen Tagen aber führt jeder den Namen eines oder mehrerer Heiligen und lenkt so unsere Aufmerksamkeit auf das Leben, die Taten und Kämpfe dieser Auserwählten Gottes. Nicht zu übersehen ist der Freitag einer jeden Woche; er soll uns immer wieder an das bittere Leiden und Sterben unseres Erlösers erinnern; der Christ soll an diesem Tage das kleine Opfer der Enthaltung von Fleischspeisen bringen, aus Liebe zu dem, der für uns jenes große Opfer gebracht.

Diese Monate, Wochen und Tage insgesamt teilen sich aber wieder in drei Hauptzeiten des Kirchenjahres, um uns die Hauptmomente des Erlösungswerkes vor Augen zu stellen und die Geschichte unseres Heils zu vergegenwärtigen: teilen sich in den Weihnachtsfestkreis, oder die Feier der Menschwerdung des Sohnes Gottes; in den Osterfestkreis, oder die Feier unserer Erlösung in Christo Jesu; in den Pfingstfestkreis, oder die Feier der Stiftung und Ausbreitung der Kirche Jesu durch den Beistand des Heiligen Geistes, — diese drei Festkreise aber sind benannt nach den einfallenden drei Hauptfesten: Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest.

Jeder Festkreis beginnt mit einer Vorfeier, die uns zu einer würdigen Feier des Hauptfestes vorbereiten soll, und jeder Festkreis schließt ab mit einer Nachfeier, in der wir das, was an dem Feste uns lebendig vorgeführt wurde, in fortgesetzter, ernster Betrachtung erwägen sollen, um daraus Frucht für unser ewiges Heil zu ziehen.

So beginnen wir heute mit dem 1. Adventssonntage den Weihnachtsfestkreis — speziell die Vorbereitungszeit auf das

Kirchenkalender.

- Sonntag, 30. November. Erster Sonntag im Advent. Andreas, Apostel. Evangelium Lukas 21, 25-33. Epistel: Römer 13, 11-14. Anfang der geschlossenen Zeit.
- Montag, 1. Dezember. Eligius, Bischof. • Clarissen-Klosterkirche: 1/7 Uhr Jahrgedächtnis für die ehrw. Mutter Abtissin Maria v. d. Unbefleckten Empfängnis. Samstag 29. Nov. Fest aller Heiligen des Ordens, um 1/7 Uhr hl. Segensmesse.
- Dienstag, 2. Dezember. Bibiana, Martyrin.
- Mittwoch, 3. Dezember. Franz Xaverius, Apostel der Indianer. • St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius.
- Donnerstag, 4. Dezember. Barbara, Jungfrau und Martyrin.
- Freitag, 5. Dezember. Anna, Bischof von Köln. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, danach Herz-Jesu und Armenseelen-Andacht.
- Sonntag, 6. Dezember. Nikolaus, Bischof. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen

Sinnspruch.

Ich liebe mit den heitern Mann
 Am meisten unter meinen Gästen:
 Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann.
 Der ist gewiß nicht von den Besten.

Goethe.

hohe Fest der Geburt des Herrn, das den hellenleuchtenden Mittelpunkt dieses Festkreises bildet. Die vier Sonntage der Adventszeit sollen uns die vier Jahrtausende vorstellen, die der Ankunft des Erlösers vorausgegangen sind, und in denen die Gerechten des alten Bundes so sehnsüchtig nach Seiner Ankunft verlangt haben. Was aber in den vier Jahrtausenden vor der Ankunft des Erlösers in den Gemütern der harrenden Menschheit vorging, soll jetzt in der Brust jedes einzelnen Christen sich möglichst erneuern; und wie in jener vorchristlichen Zeit die Propheten und andere heilige Männer sich erhoben und das verirrte Volk wieder und immer wieder auf den kommenden Heiland hinwiesen und die Sehnsucht nach Ihm erweckten, so läßt die Kirche uns an der Hand des großen hl. Vorläufers Johannes die Adventszeit durchwandern und auf das Heil hinweisen, „das alles Fleisch schauen soll“.

Ueber die Feier des Kirchenjahres von Seite des einzelnen Christen aber schreibt der sel. Domdechant Heinrich (Mainz) in sehr zutreffender Ausführung: Neben der Heiligung des Sonntags ist die Feier der Feste und heiligen Zeiten des Kirchenjahres ein ganz vorzügliches Mittel, um christlich zu leben und ewig selig zu werden. Die hauptsächlichsten Früchte der frommen Feier des Kirchenjahres sind:

1. Stärkung des Glaubens, Vermehrung der Hoffnung, Entzündung der Liebe; denn im Kirchenjahre werden uns alle Wahrheiten und Geheimnisse unserer heiligen Religion lebendig vor Augen gestellt.

2. Heiligung unseres Lebens durch die Beispiele unseres göttlichen Heilandes, Seiner gebenedeiten Mutter und aller lieben Heiligen, die wir im Laufe des Kirchenjahres betrachten, und mit denen wir auf diese Weise gleichsam leben und umgehen.

3. Vermehrung der Gnade und folglich auch der Verdienste und der ewigen Herrlichkeit; denn allen, welche die heiligen Zeiten fromm begehen, werden an jedem Feste besondere Gnaden mitgeteilt.

4. Trost und himmlische Freude des Herzens; denn jedes Fest und jeder Tag der Kirche bringt eine eigene übernatürliche Freude, so daß wahrhaft das Leben des frommen Christen, der mit seiner Kirche lebt, ein beständiges Freudenfest ist, das alle Trübsale dieses irdischen Lebens leicht macht und versüßt.

5. Vor allem aber ist diese fromme Feier des Kirchenjahres eine fortwährende Lob-, Ehr- und Dankerweisung gegen Gott den Vater, Sohn und Heil. Geist.

Unterrichte daher (fährt er fort) 1. dich selbst und die Deinigen immer genauer über die Geheimnisse der kirchlichen Zeiten und Feste, sowie über die heiligen Gebräuche, womit die Kirche dieselben feiert. Dazu dient die Anhörung der Predigt und Christenlehre, die Lesung guter Bücher, z. B. Goffine („Kath. Unterrichts- und Erbauungsbuch“), Rippel („Die Schönheit der kath. Kirche“). — 2. Nimm, soviel du kannst, an den Feierlichkeiten, Gebräuchen und Andachten der Kirche teil. — 3. Betrachte die heiligen Geheimnisse der Festtage, z. B. die Geburt, das Leiden, die Auferstehung Jesu Christi, die Herabkunft des Heil. Geistes, so, als ob sie jetzt erst geschehen, und bedenke auch, daß, obwohl diese Ereignisse für die ganze Menschheit bereits längst stattgefunden haben, sie doch für dich und jeden einzelnen Christen der heiligen Kirche sich jedes Jahr geheimnisvoll erneuern, und daß deren Gnade, Kraft und Wirksamkeit gerade an diesen heiligen Tagen in besonderer Weise gesendet wird. — 4. Wenigstens an den höheren Festtagen des Herrn und Seiner heiligsten Mutter empfang die heiligen Sakramente. Dies ist immer die Gott wohlgefälligste und gnadenreichste Art, die heiligen Tage zu feiern. —

Das sind fürwahr beherzigenswerte Worte jenes heimgegangenen ausgezeichneten Gottesgelehrten. Suchen wir denn in dieser hl. Advents-

zeit unser Herz so zu stimmen, daß es etne möglichst würdige Wohnstätte des göttlichen Kindes werde

Der Bandwurm.

Von Dr. med. Ebing.

Ein viel verbreitetes, unangenehmes und oft hartnäckiges Leiden ist das Vorhandensein eines Bandwurmes im menschlichen Verdauungsapparat.

Alle Symptome von Erkrankungen können durch diesen Schmaroger hervorgerufen werden. Daher kommt es, daß der Bandwurm keine sicheren Erkennungszeichen seiner Gegenwart hat und nur das sichtbare Abgehen von Gliedern desselben das einzig maßgebende Merkmal ist. Kann man deshalb bei langwierigen Leiden keine bestimmte Ursache finden, so ist es immer klug, sein Augenmerk auf mögliche Bandwurmspuren zu richten, die mit dem Stuhlgange abgehen, besonders nach dem Genuß von sauren Heringen, Möhren, Meerrettig und Stachelbeeren. Die Haupterscheinungen, welche die Anwesenheit eines Bandwurmes vermuten lassen, sind: unregelmäßiger Appetit, bald Mangel an Eßlust, bald Heißhunger; ferner wechselnde Diarrhöe mit Verstopfung, übler Geruch aus dem Munde, häufiger Schwindel, plötzliche Angst, Schwäche bis zur Ohnmacht; schließlich bei leerem Magen das Gefühl von Auf- und Niedersteigen unter dem Magen.

Die Glieder des Bandwurmes müssen von Zeit zu Zeit abgehen, das liegt in der Natur der Sache. Der Bandwurm besteht nämlich aus einem bandförmig breitgedrückten, weißen und weichen Strang. Der winzig kleine Kopf befindet sich an einem Zwirnsfaden ähnlichen Hals. Der Aufenthaltort des Bandwurmes ist meist nur der Dünndarm. Das Wachsen des Bandwurmes geschieht nur vom Kopfe aus. Der Kopf allein ist lebens- und fortpflanzungsfähig. Daher auch die berechtigte Angst und Sorge bei einer Kur, ob auch der Kopf mit abgetrieben wurde. Ist dieses nicht der Fall, so wächst der Wurm von neuem an. Der Strang kann eine Länge von 1—3 Meter erreichen, bestehend aus vielen abgeknüpften Gliedern. Da jedes dieser Glieder ein fortpflanzungsfähiger Teil ist, so kann man den Bandwurm auch als eine Wurmkette bezeichnen. Die Glieder und zwar die unteren, gehen von Zeit zu Zeit, sobald sie reif, das heißt mit Eiern gefüllt sind, von selbst mit dem Stuhlgange ab. Dieses Abgehen ist ein natürlicher Vorgang, denn die abgelösten Glieder sind nun im menschlichen Organismus tote, abgestorbene, unschädliche Stoffe. Die abgestoßenen und befruchteten Glieder können sich nämlich im menschlichen Körper nicht weiter fortpflanzen; der Bandwurm muß erst den menschlichen Organismus verlassen, um dann sich im Freien, in Gewässern oder auf Feldern und Fluren in eine Finne, eine Bandwurmlarve zu verwandeln. Diese Larve oder Finne hat am vorderen Ende sechs merkwürdige Hälchen, mittels derer sie sich durch die Poren und feinsten Faserzwischenräumen organischer Gewebe Bahn brechen können. Werden also vom Schwein oder Rind diese Finnen auf irgend eine Weise mit der Nahrung zugleich aufgenommen so können sich die Finnen durch den Darm in die Muskeln und das Fleisch der Tiere hinein arbeiten. So erklärt es sich, daß Menschen durch den Genuß von rohem Fleisch den Bandwurm bekommen können. Gelangt nämlich die Finne des Rinds- oder Schweinefleisches in den menschlichen Magen, so ist sie jetzt in demselben lebensfähig. Im Magen wird die äußere Hülle der Larve verdaut und der so frei gewordene Finnenwurm gelangt in den Dünndarm, wo er sich dann zum Bandwurm auswächst. Diese Blasenbandwürmer sind die gewöhnlichsten und häufigsten, wenigstens in unserem Vaterlande. Man unterscheidet drei Bandwurmart, die im menschlichen Organismus vorkommen können. Zuerst zwei Arten

von Blasenbandwürmern, den Ketten- oder Kürbiswurm und den Kanalwurm — dann den „breiten Grubenkopf“ der kein Blasenbandwurm ist und zu den gewöhnlichen Bandwürmern zählt. Der „breite Bandwurm“ oder „breite Grubenkopf“ kommt am häufigsten in der Schweiz und Frankreich vor. Es ist der größte menschliche Bandwurm und kommt meistens durch schlechtes Trinkwasser in Form eines Embryo in den menschlichen Körper, wo er sich bei vorhandener Disposition weiter entwickelt.

Das weibliche Geschlecht ist im Allgemeinen mehr disponirt, einen Bandwurm zu beherbergen, als das männliche. Kinder haben selten Anlage zum Bandwurm.

Die Abtreibungskur ist bei allen Arten des menschlichen Bandwurms dieselbe. Zum Abtreiben wählt man am besten eine Zeit, wo Wurmfäden von selbst abgegangen sind, weil dann das Tier schwach ist und sich tiefer im Darmkanal befindet. Jede Bandwurmkur muß rasch, energisch und konsequent durchgeführt werden, damit der Wurm nicht Zeit findet, sich zu erholen und wieder festzuwachsen. Alle Bandwurmmittel sind unangenehm zu nehmen und rufen leicht Brechneigung hervor. Hier kann starker Wille beim Einnehmen der Medizin von großem Nutzen sein.

Es ist zwar stets am besten, dem Arzte die Kur zu übertragen, aber gerade bei diesem Leiden laufen die Menschen am liebsten zum Kurfischer, oder versuchen selbst ihr Heil, oft mit den unwirksamsten Sachen.

Die moderne Medizin kennt vier gute Bandwurmmittel. Diese Mittel heißen: Kouffo, Kamaler, Granatwurzelrinde und Farnkraut-extrakt. Das letztere Mittel ist in neuester Zeit in Deutschland dem freien Verkehr entzogen worden. Die Apotheker dürfen es seit wenigen Monaten nicht mehr ohne ärztliche Verordnung abgeben.

Von Kouffo nimmt ein Erwachsener 15 Gramm mit Honig zu einem Brei gemischt, morgens nüchtern. Man teilt die Portion in vier Teile und nimmt viertelstündlich ein Teil. Dann nimmt man nach einer halben Stunde einen Eßlöffel voll Ricinusöl, in gleichen Zwischenräumen bis Stuhlgang erfolgt. Es ist von höchster Wichtigkeit, daß nach jeder Bandwurmkur genügend Ricinusöl genommen wird.

Von Kamaler nimmt man morgens nüchtern zwei Pulver von je 3 Gramm, in einem Zeitraum von einer halben Stunde. Ein billiges und gutwirkendes Mittel ist die Granatwurzelrinde. Man nimmt davon 15 bis 20 Gramm und setzt sie abends mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser kalt an. Am anderen Morgen kocht man das Ganze, Wurzel mit Wasser, bis auf ungefähr die Hälfte ein. Dieses Dekokt trinkt man innerhalb einer halben Stunde. Dann wie oben Ricinusöl.

Alle diese Recepte gelten nur für kräftige, erwachsene Personen.

Für Kinder über fünf Jahren ist folgende Vorschrift gut. Je 2 Gramm Kamaler und Kouffo werden mit etwas Zucker verrieben und dann 50 Gramm Wasser zugesetzt. Von dieser Mischung, die stets vorher gut umgeschüttelt werden muß, giebt man dem Kinde alle Stunde einen Theelöffel voll bis zur Wirkung.

Alle diese Bandwurmkuren sind nur genannt, um das Getriebe der Geheimmittel-Fabrikanten aufzudecken, denn nichts anderes, als eines der genannten Mittel wenden sie an und lassen es sich sehr teuer bezahlen. Hat sich jemand von der Anwesenheit eines Bandwurmes in seinem Körper überzeugt, so berate er sich mit einem Arzte. Dieses gilt besonders von schwächlichen oder ohnehin leidenden Personen. Auch für die leichteste Bandwurmkur muß man disponirt sein, was aber am besten der Arzt konstatirt.

Als Vorkur, um den Bandwurm schwach zu machen, dient am besten schmale Kost den Abend vorher und reichliches Trinken von warmen Wasser. Der Genuß eines Hering

ist auch zu empfehlen, denn den Seberthran, den ja jeder Fisch enthält, scheint der Schmarroger nicht vertragen zu können.

Um sich vor dem Bandwurm zu hüten, vermeide man den Genuß von rohem Fleisch, Gekocht oder gebraten wird jedes Fleisch, auch wenn es nicht frei ist von Finnen, unschädlich.

Unsere Hunde besitzen oft eine kleine Art von Bandwurm, vielleicht 5 mm. groß; die kleinen Tiere sind bei Hunden häufig in sehr großer Anzahl vorhanden und gehen vielfach ab. Da sich aber Hunde überall belecken, so kommt es vor, daß sich an der Schnauze der Hunde diese kleinen Bandwürmer befinden. Man sollte also einen Hund, auch den kleinsten und zierlichsten nicht, niemals lieblos und küssen, denn diese kleinen Würmer können in den menschlichen Körper eindringen, sich in edlen Organen festsetzen und bössartige Zufälle, ja selbst den Tod herbeiführen.

Remerks.

Novellette von Arnold Hofbauer.

Franz Völlhagen hat Hochzeit gemacht — ganz wie ein Stadtherr. Er hat seine junge Frau ja auch aus der Stadt geholt und fährt nun mit ihr auf's Land, auf seinen Hof. Die Hochzeitsreise wollten sie sich aufheben bis nach der Herbstbestellung. Sie können sich's ja leisten, sie haben's ja. Er mit dem vielen Geld, das er aus Amerika mitgebracht hat, und sie, die reiche Kaufmannstochter.

So war denn heute um 11 Uhr Standesamt; um 3 Uhr kirchliche Trauung, um 4 Uhr Diner und um 5 Uhr Abfahrt des Brautpaares, — und eben jetzt, um 6^{1/2} Uhr rasselte der Wagen in den Hof, auf dem die Stille des Spätsommer nachmittags lag.

Mit einem Jauchzer hob Franz sein junges hübsches Weib aus dem Wagen und trug sie über die Schwelle des Hauses auf den Vorplatz. Dort harrete ein Mädchen der Angekommenen.

„Marie“, sagte Franz zu ihr, „zeigen Sie meiner Frau ihr Zimmer und helfen Sie ihr ablegen. Schatz“, wandte er sich dann wieder zu seiner Frau, „Du kommst dann gleich wieder, ich will Dir den Hof zeigen.“

„Gewiß Schatz!“ sagte sie vergnügt, „ich muß doch sehen, wo ich Herrin bin!“

Fort war sie, und er war im Begriff, sich in dem seither von ihm bewohnten Zimmer ein wenig vom Staube der Fahrt zu reinigen, als der Hofmeister eintrat, unsicheren Schrittes auf ihn zu trat und leise murmelnd sagte: „Ein Mann ist da und möchte Sie sprechen!“

„Bin heute nicht zu sprechen — das sollte er sich denken!“ rief der junge Hofbesitzer ärgerlich.

„Das habe ich ihm auch gesagt, allein er kehrt sich nicht daran“, sagte der Beamte stockend, „und da — da ist er schon wieder!“

„Ah, das ist doch eine Unverschämtheit!“ fuhr Franz auf, „dem werde ich heimleuchten!“

„Das wirst Du nicht!“ klang da eine abstoßend rauhe Stimme von der Thür her, „das wirst Du nicht, dear fellow, sondern wirst mich ruhig und manierlich anhören!“

Beim Klang dieser Stimme fuhr Franz entsetzt herum. Er winkte dem Hofmeister hastig zu gehen und rief dann:

„Dich — Mensch — woher kommst Du — was willst Du?“

„Oho“, grinste der Andere, „sei mal hübsch manierlich, mein Junge! Einen Gruß will ich Dir bringen von meiner Schwester Polly.“

„Ah — laß mich — und geh — oder brauchst Du Geld? Bieviel?“

„Sei etwas artiger gegen mich, mein Junge!“

„St — still doch! Wenn man Dich hörte“

„Man soll mich hören — und zwar gleich —“

„Still — um Gottes Willen — warum kommst Du gerade hierher?“

„Weil ich hörte, daß Du hier Deinen Hof hast — und wie sollte ich Dich denn da stören, wenn Du Hochzeit machtest —“

„Das weißt Du auch, Mensch?“ rief der Andere, tödlich zusammenstreichend, „und warum bist Du nicht gleich herbeigeeilt nach der Stadt, um die Verheiratung zu hindern und namenlosem Unglück vorzubeugen — uns fürchterlichen Jammer zu ersparen?“

„Rein Brüderchen — der Effekt war so besser — und hast Du denn davor zurückgeschreckt, einem andern Mädchen namenloses Unglück zu bereiten, sie in fürchterlichen Jammer zu stürzen — zum Dank dafür, daß sie und ihre Mutter und ihr Bruder Dich aufnahmen, als Du erkranktest! Nein, ich will —“

„Ja doch, ja“ — stöhnte der Andere, „ich weiß ja, was Du nun willst! Du warst's müde da drüben — Du glaubtest es hier bequemer zu haben und da suchtest Du die Spur des Flüchtlinge, um aus ihm herauszupressen, was herauszupressen ist —“ er dämpfte die Stimme, als er fortfuhr, sah sich um und ging einen Schritt auf den Ankömmling zu — „nun will ich Dir aber was sagen: Dreitausend Mark des Jahres kann ich Dir geben — aber mehr keinen Pfennig. Gib mir Deine Adresse und ich werde Dir an jedem Ersten die Summe pünktlich schicken —“

„Nicht weiter, mein Bester, das ist eine Infamie von Dir“, unterbrach ihn Dick ruhig und schneidend, „Du möchtest mir Erpressungen und Gott weiß was alles unterziehen, möchtest nachher eine Handhabe gegen mich haben, wenn ich bei etwaiger Unfügbarkeit Deinerseits Dich dem Gericht übergeben möchte. Nein, mein dear fellow. So haben wir nicht gewettet —“

„Ja, aber, um des Himmelswillen, was willst Du denn von mir? — Sprich doch — und foltere mich nicht länger —“

„Gut, um es mit einem Worte zu sagen: Mitnehmen will ich Dich —“

„Was — mich mitnehmen —?“ schrie der Andere fast auf, „Mich mitnehmen — aber wohin denn —?“

„Zu Polly zurück, wohin Du gehörst —“

„Ja aber — weißt Du denn nicht, daß das nicht so geht —?“

„Zurückbar einfach geht's“, sagte der Andere mit Nachdruck, „und es giebt verschiedene Wege. Entweder Du gehst mit wie Du gehst und steht, und ich übernehme es, Deine Frau von Bremen aus von dem Geschehenen zu benachrichtigen — ich werde ihr dann sagen, daß sie sich nach der gesetzmäßigen Frist von Dir scheiden läßt, weil Du sie böswillig verlassen hast —“

„Mensch — Teufel — ich soll fort ohne sie nur noch einmal gesehen zu haben?“

„Nun — oder ich lasse Dir noch einen andern Weg — Du kannst es ihr selber sagen, gleich sofort — und von ihr Abschied nehmen — wenn Dir das weniger schwer dünkt. Ich meine aber, wie ich Dir's zuerst vorschlug, sei das Einfachste und am wenigsten Schmerzliche gewesen —“

„Unmenschlich, barbarisch — tyrannisch wäre es gewesen“, rief der Andere gequält, „und nun sage mal, rühren Dich denn keine Bitten —“

„Das spar Dir!“ rief der Andere heftig, „das ist alles ganz, ganz vergeblich —“

„Aber willst Du denn nicht, ich bin nicht vorbereitet —“

„Ist auch nicht nötig! Du kannst Deine Verfügungen über das, was hier ist, von drüben aus treffen —“

„So gönne mir wenigstens drei Tage, damit ich meine Angelegenheiten ordnen kann“, stöhnte Franz, Testament machen, für das Gut jemanden einsetzen —“

„Und außerdem noch einmal die Freuden Deiner jungen Ehe auszulasten und auf Mittel und Wege zu sinnen, wie Du mich spurlos verschwinden lassen kannst“, lachte der Andere cynisch. „Nein, mein Junge — Du sollst mir nicht zum zweiten Male durch die Lappen gehen. Zum letzten Male — Du gehst mit oder ich mache Dich zu einer für den Staatsanwalt recht bekannten Persönlichkeit! Und nun —“

„Geh!“ rief Franz heiser — „sie kommt —“

„Also willst Du gehorchen?“

„Ja!“ klang es tonlos zurück — „nur geh“. Langsam drückte sich der Andere und schon erschien Marie wieder auf der Schwelle, jetzt im einfachen Hauskleide.

„So“, rief sie vergnügt, auf ihren Mann zugehend, der kraftlos in einen Stuhl gesunken war und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, „so Franz — nun will ich einmal Dein Hausmütterchen sein — aber um Gott — was ist Dir denn — Franz —?“

„Aus ist es — mein Liebling — aus“, stöhnte er und wendete ihr sein totenbleiches Antlitz zu, „aus, noch ehe es begonnen — ich muß fort — auf immer.“

„Franz — um Gott“, sagte sie, fast zurücktaumelnd, „das ist — das ist doch wohl — nicht möglich —“

„Es ist nicht nur möglich — es ist bittere Wahrheit —“

„O — ich glaub' es nicht — ich glaube, daß Du krank bist, Franz —“

„Um es mit einem Worte zu sagen — meine süße — einzig Geliebte — ich durfte Dich nicht heiraten — denn ich bin bereits einmal vermählt —“

Sie stieß einen gellenden Schrei aus und griff sich nach dem Kopfe.

„Jetzt“ — stammelte sie tonlos, „jetzt glaube ich, bin ich wahnsinnig — oh Gott.“

„Sehe Dich — höre mich ruhig und gefaßt an“, würgte er heraus, obwohl er selbst vor Erregung zitterte, „es ist in wenig Worten gesagt. Ich war jung als ich drüben hinging, um mein Glück als Goldgräber zu versuchen. Ich wußte nicht Bescheid und meine Mittel waren aufgezehrt. Ich geriet in die Gesellschaft eines zweifelhaften Burschen, der mich zu seiner Familie brachte — ich wurde krank infolge der Anstrengungen und des ungewohnten Klima's. Sie pfl egten mich, und zum Dank dafür heiratete ich nachher seine Schwester Polly —“

Die junge Frau stöhnte auf und weinte ins Taschentuch.

„Bald hatte ich's zu bereuen, denn sie war ein leichtfertiges, ja gemeines Geschöpf, ich sehnte mich hinaus — hinweg. Da traf mich vor einem Jahre die Todesnachricht von meinem älteren Bruder, der bis dahin den Hof beieffen und die Mitteilung, daß der Hof nun mir gehöre — ich jauchzte auf und verschwand — und das übrige weißt Du —“

„Aber ich verstehe nicht, daß Du nun mit mir das freche Gaukelspiel —“

„Oh — ich liebte Dich so — so sehr — und ich glaubte, man würde mich nicht finden — ich glaubte, eine solche amerikanische Ehe, die für 15 Dollars vor dem Friedensrichter geschlossen wird, ohne Anmeldung und ohne Papiere — die sei dem lieben Gott doch nicht wohlgefällig — und nun —“

„Nun?“

„Nun hat der Bruder dieses Geschöpf's meine Spur aufgefunden — er ist hier und will mich mit zurücknehmen — und wenn ich nicht gehe, übergiebt er mich dem Staatsanwalt —!“

„So geh —“

„Zürst Du mir?“

Sie wendete sich von ihm ab und schluchzte bitterlich. Er wankte wie gebrochen zum Ausgange, wo Dick soeben erschien. Da wandte sie sich noch einmal und tief erschütternd, klang's

„Franz!“

Noch einmal umschlangen sie sich, dann folgte er seinem Peiniger, während sie einen Augenblick den Beiden regungslos nachstarrte. Als er sie ihren Augen entschwinden, brach sie mit einem Schrei ohnmächtig zusammen.

Richter Lynch.

Skizze aus dem amerikanischen Westen von Anton Huber.

Die Sonne ging nieder, eine ungeheure Kugel von satter Purpurfarbe. Und ihre feurigen flammenden Strahlen überhauchten die ganze westliche Hälfte des Himmelsgewölbes

mit schillernder, wabernder Lohe. Also morgen wieder das selbe Wetter wie heute; der glühende Ball am kristallklaren Himmel, blödsinnige Hitze niederstrahlend auf die arme verdurstete Erde. Dann wird das mannhohle Gras bald wieder verdorren und Bräriebrände werden die Zeitungen dort in den Metropolen des Ostens zu melden haben — zahllos unendlich!

Mein Pferd war müde, ich nicht minder. Etwa tausend Schritt vor mir stieg eine leichte Rauchwolke zum klaren Abendhimmel — Gott sei Dank — eine Hütte! In wenigen Minuten waren wir dort, ich warf meinem Tier die Bügel über den Hals, sprang ab und schritt auf die Tür des Blockhauses zu. Da erschien im Rahmen der letzteren eine vierstörige Gestalt, in Lederhosen von undefinierbarer Farbe, blauem, über der Brust offenen Wollhemde, einen breitrandigen Hut auf dem struppigen etwas viereckigen Kopfe. Die Ärmel aufgekrempt — und wo die Haut sichtbar war, im Gesicht, an Hals, Brust und Armen, da war sie braun wie altes Eichenholz. Der dunkelbraune, struppige Vollbart, der nur den oberen Teil der Wangen und die Oberlippe freiließ bildete den passenden Rahmen zu diesem Gesicht, aus dem übrigens zwei hellblaue Augen listig und verschlagen hervorblitzten.

„Good evening sir,“ sagte ich, den Hut ziehend, „beg your pardon if —“

„Sprecht nur Deutsch, Landsmann,“ klang es da laut aber nicht unfreundlich zurück. „Man, wetten wir — Ihr seit da irgendwo zwischen Rain und Redar her —“

„Na dann grüß Euch Gott, Landsmann, habt's recht — aber woher wißt Ihr —?“

„Woher —? wenn einer von südlich vom Mee (Main) mich englisch anspricht, so will ich ihm gleich sagen, woher er ist — doch kommt rein, Ihr seit hungrig und müde.“

Er nahm die kurze Pfeife, die ihm zwischen den Zähnen hing, aus dem Munde, spuckte aus in elegantem Bogen. Dann gab er den Eingang frei und machte mit der braunen Hand eine einladende Geste. Alles an ihm ruhig und bedächtig, aber bestimmt und energisch. Dann schritt er auf mein Pferd zu, ergriff es am Bügel und führte es um das Haus herum. Vernehmlich klirrten die Sporen an seinen hohen Stiefeln. In wenigen Minuten war er wieder bei mir, warf ein großes Scheit in's Feuer, setzte einen Dreifuß auf den aus rohen Steinen geschichteten Herd, schnitt einen langen fetten Streifen von einem an der Decke hängenden Kalbsviertel und warf es, nachdem er Salz und Zwiebeln hinzu getan, in einen bereitstehenden, zur Hälfte mit Wasser gefüllten Topf. Aus der Schieblade des aus rohen Platten gezimmerten Tisches nahm er ein ange schnittenen Leib groben Brotes und ein Messer, dann holte er aus der Ecke eine Whisky-Flasche mit zwei Gläsern und stellte sie auf den Tisch.

„Müht halt vorlieb nehmen!“ sagte er dann ruhig, „ein Schelm giebt mehr als er hat.“

Darauf schenkte er die Gläser voll und wir stießen an. Ich zündete mir eine Zigarre an und bot ihm ebenfalls eine, die er jedoch im Hinblick auf seine lustig qualmende Pfeife ablehnte.

„Euer Pferd war noch alright,“ sagte er dann beiläufig, „kommt wohl nicht weit her?“

„Von Western Cottage erwiderte ich, worauf er eine Dampfvolke vor sich hin blies, das Haupt wiegte und langsam sagte: „Ein tüchtiges Stück. Nun, der Gaul hat Zeit, sich auszurufen zwischen meinen im Pferch zwischen den meinen —“

Plötzlich hörte er auf. Es war inzwischen dunkel geworden und durch die offene Tür, die zugleich Rauchfang und Fenster war, hörte man das erregte Wiehern eines Hengstes und das Scharren und Stampfen von Hufen. Mein Wirt erhob sich schweigend und schritt zur Tür. Auch ich lauschte angestrengt, soweit es das Knistern und das Prasseln des Feuers erlaubte. Da tönte Schnauben und flüchtiger Hufschlag durch die Stille der Nacht. Er

kam von Westen her, wo die Brärie durch eine Feldlagerung unterbrochen war und auf eine Viertelstunde lang kaum ein Grashalm gedieh.

Und vor dem Blockhause meines Wirtes hielt es an. Ich fuhr empor, draußen sprang ein Mann vom Pferde und näherte sich dem Eingang, aber mein Wirt blieb stehen wie angewurzelt, die Hand in der Tasche am Griff des Revolvers.

„Joe“ — rief der Angekommene auf englisch, „um Gottes Willen, gib mir ein anderes Pferd, sie sind mir auf den Fersen!“

Der Andere nahm die Hand aus der Tasche und sagte gleichmütig ebenfalls auf englisch: „Du bist's Bill — hast wieder ein Pferd gestohlen?“

„Ja — ja — die Rot, Joe, die Rot — und das Beste lahm, ich kann nicht weiter — sie sind mir auf dem Fuße — sie werden mich aufknüpfen, wenn Du mir nicht hilfst. Willst Du mir ein Pferd geben?“

„Nein —!“

„So nehm ich mir eins — fort muß ich —“

„Wenn Du meinen Pferch betriffst, so hast Du meine Kugel im Hirnkasten.“ Und dabei hob er ruhig den Revolver.

„Joe“, sagte der Andere heiser, „willst Du Deinen alten Freund verraten, der seine Baarschaft mit Dir teilte, als Du übers große Wasser kamst und keinen Cent in der Tasche hattest? Gedenke der zwei Jahre, da wir auf der Farm saßen, die wir für meine Baarschaft gekauft hatten und wo wir mächtig Geld machten?“

„Daran solltest Du mich nicht mehr erinnern, Bill,“ sagte mein Wirt rauh; „denn eines Tages warst Du fort mit dem baren Gelde und die Jessy des Tom Bulchers Tochter mit Dir, obwohl Du wußtest, daß sie mir gehörte und wir uns heiraten wollten —“

„Bitt' Dich, Joe Großmann, denke nicht daran, war nicht mehr was ich Dir früher gab und unser Erspartes hatten wir auf der Bank. Was ich mitgenommen —“

„Die Bank war am Tage vorher falliert, das wußtest Du — ich mußte die Farm mit Schaden verkaufen und bin nun ein Cowboy und wüßter Bursche anstatt ein ordentlicher Farmer.“

„Erbarm Dich, Joe — mir hat das Geld keinen Segen gebracht, und um Jessy's Verlust brauchst Du Dich auch nicht zu beklagen — sie hat die Dollars mit mir verpraßt in Frisco (St. Francisco) und hat mich dann verlassen. — Und nun gib mir ein Pferd — for God's sake —!“

Es sprach eine solche Angst aus seinem Ton, eine solche Verzweiflung, wie ich sie kaum von einem Richard III. ergreifender gehört hatte. Das schien auch meinen Wirt zu rühren, er winkte und schritt mit dem Ankömmling um das Haus herum. Gleich darauf hörte ich wieder Röhren und mein Wirt erschien wieder, als sei nichts vorgefallen. Er machte sich am Kochtopf zu schaffen und stellte einen zweiten Topf ans Feuer.

„Für den Thee — Ihr trinkt doch welchen?“

Ich hatte gerade bejaht, als es wiederum draußen lebendig wurde. Pferdegetrappel und Stimmen. Diesmal ließ sich mein Wirt in seiner Beschäftigung nicht stören und wandte nur leicht den Kopf, als ein ziemlich wild aussehender Geselle in der Tür erschien, staub und schweißbedeckt.

„Bill Perkins war hier!“ sagte er ohne zu grüßen, „wo ist er?“

„n Abend Ned Thompson,“ sagte mein Wirt seelenruhig, „solltest wissen, daß man guten Abend sagt, wenn man zu einem Gentleman kommt, was ist mit Bill Perkins?“

„Ein Pferd hat er mir gestohlen — war er hier?“

„Well, er war hier —“

„Und wohin ist er?“

„In der Richtung nach Western Cottage —“

„Well, hast Du uns angelogen, geht's Dir an den Kragen.“

Damit ging er wieder, ohne Gruß. Wiederum Rufen, Hufegetrappel, in der Ferne verhallend. Mein Wirt machte sich wiederum an seinem Kochtopfchen zu schaffen.

„Habt Ihr Ihnen den richtigen Weg gewiesen,“ fragte ich.

„Ja,“ klang es lakonisch zurück.

„Wie —“

„Sie würden im hohen Gras die Fährte doch finden und dann käme ich in Verdacht. Außerdem aber reitet er mein allerbestes, jetzt ganz frisches Pferd und sie holen es mit ihren abgetriebenen Tieren nie und nimmer ein, denn sie sind schon an 20 (englische) Meilen im tollsten Jagen geritten.“

Wir begannen dann nach einer halben Stunde, die wir schweigend und rauchend gebracht hatten, die einfache Abendmahlzeit zu verzehren, als wir wiederum Pferdegetrappel vernahmen. In der Tür erschien derselbe wilde Kerl, den mein Wirt vorher mit Ned Thompson angeredet hatte, richtete einen Revolver auf uns und rief donnernd:

„Hände hoch!“

Unwillkürlich folgen wir dem Gebot, und es vergingen einige angstvolle Sekunden. Dann hallte von draußen eine Stimme: „Ned, hier ist Dein Gaul — lahm geritten hat ihn der Schuft, aber sonst ist das Tier gesund!“

„Well!“ rief nun Ned, „well Joe Großmann, Du hast dem Schuft eins von Deinen Pferden gegeben, daß er uns entkommen und das mir gestohlene Pferd hat sich bei Dir gefunden. Du weißt nun, was rechtens ist. Como on!“

Joe stand schweigend auf, denn im Türrahmen wurden noch mehr wilde Gestalten sichtbar. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „Adieu, Landsmann — jetzt ist's gefehlt — na, ist auch nichts dran gelegen.“

Ich wollte protestieren, da rief einer der Kerle: „Euch, Sir, möchten wir raten, uns nicht zu folgen — sonst schießen wir.“

Zur Sicherheit werden wir Ihr Pferd mitnehmen und es drüben am Waldbrande anbinden — wenn eine halbe Stunde vergangen ist, dann mögen Sie uns folgen!“

Wir blieb nichts übrig, als mich zu fügen, aber ich folgte zu Fuß, und als ich drüben mein Pferd fand, ritt ich, wie von Furien gejagt, in der Richtung nach Thompson Farm. Dort traf ich unter einer Baumgruppe die Kerle von vorhin wieder. Im Kreise saßen sie um ein Feuer, unter dem Aste eines Ahorns stand Joseph Großmann, die Hände auf dem Rücken gebunden, eine Schlinge um den Hals. Das kurze Verhör schien schon zu Ende zu sein, denn zwei der Männer ergriffen den Delinquenten und einer den Strick um dessen Hals.

Da — Geschrei — Gewehrschüsse, Pferdegetrappel und Rufe.

„Halt!“ Im nächsten Augenblick erschienen zwei Kavalleristen auf dem Plage, mit ihnen Bill Perkins. Er sprang ab und riß Joe aus dem Kreise.

„So, alter Junge,“ rief er, „das war höchste Zeit. Traf die beiden Blaujacken und wollte mich für die Hehjagd ein wenig revanchieren. Na — sind wir quitt, Joe Großmann?“

Treppenrätsel.

a
a b
b b c
b d e e
e e e e
e e h i
l m n o o o
o p r r r r s
j t t t t u u h

Nach dem Muster der obigen Figur und aus ihren Buchstaben sind neun Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben: 1. Buchstabe; 2. Nahrungsmittel; 3. Säugtier; 4. Fluß in Italien; 5. Rätselform; 6. Stadt in den Vereinigten Staaten; 7. eine der neun Muzen; 8. Reptil; 9. Stadt in Holland.

Die erste senkrechte Reihe, abwärts gelesen, nennt nach richtiger Lesung einen Komponisten.

Auflösung aus voriger Nummer.
Dagography: Marine, Marie, Marke, Markt.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. m. S. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Mathäus 11, 2-11. „In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnis hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern, und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und heilig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angethan? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Adäige. Oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“

Adventsgedanken.

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist der Quell aller Gnaden, die vom Himmel aus über die Menschheit ausströmen. Auf diesen Quell die schmachtende Menschheit hinzuweisen, war im alten Bunde die Aufgabe der Propheten. Zu diesem Quell des ewigen Heils uns, lieber Leser, alljährlich von neuem hinzuleiten, läßt die Kirche des Neuen Bundes uns an der Hand des größten Propheten, des hl. Vorläufers Johannes, durch die Adventszeit in das heilige Christfest führen.

Und wir befinden uns bereits auf diesem Wege. Mit der Feier des Festes der unbefleckten Empfängnis Mariä wird der Morgenstern aufgehen, der uns die nahende „Sonne der Gerechtigkeit“ ankündigt; das Erscheinen dieses „Morgensterns“ am kirchlichen Himmel soll unser heiliges Verlangen nach der geistigen Ankunft des Welterlösers steigern, damit das Hochfest Seiner Geburt ein wahrhaft gesegnetes und gnadenvolles für uns werde.

Wie bringen die meisten Christen die Adventszeit zu? Die Ereignisse des täglichen Lebens nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; auch wenn diese Dinge noch so weit ab liegen und sie gar nichts angehen, so widmen sie ihnen doch ihr reges Interesse. Wie viele Stunden der Wochen werden nicht auf das Zeitunglesen verwendet! Und was wird mit besonderer Vorliebe in den Zeitungen gelesen? Ich meine, gerade diejenigen Mitteilungen und Nachrichten, auf deren Abdruck die Schriftleitungen sehr gern verzichten würden, wenn es nach ihrem Sinn ginge. Deshalb machen wir auch die Erfahrung, daß gerade die sog. farblosen Blätter so viele Leser finden, weil sie das als Hauptsache behandeln, was

nur als Nebensache angesehen und behandelt werden dürfte. Wie muß aber der Katholik verfluchen, der seine Erholung oder gar seine ganze geistige Nahrung während der Ruhestunden der Arbeitswoche in solcher Lektüre sucht! Die Handpostille, die noch vor mehreren Jahrzehnten in vielen katholischen Häusern einen Ehrenplatz behauptete, die namentlich in der Advents- und in der Fastenzeit fleißig gelesen wurde, — sie wird bald nur noch dem Namen nach bekannt sein. Und welche herrliche Belehrungen und welche unschätzbare Ratsschläge und Mahnungen nahmen unsere Väter aus diesem kostbaren Buche entgegen. Wie leicht wurde es ihnen deshalb auch, die Adventszeit im Geiste unserer heiligen Kirche zu durchleben. Die Christen unserer Tage gleichen zum großen Teile jenen Jungfrauen des Evangeliums, die vom Herrn als thöricht bezeichnet wurden: sie hatten sich um viele Dinge bekümmert — vielleicht größtenteils um Dinge, die für gar nichts angingen — aber an das ein. Mit wenigen hatten sie gar nicht gedacht. Als der Bräutigam sie fand, unvorbereitet, ohne Öl in den Lampen, hieß es streng: „Ich kenne euch nicht!“

Der gefeierte Volkschriftsteller Alban Stolz schreibt in seiner Heiligen-Legende („der christliche Sternhimmel“) unter dem 3. April über drei heilige Schwestern, die in all' ihrer freien Zeit sich mit dem Lesen der hl. Schriften beschäftigten. Ihre Namen entsprachen ihrem Leben: Agape bezeichnet die reine Liebe, Chiona die Schneeweise und Irene die Friedsamkeit; sie erlitten den Martiertod für ihren christlichen Glauben im Jahre 304 unter dem Kaiser Diokletian. Dieser wütende Verfolger des christlichen Glaubens hatte insbesondere auch bestimmt, daß alle heiligen

Kirchenkalender.

Sonntag, 7. Dezember. Zweiter Sonntag im Advent. Amrosius, Kirchenlehrer. Evangelium Mathäus 11, 2-10. Epistel: Römer 15, 4-13. ● St. Andreas: Fest unseres Pfarrpatron des hl. Apostel Andreas, morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Komplet, Umzug durch die Kirche und Te deum. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. ● St. Martinus: Um 7,8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Martinus, nachmittags 2 Uhr Kinderbeicht, abends 6 Uhr Predigt zur Eröffnung der christl. Exercitien für Frauen und Jungfrauen. ● St. Anna-Stift: für die mar. Dienstmädchen-Kongregation während der hl. Messe um 6 Uhr gem. hl. Kommunion, nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht verbunden mit feierlicher Aufnahme neuer Mitglieder.

Montag, 8. Dezember. Mariä Empfängnis, Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 1, 26-28. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. ● St. Martinus: Um 7,8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Nachterstr., um 7,9 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Nachterstr.; heute und die folgende Wochentage finden nachmittags 7,3 und abends 8 Uhr die Predigten für die geistlichen Exercitien der Frauen und Jungfrauen statt, jedesmal abends 8 Uhr beginnend mit gest. Rosenkranz-Andacht und am Schluß sakramentaler Segen. ● St. Anna-Stift: nachmittags 4 Uhr Festpredigt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Schriften verbrannt werden sollten. Die drei Schwestern, deren Väter und deren Ehemänner Heiden waren, zeigten sich sogleich fest entschlossen, auf keinen Fall ihren Glauben zu verleugnen; sie wollten aber auch pfllichtgemäß ihr Leben so lange erhalten, als es ohne Sünde geschehen konnte. Sie verließen daher ihre Heimat, ihre Verwandten, ihre Güter, nahmen ihre hl. Schriften mit und verbargen sich auf den höchsten Berge. Nach einiger Zeit kehrten sie wieder in die Heimat zurück, vielleicht in der Meinung, daß nun wieder mehr Sicherheit sei. Was ihnen hier am meisten Kummer machte, war der Umstand, daß sie nicht mehr ungehindert in den hl. Schriften lesen konnten, weil sie besorgen mußten, von ihren eigenen heidnischen Ehemännern angezeigt zu werden. Ungeachtet ihrer Vorsicht wurden sie endlich doch entdeckt und gefänglich eingezogen. Bei der Haus-suchung fand sich eine große Anzahl von religiösen Schriften, die bekanntlich damals — und bis zum 15. Jahrhundert hin — durch Abschreiben mühsam vervielfältigt wurden. Bei dem richterlichen Verhöre erklärte Irene u. a.: „Wir lassen uns lieber lebendig verbrennen, als daß wir die göttlichen Schriften ausliefern und dadurch Verräter an Gott werden!“ Und auf die Frage des Richters, ob auch andere Personen von diesen Büchern gewußt hätten, antwortete die heilige Glaubenszeugin: „Wir hielten die Bücher sorgsam verborgen und trugen sie nirgends hin, selbst unsere Dienerschaft durfte das Geheimnis nicht wissen wegen der Gefahr, sie möchten eine Anzeige erstatten. Gerade dies war für uns ein beständiger Schmerz, daß wir diese Bücher nicht Tag und Nacht lesen konnten, wie damals, wo das kaiserliche Verbot noch nicht ergangen war.“

Wir sehen hier drei Frauen, die mit solchem Eifer die hl. Schrift und andere religiöse Bücher lasen und bewahrten, daß sie sich deshalb der größten Gefahr aussetzten. Nur heimlich konnten sie darin lesen, weil sie vor ihren eigenen Männern und Dienstboten nicht sicher waren; die Todesstrafe stand darauf, wenn bei Jemanden die hl. Schrift gefunden wurde. Aber gerade aus dem fleißigen Lesen in jenen christlichen Büchern schöpften sie den bewunderungswürdigen Mut, daß sie den Martertod für ihren heiligen Glauben starben.

Man kann schon — sagt derselbe A. Stolz — die Gesinnung und den Charakter eines Menschen daran erkennen, was für Schriften er am liebsten liest, und diese Schriften sind dann für ihn, was das Öl für die Lampe ist: sie verstärken und befestigen ihn in dieser Gesinnung noch mehr. Bist du wirklich religiös, so wirst du auch am liebsten — oder wenigstens doch gern und häufig — in religiösen Schriften lesen und wirst dadurch in deinem religiösen Leben noch mehr gefestigt. Bist du aber ein Weltkud, so wirst du am liebsten Romane, Poesien und solche Schriften und Zeitungen lesen, die dem Unglauben und der religiösen Gleichgültigkeit dienen; so viel ist sicher: schlechte Lektüre verdirbt den Menschen ebenso sicher, wie schlechter Umgang.

Wie steht es mit Dir, lieber Leser? Bist Du auch zuweilen eine religiöse Schrift, ein religiöses Buch, ein christliches Blatt? Wenn nicht — so scheint mir gerade die hl. Adventszeit vorzüglich geeignet, um endlich damit anzufangen.

Influenza und Diphtherie.
Von Dr. med. Th. Höveln.

Dem unfremdlichen Sommer folgte ein früher kalter Herbst und diesem soll nach der Prophezeiung hervorragender Meteorologen ein sehr kalter Winter folgen, so kalt, wie es in den letzten fünfzig Jahren keinen gab. Da heißt es auf der Hut sein und sich besonders körperlich abhärten, um sich gegen so abnorme Witterungsverhältnisse zu schützen. Leider zeigen sich jetzt schon die Folgen der ungünstigen

Witterung, die das Jahr 1902 bis heute charakterisierte.

Die beiden bösen Epidemien Influenza und Diphtherie herrschen heute leider wieder in bedenklichem Grade.

Die unangenehme Influenza ist zwar schon eine recht alte und vor Jahrhunderten schon bekannt gewesene Krankheit, aber erst im Jahre 1892 haben Berliner Aerzte den Influenzabacillus entdeckt. Viel geholfen hat die Entdeckung des ansteckenden Bacillus zwar nicht, aber es ist doch immer gut, wenn man seinen Feind richtig erkennt. Dieses scheint auch die englische Regierung zu denken, die einem Feind zu Leibe gehen will, der in ihrem Mutterlande immer mehr Opfer fordert. Dieser schlimme Feind ist die Krebskrankheit. Die englische Regierung hat dem Entdecker des Krebs-Bacillus die Summe von 4 Millionen Mark zugesichert. Die Bakteriologen aller Länder sind daher emsig bemüht, diesen Krebs-Bacillus zu finden.

Die unangenehme Influenza, die unter den Erwachsenen zur Zeit wüthet, beginnt stets mit Fiebererscheinungen und mit Kopfschmerzen in der Stirngegend. Dann folgen bald große Mattigkeit und Arbeitsunlust. Sobald diese Zeichen vorhanden sind, sollte der Betroffene sich ins Bett legen und die Hautausdünstung durch reichliches Trinken warmer Getränke, namentlich von Hlieder- oder Kamillenthee, befördern. Gegen die Kopf- und Gliederschmerzen helfen Gaben von Antipyrin oder Phenacetin, zweimal täglich 0,5 bis 1,0. Wer diese Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt, verschlimmert leicht sein Leiden, denn gerade die Influenza liebt Komplikationen, das heißt, sie ruft andere Krankheiten hervor, am liebsten Lungenentzündung und Lungenschlag.

Bei der Influenza wie bei der Diphtherie kann der Ansteckungsstoff sowohl durch direkte Uebertragung als auch durch Gegenstände mitgeteilt werden. Besonders schlimm aber ist der Diphtherie-Bacillus; er haftet an allen möglichen Gegenständen und verbreitet sich so noch nach langer Zeit. Es giebt keinen Bacillus, der sich länger in Wohnungen, Möbeln und Kleidern halten kann, als der Diphtherie-Bacillus. Da er auch durch die Luft übertragbar ist, so steigt er in geheizten Häusern mit der warmen Luft nach oben. Es empfiehlt sich daher, die an Diphtherie Erkrankten nur in den obersten Räumen unterzubringen und dort zu pflegen.

Die Diphtheritis befallt meist nur zart organisierte oder schlecht genährte Kinder, wenn auch Erwachsene nicht immer gegen sie geschützt sind.

Der schlimmste Ansteckungsstoff wird besonders von katarrhalisch, durch Erkältungen gereizten Schleimhäuten aufgenommen. Daher sind Kinder bei Diphtheritis-Epidemien sorgfältig vor Erkältungen zu hüten, und jeder vorhandene Katarrh, mag er noch so leicht sein, ist mit größter Sorgfalt zu behandeln. Gesunde Kinder sollten, wenn eben möglich, aus einem Hause, wo die Diphtherie herrscht, entfernt werden. Die Diphtheritis beginnt in der Regel mit warnenden Vorböten und da zur Rettung des Kindes ein frühzeitiges ärztliches Einschreiten von höchster Wichtigkeit ist, so empfiehlt es sich sehr, den Charakter der bösen Epidemie genau zu kennen.

Stellt sich bei einem Kinde Unwohlsein mit Frösteln, fliegender Hitze und verdrießlichem, mürrischem Wesen ein, so muß man sich auf den Ausbruch der Diphtheritis vorbereiten.

Fehlen ausnahmsweise einmal diese Vorböten, so hat man seine Aufmerksamkeit auf die lokalen Erscheinungen zu richten. Trägt ein Kind den Diphtherie-Bacillus in sich, so treten nach zwei bis drei Tagen die Zeichen davon im Halse deutlich hervor. Es entstehen Steifheit, Hitze, Schmerz und Rauigkeit im Halse, dann folgen Schlingbeschwerden und Anschwellung der Halsdrüsen. Sehr bald, oft schon nach einem Tage, erscheinen auf der Schleimhaut des Schlundes und der Mandeln

unregelmäßige, weiße oder graue, scheinige Flecken, die mehr und mehr zusammenfließen und sich bald in häutiger Form ablösen.

Ein untrügliches, charakteristisches Zeichen, daß man es wirklich mit der schlimmen Diphtheritis zu tun hat, ist dieses, daß die weißlichen Flecken sich nicht wegstreichen lassen. Entfernt man sie mit Gewalt, so bleibt eine Wunde, leicht blutende Stelle zurück.

Sobald sich diese Vorböten zeigen, ist sofort nach ärztlicher Hilfe zu senden.

Ueberläßt man die erwähnten Flecke sich selbst, so zerfallen sie, lösen sich ab, indem sie nichtfarbige, fäulige Geschwüre hinterlassen, welche einen sehr schlechten, feuchtigen Geruch aus dem Munde veranlassen. Pflanzt sich die Bildung dieser Ablagerungen fort, so tritt bei Kindern meist Erstication ein. Der Tod erfolgt zwischen dem dritten und siebenten Tage; Genesung tritt zwischen dem siebenten und zehnten Tage ein. Als Zeichen der Genesung gilt es, wenn im Umkreise der scheinigen Flecken eine lebhaftere Rote entsteht, die häutigen Ausschüßungen sich lösen und ausgeworfen oder teilweise verschluckt werden; wenn die Geschwüre einen reineren Grund annehmen, der Geruch aus dem Munde abnimmt und das Schlucken leichter wird.

Nach überstandener Krankheit bleiben in einzelnen Fällen Lähmungen des Sprechapparates, der Augenmuskeln und der Beine zurück; doch darüber braucht man sich nicht zu ängstigen, sie verschwinden nach und nach von selbst.

Das wichtigste bei der Diphtheritis ist das rechtzeitige Erkennen, oder noch besser das Vorbeugen der Krankheit.

Bei herrschender Diphtherie ist es ratsam, die größeren Kinder an das Gurgeln mit desinfizierenden Lösungen zu gewöhnen, so verhütet man oft und leicht die Ansteckungsgefahr.

Solche Gurgelwasser sind folgende: 1 Gramm chlorsaures Kali auf 100 Gramm Wasser; ferner 10 Gramm Chlorwasser mit 100 Gramm destilliertem Wasser gemischt und schließlich noch 1/2 Gramm Carbolsäure (15 Tropfen) auf 100 Gramm Wasser.

Jede schwächende Behandlungsweise muß unterbleiben, namentlich jede Blutentziehung. Im Gegenteil Arzt und Laie müssen die Kräfte des Patienten durch Gaben von gutem Wein und kräftiger Nahrung zu heben suchen.

Eine höchst segensreiche Entdeckung hat uns die Kunst gebracht, nämlich das „Heilserum von Professor Behring.“

Wenn dieses Heilserum, unter die Haut gespritzt, auch nicht vollständig den gefährlichen Diphtherie-Bacillus vernichtet, so schwächt es doch die Wirkung des Giftstoffes so, daß in der Regel die Todesgefahr ausgeschlossen wird.

Wie ich den „Brenham Herald“ gründete.

Eine tragi-komische Geschichte von E. Carl-Kaempfer.

„Fünf Cents der Brenham Herald, der neue Brenham Herald“, brüllte der Zeitungsjunge aus voller Lunge, ohne jedoch mit seinen Anstrengungen sonderlichen Erfolg zu erzielen.

Ich war Redakteur und Mitinhaber dieses Unternehmens und schlich verschämt schon seit dem frühen Morgen hinter dem Zungen her. Meine hochgespannten Erwartungen sanken jedoch immer tiefer und tiefer, denn bis jetzt waren ganze vier Exemplare verkauft worden.

— — — Seit ungefähr einem Jahre befand ich mich in Texas und seit acht Tagen in dem freundlichen Städtchen Brenham, an der Mittel-Texas-Linie der Santa Fe-Eisenbahn gelegen. Damals war es noch klein. Die Bewohner des Städtchens waren zum großen Teil Deutsche, und auch die Farmen in der Umgebung gehörten zumeist deutschen Familien. Dabei hatte Brenham zwar eine gute englische Zeitung, aber keine deutsche.

Kein Wunder, daß ich vollkommen einverstanden war, als mir der alte Mr. Tobias Smyth — er hatte es für notwendig gehalten,

feinen schönen deutschen Namen Schmidt zu amerikanisieren — den Vorschlag machte, mit ihm zusammen eine deutsche Zeitung in Brenham zu gründen.

„Eine deutsche Zeitung in Brenham ist ein dringendes Bedürfnis,“ sagte er, emphatisch auf den Tisch schlagend, daß die Stühle in der alten Kneipe wackelten, ich wiederhole es, ein dringendes Bedürfnis. Und der Zeitpunkt ist außerordentlich günstig für das Unternehmen. Die Baumwollenernte war ausgezeichnet; ergo haben die Leute Geld! Daß sich jeder deutscher Farmer eine deutsche Zeitung halten wird, ist selbstverständlich. Ich sage Ihnen es stecken Millionen in diesem Projekt, Millionen. Jim, noch einen Schnaps!“

Die Millionen imponierten mir. Die Hauptsache war die Kapitalfrage. Smyth hatte kein Geld. Ich hatte ganze 200 Dollars, sagte ihm aber, ich hätte nur 150 — man konnte ja nicht wissen. 200 Dollars sind ein ganzer Haufen Geld für einen jungen Kerl, der keine Ahnung hat, wo er wieder Geld herbekommen soll, wenn diese fort sind. Nun war der alte Smyth Feuer und Flamme. Zuerst der Name. „Brenham Herald“. Der war sehr schön und hatte einen poetischen Klang. Gut. Setzen und Drucken würden wir selbst; Hilfskräfte zu bezahlen wäre bei unserer großartigen Kapitalanlage etwas schwierig gewesen. Und es ging auch so. Smyth konnte famos setzen, und ich — ich mußte es eben lernen. „Man muß alles verstehen in Malheurilla“, meinte er. Die Redaktion übernahm ich; die Lokalberichterstattung besorgten wir zusammen. Der Alte brüstete sich mit den guten Verbindungen, die er hatte. Das war ganz richtig; sie waren nur zu gut, wie ich später herausfand.

Jetzt ging es an die Arbeit. Wir mieteten ein Haus — dieses hatte früher als Ziegenstall gedient. Es bestand aus zwei Räumen, die durch eine Holzwand getrennt waren. Die fehlenden Fenster wurden durch hereingeschnittene viereckige Öffnungen ersetzt. Lustig war es, sehr lustig, aber das war für uns nur ein Vorteil bei dem heißen Klima. Das große Firmenschild fabrizierten wir selbst, indem wir ein Brett, das der alte Smyth bei einem Spaziergang „gefunden“ hatte, mit weißer Farbe ansprachen und auf diesem Untergrund mit gelbten weithin leuchtenden Buchstaben „Buchdruckerei des Brenham Herald“ malten.

Nun konnte es an die innere Einrichtung gehen. Die 150 Dollars waren für leihweise Ueberlassung einer alten Ziegelruckpresse, sowie zweier Kästen mit Lettern und anderen dazu gehörigen Kleinigkeiten bereits ausgegeben, und so blieb für die Einrichtung der Redaktion allerdings nichts mehr übrig. Jedoch auch hier schafften wir Rat. Der Besitzer der Grocery (Krämerrei) an der nächsten Ecke fand sich gegen das Versprechen einer Gratis-Anzeige bereit uns eine große und zwei kleine Kisten, die auf seinem Hofe herumlagen, abzutreten. Die große Kiste überklebten wir, nachdem die eine Längswand herausgeschlagen war, mit braunem Papier, und der Schreibtisch war fertig. Die zwei kleinen Kisten dienten als Sessel; roter Plüsch wäre allerdings hübscher gewesen; auch vermehrte man bei längerem Sitzen die Polsterung ganz bedeutend.

Nun begann meine Tätigkeit als Redakteur. Mit zwei Bleistiften und einem Notizbuch bewaffnet, besuchte ich eine Bar nach der andern und schrieb aus sämtlichen mir in die Hände fallenden Zeitungen die mir zusagenden Artikel einfach ab, dann ging es zurück und während ich die gestohlenen Leitartikel ins Deutsche übersezte, arbeitete Smyth, den unvermeidlichen Cigarrenstummel zwischen den Zähnen, im Schweiß seines Angesichts am Setzsaß.

Endlich war die Ausgabe, hundert Exemplare stark, fertig. Vier davon verkauften wir, wie eingangs erzählt. Ich war tief betrübt, wenn ich an meine schönen 150 Dollars dachte.

Mit der Zeit jedoch ging es besser, und nach Verlauf von zwei Monaten hatte der „Brenham Herald“ eine Auflage von 500 Exemplaren.

Die Sache hatte aber ihren Haken. Die Zahlungsweise unserer Landabonnenten war nämlich eine höchst eigentümliche. Die Farmer, die von Haus aus geizig waren und hier in Amerika den Wert des Geldes erst recht schätzen gelernt hatten, waren nämlich durch nichts zur Herausgabe baren Geldes zu bewegen, sondern erlegten ihre Abonnementsgebühren in — Naturalien, ja manchmal sogar in lebendigen Werten, wie Hühner, Ziegen usw. Natürlich konnten wir das Zeug nicht immer gleich an den Mann bringen, und so wurde zeitweise unser Geschäftslokal seinem ursprünglichen Zwecke, dem eines Stalles, zurückgegeben. Die Schererei, die ich mit dem Verkauf von all' den Sachen hatte, ist nicht zu beschreiben. Smyth nämlich war dazu nicht zu gebrauchen; der ging höchstens in die nächste Kneipe und vermobelte die ganzen lebendigen Abonnementsgebühren für ein paar Flaschen schlechten Schnaps!

Wahrlich, unsere Abonnenten behandelten uns schlecht; die Zeitung war aber auch danach. Unsere Typen waren miserabel, und es waren auch nie genug von einer Sorte vorhanden. Oft kam es auch vor, daß wir anfangen, einen Artikel in kleine Antiqua zu setzen; dann, als die Ausgung, kam fette Borgis an die Reihe und am Ende Versalien — lauter große Buchstaben. Oft ließen wir auch eine halbe oder ganze Spalte offen für die „nicht eingetroffenen Telegramme.“

Wir schlugen uns eben so durch. Endlich aber kam doch der Krach, den ich schon lange befürchtet hatte. Daß unser „Unternehmen“ sich so lange über Wasser halten konnte, war nur der persönlichen Färbung der Lokalberichterstattung zuzuschreiben, welche Tobias Smyth besorgte. Wo er seine Lokalnachrichten hernahm, ist mir immer ein Rätsel geblieben, aber so etwas Unverschämtes war noch nie dagewesen. Die intimsten Familienangelegenheiten zerrte er unbarmherzig ans Licht der Öffentlichkeit, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht ein wütender Bürger auf unsere Redaktion stürmte und Sühne verlangte für irgend eine schwere Beleidigung. Gewöhnlich endete die Sache damit, daß der alte Smyth furchtbare Prügel bekam — ich drückte mich immer. Und die Prügel waren jedesmal wohlverdient: gegen den „Brenham Herald“ war der „Arizona Kicker“ der reinste Waisenknecht!

Eines schönen Tages, beschuldigte Smyth mehrere angesehenen Bürger, daß sie bei einem Besuch auf einer entlegenen Farm mehreren Pferden die Erlaubnis erteilt hätten, mit ihnen zu reisen. Am Abend nach dem Erscheinen der betreffenden Nummer erschienen fünf dieser Ehrenmänner, bis an die Zähne bewaffnet, auf unserer Redaktion.

„Mr. Editor zu sprechen?“
„Zawohl, das bin ich,“ gab ich betrübt zu. „Ihr habt den Artikel von den gestohlenen Pferden geschrieben?“ war die drohende Frage.

„No, No,“ beeilte ich mich schleunigst zu erwidern; mir ahnte nichts Gutes. „Dafür ist Mr. Smyth verantwortlich.“ Mit diesen Worten wollte ich zur Tür, um meinen Socius herbeizurufen, wurde jedoch, mit vorgehaltenem Revolver, freundlichst ersucht, mich nicht zu bemühen, und die Herren begaben sich in den Nebenraum auf die Suche. Es dauerte nicht lange, so fanden sie Mr. Smyth — in der Papiertiste.

Auch ihm wurde die Frage vorgelegt, ob er der Verfasser des Artikels sei, und als er lebhaft bedauerte, sich nicht genau erinnern zu können, versetzte ihm einer der liebenswürdigen Besucher ein paar furchtbare Jagdhiebe mit einer schweren Maulknechtpeitsche. Jetzt fiel es Mr. Smyth ein, daß er die Geschichte geschrieben hatte.

Die Sache ging sehr schnell. Mr. Smyth wurde einfach vor die Wahl gestellt, sofort gehängt zu werden, oder unverzüglich Brenham für immer zu verlassen.

Er entschied für das Letztere. Er hätte eine Luftveränderung nötig, sagte er. Gegen mich hatte man zwar nichts, aber der „Brenham Herald“ war mir gründlich verleidet — ich fuhr nach St. Louis und wurde Reporter am „Globe Democrat.“

Sang- und klanglos war der „Brenham Herald“ eingeschlafen, und das bedauerndswerte Brenham ist, meines Wissens, noch jetzt ohne deutsche Zeitung!

„Dees Schreibstischle.“

Eine heitere Kriminalgeschichte von Leonhard Willers.

Gerichtsvollzieher Rupprecht war eine Seele von einem Menschen. Das könnte paradox klingen, ist es aber für diejenigen unter seinen „Klienten“, nicht, die den Mann von seinem Amt zu unterscheiden wissen. Man erzählte sich allerlei hübsche kleine Züge aus seinem Leben und seiner Amtspraxis, aus denen hervorging, daß er seines Amtes zwar mit Würde, aber ohne jegliche Härte waltete. Einige geldquellenstudierende junge Lebemänner, die im Geschäft des Pumpens sich besonders große Routine erworben, hatten ihn verschiedentlich mit Erfolg angezapft, als er sie pfänden wollte und nichts bei ihnen vorfand. Auch wurde von einigen Fällen erzählt, da er zu ganz und gar verarmten Familien mit dem Armenarzt zugleich kam. In einer solchen Wohnung aber fehlte es am Nötigsten, noch viel weniger waren Dinge da, die man hätte pfänden können — nur schmutzige, frierende und hungernde Kinder, schmierige Lumpen und altes Gerümpel. Dann hatte er in seinen Akten vermerkt: Zwangsvollstreckung fruchtlos, und nun hatten sie beide eine kleine Sammlung veranstaltet, damit Kohlen, Brot usw. ins Haus käme. Trotz dieser gemütvollen kleinen Züge war dieser „Knecht Rupprecht“, wie man ihn auch wohl nannte, bei den Erwachsenen ebenso verhaßt, wie sein Namensvetter bei den Kleinen beliebt ist — das war wegen seines Geschäfts.

Aber heute — nizeger! — fuchstufelwild war er, als er jetzt vor der Schranke des Gerichts erschien. Nicht etwa als Angeklagter — bei Leibe nicht, sondern als Nebenkläger. Denn er hatte Strafantrag gestellt, wegen Beamtenbeleidigung — zum ersten Male in seinem Leben. Das war auch eine verflixte Geschichte gewesen. Eigentlich hatte es ihn gejamert, denn so oft er auch sah, wie ein Mensch Schiffbruch gelitten, immer wieder ging es ihm zu Herzen.

Alfred Stöhr war Verkäufer in einem größeren Konfektionsgeschäft gewesen, hatte ein vorzügliches Gehalt gehabt und infolgedessen auch keine Schulden gemacht, obwohl er, wie dies einem jungen Manne in der Großstadt nicht zu verdenken ist, das Leben in vollen Zügen genoss. Freilich hatte er solcher gestalt auch keine nennenswerten Ersparrnisse gemacht. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, kaufte er sich eine kleine Einrichtung, Möblement für zwei Zimmer auf Abzahlung, ihm behagten die Chambres garnies nicht und da er verwöhnt war und regen Schönheitsfuss besaß, so wahr die Einrichtung sehr elegant, aber auch sehr teuer. Der Möbeldändler behielt sich das Eigentumsrecht vor, bis alles bezahlt sei. Das was aber noch lange nicht der Fall, als er ein hübsches, sehr reiches Mädchen kennen lernte, in die er sich sterblich verliebte und die seine Neigung zu erwidern schien. Auch der Vater des Mädchens hatte nichts einzuwenden, wenn er sich innerhalb eines halben Jahres selbständig mache. Dann sollte die Verlobung und nach einem weiteren Monate die Hochzeit gefeiert werden. Fränzchen nähete nun fleißig an ihrer Aussteuer, während Alfred sich eifrig nach einem Assocé umsah. Denn die Summe, mit der der Schwiegervater sich

an der Gründung des Geschäfts beteiligen wollte, reichte dazu nicht aus. Er fand auch nach längerer Zeit einen spekulativen Kopf, der nicht abgeneigt war ein solches Geschäft zu eröffnen. Alfred glaubte der Sache nicht wirksamer nützen zu können, als daß er bei der Kundschaft seines derzeitigen Chefs wirksame Propaganda machte. Für ihn unglücklicherweise kam die Sache seinem Chef zu Ohren, er zahlte ihm eines Morgens sein Gehalt bis zu jenem Tage aus und setzte ihn kurzer Hand vor die Tür. Das ließ sich Alfred ja nun nicht gefallen und klagte auf Einhaltung der Kündigungsfrist und Auszahlung seines Gehaltes bis zum Schluß des Quartals. Am Tage seiner Entlassung verkaufte und verfechtete er alles Entbehrliche und wartete seinen Prozeß ab. Aber jetzt mußte er Schulden machen — auf seinen Prozeß hin. Als er ihn aber in erster Instanz verlor, wollten die Gläubiger die zweite Instanz nicht abwarten, sondern verklagten ihn. Herr Rupprecht wurde sein ständiger Gast und ließ seine blauen Bögel sich überall niedersetzen — aber immer wurden sie von dem Besitzer der schönen eleganten Möbel wieder verschluckt. Alfred hatte unterdessen sein Brod als Kellamerschriftsteller erworben. Er versandte an viele große Firmen, die sehr viel für Kellame ausgeben, kleine Feuilletons, die im Inseratenteile der Zeitung abgedruckt und von den Firmen anständig honoriert wurden. Er besaß nämlich eine bessere Bildung als die meisten seiner Standesgenossen. Er war Abiturient des Realgymnasiums und schrieb einen leichten glatten Stil. So verdiente er bald soviel, daß er seine Miete und Mobilien in Abzahlungsraten bezahlte, daher Wohnung und Einrichtung behalten und außerdem anständig leben — an Schuldenbezahlen freilich nicht denken konnte. Wenn nun „Knecht Rupprecht“ jedesmal bei ihm gewesen war, so ging Alfred, den der Verlust der Braut und des Associe's (beide hatten sich nach seiner Entlassung kalt und höflich von ihm zurückgezogen) nicht weiter bedrückte, zu seinem Möbelfabrikanten und dieser forderte die unbescheidene Gläubiger auf, die Sachen, die nicht Herrn Stöhr, sondern ihm gehörten freizugeben, was auch regelmäßig geschah. Nur einer weigerte sich und wurde vom Möbelfabrikant auf dem Wege der Klage gezwungen, die Sache — einen hübschen zierlichen Schreibtisch freizugeben. Da zwang der rachsüchtige Gläubiger ihn zum Offenbarungseid, den Herr Stöhr kalt, lächelnd leistete. Eine Stellung durfte er ja vor der Entscheidung des Prozesses nicht annehmen — also konnte es ihm egal sein.

Auf „Dees Schreibtische“ nun hatte es der treffliche Knecht Rupprecht ganz besonders abgesehen. Eines Morgens kam er wieder zum Besuch bei Stöhr und dabei entwickelte sich folgender Dialog:

„Guten Morgen, Herr Stöhr — na, i muß Ihna halt an mal wieder besuchen. Sie wissen ja wohl, warum i komm?“

„Ja, ich weiß, aber da gehen Sie ruhig ein Haus weiter“, sagte Stöhr, der nicht übel Lust hatte, den Boten des Gerichtes an der Thür abzufertigen, „denn bei mir, das wissen S' doch, ist halt nix zu wollen.“

„Ah na — so geht das sei nit, Herr Stöhr“, sagte „Knecht Rupprecht“ gemächlich und schob sich mit Seelenruhe an dem Besitzer vorbei in die Wohnung. Diese nonchalante Art ärgerte nun Herrn Stöhr nicht wenig, denn ihm konnte ja keiner, er hatte ja manifestiert. Seine Wut steigerte sich aber, als „Knecht Rupprecht“ es sich auf dem Armstuhl vor dem Schreibtische bequem machte und seine Akten darauf ausbreitete.

„Ja aber was wollen Sie denn eigentlich hier?“ fuhr er auf.

„Pfänden“, sagte jener lakonisch und setzte dann wohlwollend hinzu: „Oder können Sie mir sechsunddreißig Mark und achtzig Pfennige bezahlen?“

„Wo denken Sie hin — ich weiß kaum noch, wie so viel Geld aussieht.“

„Na, da müssen m'r halt pfänden, — was nehm i denn mit — a, nehm' m'r halt dees Schreibtische!“

„Der Mensch, „das Schreibtische“ haben Sie schon zwei Mal gepfändet, einmal ist es gutwillig herausgegeben, das andere Mal ist der elende Knicker von Gläubiger gerichtlich gezwungen worden, es freizugeben —“

„Das tut sei' nix, i muß's pfänden. Sie sind nit der erste in Nürnberg, der sich über die Bestimmung in unserer Vorschrift geärgert hat.“

„O nein, Mann Gottes“, rief jetzt Herr Stöhr mit voller Umgekrast, „so weit kenn' ich Ihre Instruktion auch bereits, ich habe mich bei meinem Rechtsanwalt, durch die wiederholte Pfändung bereits einmal freigegebener Möbelstücke stutzig geworden, danach erkundigt. Der Gerichtsvollzieher kann alles pfänden, was sich im Gewahrsam des Schuldners befindet, wenn er glaubt, daß es Eigentum desse en ist; wenn er aber wohlwollend gegen den Schuldner ist, so braucht er es nicht, namentlich wenn er genau weiß, daß die vorhandenen Sachen dem Schuldner nicht gehören. Also, wenn Sie jetzt frei pfänden, grade „das Schreibtische“, wie Sie so schön sagen, verkleben, dann sind Sie nicht wohlwollend, denn wollen Sie mich schikanieren.“

„Nun will i Ihna mal was sagen, mein lieber Herr Stöhr —“

„Der Deizel ist Ihr lieber Herr Stöhr!“ „Erstens“, fuhr der andere seelenruhig fort, „hör i sehr wohl — also brauchen's net zu schreien.“

„I, das wird ja immer doller“, brüllte Stöhr, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend — „ich werd' doch in meiner Wohnung wohl noch so laut sprechen können, wie ich will!“

„Und zweitens — ich bin für Sie der Gerichtsvollzieher Herr Rupprecht und nicht „Mensch“, oder „Mann Gottes“, wie Sie mich vorher zu nennen, für gut fanden — und dann drittes: was Sie da von unserer Vorschrift sagen, is früher mal g'wesen. Jetzt hat unsere vorgesetzte Behörde verordnet, alles zu pfänden, was sich im Gewahrsam des Schuldners befindet — und i bin Ihnen jetzt weder wohlwollend gesinnt, noch will ich Ihna schikanieren — i schikanier überhaupt niemand net — aber i pfänd' dees Schreibtische — da — in 8 Tagen Verkaufstermin — so und nun —“

„Und nun aber raus — aber a wen'g plöylich — wenn ich bitten darf —“

„Was — Sie wollen mi — an königlichen Beamten bei Ausübung seiner Amtspflicht zur Tür rauswerfen?“

„Sie hören's ja, oder war ich nicht deutlich genug? Meinen Sie, ich glaube das, was Sie mir da erzählt haben? Ihre Behörde ist doch nicht dazu da, um —“

„Hüten's sich, a Beleidigung gegen meine Behörde auszusprechen — und jetzt werd i halt das Protokoll aufnehmen und Sie werden unterschreiben —“

„Den Deibel werde ich — und Sie, machen Sie sich nit an meinem Schreibtisch da breit oder ich vergesse mich und —“

„Na und was denn —?“

„Und werse Sie zur Tür hinaus. Erst aber fordere ich Sie noch einmal auf, verlassen Sie meine Wohnung —“

„Wenn ich fertig bin.“ —

„Raus mit Ihnen Sie Schafskopf —“

„Wa—a—ad, was war das — mir —“

„Mensch — Hallunke — ich fordere Sie jetzt zum dritten Male auf, meine Wohnung zu verlassen, sonst vergesse ich mich und vergreife mich noch an Ihnen.“

Dabei griff Stöhr wirklich nach einem Stuhl. Der Andere packte seine Akten zusammen und ging; an der Tür rief er noch wutschneidend: „Das soll Ihna teuer zu stehen kommen.“

Und vor Wut schraubte der Beamte noch, als er von der schwachvollen Behandlung berichtete, die er von dem Angeklagten, gegen den er Strafantrag wegen Beamtenebeleidigung

gestellt, zu erdulden gehabt hatte. Der Angeklagte selbst war nicht erschienen, sondern ließ sich durch seinen Rechtsanwalt, der auch seinen Zivilprozeß führte, vertreten. Der gewandte Advokat machte alle möglichen Winkelzüge und Einwände — es half nichts, Herr Stöhr wurde wegen Beamtenebeleidigung und Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu insgesamt sechs Monaten Gefängnis und Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt.

Aber des Gerichtshofes, des Nebenklägers und namentlich auch des eifrigen Verteidigers harrete noch eine eigenartige Ueberraschung. Als gerade das Urteil „Im Namen des Königs“ verkündet war, betraten, fast im nämlichen Augenblick, zwei Postboten den Gerichtssaal. Der eine handigte dem Vorsitzenden ein aus Alexandrien datiertes Telegramm aus, das nur die Worte enthielt: „Die Nürnberger heuten keinen, sie hätten ihn zuvor.“ Der andere übergab dem Verteidiger einen in Brindisi aufgegebenen Eilbrief. Derselbe lautete:

„Mein lieber Doktor!
Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich im Lande der Pyramiden und habe höchstwahrscheinlich mit Ihrer Hilfe meinen Prozeß verloren. Lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen, ich werde meine Gefängnisstrafe, die ich ja ohne Gnade bekommen werde, absitzen, wenn einmal die Donau in die Pegnis fließt. Ein früherer Kollege von mir hat nämlich, wie Sie wissen müssen, vor etlichen Jahren von seinem reichen Onkel in Cairo ein ausgezeichnet gehendes Geschäft übernommen und befand sich, als mir das Unglück mit unserem guten „Knecht Rupprecht“ passierte, in der guten Stadt Hans Sachsens. Er engagierte mich mit einem glänzenden Gehalte, ich gab dem Möbelfabrikanten seine Sachen wieder beschaffte mir einen Paß, ordnete meine Militärpapiere und nach zwei Tagen, reiste ich mit ihm ab. Trösteten Sie meine Gläubiger mit Bürgers unsterblichen Worten! „Hin ist hin, verloren ist verloren“ — denn Sie wissen ja, wie die Verhältnisse liegen, wenn man vom lieben Deutschland aus hier jemanden verklagen will. Sie übrigens brauchen sich wegen Ihres Honorars den Kopf nicht zu zerbrechen. Nehmen Sie's von der Summe, die Sie für mich ausgezahlt bekommen, wenn Sie den Zivilprozeß gegen meinen früheren Chef gewonnen haben — was ja sicher geschieht. Glauben's Sie's — nein? Ich auch nicht. Na, adieu lieber Doktor, lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.
Ihr Stöhr.“

„Ganner“ murmelte der Rechtsanwalt den Brief wütend zerknirschend, „und den Kerl habe ich hier als einen wahren Engel hingestellt.“

„D — — und i bleib' ungerochen!“ seufzte Knecht Rupprecht.

Abkürzungen.
Lieder, Kelten, Wein, Denker, Mohr, Reh, Zeug, Einflang, Wien.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen. Die stehen bleibenden müssen im Zusammenhang ein herrliches Mahnwort ergeben.

Auflösung aus voriger Nummer.
R — Ei — Yak — Ebro — Rebus — Boston — Euterpe — Eidechse — Rotterdam. Meyerbeer.

Kirchenkalender.
(Fortsetzung.)

Dienstag, 9. Dezember. Leocadia, Jungfrau und Martyrin.

Mittwoch, 10. Dezember. Judith, Jungfrau.

Donnerstag, 11. Dezember. Damasus, Papst.

Freitag, 12. Dezember. Justinus, Martyrer.

● St. Andreas: Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Apologetischer Vortrag.

Sonntag, 13. Dezember. Lucia, Jungfrau und Martyrin. Odilia, Jungfrau.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Adventsgedanken.

II.

Wir befinden uns auf dem Wege nach Bethlehem, lieber Leser, und sind, unter der Führung unserer hl. Mutter, der Kirche, bereits bis zu den Ufern des Jordan gelangt, wo der Vorläufer des Messias seines erhabenen Amtes waltet. Heute finden wir indes in der Umgebung des großen hl. Johannes nicht nur Lernbegierige und Bußfertige in großer Zahl versammelt; auch eine Gesandtschaft des hohen Rates von Jerusalem ist zu ihm gekommen mit der Frage: „Wer bist du?“ Und Johannes antwortet ebenso demütig, wie der Wahrheit gemäß, daß er nicht der Messias, sondern der Vorläufer sei, der dem kommenden Erlöser den Weg zu den Herzen der Menschen bahnen solle — so wie es von Anfang an bestimmt und vom Propheten Jaias vor mehr als einem halben Jahrtausend angekündigt worden sei.

Wer bist du? — Die Frage ist wichtig genug, lieber Leser, und jeder aus uns mag sie an sich selber richten, zumal in dieser hl. Adventszeit: von ihrer Beantwortung hängt es wesentlich ab, wie wir einziehen in das heilige Christfest.

Wer bist du? — Wie viele mögen es sein, die der wahrheitsgemäßen Beantwortung dieser Frage die Wichtigkeit beilegen, die sie wirklich hat? Es gehört dazu ruhiger Ernst, und wir Menschen sind so flüchtig und leichtfertig! Sechs Tage in der Woche widmet man der Berufsarbeit; an diesen beugt man sich zur Erde nieder, um die zeitliche Lebensnahrung zu beschaffen. Wo aber sind die Christen, die in diesen Adventswochen, wenn sie sich von ihrer mühevollen Beschäftigung emporrücken, Herz und Sinn gen Himmel wenden? Ja,

sind wohl die „Tage des Herrn“, die Sonntage, auch wirklich dem Herrn geweiht? Wird nicht vielmehr der Herr gerade an diesen Tagen mehr vergessen, mehr beleidigt, als an allen übrigen? Und wenn heute der Völkerapostel Paulus an uns schriebe, würde er nicht wiederholen müssen, was er einst an die Christengemeinde zu Ephesus geschrieben? Würde er nicht sagen: Ach, Brüder, wandelt fürderhin behutsam! O seid doch nicht wie thörichte und ärgerliche Menschen, die nicht überlegen, wie kostbar die Zeit und wie schlimm die Tage, wie häufig die Gefahren des Heils sind, in denen wir leben! Seid doch nicht wie Menschen, die nicht darüber nachdenken, was der Wille und das Wohlgefallen des Allerhöchsten sei, die sich nicht mit dem Heil. Geiste erfüllen, sondern, wie Tiere ohne Vernunft, Speise und Trank im Uebermaß genießen, woraus alle Laster hervorgehen! (Ephes. 5.) In der Tat, lieber Leser, alle diese Vorwürfe könnte der Weltapostel an die meisten Christen unserer Tage richten.

Wo sind die Familien, in denen das christliche Leben so ernst aufgefaßt wird, daß man am „Tage des Herrn“ das „Buch der Bücher“, die heilige Schrift, zur Hand nimmt, oder wenigstens solche Bücher, die aus ihr — wie z. B. die Handwörter — ihre Wahrheit und ihre Schönheit entlehnen? Warum schöpfen wir nicht mehr aus dieser heiligen Quelle, um unsere Seele zu laben, wie unsere frommen Vorfahren es getan? Und warum greifen wir nicht in den Stunden der Trübsal, die ja keinem Irdischen erspart bleiben, nach diesem Labfal, das uns immer zu Gebote steht? „Lies die heilige Schrift“ — so schrieb der hl. Augustin an die fromme Demetria — „und erinnere dich dabei, daß die Worte, die

Kirchenkalender.

- Sonntag, 14. Dezember. Dritter Sonntag im Advent. Nicastus, Bischof und Martyrer. Evangelium Johannes 1, 19-28. Epistel: Philipp 4, 4-7. St. Martinus: Nachmittags 5 Uhr Schluß der geistlichen Exercitien für Frauen und Jungfrauen mit Predigt, Te deum und Segen.
- Montag, 15. Dezember. Eusebius, Bischof und Martyrer.
- Dienstag, 16. Dezember. Adelheid, Kaiserin.
- Mittwoch, 17. Dezember. Lazarus, Bischof. Quatember.
- Donnerstag, 18. Dezember. Bonifatius, Abt. Erwartung-Christi.
- Freitag, 19. Dezember. Remesius, Martyrer. Quatember.
- Sonntag, 20. Dezember. Julius, Martyrer. Quatember.

Sinnpruch.

Das ist die köstlichste der Gaben,
 Die Gott dem Menschenherzen giebt,
 Die eitle Selbstsucht zu begraben,
 Indes die Seele glüht und liebt.
 O süß empfangen, selig geben,
 O süßes Ineinanderweben,
 Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust!
 Je mehr du schenkst, je froher schreint du;
 Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du: —
 O gib das Herz aus deiner Brust!

du liest, die Worte deines Gottes sind!" — Bei den meisten Christen der ersten Jahrhunderte ging der Eifer im Lesen der hl. Schrift so weit, daß sie große Teile daraus, namentlich die Psalmen, ganz auswendig wußten, so daß ein Kirchenvater meint, man hätte, wenn sich auch die (geschriebene) Bibel verloren hätte, sie ganz in dem Gedächtnisse und in den Herzen der Christen wiederfinden können. Aber, lieber Leser, was waren das auch für Christen! Welche Gottesfurcht, welche Frömmigkeit, welcher Starkmut in den heftigsten Verfolgungen!

Aber (sagst du vielleicht) es ist doch den Laienchristen verboten, die heilige Schrift zu lesen, während die Protestanten jedem Kinde die Bibel in die Hand geben! — Verbotten? Sehen wir einmal zu! Daß in den ersten Jahrhunderten der Kirche das Lesen und Betrachten der heiligen Schriften eine der ersten und liebsten Beschäftigungen eifriger Christen war, bezeugen uns die Kirchenschriftsteller; ein erhebendes Beispiel enthält unsere letzte Betrachtung. Leider erkaltete dieser Eifer im Laufe der Jahrhunderte, und — weil viele Hirten der Kirche ihre Pflicht vernachlässigten — gelang es im 12. Jahrhundert den Waldensern, den Albigensern *) und anderen Schwärmern, durch die größten Mißdeutungen der hl. Schrift die Christen namentlich im südlichen Frankreich zu Tausenden zum Abfall von der Kirche zu bringen. Da geschah es denn, daß ein Verbot in Betreff des Bibellebens erlassen wurde. Bei der großen Gährung der Gemüter und der herrschenden Unwissenheit blieb nämlich kein anderes Mittel übrig, Friede und Ordnung wiederherzustellen, als dem Volke die Bibel, die es nicht verstand und deren mißbräuchliche Deutung die abenteuerlichsten Excesse veranlaßte, aus den Händen zu winden; und das um so mehr, weil die Verführer des Volkes — gerade so wie in späteren Zeiten — ihr Werk der Finsternis damit angingen, daß sie die hl. Schrift verfälschten und willkürlich verstümmelten durch Auslassung ganzer Stellen, ja, ganzer Bücher.

In Erwägung dieser traurigen Vorkommnisse unterjagte das Provinzial-Konzil zu Toulouse (Frankreich) im Jahre 1229 den Christen jener Gegenden überhaupt, die Bibel in der Landessprache zu lesen, und erlaubte ihnen nur das zu lesen, was sich etwa in den Tagzeiten (Brevier) und andern Gebetbüchern davon vorfände. — Hier erscheint also zum ersten Mal ein Verbot, die Bibel in der Landessprache zu lesen. Allein wer sieht nicht ein, daß dieses Verbot sich nur auf einige Gegenden und auf gewisse Zeiten und Umstände beschränkt? Die auf jenem Konzil versammelten französischen Bischöfe verbieten, die Bibel zu lesen, wie man einem Kranken die Speisen der Gesunden unterjagt, weil er sie nicht vertragen kann, und weil er da seinen Tod finden würde, wo Andere ihr Leben finden. Ist das aber, lieber Leser, nicht klug und weise?

Ein anderes Verbot in Betreff des Lesens der heiligen Schrift findet sich in den Bestimmungen des Konzils von Trient, welches gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts bestimmte, daß die Bischöfe über die neuen Auflagen und Uebersetzungen der hl. Schrift wachen, und daß die Christen keine anderen lesen sollten, als die von ihren Oberhirten gutgeheißenen. Hat die Kirche denn da nicht recht gehandelt in ihrer wahrhaft mütterlichen Sorge?

Doch nächstens mehr hierüber! Ich schließe mit einem Worte des großen hl. Papstes Gregor († 604): „Die heilige Schrift (sagt er) ist wie ein Spiegel, den wir vor die Augen unserer Seele nehmen müssen, um darin unser Inneres, das Gute oder Böse, das wir an uns haben, zu erkennen und einzusehen, wie weit wir noch von der Vollkommenheit ent-

fernt sind“ (Moral. II.). — Vielleicht hast Du, lieber Leser, ein altes bestaubtes Exemplar der hl. Schrift oder einer Handpostille in irgend einer verborgenen Ecke stehen: hole es hervor in diesen Adventswochen, sonst wäre es für Dich ein — vergrabener Schatz!

S.

Vom Speisezettel der Tiere.

Von Hermann Grelling.

Es giebt unter den Tieren Vielfräße und Gourmets wie unter den Menschen. Schon unter unserer heimischen Tierwelt befinden sich sogenannte Allesfresser, und das sind solche, die in der Regel auch dem Wahlspruch: „Je mehr desto besser“ huldigen, denn sonst müßten sie wählerischer sein. Was frisst z. B. eine Ente nicht alles zusammen? Der Appetit auf den delikaten Entenbraten möchte einen vergehen, wenn man den beliebten Wasservogel in Schlamm und Dünge herumfischen und die unglaublichsten Dinge als gute Brise verschlingen sieht. Frösche, Fische, Schnecken, Fisch- und Froschlai, Regenwürmer, Engerlinge, Raikäfer, Insekten aller Art, Wasserpflanzen, Gras, Sämereien, alles ist ihnen willkommen, ja sogar Mäuse und Nas werden nicht verschmäht. Tag und Nacht sind sie auf dem Plage, ihren unerfättlichen Magen zu füllen, und im Trinken leisten sie ebenfalls Erfantliches. Noch übertroffen wird die Ente vom Storch und Fischreiher, beide sind Räuber und Räuber in des Vorts verwegener Bedeutung. Der Storch läßt sich alles schmecken, was er bewältigen kann, Schlangen, Mäuse, Heuschrecken, Insekten, Fische, junge Hasen, Rebhühner, Schnepfen und Wildenten, er plündert selbst die Nester der Vögel und läßt sich die nackten oder halbflüggen Jungen munden. Wie groß die Zahl der auf seinem Speisezettel fungierenden Geschöpfe ist, beweist die von Dr. von Olfers vorgenommene Untersuchung. In den Magen von 19 Störchen fand der Forscher die Spuren von 156 Wirbeltieren und 1195 wirbellosen Tieren. Im Kropf und Magen eines Fischreiters fand W. von dem Borne zwölf handlange Karpfen.

In den gebirgigen Gegenden des Nordens haust ein etwa vier Meter langer Vierfüßler, welcher seiner ungläublichen Freßgier halber direkt den Namen Vielfräße erhalten hat. Das plumpe häßliche Tier stopft sich mit Nas, Mäusen und anderen Speisen den Leib wie eine Trommel voll, „dann drängt es sich,“ wie Michow berichtet, „durch zwei nahe stehende Bäume, um sich des Unrats zu entledigen, kehrt wieder um, frisst von neuem und preßt sich dann nochmals durch die Bäume, bis er das Nas verzehrt hat.“ In alten Zeiten glaubte man daher, daß diejenigen, welche Pelze vom Fell des Vielfräses trügen, nie mit Essen und Trinken aufhören könnten. Und doch wird der Vielfräße, von welchem es bezeichnend schon in den Kinderbilderbüchern heißt:

„Vielfräße, nennt man dieses Tier
Wegen seiner Freßbegier“

noch übertrumpft von einigen anderen Spezies der Tierwelt. Ein afrikanischer Verwandter des Storches, der Marabu, von den Arabern wegen seiner am Unterhals zu einem weiten Saal ausgehenden Speiseröhre Abu Sein oder „Vater des Schlauchs“ genannt, übertrifft an Geßgier alle anderen Vögel der Erde. Nicht nur ist er ein Allesfresser im weitesten Sinne, das heißt Alles-Fleischfresser, sondern er nimmt auch Mengen dieser Substanz zu sich, die jeder Beschreibung spotten. „Wir jagen,“ schreibt Brehm, „aus seinem Kropfe ganze Rinderohren und Rindersäße sammt den Hufen hervor, auch Knochen von einer Größe, daß sie ein anderer Vogel gar nicht hätte verschlingen können, beobachteten, daß er butbesetzte Erde oder blutbesetzte Fegen hinunter schlang, bemerkten wiederholt, daß flügelarm gesessene, im Laufen gleich noch einen guten Bissen aufnahmen.“ Ja, ein Marabu, welchem sein Diener beide Flügelknochen und einen Fuß zerquetscht hatte,

machte sich, in Brehms Wohnung gebracht, wo gerade Geier abgebalgt wurden, sofort über das Geierfleisch her und begann es in Massen zu verschlingen, bis Brehm ihn tötete.

Der Marabu wird noch übertroffen vom Haifisch, der Hyäne des Meeres, der von einem wahrhaft unheimlichen Heißhunger gequält wird. Um seinen unerfättlichen Magen nur zu füllen, muß der Hai zu Gegenständen seine Zuflucht nehmen, die weit davon entfernt sind, auf die Bezeichnung Nahrungsmittel Anspruch erheben zu dürfen. Säcke, Tauenden, Schiffsinstrumente, Kleidungsstücke, Werkzeuge, alles ist ihm willkommen. Aus dem Magen eines Weißhais nahm man einen halben Schinken, einige Schafbeine, den Hinterteil eines Schweines, das Haupt und die Vorderbeine eines Bulldoggs, ein großes Stück Pferdefleisch, ein Stück Sackleinen und einen Schiffsträger. Auch Sonnenschirme, Zinntannen, Messer, Damenköpferchen hat man schon in den Haifischen vorgefunden, und die Tatsache, daß ihr Magen und ihre Därme derartige „Delikatessen“ zu verarbeiten vermögen, erklärt es, daß man nicht selten einen Hai 8 bis 10 Thunfische, Riesen von manchmal mehreren Metern Länge und einem Gewicht von zehn und mehr Zentnern auf einmal verschlingen sieht.

Einen absonderlichen Appetit entwickelt der Strauß, ohne indessen eigentlich den Vorwurf der Geßgier zu verdienen. Seine eigentliche Nahrung besteht aus Vegetabilien und kleinen Tieren; gefangene Strauße lieben aber auch noch extravagante Bissen, indem sie alle möglichen Gegenstände in sich hineinpraktizieren. Steine, Scherben, Schlüsselbunde, alles findet den Weg in den Magen, und wenn in den Häusern, wo man einen Strauß frei herumspazieren läßt, etwas vermißt wird, so forscht man mit meist unfehlbarem Erfolg zuerst im Straußenkot darnach. Verdon förderte aus einem Straußenmagen, Sand, Lumpen, Eisenstücke, Geldstücke, eine Türangel, Schlüssel, eine Masse Nägel, Bleikugeln, Knöpfe und Steine zu Tage. Ein Strauß verschluckte, wie Methuen berichtet, sämtliche Zungen einer Ente, ohne eine Miene zu verziehen. Der große Kurzflügler wird sogar manchmal zum unfreiwilligen Selbstmörder, indem er ungelächten Kalk vertilgt. Auf noch seltsamere Weise zeigt sich der Appetit der Boa constrictor, der berühmten Königs- oder Abgottschlange, zuweilen in unseren Menagerien, wo man die riesigen Bestien bekanntlich in wollene Decken wickelt und in Kästen aufbewahrt. Diese wollenen Decken werden hin und wieder von den Schlangen hinabgewürgt; so erzählt Brehm von einer in Berlin gehaltenen Riesenschlange, daß sie eine solche Wolldecke 5 Wochen und 1 Tag im Magen behielt und sie dann, nachdem sie Spuren von Unwohlsein gezeigt, mit Hilfe eines Wärters glücklich wieder ausspeite. „Ähnliches ist fast gleichzeitig,“ berichtet Brehm, „im Londoner Tiergarten und im Pflanzengarten zu Paris geschehen.“ Die Decke, welche die hier lebende, über 3 Meter lange Abgottschlange hinabwürgte, war 2 Meter lang und 1,6 Meter breit und blieb vom 22. August bis zum 20. September im Magen liegen. Endlich öffnete die Schlange den Rachen und trieb ein Ende der Decke hervor; der Wärter faßte dieses Ende, ohne zu ziehen; die Boa schlang wickelte den Schwanz um einen in ihrem Käfig befindlichen Baum und zog sich selbst zurück, so daß die ganze Decke unverfehrt wieder hervorkam; doch hatte sie die Form einer fast 2 Meter langen Walze.“ Ein Krokodilmagen ist ebenfalls etwas wert, und auch ein Elefant stellt seinen Mann in der Vertilgung von Speisen, er verschlingt ohne Zögern Reste von mehr als Armstücke, und ein ausgewachsener Elefant erhält z. B. in Bengalen täglich zu seinem Unterhalt 363 Pfund Grünfutter oder 218 Pfund getrocknetes Futter, welches Quantum aber noch durchaus ungenügend ist, da nach Sander son ein großer Urbeuselefant täglich etwa 730 oder ungefähr ein Zehntel bis Zwölftel seines eigenen Gewichtes an Grünfutter bedarf. In

*) Ueber die Albigenser Äußerer der große Papst Innocenz III. sic seien schlimmer, als selbst die Sarazenen!

unseren Zoologischen Gärten und Menagerien fällt die Fütterung natürlich bei weitem weniger reichlich aus.

In Bezug auf die Quantität und Art der von mehreren anderen großen Tieren konsumierten Nahrung ist der Laie dagegen meist im Irrtum, er überschätzt die Quantität oder hat von der Art einen falschen Begriff. Ein Löwe z. B. wird in der Gefangenschaft bei 8 Pfund gutem Fleisch täglich satt und befindet sich wohl; in der Wildnis bedarf er natürlich entsprechend mehr. Ein Tiger verzehrt bei seiner Mahlzeit, wenn er nicht in seinem Schmause gestört wird, im Freileben ungefähr 60 Pfund Fleisch. Die größten Walfischarten nähren sich gerade von den kleinsten Meerestieren, natürlich bedürfen sie zu ihrer Sättigung auch einer entsprechenden Menge und ein einziges Tier konsumiert täglich Millionen oder Milliarden kleiner Fische, Krebse, Weichtiere, Quallen usw.

In den Tieren, welchen alles Genießbare recht ist, gehören unsere „lieben“ Hausgenossen, die Ratten und Mäuse. Die schmutzigsten Abfälle, faulendes Glas, Leder, Horn, Baumrinde, alles dient den Ratten zur Befriedigung ihres Appetits. Sie haben schon kleine Kinder bei lebendigem Leibe angegriffen, fetten Schweinen Löcher in den Leib genagt; sie freßen dicht zusammengeschichteten Gänsen die Schwimmhäute zwischen den Beinen weg, auf dem Eiern brütenden Truthennen Löcher in die Schenkel, junge Enten ziehen sie ins Wasser und ersäufen sie.

Auch Alkoholverzehrer giebt es im Tierreiche zur Genüge. In der Regel finden sie nicht sofort Geschmack an diesem Gift, haben sie es aber mehrmals gekostet, so wirkt die Macht der Gewohnheit bald ebenso auf sie ein wie auf uns Menschen, und sie lieben es leidenschaftlich. Schweine erhalten in manchen Gegenden regelmäßig Bier, auch Hunde und Pferde habe ich Bier schon mit Behagen schlürfen sehen. Von Affen ist bekannt, daß sie sich regelrecht berauscht haben. Ein Orang-Utan, von welchem Brehm erzählt, trank jeden Mittag sein Glas Wein, und fand dadurch ein klägliches Ende, daß er sich heimlich und listig in den Besitz einer vollen Rumflasche brachte und diese, nachdem er sie geschickt entkorkt, austrank. Nachdem er wie ein Unsiniger getobt, fiel er in ein hitziges Fieber und verschied.

Zweimal verwaist.

Novellette von Edmund Handtke.

Ein heißer Sommertag neigt sich seinem Ende zu; kein Lüftchen regt sich, und fernher tönt das Rollen der letzten einfahrenden Rentwagen.

Die Strahlen der scheidenden Sonne lassen alles wie in flüssiges Gold getaucht erscheinen, sie werfen zitternde Reflexe auch in jenes Zimmer des weitläufigen Schlosses, wo ein einsamer Mann am Fenster steht und sinnenden Auges in den Park hinablickt.

Der eigenartige Zauber des zur Klüte gehenden Tages hat auch den Grafen Eberhard Bredow in seinen Bann gezogen, eine träumerische Stimmung war über den sonst so energischen tatkräftigen Mann gekommen. Unwillkürlich flogen seine Gedanken in die jüngste Vergangenheit zurück, die schweres Leid über das sonst so ruhig-friedliche Haus gebracht.

Mit dem ins Land ziehenden Frühling war das schwache Lebenslicht der seit langem kränklichen Gräfin, der Mutter Eberhards, erloschen, und schon nach wenigen Wochen stand dieser auch an der Leiche der Gattin. Ein hitziges Fieber, die Folge einer nicht beachteten heftigen Erkältung hatte sie hinweggerafft.

Es war eine ruhige, auf gegenseitiger Achtung begründete Ehe gewesen, die der Tod hier mit rauher Hand gelöst. Das Herz hatte nicht mitgesprochen, als Graf Eberhard einst um die Hand seiner Vase zweiten Grades anhielt; es galt lediglich einen Wunsch der

beiderseitigen Familien zu realisieren. Mit der Zeit hatte sich dann ein Gefühl kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit zwischen den beiden Gatten herausgebildet, weit entfernt von jeder aufregenden Leidenschaftlichkeit.

Das äußere Leben auf Schloß Bredow war durch den Tod der jungen Herrin fast unberührt geblieben. Um das Getriebe des Haushalts hatte sich die Verstorbene nicht sonderlich gekümmert, wußte sie doch alles in guten Händen und die Sorge für seine beiden Söhne im Alter von fünf und drei Jahren hatte Graf Eberhard einer Erzieherin anvertraut, die ihm von einer befreundeten Familie in der Hauptstadt warm empfohlen worden war.

Wohl betrauerte der Graf die Heimgegangene aufrichtig, aber mit dem Schmerz des trostlosen Gatten hatte diese Empfindung wenig gemein. Er gedachte ihrer eben wie eines guten Freundes, dessen Tod wohl in alte liebgelebte Verhältnisse störend eingreifen, diese aber auf die Dauer nicht erschüttern kann.

Die Haupt Sorge wandte sich jetzt seinen beiden Knaben zu, deren körperlichem und geistigem Wohl er jetzt erheblich mehr Aufmerksamkeit zuwenden mußte als früher. Wenn er aber auch seine Buben zärtlich liebte, zum Pädagogen war Eberhard Bredow nicht geboren. Es bedeutete daher eine große Erleichterung für ihn, als er diese verantwortungsvolle Pflicht zum größten Teile in die Hände der Erzieherin legen konnte.

Graf Bredow schätzte sich glücklich, daß seine Wahl auf Magda Falk gefallen war und daß diese sich bereit erklärt, den verwalteten Kleinen die Mutter zu ersetzen. Denn sie nahm es sehr ernst mit ihrer Pflicht. Durch ihr liebevolles Entgegenkommen, ihre sanfte, sympathische Stimme wußte sie sich die Herzen der Kinder vom ersten Tage ab zu gewinnen und das innige Verhältnis vertiefte sich noch, als Magda ihre kleinen Pflänzlinge näher kennen gelernt und ihre Eigenheiten studiert hatte.

Obwohl nicht direkt auf ihren jetzigen Beruf vorbereitet, hatte Magda Falk in ihrem kindergesegneten Elternhause hinreichend Gelegenheit, sich im Umgang mit den Kleinen zu üben und ihre gediegene wissenschaftliche Bildung befähigte sie, auch den weitergehenden Ansprüchen gerecht zu werden. Als ihr Vater, ein höherer Justizbeamter, dann plötzlich starb und die Seinen in bescheidenen Verhältnissen zurück ließ, ergriff Magda mit Freunden die Gelegenheit, etwas zur Unterstützung der Ihrigen beitragen zu können.

Die Kinder hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrer Tante Magda; die sonst so ungerberdigen Knaben folgten jeden Blick ihrer Augen. Es gab wohl überhaupt im ganzen Schlosse niemand, der dem jungen Mädchen nicht von Herzen zugetan gewesen wäre.

Auch Graf Eberhard hatte sich schon öfters ertappt, wie er mit bewundernden Blicken der schlanken biegsamen Gestalt gefolgt war. Wenn er jedoch in seinen Anmerkungen, die er dem jungen Mädchen spendete, unwillkürlich einen wärmeren Ton anschlug, dann ließ ihn ein erstaunter Blick aus den feuchtschimmernden blauen Augen oft mitten im Satz abbrechen.

Eine seltsame Unruhe war über den sonst so gelehten Mann gekommen. Mit aller Kraft wandte er sich den seit längerer Zeit vernachlässigten Arbeiten zu, um in angestrengter Tätigkeit das seelische Gleichgewicht wieder zu erlangen. Doch vergebens, überall sah er einen blondlockigen Mädchenkopf vor sich, glaubte die blauen Augen wie in schauer Frage auf sich gerichtet.

In dieser Stimmung pflegte er dann wohl das Kinderzimmer aufzusuchen und sich an dem ununteren Treiben der Kleinen zu ergötzen. Aber es schien ihm dann, als ob Magda in seiner Gegenwart ihre reizende Unbefangtheit verlore. Die eigenartige Scheu, die sich ihrer sichtlich bemächtigte, ließ allmählich die ausgelassene Fröhlichkeit verkümmern.

Seitdem wurden die Besuche des Grafen im Kinderzimmer seltener, man sah sich nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Um

so mehr nahm er jedoch jede sich ihm bietende Gelegenheit wahr, Magda ungelesen zu beobachten.

Auch jetzt hat er wieder seinen Beobachtungsposten am Fenster seines Arbeitszimmers eingenommen, weiß er doch, daß Magda um diese Zeit von dem täglichen Spaziergange heimzukehren und dann noch einige Minuten mit den Knaben in den Gängen des Parkes herumzutollen pflegt.

Schon schimmern die hellen Gewänder des unzertrennlichen Kleeblatts durch das dämmerige Grün, als plötzlich lautes Geschrei vom Wirtschaftshof herüber jäh die abendliche Stille durchbrach.

Atemlos vom schnellen Lauf kam ein Knecht herbeigestürzt und rief schon von weitem:

„Um Gottes Willen retten Sie sich, der große Hossund drüben ist plötzlich toll geworden! Er hat die Kette zerrissen und rast jetzt im Parke umher!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als das wütende Tier auch schon aus dem Gebüsch hervorschoß und auf die ihm zunächst stehenden Kinder los stürzte.

Doch bevor sich jemand von dem lähmenden Entsetzen erholt hatte, welches der furchtbare Anblick verbreitete, hatte sich Magda mit Gedankenschwelle zwischen ihre bedrohten Pflegebefohlenen und die wutschäumende Bestie geworfen und ein ungleicher, entsetzlicher Kampf entspannt sich.

Die Verzweiflung verließ dem jungen Mädchen Riesenträfte, krampfhaft gruben sich ihre Finger in das zottige Fell des Hundes.

Graf Eberhard hatte einen Hirschkäfer von der Wand gerissen und sich mit einem Satz aus dem Fenster geschwungen. Im nächsten Augenblick war er auf dem Kampfsplatz angelangt und ein wohlgezielter Hieb spaltete dem Tiere den Schädel.

Es war jedoch auch hohe Zeit, denn dem heldenmütigen Mädchen schwanden die Kräfte und aus vielen tiefen Wunden blutend sank es ohnmächtig zu Boden.

Erstarrt kniete der Graf an ihrer Seite, beugte sich über sie und rief in verzweifltem Schmerz: „Sie stirbt! O mein Gott sie stirbt!“ „Holt Aerzte!“ herrschte er dann wie sich besinnend den fassungslos dabei stehenden Knecht an. Nehmt die schnellsten Pferde und schont sie nicht!“

Von neuem beugte er sich über die noch immer wie tolos Daliegende. „Magda, liebe Magda, schlage doch noch ein einziges mal die Augen auf!“

Da flog ein Juden über das blasse Gesichtchen, die Lider hoben sich und mit leiser Stimme sagte sie: „Ist es wahr, bin ich Ihre liebe Magda?“

„O, noch viel mehr, jetzt weiß ich erst, wie innig ich dich liebe!“ erwiderte er, sie auf Stirn und Mund küßend.

Ein glückliches Lächeln, wie es oft im Schlaf über ein Kinderantlitz zieht, überflog Magdas Gesicht, dann schwanden ihr die Sinne von neuem.

„Kommt Kinder!“ rief der Graf jetzt in verzweifelter Angst, wir wollen beten, daß Gott sie uns erhält.“

Die Kleinen folgten seinem Wort, falteten die Händchen und knieten neben dem Vater nieder.

Da schlug die Sterbende noch einmal die Augen auf und ein Blick unendlicher Liebe streifte die Gruppe um sie.

„Es geht zu Ende — Eberhard — o — es ist schwer — gleich wieder zu verlieren, was man — eben erst gefunden.“

„Du wirst leben, mein süßer Liebster, für mich und die Kinder, Deine unsere Kinder!“

Sie schüttelte leise, unmerklich das Haupt und blickte die vor ihr knieenden mit weitgeöffneten Augen an.

„Leb wohl — Eberhard — o es ist süß, für sein Liebste auf der Welt — zu sterben!“

Schwer sank der leblose Körper in die Arme des Grafen zurück der sich ausschließend über die Leiche warf und sich eine Weile seinem fassungslosen Schmerz überließ.

Langsam, wie gebrochen erhob er sich endlich. Sein Blick fiel auf die zitternd dastehenden Kinder.

„Ihr Aermsten habt mehr verloren wie ich! Ich sarje nun meine erste Liebe ein, Ihr aber seid zum zweitenmale verwaist!“

Unsere Hochzeitsreise.

Eine heitere Geschichte v. Hermann Heyermann.
Ins Deutsche übertragen von E. Otten.

Sie saßen bei einem Glase Wein zusammen. „Eine ganz verrückte Geschichte“, sagte mein Freund, „ich war so arm wie Hiob, als ich heiratete, und meine Frau hatte auch kein Geld. Wir hielten nach der Verlobung großen Empfang ab mit Madeira, Portwein und mehreren Sorten. Alles ging ganz etikettenmäßig vor sich, denn meine Schwiegereltern waren angesehene Bürgerleute, und die Blutsverwandten meiner Frau besaßen sogar einige Effekten. Bei dem großen Empfang beging meine Braut den unverzeihlichen Fehler aufzuschneiden, indem sie, als eine Freundin, sie fragte: „Und wohin werdet Ihr denn Eure Hochzeitsreise machen?“ mit einem allerliebsten Lächeln und lecker Stirn antwortete — die Frauen verstehen ja so gut mit einander umzugehen — wir fahren über Brüssel nach Paris und wahrscheinlich noch auf ein paar Tage nach Wien.“

„Aber Trudchen...“, unterbrach ich sie. Sie, immer mit dem gleichen reizenden Lächeln, schnitt meine Entgegnung einfach ab und fügte ihren dreisten Unwahrheiten noch eine weitere hinzu, indem sie bemerkte: „und von Wien kehren wir jedenfalls über Frankfurt zurück.“

Ich wollte noch etwas sagen, aber da fügte meine Schwiegermutter mit gewinnendem Lächeln hinzu, daß das „eine große Reise für die Kinder sei.“

Nach der einen Freundin kam die andere. Immer wieder Gratulationen und Händeschütteln und immer wieder die Lüge, daß wir unsere Hochzeitsreise nach Paris und Brüssel machen und über Wien nach Frankfurt reisen würden. Sie wiederholten das alle so ruhig, daß ich nach meinem dritten Glase Portwein als glücklicher Bräutigam meinen eigenen Freunden diese Lüge aufzutischen und mit dem größten Aplomb mit Jan, Diel und Hein über Paris, Wien und Frankfurt zu sprechen begann. Auch mit George. Daß ich jemals so dumm sein konnte! War das dritte Glas Portwein Schuld daran, oder die Gewohnheit zu lügen? Ich weiß es nicht. George sah mich lächelnd an.

„Nach Paris und Wien?“ fragte er verwundert.

„Ja, nach Paris und Wien, und vielleicht machen wir noch einen kleinen Abstecher nach Nizza“, log ich unverfroren.

„Davon hast Du mir ja nie erzählt,“ sagte George.

„Es sollte eine Ueberraschung für meine Frau sein,“ bemerkte ich erklärend.

Du wirst Dich möglicherweise entsinnen, daß ich im Anfang meiner Ehe in der Jan Steenstraße gewohnt habe, und wenn ich Dir nun noch sage, daß George uns in möblierten Zimmern gegenüber wohnte und ein Balkonfenster hatte, dann kannst Du Dir ungefähr vorstellen, wie dumm es von mir war, auch Georg zu beschwindeln. Denn wir gingen natürlich nicht auf Reisen. Die Mutter meiner Frau hatte diese Lüge erfunden, um ihre Verwandten glauben zu lassen, daß ihr zukünftiger Schwiegerjohn tüchtig Geld verdiene, und nun saßen wir drin in der Patzche.

Die Hochzeit war vorüber. Mein guter Schwiegervater hatte seine letzten Groschen hergegeben, um seinem Stande keine Muehre anzutun, und in einer Droschke für zwei Gulden — Nachttarif — fuhren wir nach der Jan Steenstraße Nummer so und so viel.

George war noch nicht zu Hause.

Er tanzte noch auf unserer Hochzeit! Seine Fenster waren noch dunkel. Wir schliefen in

unsere Wohnung. Diese bestand aus einer Küche und einer Schlafstube nach hinten, einem Wohnzimmer und einem kleinen Salon nach vorn heraus. Der erste Tag war so glücklich, so göttlich! Die Beschreibung will ich unter-schlagen, denn nirgends giebt es mehr Traditionelles als als in dem Leben und Treiben junger Eheleute.

Aber schon am nächsten Tage gegen Abend begannen die Qualen und das Glend. Wir hatten natürlich darauf gerechnet etwa vier-zehn Tage ganz für uns allein zu bleiben, ein paar Bäderer durchzulesen und dann von Wien oder Nizza heimzukehren. Es war alles im Hause, nur kein Brot. Aber man kann auch gar zu leicht etwas vergessen. Auch Streichhölzer fehlten. Ich wartete bis zur Dämmerung, schielte durch die Tüllvorhänge, und sah Georg bläß und verkate. Von meiner Hochzeit auf dem Balkon sahen und eine Pfeife rauchen. Underthalb Stunden wartete ich, dann ging er aus, und ich schlich an den Häusern entlang in ein Kolonialwarengeschäft, kaufte drei Packete Streichhölzer und „fuhr“ dann rasch wieder nach Brüssel zurück!

Im Wohnzimmer ließen wir zunächst die Vorhänge herunter, dann streckte ich das Licht an und ging darauf aus übertriebener Vorsicht auf die gegenüber liegende Seite der Straße, um festzustellen, ob das Licht zu sehen sei. Es war zu sehen, die Vorhänge ließen Licht durch, ich slog die Treppe hinauf, hing eine Decke vor jedes der Fenster, inspizierte von neuem und — Gott sei Dank! jetzt war es schwarz wie die Nacht. Wir verbrachten einen gemütlichen Abend zu Hause — bis um halb Zwölf geklingelt wurde. Wir erschrakten fürchtbar. Während wir für nichts anderes Augen hatten als für einander, war eine der Decken vom Fenster abgerutscht. Ich hörte Georges bekannten Pfiff. Wie ungezogen! Rasch schraubte ich die Lampe herunter, steckte die Decke fester, ließ ihn zwei, dreimal klingeln. Wir waren und blieben in Brüssel. Am nächsten Tage sollten wir nach Paris gehen, und wir würden unter keinen Umständen daran denken die Reiseroute zu ändern. Tagsüber waren wir vollkommen ruhig. Vor den Fenstern hingen Tüllgardinen, hinter denen man sich so viel bewegen konnte, wie man nur wollte. Aber abends ging immer wieder dieselbe Geschichte los mit den Decken und den Licht durchlassenden Rigen. Und immer fehlte etwas. Es ist garnicht so leicht vierzehn Tage eingeschlossen zu leben. Und wenn die Dämmerung hereinbrach, mußte ich einmal dies und ein ander Mal jenes holen. Das Petroleum war zu Ende. Ich holte Petroleum. Der Käse wurde alt. Ich holte Käse. Und das auf die schlaueste Art und Weise, um nicht von den Nachbarn, namentlich nicht von George, gesehen zu werden. Der siebente Tag war der Tag des fürchterlichsten Glends. An jenem Tage wollte ich meiner Frau in der Wirtschaft helfen, und sah einen Topf mit Salz und dann noch einen Topf mit Salz stehen. Salz gehört zu Salz, dachte ich, und eifrig räumend, mengte ich den Inhalt der beiden Töpfe durcheinander. Ein Mann sollte sich niemals in Küchenangelegenheiten mischen, am allerwenigsten, auf seiner Hochzeitsreise. Ich hatte Soda und Salz zusammengeschüttet, und nun sahen wir ohne Salz da. An jenem Mittag aßen wir Büchsenhammer, kleine Bohnen, und altes Brot. Reis und Kartoffeln konnten nicht gekocht werden, dazu gehört Salz, wie ich damals erfuhr. Des Abends wollte ich Brot, Salz und ein Stückchen holländischen Käse holen, aber George der Glende, saß von sieben bis elf Uhr arbeitend vor seinem Fenster, immerfort unsere Tür und unser Fenster im Auge behaltend. Wie fürchtbar häßlich ist George doch, wenn man ihn so sitzen sieht! Trudchen nennt ihn ein Konstrum.

Man stelle sich vor, der achte Hitterwochen-tag! ohne Salz, ohne Brot, ohne Petroleum, und den ganzen Tag über George studierend an seinem Fenster, als könnte er jetzt plötzlich seine Faulenzerei von früher nicht schnell

genug wieder gut machen. Unser erstes Frühstück bestand aus Zwieback und Büchsenzunge, wir aßen zum zweiten Frühstück Zwieback und Büchsenzunge, zum Mittagessen mußte wir der Büchsenzunge herhalten, dazu Reis ohne Salz. Nicht gerade angenehm! Wir waren genötigt bis halb Zehn im Dunkeln sitzen zu bleiben, da erst stand George auf — durch unsere Tüllvorhänge konnten wir jede seiner Bewegungen beobachten — kleidete sich an und ging zur Tür hinaus. Kaum zwei Minuten später liege ich die Treppe hinunter mit der Petroleumkanne in der einen und dem Einholkorb in der anderen Hand. Trudchen hatte mir einen großen Besorgungszettel mitgegeben: zehn Liter Petroleum, drei Pfund Salz, ein Pfund Soda, zwei Pfund grüne Seife, für drei Cents Zimmt, ein viertel Pfund Käse und ein Päckchen Haarnadeln. Ich hatte Trudchens Nadeln alle verbraucht um Bilder aufzuhängen.

Ich kaufe alles, gehe leuchtend zurück. Schenßlich schwer, so ein voller Petroleumkrug und ein Einholkorb randvoll mit Kolonialwaren! Beinahe zu Hause angelangt, fallen mir plötzlich die Haarnadeln ein. Ich gehe noch ein Stückchen weiter, kaufe ein Paket, leuchte nach Wien zurück und — ich irre mich nicht — höre mit einemmal Georges Pfiff von der gegenüberliegenden Seite der Straße. Er war schon wieder zu Hause, lehnte sich weit über die Balkonbrüstung:

„Heda, Du! Hans, Hanschen!“ rief er. Ich völlig unzugänglich, stotternd, stecke den Hausschlüssel ins Schloß, öffne die Tür und werfe sie hinter mir zu.

Eine halbe Stunde darauf klingelte er. Wir ließen ihn ruhig klingeln. Zum Kuckuck auch, wenn jemand sagt, daß er in Wien ist, dann hat er doch wirklich wohl das Recht zu verlangen, daß man ihm glaubt. So war George nun! Und so hat er uns während all der übrigen Tage noch gequält, während wir von Wien nach Frankfurt, von Frankfurt nach Köln und von Köln nach Amsterdam reisten.

Am zehntehten Tage sind wir vorchriftsmäßig auf dem Centralbahnhof angekommen, von der ganzen Familie aufs herzlichste empfangen. Man fand, daß wir ein wenig ermüdet von der Reise aussähen. Sofort begann eine alte Tante Trudchen über Paris zu interviewen, und ich hörte meine Frau die Dummheit sagen:

„O Tante, der Montblanc — sie meinte Montmartre — in Paris ist wirklich zu schön!“

Und dafür habe ich sie fünfzehn Tage lang im Bäderer lesen lassen; dafür haben wir uns zwei Wochen lang eingeschlossen!

Aber am unausstehlichsten war George, der schmunzelnd meinte, daß ich sehr braun geworden sei. Der Schurke, der Verräter!

Seufzend trank Hans sein Glas aus.

Kreuzrätsel.

	b	b	b						
		b	b	e					
		e	e	e					
e	e	e	e	f	f	g	g	h	
h	i	i	i	i	n	n	n	n	
n	n	n	n	o	o	o	o	o	
				o	r	r			
				r	r	t			
				t	u	u			

Die Buchstaben sind so anzustellen, daß die senkrechten wie die wagerechten Linien gleichlautende Worte ergeben; die Worte sind: 1. Stadt in Süddeutschland; 2. deutsche Universität; 3. Stadt in Württemberg.

Auflösung aus voriger Nummer.
Verne leiden, ohne zu klagen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. m. S. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 3, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohepriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht im Buche der Reden Malas, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was trumm ist soll gerade, was uneven ist, soll ebener Weg werden.“

Adventsgedanken.

III.

Wir nähern uns dem Ziele: noch eine kurze Strecke Weges, lieber Leser, und wir ziehen im Geiste mit Maria und Joseph in Bethlechem ein, suchen jene geweihte Stätte, die der Herr des Himmels und der Erde Sich ausgewählt, wo das herrlichste Wunder der göttlichen Liebe sich offenbarte.

Viele sind's, lieber Leser, die in diesen heiligen Tagen aus Bethlechem ziehen — aber ach! Die meisten aus ihnen suchen nur Irdisches; darum finden sie aber auch nur Irdisches. Weihnachtskerzen zünden sie wohl an, aber das Licht des Himmels leuchtet ihnen nicht; selbst bereitete Weihnachtsgaben breiten sie vor sich aus, aber an die größte Gabe des Himmels denken sie nicht; den sinnberückenden Freudenlauten der Welt leihen sie ihr Ohr, so daß von den Gesängen der himmlischen Heerschaaren und den Liedern der frommen Hirten kein Ton in ihr Inneres dringt: der Geist, durch den unsere heilige Kirche dem Weihnachtsfeste die Weihe giebt, ist ihnen abhanden gekommen, und nur die leere Schale haben sie behalten. Denn Feste verschmähen die Weltkinder nicht, auch Kirchenfeste nicht, aber sie machen sie zu weltlichen Festen.

Wer beklagt das mehr, als unsere heilige Mutter, die Kirche? Darum ruft sie uns, lieber Leser, noch gegen Ende der Adventszeit das mahnende Wort des großen Vorläufers Johannes zu: Bereitet den Weg des Herrn! — Und jeder aus uns weiß ja am besten, welche Hindernisse gerade er noch hinwegzuräumen hat, auf daß das göttliche Kind Seinen gnadenvollen Einzug in die Seele halten könne.

Wir erwähnten jüngst schon kurz das andere kirchliche Verbot in Betreff des Lesens der heiligen Schrift durch den Kirchenrat von Trident. Wie verhält es sich denn

damit im einzelnen? Auch die Religionsneuerer des sechszehnten Jahrhunderts wußten die Anerkennung namentlich der Lateinischen in der heiligen Schrift auf die gefährlichste Weise zu benutzen, indem sie den heiligen Text entstellten, nach ihrem Lehrsystem verfälschten und unter allerlei Vorwänden verstümmelten. Und erst nachdem sie so das Wort Gottes unkenntlich gemacht hatten, fingen sie an, das fleißige Lesen der Bibel zu empfehlen und ihre Anhänger dazu anzuhalten; also wie leicht einzusehen, nicht, um die Wahrheit zu verbreiten, sondern um ihren Irrthümern Nachdruck und Glauben zu verschaffen. Darum (so sagten sie) solle nur ein Jeder fleißig die heilige Schrift lesen und sie nach seinem eigenen Sinn auslegen; es sei nicht notwendig, die heilige Schrift selbst oder ihre Auslegung von der Kirche zu empfangen. Dazu kam noch die unselige Hilfe, welche die neu erfundene Buchdruckerkunst leistete, um die verfälschten Exemplare ins Unendliche zu vervielfältigen und mit allem Giste der nichtkatholischen Erklärungen den Christen in die Hände zu spielen.

Frage nicht, lieber Leser, was aus allem dem entstand! Die Verwirrungen, die Verwüstungen, die Bürger- und Bauernkriege, alle die jammervollen Umwälzungen des sechszehnten Jahrhunderts und der folgenden Zeiten waren, wie jeder Geschichtskundige weiß, die Folgen dieser neuen Lehren.

Allein wie war denn hier abermals zu helfen? Die Kirche Jesu tat das Ihrige. Sobald es nur möglich war, versammelten sich die Bischöfe zu Trident, verwarfen alle diese Neuerungen im Glauben und bestimmten, was überall und zu allen Zeiten über alle diese Punkte geglaubt worden war; und um die Katholiken vor dem gefährlichsten Verführungsmittel, welches die Neuerer ergriffen hatten, zu verwahren, schrieb der versammelte

Kirchenkalender.

- Sonntag, 21. Dezember.** Vierter Sonntag im Advent. Thomas, Apostel. Evangelium Lukas 3, 1-6. Epistel: 1. Korinther 4, 1-5. ● St. Andreas: Während der Weihnachtsferien fällt die hl. Messe für das Gymnasium an Sonn- und Feiertagen um 8 Uhr aus. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr. ● Ursulinen-Klosterkirche: An den drei ersten Wochentagen ist bloß eine hl. Messe um 8 Uhr, nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Montag, 22. Dezember.** Gregor von Spoleto, Martyrer.
- Dienstag, 23. Dezember.** Dagobert, König.
- Mittwoch, 24. Dezember.** Adam und Eva. Fest- und Abstinenztag. ● Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 25. Dezember.** Hochheiliges Weihnachtsfest. Evangelium in der ersten hl. Messe Lukas 2, 1-14. Epistel: Titus 2, 11-15. Evangelium in der zweiten hl. Messe Lukas 2, 15-20. Epistel: Titus 3, 4-7. Evangelium in der dritten hl. Messe Johannes 1, 1-14. Epistel: Hebräer 1, 1-12. ● Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Die Messe ist um 5 Uhr, das zweite Hochamt um 1/10 Uhr. Von 1/11 Uhr ab sind noch 3 hl. Messen. ● Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: Erstes Hochamt um 4 Uhr mit 2 folgenden hl. Messen. 1/7 Uhr zweite Reihe von hl. Messen mit Hochamt um 7 Uhr. 1/10 Uhr drittes Hochamt mit 2 folgenden hl. Messen.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).

Kirchenrat vor — was? Daß die katholischen Christen die heilige Schrift gar nicht mehr lesen sollten? Nein! sondern nur, daß die Bischöfe über die neuen Auflagen und die Uebersetzungen der heiligen Schrift wachen, und daß die Christen keine anderen Uebersetzungen lesen sollten, als die von ihren Oberhirten gutgeheißenen. Nun, lieber Leser, hat die Kirche nach dieser Richtung wohl weniger tun können? Hat sie es nicht tun müssen? Wer wird denn einer Mutter das Recht absprechen, ihren Kindern etwas aus den Händen zu reißen, das ihnen sehr schädlich werden kann? — Und jenes Verbot des Kirchenrats von Trient besteht heute noch: es verpflichtet tatsächlich heute noch alle Christen, keine andere Bibel zu lesen, als die, welche von der Kirche als echt erklärt, und deren Uebersetzung von den Oberhirten der einzelnen Diözesen gutgeheißen worden ist. Und dieses ist eigentlich das einzige (allgemeine) Verbot, welches in Bezug auf das Lesen der heiligen Schrift ergangen ist.

Wo ist denn also ein allgemeines, unbeschränktes Verbot für die Laienchristen, die heilige Schrift zu lesen? Du wirst es, lieber Leser, nirgendwo finden! Nicht in jenem Register der verbotenen Bücher („Index“), das auf Juthun des Kirchenrates von Trient verfaßt und von Papst Pius IV. gutgeheißen wurde. Auch da überläßt man es den Bischöfen, mit Zuziehung des Rates der Seelsorger, einem Jeden zu erlauben, eine in der Volkssprache gedruckte katholische Bibel zu lesen, sobald sie versichert seien, daß der die heilige Schrift Lesende nicht nur nicht Gefahr laufe, sondern vielmehr im Glauben und in der Tugend gestärkt werde.

Also nirgends, durchaus nirgends findet sich ein solches Verbot vor; und wenn daher unwissende, leidenschaftliche Gegner unserer Kirche dich, lieber Leser, dieserhalb zur Rede stellen, wenn man dir den demüthigenden Vorwurf machen will, als dürften wir Katholiken nicht einmal die heilige Schrift lesen, so antworte: Nur der Mißbrauch dieses heiligen Buches ist uns Katholiken untersagt, keineswegs aber der vernünftige und fromme Gebrauch! Frage bei dieser Gelegenheit aber auch, ob es nicht zu wünschen gewesen wäre, daß die Christen sich zu allen Zeiten an diese weise und kluge Regel gehalten hätten? Ob nicht, wenn es geschehen wäre, unendliche Uebel wären verhütet worden? Ob nicht vielleicht noch der ganze Erdbkreis sich zur katholischen Religion bekennen würde?

In der That, lieber Leser, warum auch sollte uns die Kirche das Lesen der heiligen Schrift verbieten? Sie enthält ja Wahrheiten, die wir glauben, die wir befolgen müssen, um selig zu werden! Es ist ja Gott Selbst, der darin mit den Menschen redet!

Wenn wir bedenken, daß die Christen ganz besonders eifrig und tugendhaft waren zu jener Zeit, da man die heilige Schrift (und andere religiöse Bücher, die aus ihr schöpften) am fleißigsten las, so mag uns dies, lieber Leser, ein Fingerzeig sein für unsere „Lesung“ in diesen heiligen Tagen.

Kobold und Nickel.

Chemische Blaubei von Dr. D. Sandels.

Kobold und Nickel sind zwei chemische Elemente, zwei Metalle, die den Chemikern und Bergleuten früher manchen Schabernack gespielt haben, daher ihre Namen. Sie waren und sind auch heute noch zwei unzertrennliche Gefellen, das heißt, die Erze, welche Nickel enthalten, führen auch zu gleicher Zeit Kobalt. Der Kobold heißt nämlich seit einiger Zeit Kobalt; so haben ihn die modernen Chemiker umgetauft. Einen Grund haben sie nicht angegeben, wahrscheinlich schämten sie sich für ihre Vorgänger, die sich so oft von diesem Metall narren ließen. Den reinen Kobalt, das einfache Metall kennt man erst seit 1773, wo es der schwedische Chemiker Brandt zuerst entdeckte und darstellte. Die Kobalterze

dagegen kannte man schon lange, denn bereits die alten Griechen und Römer brauchten sie zum Färben des Glases. Kobaltverbindungen geben den Glasflüssen eine weit schönere blaue Farbe als die vielgebrauchten Kupferverbindungen. Die Anwendung der Kobalterze in Deutschland zur Fabrikation der Smalte datiert erst aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Der Umstand, daß man Kobalterze so lange nicht zu benutzen verstand, daß ferner ihre Beimengung zu anderen Erzen (Kupfererzen) infolge ihres Arsengehaltes unerwartete und auffällige Veränderungen der verhüttenden Metalle bewirkte, hat in ähnlicher Weise zur Entstehung des Namens Kobold (Kobalt) beigetragen, wie es bei seinem ständigen Begleiter Nickel der Fall gewesen ist. Die zum Uberglauben geneigten Bergleute des Mittelalters glauben in der That, ein Berggeist oder Kobold treibe sein Spiel mit ihnen, wenn sie Fälscher, aus dem Kupfer und Silber verhüttet wurde, an's Tageslicht förderten, welches keine Spur von Kupfer oder Silber enthielt. Sie hatten aber in Wirklichkeit Nickel- und Kobaltverbindungen gefördert, die täuschende Ähnlichkeit mit dem Fälscher und anderen Kupfererzen hatten. Da die Chemie zu jener Zeit auch auf einem sehr jämmerlichen Standpunkt stand, so blieb Bergleuten wie Chemikern die Anwesenheit dieser beiden Metalle lange Zeit ein Geheimnis oder Rätsel, und als sie es schließlich entdeckten, belegten sie die beiden mit den bezeichnenden Namen.

So selten Kobalt in der Industrie und Technik verwendet wird, so häufig ist dieses mit dem Nickel der Fall. Und dennoch muß man sich wundern, daß die Anwendung dieses schönen Metalls so lange auf sich warten ließ.

Schon die Chinesen der ältesten Zeiten benutzten das Nickel-Metall; es bildete von jeher den Hauptbestandteil ihrer Waffen, die ihrer Güte wegen berühmt waren.

Bei uns wurde Nickel als selbstständiges Metall erst im Jahre 1751 von dem Chemiker Constedt entdeckt. Dann fand man es als einen wichtigen Bestandteil der Sonnenatmosphäre, indem es gelang, Nickel und Kobalt in größeren Mengen in den Meteorsteinen nachzuweisen. Dann dauerte es aber noch sehr lange Zeit, bevor man es ganz rein darstellen konnte und man seine guten Eigenschaften entdeckte. Vor allen Dingen besitzt das Nickelmetall eine hohe Widerstandskraft gegen die atmosphärischen Einflüsse, es rostet nicht und beschlägt nicht. In dieser Beziehung steht es beinahe auf derselben Stufe wie die Edelmetalle Gold und Silber.

Der Verbrauch von Nickel ist seit der Einführung nickelhaltiger Münzen ganz gewaltig gestiegen. Ich sage nickelhaltiger Münzen, denn so ist die richtige Benennung. Unsere Nickelmünzen bestehen nämlich nicht, wie man meistens glaubt, hauptsächlich aus Nickel. Das Verhältnis ist 75 Teile Kupfer und nur 25 Teile Nickel.

Das reine Nickelmetall wird in der Technik niemals verwendet, seine Legierungen dagegen spielen eine gewaltige Rolle. Im Jahre 1824 gründete Veitner in Schneeberg im Königreich Sachsen die erste Argentan- oder Neusilber-Fabrik. Argentan oder Neusilber ist nämlich eine Mischung von ungefähr 63 Teilen Kupfer, 32 Teilen Zinn, und 4-5 Teilen Nickel. Wie gewaltig diese Industrie bis heute gewachsen ist, das ist bekannt. Alle silberähnlichen Legierungen von Bedeutung und Ruf sind nämlich Nickelmischungen.

Chinasilber, dem wohl der erste Rang zukommt, bei den, das Silber ersetzenden Legierungen, ist auch Argentan oder Neusilber, nur stark versilbert. Dann folgt als beste Silberimitation Pariser Messing und Christoflemetall. Auf gleicher Stufe steht auch österreichische Alpaca. Eines weniger guten Rufes erfreut sich das Berliner Fabrikat. Alle diese Imitationen sind zu empfehlen, denn sie sind unschädlich beim Gebrauche. Die Behauptung, daß die Legierungen fast

immer Arsenit enthielten, daher der menschlichen Gesundheit auf die Dauer schädlich seien, ist völlig hinfällig, denn eine arsenithaltige Legierung würde niemals den silberähnlichen Glanz, sondern eine braungelbe, schmutzige Farbe haben.

Eine große Rolle spielen heute auch die vernickelten Gegenstände. Man vernickelt Eisen und andere billige Metalle. Diese Vernickelung geschieht meist auf galvanischem Wege. Man benutzt dazu das Ammonium-Nickel-Sulfat. Diese Verbindung ist die beste, da sie sich durch Einhängung einer Nickelelektrode fortwährend selbst ersetzt und stets ein neutrales Bad ergibt.

Kupfer, Zinn und Nickel geben auch ein herrliches Glockenmetall, dessen Farbe und Ton unübertrefflich sind. Dagegen sind die Versuche, Kanonen aus ähnlichem Metall zu gießen, völlig mißglückt, da die Widerstandsfähigkeit dieser Mischung nicht genügend ist.

Die Technik ist auf dem Gebiete dieser Silberimitationen weit vorgeschritten, man findet Legierungen von Kupfer und Nickel, die von Silber nicht zu unterscheiden sind, selbst nicht mit Hilfe des Probiersteines. Diese Mischungen bestehen aus ungefähr gleichen Teilen von Kupfer und Nickel. Diese Mischungen sind gewöhnlich Geheimnis der einzelnen Fabriken. Legierungen, die gleich gelb werden, tangen nichts, sie haben zu wenig Nickelgehalt. Diese gelbe Farbe schwindet in diesem Falle niemals, da hilft kein Buzen, sie kehrt immer wieder. Als Reagentium für Silber und Nickel wird in letzter Zeit eine „Silberseife“ durch Reklame sehr empfohlen. Da diese Seife hoch im Preise gehalten wird, hier ihre Vorschrift: 20 Teile Fettsäure, (das billige Olein oder die Stearinsäure der Apotheken), 30 Teile Kalkerde und 50 Teile geschlemmte Kreide. Diese Mischung kann sich jeder für wenig Geld leicht herstellen.

Aus New-York.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Europäischer Import. — Mascagni. — Musik als Medizin. — Som Nithus. — Wenig Politik. — Amerikanisches Selbstbewußtsein. — In New-Yorker Restaurants. — Von der Untergrundbahn. — Progen-soleen. — Es wird geprobt. — Freies Amerikanerium.

Das große Ereignis, das in den letzten Wochen die Gemüther aller Amerikaner beschäftigte, der Kohlenarbeiterstreik ist beendet. Und dennoch jagt in New-York eine Sensation die andere. Man ist eben in Amerika, im Lande der Pankees, wo eine gehörige Portion Nervenschocs zum Lebensbedürfnis gehört. Hier eine kleine Reibung und da eine kleine Reibung. Hier ein großer, genialer europäischer Gast und da eine Primadonna oder erstrangige Schauspielerin, die sich bei dreiwöchiger Tournee durch die großen Städte der Vereinigten Staaten ein nettes Vermögen zusammen gastieren.

Natürlich maschiert da New-York den anderen Städten des Landes flott voran. Wieder ist in den letzten Tagen ein neuer Stern aufgetaucht: Pietro Mascagni. Schon in Hoboken wurde der italienische Maestro von den Zeitungsreportern empfangen und interviewt, wobei es sich herausstellte, daß der Komponist leider nicht der englischen Sprache mächtig sei. Natürlich hatten da die italienisch oder französisch sprechenden Berichterstatter, und mit ihnen ihre Blätter den Vorteil.

Eigene Kunst giebt es ja hierzulande wenig. Und wo es etwas giebt, wird die Kunst nach allen Regeln der Kunst verhunzt. Sie wird eben, nach echt amerikanischer Manier, zu allen möglichen und unmöglichen Zwecken ausgebeutet. Neuerdings hat sich z. B. hier ein Club gebildet, der die Musik zur Heilung der Kranken verwenden will. Er fordert in einem großen Circular Musiker und Sänger

auf, doch im Dienste der guten Sache die Krankenhäuser und die einzelnen Patienten zu besuchen, und durch ihre Kunst den Dämon der Krankheit zu bannen. Man denkt bei diesem Vorgehen gewiß daran, daß David durch sein liebliches Sattenspiel den bösen Geist von Saul bannte.

Sonst ist es still. Die Wogen des großen Streiks haben sich, wie bereits eingangs erwähnt, wenn auch noch nicht ganz, so doch ziemlich allmählich geglättet. Auch über die Gültigkeit der Rechtstitel der neuen Panamagesellschaft hat die Canalkommission ohne Untersuchungen abgeschlossen. Die kolumbische Regierung hat sich nur die Bedingung unumschränkter Polizeigewalt auf dem Isthmus ausbedungen. Jedoch ist man in Washington einigermaßen über Columbien verstimmt, da man sich allerlei Rechte im Isthmus ausbedingen wollte, die Columbien zu gestatten keineswegs gewillt war. Man will der Union nur die Rechte eines hundertjährigen Pachtvertrages zugestehen. Daß die nordamerikanischen Yankees über so etwas mehr als die Nase rümpfen, leuchtet wohl zur Genüge ein. Im Uebrigen herrscht wenig politisches Leben und Verlangen darnach. Die Beziehungen zu den für den Unionshandel wichtigsten Ländern des alten Continents, zu England, Deutschland und Frankreich sind die denkbar besten. Handel und Wandel im Inneren des Landes dehnt und weitet sich ständig und bietet den Interessenten der verschiedensten Märkte ein durchaus günstiges und vertrauenerweckendes Bild, das die Macht der nordamerikanischen Republik in nachdrücklicher Weise stärkt.

Dieses Stolzgefühl und Machtbewußtsein äußert sich bei den Bürgern des Landes, namentlich bei den New-Yorkern in tausend und abertausend Kleinigkeiten, im Geschäftsleben, im Straßenverkehr, in der Familie und im Einzelgespräch — nur da nicht, wo der Goldteufel die armen Sterblichen zu Milliarden umgeschaffen hat, d. h. zu Menschen die mit ihrem Gelde aus lauter Ueberfluß nichts anzufangen wissen.

Der eingeborene Unionsbürger — soweit ich hier von New-York mitreden kann — besitzt eine gewisse bestimmte, wenn auch altväterliche Ritterlichkeit im Verkehr mit Jedermann, das unangenehme Element in der New-Yorker Bevölkerung bildet in den meisten Fällen nur jene frisch aus Europa herübergekommene Schicht, die hier in New-York rasch zu Geld, und somit auch zu Macht gekommen ist.

New-York . . . Es ist immerhin ein Wagnis, von einer Stadt und ihren Einwohnern ein so lebenswahres Bild zu entwerfen, das Sitten und Gebräuche, Typen und Charakteristik greifbar und deutlich vor dem Leser aufsteigen. Wer fremd in eine Stadt hineinkommt, hat nur in den seltensten Fällen Gelegenheit in Familien aufgenommen zu werden. Ihm bleibt da nur die Bar, das Café und das Restaurant. Und gerade die Restaurants sind es — natürlich soweit sie nicht ganz und gar international sind — die einer Stadt ihr Gepräge ausdrücken. Paris hat, was zweite Güte anbetrifft, seine schätzbare Vornehmheit, London seine Streifheit und Ungemütlichkeit, Berlin seine Urwüchsigkeit, Petersburg seinen Hang zum Großartigen und New-York seine Hast. Das strömt ein und aus: ein Wisly, ein Stück kaltes Fleisch, Fisch oder Eier. Das ist ein Schlingen und Würgen, das anmutet, als ob die Würde des Wagens verlegt würde. Das man sehr zuvorkommend in einem amerikanischen Restaurant behandelt werde, kann man kaum sagen. Man ist in einem echten New-Yorker Restaurant überhaupt für nichts verantwortlich: weder für Hüte, Ueberzieher, Schirme, Stöcke, Raub, Mord und Todschlag.

So kam es kürzlich vor, daß in einem New-Yorker Restaurant ein Gast in die Kellerräume gelockt, und dort mit einem Hackbeil ermordet wurde. Der Polizei gelang es, den Täter und seinen Complicen zu fassen. —

Auch Damen müssen bei dem Besuch von Restaurationen vorsichtig sein, denn nur allzuleicht kann es ihnen passieren, daß sie nach sechs Uhr abends von keinem Kellner mehr bedient werden, — natürlich nur wenn sie kein Herr begleitet. Bier, das hier in Kannen verkauft wird, kostet 40 Cents pro Liter und ist noch dazu in den meisten Fällen stark verfälscht. Das Essen ist für gewöhnlich reichlich und auch qualitativ gut bemessen, nur darf man sich niemals recht an europäische Delikatessen heranwagen, denn diese giebt es hier einfach nicht, sondern es wird den Gästen vielmehr für teures Geld irgend eine hinterwäldlerische Imitation vorgelegt. — Usw.

Doch das nur zur allgemeinen Charakteristik der Hauptstadt der Union, die sich immer mehr weitet, ausdehnt und ausdehnt und von Tag zu Tag größer und weltstädtischer wird. So nähert sich auch jetzt endlich der Bau der vor einigen Jahren begonnenen Untergrundbahn seiner Beendigung. Die Rapid-Transit-Tunnelbahn, wie die neue Untergrundbahn heißen wird, soll am 1. Oktober 1904 der Öffentlichkeit übergeben werden. Nach Ausgang dieses Jahres wird mit dem Legen der Schienen begonnen werden. Die Länge der Geleise beträgt allein 97 Kilometer. Drei Bahnhöfe sind bereits vollendet. Die Bahn wird mit allem möglichen Komfort ausgestattet sein und allen Anforderungen der Neuzeit in jeder Weise genügen. So werden u. a. die Stationen in den einzelnen Abteilen jedesmal vor Einfahrt des Zuges in die betreffende Bahnhofshalle automatisch angekündigt werden, um so die Fahrgäste am besten und sichersten zu orientieren. Auch werden Fahrstühle, Elevatoren u. für die Beförderung des Publikums nach den Straßen vorher in jeder nur denkbaren Weise Sorge tragen. Der Hauptbahnhof wird ein Prachtwerk ersten Ranges sein und New-York jedenfalls um eine großstädtische Institution, die sich sehen lassen kann, reicher sein.

Doch was sind die Wunderwerke der modernen Technik gegenüber dem Yankee-Spleen echt New-Yorker Prosentums? Um die Hochzeiten der Dollarmilliardäre u. Milliardärinnen genügend vorbereiten zu können, braucht man neuerdings ein Relief . . . in den Generalproben zur Hochzeit. Diese Generalprobe kann, wenn im Arrangement Fehler gemacht werden, auch wiederholt werden. Ja, man geht in diesen Proben sogar soweit, daß man die kirchlichen Zeremonien probt, in dem man an einem improvisierten Altar niederkniet, die Ringe austauscht u. um etwaigem üblem Geschwätz aus dem Wege zu gehen, wohnt ein Lehrer des „guten Tones“ diesen Zeremonien bei, die soweit „mit photographischer Treue“ geprobt werden, daß buchstäblich alles geprobt wird — bis auf das Essen und Trinken. Leider aber giebt es manche prosaische Menschen, die Essen und Trinken bei einer Vermählungsfeier für das Beste von der ganzen Hochzeit halten.

Und auch „Herz-Ab“ oder sagen wir auch „Coördams“ spricht natürlich in einer Schilderung vom Leben und Treiben New-York ein Wörtlein mit. Und zwar diesmal ein recht graufiges Wörtlein, denn die Zeitungen hatten lange nicht eine so ausgiebige Sensationsnachricht, wie jene, von dem Verhältnis des dreißigjährigen Charlie Westmon mit der vierzigjährigen Kegerin Ullah Westal, die ihre acht Kinder sämtlich lebendig unter dem Boden ihres Wirtschaftskellers begraben haben. Das war eine Sensation für die Tageszeitungen und die Reporter, denn dieses graufige Blutpaar gab nicht nur Stoff für Zellen, sondern ganze Spalten. Die Blätter gingen im Einzelverkauf wie warme Semmeln fort und die Herren Zeitungsverleger rieben sich vergnügt die Hände ob des reichen Goldflusses in ihren geschätzten Geldbeutel. Alle Woche ein oder zwei derartige Sensationen und man ist in vier, fünf Jahren ein gemachter Mann, der sein Schäschen im Trocknen hat.

Das New-Yorker Leben läßt sich aber durch solche Kleinigkeiten in keiner Weise aus dem Takt bringen, dazu sind hier die ganzen Verhältnisse viel zu groß zugeschnitten. Einer kennt nicht den andern und niemand achtet auf seinen Nachbar, mag er auch stolpern und fallen, und im Lebenskampfe untergehen. Man nennt diese Gefühllosigkeit „freies Amerikanertum“. Da lobe ich mir doch die alte Heimat jenseits des großen Wassers. Sie ist entschieden traulicher und gemüthlicher.

Das verkannte Genie.

Von Erich Werthmann.

Abolar Schneeweiß war ein Genie. Und zwar hatte sich sein Genie auf die schriftstellerische Seite geworfen. Sein Erstlingswerk hatte er bereits der Öffentlichkeit übergeben; im Wochenblatt war seine dramatisch-romantische Phantasie: „Der Totentanz auf dem Grabe des Selbstmörders“ erschienen. Und zudem hatte das Blatt folgende Notiz veröffentlicht: „Der noch im jugendlichen Alter stehende Verfasser des „Totentanz“ hat sich auch schon auf dem Gebiete der Theaterdichtung versucht. Sein fünfaktiges originelles Lustspiel: „Herz und Nerven“ ist zur Aufführung an einer der ersten Bühnen der Residenz angenommen worden.“

Alle Wetter, — als Herr Abolar das las, wurde es ihm klar, daß er eines der hervorragendsten Mitglieder der „Modernen“ geworden war. Zwar war ihm nichts davon bekannt, daß irgend welche Bühne der Residenz sich um sein Stück bemüht hätte, aber wenn's im Wochenblatt stand, so konnte es vielleicht doch wahr sein. Das Eine stand nun für ihn fest: sein Name war in Aller Munde, Jeder und Jedes sprach von und über ihn. Sobald er in einem Kaffeehause saß, hatte er die Empfindung, als ob alle anderen Gäste sich nur mit ihm beschäftigten. Sobald er im Stadttheaterchen seinen Platz eingenommen hatte, bildete er sich ein, daß die übrigen Zuschauer ihm mehr Aufmerksamkeit widmeten, als den Schauspielern. In den Zwischenpausen reckte er sich zwischen den Stuhl ihren hoch empor und zeigte sich in malerischer Haltung dem Auditorium. Da fühlte er deutlich, wie sämtliche Operngläser auf ihn gerichtet waren, ja er glaubte zu hören, wie eine der elegantesten Damen ihren Nachbar fragte:

„Wer ist denn dieser hübsche, junge Mann hier vor uns in der zweiten Reihe?“

„Was, den kennst Du nicht? Das ist ja der Verfasser des „Totentanz.““

„Nicht möglich, — so vornehm sieht der aus?““

„Ja, er stammt aus einer der besten Familien. Jetzt hat er ja auch eines der ersten Sensationsstücke für die königliche Bühne geschrieben. Ich habe es im „Wochenblatt“ gelesen.“

„Wirklich? Man sollte es nicht für möglich halten. Und dabei sieht er noch so jugendlich aus . . .“

Dieses Gespräch, welches Herr Abolar allerdings nur in seinen Gedanken hörte, steigerte sein Selbstbewußtsein in ganz außerordentlichem Maße. Er sah schon ganz deutlich, wie die Damen in den Logen die Köpfe zusammensteckten und wie eine die andere auf ihn aufmerksam machte.

Und jetzt hatte er gar eine Einladung erhalten, er zusammen mit seinem Better Hans. Und zwar vom Schloßherrn von Hellerstadt. Du lieber Himmel, dieser Better Hans . . . Nun, es war richtig, das war ja soweit ein ganz nettes Kerlchen. Aber mit ihm, Herrn Abolar Schneeweiß, konnte er sich auch nicht in einer Beziehung vergleichen. Nicht mal einen gut stillierten Brief vermochte er zu schreiben, das hatte er in seiner Treuherzigkeit ja schon selbst eingestanden. Wie sollte er wohl gegen den „Totentanz“ des Herrn Abolar ankommen! Der konnte es ja gar nicht fassen, daß es Menschen gebe, die so klug seien, so etwas niederschreiben zu können. Der

Wagen und die Pferde, mit denen die Beiden die Fahrt antraten, gehörten allerdings dem Better Hans, aber das wollte nicht viel bedeuten, denn in geistiger Beziehung bildete Hans doch nur die Staffage für den hervorragenden Dichter und Schriftsteller Adolar.

— Auf Hellerstadt gab's große Gesellschaft, das Schloß war dicht gefüllt mit Gästen, die augenscheinlich alle schon auf die Ankunft des großen Dichters warteten. Und Adolar nahm sich fest vor, sich alle Mühe zu geben, mit diesen Leuten recht cordial zu verkehren, sich vor jeder Bosheit zu hüten und jeden einer Antwort zu würdigen, der ihn anzusprechen den Mut haben würde. In solchen Fällen muß man eben ausnahmsweise zum Volke herabsteigen. . . .

Der Herr des Hauses begrüßte die Ankömmlinge. Den Better Hans außerordentlich herzlich durch Händedruck und Umarmung. Für Adolar blieb nur eine kurze, feste Verbeugung übrig. Das fiel augenscheinlich auch dem Better Hans auf, denn er wiederholte die erste flüchtige Vorstellung, indem er den Namen mit besonderem Nachdruck betonte:

Adolar Schneeweiß, Dichter und Schriftsteller.

Ganz gegen seinen Willen machte Adolar eine tiefe Verbeugung und beobachtete dabei aufmerksam das Gesicht des Schlossherrn, um zu sehen, welchen Eindruck die Nennung des Namens auf ihn ausüben würde. Er würde sich wohl vor freudiger Erregung kaum fassen können. . . . Aber, o Wunder! Sein Gesicht deutete nicht die geringste Ueberraschung an. Er murmelte eine der üblichen Höflichkeitsphrasen: „Na — recht angenehm, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ dann faßte er den Arm vom Better Hans und geleitete diesen in den Salon. Für den berühmten Schriftsteller Adolar Schneeweiß hatte er lediglich eine Handbewegung übrig, die etwa besagte: Wenn Sie mitkommen wollen, ist mir's recht, wenn's Ihnen draußen besser gefällt, habe ich auch nichts dagegen einzuwenden.

Adolar schritt zögernden Ganges hinter den Beiden her. Er fühlte sich außerordentlich zurückgesetzt. Wie ging denn das nur zu? Dieser Banau von Schlossherr schien wirklich und wahrhaftig nicht zu wissen, daß er den in der ganzen Welt bekannten Verfasser des „Totentanz“ vor sich hatte. Nur so war seine verlegende Gleichgültigkeit beim Hören des Autornamens zu erklären. „Na, so ganz wunderbar ist ja das Vorkommnis eigentlich doch nicht“, murmelte Adolar schließlich, „s ist einer von den bekannten adeligen Spielern — vielleicht liest er überhaupt keine Zeitungen, — von dem Schlage werden aber doch nicht alle Teilnehmer an der Gesellschaft sein.“

Im Salon hatten sich die jungen Damen versammelt, denen Adolar ganz besonders zu imponieren gedachte. Aber Better Hans gestaltete in seiner burlesken Weise die Vorstellung so wenig ceremoniell, daß man in dem allgemeinen Gemurmel wohl den Vornamen „Adolar“ noch zu verstehen vermochte, aber die Hauptsache: „Schneeweiß“ ging den Meisten sicher verloren. Denn sonst wäre es wohl nicht bei den paar knappen Verneigungen geblieben. . . . Selbst seine Grüße fanden keine andere herzliche Erwiderung, wie sie jedem anderen Sterblichen sonst auch zuteil zu werden pflegt.

So war die Vorstellung schon in wenigen Minuten vollständig erledigt und Adolar stand mutterseelenallein in der lachenden und plaudernden Menge. Niemand schloß sich an ihn an, um seine nähere Bekanntschaft zu machen, niemand unterhielt sich mit ihm über seinen „Totentanz“, niemand erkundigte sich nach seinem Bühnenwerk, niemand beglückwünschte ihn zu seinen Erfolgen als Bahnbrecher der modernen Kunst. All das hing an Adolar zu ärgern, — hatte ihn denn der böse Geist in eine Gesellschaft geführt, die sich rein gar nicht um die Litteratur bekümmerte?

Während des Tanzes spielte Adolar eine trübseelige Figur. Da es ein moderner Dich-

ter und sei er eben erst zwanzig Jahre alt geworden, natürlich nicht notwendig hat, flott tanzen zu können, bekam Adolar mehr Körbe, als ihm eigentlich lieb waren. Die jungen Damen schienen gar kein Vergnügen daran zu haben, den berühmten Schriftsteller mit Kot und Mühe durch den Saal zu schleifen; als er ein halbes Dutzend Schleppen abgetreten und einige Stühle über den Haufen getanzt hatte, gab man ihm zu verstehen, daß er im Tanzsaal durchaus überflüssig sei. Adolar war klug genug, unauffällig seinen Rückzug anzutreten, aber seine gute Laune war schon derart verborgen, daß er am liebsten aus der ganzen Gesellschaft verduftet wäre. Er suchte Better Hans zum Fortgehen zu bewegen, aber der klümmerte sich um solche Reklamationen gar nicht. Es gefalle ihm so vorzüglich, meinte er, daß er aus nach Hause gar nicht denke.

Endlich wurde zu Tisch gegangen, — die Uhr zeigte schon gegen Mitternacht. Better Hans erhielt seinen Platz angewiesen oben an der Tafel zwischen zwei jungen hübschen Damen, der Dichter Adolar Schneeweiß wurde an's Ende des Tisches plaziert mitten unter die Backfischein, die er „unterhalten“ sollte, — dieses Verlangen hatte nämlich der Hausherr in der rücksichtslosesten Weise an ihn gestellt.

Im Herzen des Herrn Adolar lodete der Zorn.

Gleich nach der Suppe begann die Serie der Triumpfzüge, die einander in endloser Reihe folgten. Zuerst ließ der Hausherr die Gäste hochleben, dann einer der Gäste die hausherliche Familie. Nach und nach kamen die Damen, ein Herr Rechtsanwalt, ein Kanonikus, die Jugend im Allgemeinen, das Gedeihen des kleinsten Säuglings, Better Hans usw. an die Reihe. „Hoch, hoch, hoch!“

Herr Adolar stieß mit seinem Glase an, trank und stimmte in all die „Hochs“ mit ein. Kurz vor dem Käse erhob sich der Hausherr noch einmal. Er blinzelte in fröhlicher Weinlaune nach dem Ende des Tisches und nickte Herrn Adolar zu. „Aha,“ dachte der, „jetzt bist du dran, was wird er nun vorbringen? Deinen „Totentanz“, dein Lustspiel, die „Moderne“ überhaupt. . . .“

„Verehrte Festgenossen,“ dröhnte die Stimme des Gastgebers durch den Saal, „wir haben hier . . . haben hier . . . einen Gast aus der Stadt unter uns . . . unter uns . . . den Better meines lieben Nachbarn . . . lieben Nachbarn. Darum stoßen wir an auf das Wohl des Herrn . . . des Herrn . . . Herrn . . .“ — er unterbrach sich plötzlich, ließ seine Stimme sinken und fragte im gleichgültigsten Tone: „Verzeihen Sie, wie war doch gleich Ihr werter Name? Ich muß gestehen, daß ich ihn gar nicht richtig verstanden habe. Wenn man einen Namen zum ersten Mal in seinem Leben hört. . .“

Adolar erröthete über und über. Am liebsten wäre er dem langweiligen Schwäher an den Hals gesprungen und hätte ihn rechts und links . . . Aber er beherrschte sich und tat so, als ob ihm die ganze Geschichte nichts anginge. Aber er fühlte, wie sich Aller Blicke nach ihm richteten. „Wie heißt er? Haben Sie sich denn den kuriofen Namen nicht gemerkt? Wie kommt denn der überhaupt in unsere Gesellschaft? 's kennt ihn doch eigentlich kein Mensch!“ — so hörte er auf allen Seiten flüstern.

Niemand kannte, — es war kaum auszu-

denken! — seinen so berühmten Namen. Der Hausherr wandte sich an Better Hans. Der war in die Unterhaltung mit seiner Nachbarin derart vertieft, daß er nur widerwillig Auskunft gab.

„So, so,“ murmelte der Hausherr, „na also denn: dem Wohle des Herrn Adolweiß Schneelar!“ — damit leerte er sein Glas. Die Mehrzahl der Gäste hoben kaum ihre Gläser, ein paar machten die Geste des Trinkens, . . . die anderen lachten, scherzten und erzählten den neuesten Stadtklatsch. Nur die beiden Backfischein . . .

Herr Adolweiß —
Herr Schneelar —

Sie kicherten, ließen die Gläser aneinanderklirren und neigten ihre Lippen. Aber nicht mit Wein, denn das war unmöglich. Sie hatten nämlich ihre Gläser gefüllt mit — Wasser.

Dieses Wasser war für die Zukunft des Herrn Adolar Schneeweiß von der heilsamsten Wirkung. Es schwemmte die edle Dichtkunst vollständig aus seinem Hirn. Und so wurde er doch noch ein brauchbarer Mensch!

Telegraphenrätsel.

1. Kartenspiel.
2. Mägliches Tier.
3. Vogel.
4. Russischer Dichter.
5. Haus- und Küchengerät.
6. Alterthümliches Gefäß.
7. Jüdisches Lehrbuch.
8. Planet.
9. Italienische Insel.
10. Sonnengott.
11. Dichtgattung.
12. Alttestamentlicher Name.
13. Ränge.
14. Schweizer Kanton.
15. Deutsche Fabrikstadt.
16. Stadt in Thüringen.
17. Göttin.
18. Ehemalig. Kurfürstentum.
19. Geschloß.
20. Liebesgott.
21. Berühmter Jäger.
22. Deutsche Universitätsstadt.
23. Stadt in Baden.
24. Italienische Hafenstadt.

Die Punkte bedeuten Konsonanten, die Striche Vokale. Sind die Worte richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen bekannten Ausspruch eines großen Staatsmannes.

Auflösung aus voriger Nummer.
K r e u z r ä t s e l: Heilbronn, Luebingen, Oberndorf.

Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 25. Dezember. Hochheiliges Weihnachtsfest. • St. Martinus: Um 5 Uhr feierliches Hochamt, hl. Messen um 6, 7, 8 und 9 Uhr; 8 Uhr zweites Hochamt, um 9, 10 und 10 Uhr hl. Messen und 11 Uhr feierliches Hochamt. • St. Lambertus: Morgens 4 Uhr erstes feierliches Hochamt, 7 Uhr zweites und um 9 Uhr drittes Hochamt. Nach jedem Hochamt finden stille hl. Messen statt. 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt und nach derselben feierl. Komplet. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 6 Uhr das erste Hochamt, darnach 4 hl. Messen, 10 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 3 Uhr Vesper. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 5 Uhr erstes feierl. Hochamt, darnach 2 hl. Messen, 8 Uhr beginnen 2 stille hl. Messen und 9 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 4 Uhr feierl. Komplet. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Hochamt, darauf 2 andere hl. Messen; Nachmittags 6 Uhr Andacht.

Freitag, 26. Dezember. Stephanus erster Martyrer. Gebotener Feiertag. Evangelium Matthäus 23, 34—39. Epistel: Apostelgeschichte 6, 8—10 und 7, 54—59. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Wie an Feiertagen. • St. Martinus: Abends 6 Uhr Eröffnung der geistl. Exercitien für Männer und Jünglinge, an allen Wochentagen bis zum 1. Januar morgens 6 Uhr und abends 8 Uhr Exercitien-Vorträge. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 5 Uhr Festpredigt und nach derselben feierl. Komplet. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 7, 8 Uhr Frühmesse, 10 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 3 Uhr Vesper. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 7, 8 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 4 Uhr Festandacht. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt und nachmittags 6 Uhr Andacht.

Samstag, 27. Dezember. Johannes, Apostel und Evangelist.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag in der Oktav der Geburt des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 33-40. Simeon, ein ehrwürdiger Greis und eine Prophetin Anna begrüßen das Kind Jesu im Tempel. „In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon legnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchbringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.“ „Er war eine Prophetin Anna, eine Tochter Phannels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfräulichkeit sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Wittve von vier und achtzig Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht.“ „Diese kam in derselben Stunde hinzu, und vries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten.“ „Und da sie alles nach dem Befehle des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück.“ „Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“

Weihnachtsgedanken.

„Fürchtet euch nicht! denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird: heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus, der Herr ist!“ — So sprach in der heiligen Nacht der Engel des Herrn, den die Herrlichkeit Gottes umleuchtete, zu den armen Hirten von Bethlehem. Dieses tröstliche Wort gilt auch uns, lieber Leser, wenn wir, ähnlich jenen frommen Hirten, wahrhaft guten Willens sind; denn als der Engel seine Freudenbotschaft geendet, war sogleich bei ihm eine Menge himmlischer Heerschaaren, die Gott lobten und sprachen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ — Friede und Freude soll also all denen zu teil werden, die entschlossen sind, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen; die diesen heiligen Entschluß zunächst dadurch bekunden, daß sie in diesen Weihnachtstagen sich nicht begnügen mit dem Besuche des ausdrücklich gebotenen Gottesdienstes, sondern das Kind von Bethlehem in Seinem Tempel öfter besuchen, um Ihn die gebührende Huldigung, nach dem Vorbilde jener frommen Hirten, darzubringen.

einer Mutter geboren wurde, die Er erschaffen hat, von ihren Händen getragen wurde, die Er gebildet hat; daß das ewige Wort als ein stummes Kind in der Krippe wimmerte, jenes Wort, ohne welches alle menschliche Beredsamkeit stumm ist. Siehe, o Mensch! was dein Gott für dich geworden ist; erkenne die Lehre einer so großen Demut, die dir dein Lehrer schon zu einer Zeit giebt, wo Er noch nicht redet. Du bist einst im Paradiese so berechtigt gewesen, daß du jedem lebenden Wesen Namen beilegest: für dich aber lag dein Schöpfer als ein Kind in der Krippe und nannte nicht einmal Seine Mutter beim Namen.“

Und der hl. Ambrosius läßt sich also vernehmen: „Dieses ewige Wort, Christus, ist ein Kind, ein unmündiges Kind geworden, damit du ein vollkommener Mann werden kannst. Er ward in Bindeln eingewickelt, damit du von den Banden des Todes befreit werdest. Er war in der Krippe, damit du Ihn auf den Altären fändest. Er fand keinen Platz in der Herberge, damit du eine Wohnung im Himmel habest. Er war reich und ist deinetwegen arm geworden, damit du durch Seine Armut reich würdest. Er wollte für sich Mangel leiden, damit du an allem Ueberflusse hättest. Die Thränen dieses wimmernden Kindes in der Krippe haben meine Sünden hinweggewaschen. Darum bin ich dir, o Jesus, mehr schuldig für das, was Du zu meiner Erlösung gelitten hast, als dafür daß Deine Allmacht mich erschaffen hat. Geboren zu sein, würde mir nichts nützen, wenn ich nicht auch wäre erlöst worden!“

„Wie sollen wir,“ ruft der hl. Augustinus aus, „die Liebe Gottes preisen, wie Ihn danken? Er hat uns so sehr geliebt, daß Er für uns in der Zeit geboren worden ist, durch den die Zeiten geworden sind; daß Er in der Welt jünger wurde, als viele Seiner Diener, der doch älter ist, als die Welt, ohne doch alt zu sein; daß Er ein Mensch wurde, der den Menschen gemacht hat; daß Er von

Siehe, da wachen, lieber Leser, während der

Kirchenkalender.

- Sonntag, 23. Dezember.** Sonntag nach Weihnachten. Unschuldige Kinder. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 33-40. Epistel: Galater 4, 1-7.
- Montag, 24. Dezember.** Thomas von Canterbury, Bischof und Martyrer.
- Dienstag, 25. Dezember.** David, König.
- Mittwoch, 26. Dezember.** Schwester, Papst.
- Donnerstag, 1. Januar.** Neujahr. Beschneidung Christi. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 21. Epistel Titus 2, 11-16.
- Karmeliten-Klosterkirche: 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Festandacht.
- Freitag, 2. Januar.** Valentinus, Einsiedler † 394.
- Karmeliten-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. 1/7 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenherren-Andacht.
- Samsstag, 3. Januar.** Genoveva, Jungfrau † 512.

Sprüche.

Der große Feiger auf der Uhr,
 Wie hastet er, wie jagt er nur!
 Doch auf gemessenem Raume
 Folgt ihm der kleine stille nach.
 Und wie viel größer von jenem die Bahn,
 Sie zeigt doch auch nur ein Stündlein an:
 Wie ein Stündlein Glück dein eigen ward,
 Von der Sehnsucht freisenden Weitschiffahrt.

Wer weiß zu leben? der zu leiden weiß.
 Wer zu genießen? der zu meiden weiß.

heiligen Nacht Maria und Joseph im Stalle zu Betlehem neben der Krippe! Wir sehen im Geiste, wie die jungfräuliche Mutter voll Ehrfurcht den Neugeborenen in ihre Arme nimmt, und der hl. Ephe m soll uns in der ihm eigenen, sinnigen Weise die Gefühlsbilder, von denen das Herz der Mutter Gottes in jenem Augenblicke bewegt wurde. Was in ihrer begnadigten Seele vorging, übersezt er uns in die folgenden Worte: „Womit habe ich es verdient, daß ich Ihn gebar, Ihn, der klein auf meinem Arme ruht und doch so unendlich groß ist! Ihn, der ganz hier bei mir ist und doch ebenso gegenwärtig ist an allen Orten! Damals, als der Engel Gabriel sich zu meiner Schwachheit herabließ, bin ich aus der Magd, die ich war, eine Fürstin geworden. Du, des ewigen Königs Sohn, machst aus mir plötzlich die Tochter jenes ewigen Königs. Demütige Dienerin Deiner Gottheit, werde ich die Mutter Deiner Menschheit, o mein Herr und mein Sohn! Unter allen Nachkommen Davids hast Du dieses arme junge Mägdlein gewählt und hast es emporgehoben bis zur Höhe des Himmels, wo Du herrschest. O welcher Anblick! Ein Kind, älter als die Welt! Sein Auge sucht den Himmel, Seine Lippen öffnen sich nicht; aber in diesem Schweigen hält es Israelsprache mit dem himmlischen Vater. Lesen wir nicht in diesem so durchdringenden Auge, daß Seine Vorsehung die Welt regiert? Und wie wage ich, als Seine Mutter, Ihn zu nähren, Ihn, der doch die ganze Welt ernährt, Ihn, der der Quell alles Lebens ist! Und wie sollen diese Bindeln Ihn umhüllen, dessen Kleid das Licht ist!“

Der nämliche heilige Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts zeigt auch auf den heiligen Joseph, wie er bei dem göttlichen Kinde die ihm übertragenen, rührenden Vaterpflichten erfüllt. Er schildert uns, wie Joseph den Neugeborenen in seine Arme schließt, wie er Ihn mit Liebkosungen überhäuft, wie er aber wohl weiß, daß dieses Kind der Sohn Gottes ist; anßer sich ruft er aus: „Woher kommt mir diese Ehre, daß der Sohn des Allerhöchsten mir an Sohnes statt gegeben ist? O mein Kind, ich war bestürzt, ich gestehe es, aber Deine Mutter: ich dachte sogar daran, mich heimlich von ihr zu entfernen. Ich wüßte ja noch nichts von Deinen erhabenen Geheimnissen! Und in Deiner Mutter lag unterdessen der Schatz verborgen, der mich zum reichsten Menschen machen sollte. Mein Ahne David schmückte sein Haupt mit dem königlichen Diadem, und ich war herabgekommen bis zum Looße eines armen Handwerkers. Aber die Krone, die mir verloren gegangen, ist mir wiedergekommen, als Du, o Herr der Könige, Dich würdigtest, an meiner Schulter zu ruhen.“

Wer aus uns, lieber Leser, könnte diese Gedanken voll Salbung in seine Seele aufnehmen ohne tiefe Nahrung? Wir müssen aber noch einen Blick tun auf die von dem Engel Gottes eingeladenen Hirten! „Sie kamen eilends“, sagt die Schrift; sie drängen sich in den Stall, der vielleicht zu eng war, ihre Zahl zu fassen; dem Winke des Himmels folgend, kommen sie, um den Heiland kennen zu lernen, der für sie geboren sein sollte: Sie finden alles, wie der Engel es ihnen verkündet. Wer könnte die Freude ihres Herzens, die Einfalt ihres Glaubens schildern? Sie sind nicht im mindesten darüber erstaunt, daß sie unter der Hülle einer Armut, die der ihrigen ähnlich ist, Demjenigen begegnen, dessen Geburt himmlische Heerschaaren vor wenigen Augenblicken gepriesen haben; sie beten dieses Kind an; in ihnen beginnt gewissermaßen die christliche Kirche; ihre demütigen, einfältigen Herzen erkennen das Geheimnis eines Gottes in Seiner Niedrigkeit.

Auch in ihrem Herzen ist Christus geboren worden; in ihrem Herzen wohnt Er von nun an im Glauben und in der Liebe. Sie sollen, lieber Leser, unser Muster und Vorbild sein! Rufen auch wir das göttliche Kind in unsere Seele, bereiten wir Ihn dort eine Stätte,

vor allem dadurch, daß wir, getreu der schönen Sitte unserer frommen Vorfahren, in diesen heiligen Tagen nach würdiger Vorbereitung zum Fische des Herrn gehen — und auch uns wird der Friede beseligen, der in jener heiligen Nacht allen verheißen ward, die guten Willens sind.

S.

Der Hausschlüssel.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzhner.

Verschieden wie das Schicksal der Menschen, über die Göttin Fortuna, ohne nach Würdigkeit und Verdienst zu fragen, in blinder Laune ihre Gaben austeilte, ist auch das Schicksal und die Werthschätzung ihrer Gebrauchsgegenstände. Der Aristokrat unter ihnen ist zweifellos der Spiegel. Ist es auch nur ein elender kleiner Scherben, in dem die dralle ländliche Magd wohlgefällig ihr Kontersel betrachtet, während sie ihre schnell vollendete Morgentoilette besorgt, so vermag man dabei doch, ohne seinen Gedankengängen Zwang anzutun, an die venetianischen Kristallspiegel der Gemächer eines Fürstenpalastes zu denken, wo eine illustre Gesellschaft bepudelter Damen und Herren im kleidsamen Kostüm der Rokokozeit nach dem Grundjase des *après nous le déluge* ihren Flirt treibt. Auch der Spinrocken ist noch verhältnismäßig gut weggekommen. Aus Zirbenholz oder irgend einer andern Holzart geschnitten, die etwas von dem Erdgeruch der derben, urwäcshigen Waldheimat einfachster Naturmenschen in die Salons gerade jener Kreise trägt, wo die Natur längst der Unnatur Platz gemacht hat, und die Damen kaum mehr die Nadeln zu führen, geschweige denn das Gespinnnt für das einfachste Gewebe zu drehen wissen, flunkert es uns doch bei wachen Augen das blonde Gespenst einer Senta oder einer germanischen Gretchenschönheit vor.

Unbewundert und ungeehrt verläßt dagegen das Dasein anderer, mindestens ebenso wichtiger Gerätschaften, zum Beispiel des Hausschlüssels, zu dessen Liebe, in Kithnen, himmelstürmenden Dithyramben sich noch kein Dichter auf den Pegasus geschwungen hat, der sich vielmehr mit dem Ruhme begnügen muß, der von den Darstellungen der Witzblätter austrahlt, die den erbitterten Kampf um den Haustorschlüssel mit ergötlichem, endlosem Humor schildern.

Statt dem Symbol des Hausfriedens und der Sicherheit einen Ehrenplatz anzuweisen, wo er, von stillvollen Emblemen umgeben, den Tag über seiner nächtlichen Tätigkeit entgegen träumt, hängt man ihn zwischen ordinäre, proletarische Schlüssel, die vielleicht die Bodenkammer, den Keller oder andere verschwiegene Gemächer sperren, deren Namen zu nennen die gute Sitte verbietet. Spät abends schleicht sich dann, wie auf Katzenpfoten gehend, der Herr Gymnast an ihn heran, der mit seiner Hilfe einige Stunden der Nacht dort zubringen möchte, wo man die unerlässlichen Vorbedingungen eines gedeihlichen Hochschulbesuches, nämlich Biertrinken und Tabakrauchen, lehrt. Oder es ist vielleicht gar das Familienhaupt selber, das nach dem Abendessen verstoßen nach dem Schlüsselbrett greift, unbestimmt darum, daß der Witzbrauch des eisernen Freundes, wenn er Nachts gegen drei Uhr nach Hause kommt, geeignet ist, sein trantes, eheliches Schlafgemach in eine Stätte der Tragik zu verwandeln. Am besten aber ist der Junggeselle daran, der nach dem Grundjase handeln darf:

Ein kluger Zecher steckt sich sein

Den Schlüssel zum Haus schon morgens ein.

Für diese Glücklichen ist der Hausschlüssel auch meistens in gelenkiger Verbindung untrennbar mit dem Korridor Schlüssel verwachsen, mit welchem er seinen Ruheplatz in der vom Schneider verschwiegen auf der Rückseite des rechten Oberschenkels angebrachten Hosentasche findet.

Doch Scherz bei Seite! Auch der Hausschlüssel hat seine Geschichte, die manchen interessanten Einblick in die Kulturverhältnisse

der Menschheit gewährt. Ueberall ist der Erfindung von wirklichen Schlüsseln, welche die Oeffnung der Haustür von beiden Seiten gestatteten und klein genug waren, um mitgenommen werden zu können, die Erfindung von Sperrvorrichtung und Riegeln vorgegangen, die um so stärker und größer waren, als sie weniger dem Zwecke dienten, dem leise heranschleichenden Diebe ein Hindernis zu bieten, der so lautlos wie möglich arbeiten muß, um nicht die Schläfer durch den Lärm seiner Arbeit zu wecken, als vielmehr der brutalen Gewalt von Angreifern Stand zu halten hatten, die sich um jeden Preis Eintritt erzwingen wollten. Abbildungen und Reste solcher Sperrvorrichtungen, deren hölzerne Riegel in Krampen eingriffen, sind uns bereits aus babylonischer und altägyptischer Zeit erhalten. Weit ähnlicher unsern modernen Hausschlüsseln waren diejenigen der Griechen- und Römerzeit, von denen, wie von den dazu gehörigen Schlössern, einige, wenn auch weder besonders zahlreiche, noch wünschenswert vollständige Teile auf uns gekommen sind. Sie waren meistens aus Kupfer oder aus Bronze, und beruhten auf den Systemen der Schiebe- und Steckschlösser.

In Deutschland wie im übrigen Europa, mit Ausnahme der geauanten Länder klassischer Kultur, blieb noch länger, nämlich bis etwa ins zehnte Jahrhundert, das alte Holzriegelschloß in Gebrauch, das auch mit einem hölzernen, meist gerabezu vorsintflutlichen Schlüssel geöffnet wurde. Dann begann man allmählich den hölzernen Schlüssel durch einen metallenen zu ersetzen; der zerbrechliche Holzriegel mußte ebenfalls einem aus Metall gefertigten den Platz räumen. Später ging man bei einem Schloßteil nach dem andern dazu über das Holz durch Metall zu ersetzen. Die Benutzung einer metallenen Unterlage, welche die Riegel trägt, machte die Einführung des Schlüssellochs nötig, das früher überflüssig war, da man den Schlüssel bis dahin von seitwärts eingeführt hatte.

Es ist bezeichnend für den unpraktischen Sinn der mittelalterlichen Menschheit, daß sie damals, als die Gotik die Baukunst zu beherrschen anfing und überall die ehrwürdigen Dome mit ihren Spitzbögen aus der Erde zu wachsen begannen, die künstlerischen Ideen dieses Stiles, der längst die Schmiedekunst durchgeistigt hatte, auf Kosten der Sicherheit auch auf einen so ausschließlich rein praktischen Zwecken dienenden Gegenstand wie Schloß und Schlüssel übertrug. Man bog das Unterlagsblech um, wodurch die innere Konstruktion sichtbar gemacht wurde, und begann nun Schlüssel und Schlösser mit den kunstreichsten Schnürkeln und Zierraten zu versehen, in denen die Ornamentik der verschiedenen aufeinanderfolgenden Stile von der Gotik über die Renaissance bis zum Rokoko und Barock ihre Orgien feierte, während ihr offen vor Augen liegender Mechanismus für jedermann, der sich dafür interessierte, ein wahres Wademelum zum Studium der Schlosserkunst bot, ohne daß die Sicherheit damit gleichen Schritt gehalten hätte oder auch nur zu verhindern gewesen wäre, daß eine kleine Verbiegung oder sonstige Veränderung im Innern des Schloßes dasselbe auch für den Inhaber des richtigen Schlüssels nicht eröffnenbar machte.

An solche Schlüssel, die heute von Antiquitätenliebhabern oft mit lächerlich hohen Beträgen bezahlt werden, mag wohl Altmeister Goethe gedacht haben, als er dem Doktor Faust die Worte in den Mund legte: „Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.“ Diese Schließmechanismen wurden im 17. Jahrhundert durch das sogenannte französische Schloß verdrängt, in welchem sämtliche Bestandteile von einem Kasten aus Metall umgeben sind. Dadurch kehrte man auch wieder zu größerer Einfachheit der Formen zurück, die genauere Arbeit und größere Sicherheit ermöglichten, und erst in neuester Zeit beginnt man auf die künstlerische vornehme Ausführung wieder einiged Gewicht zu legen.

Nicht überall spielt der Hausschlüssel eine so wichtige Rolle wie in unserer deutschen Heimat. In vielen Gegenden, z. B. auf dem platten Lande in Ungarn ist der Hausschlüssel noch heute ein fast unbekannter Gegenstand. Der Fremde, der in einem magyarischen Dorfe oder Flecken spät abends oder früh morgens aus dem Wirtshaus heimgeht mit dem unangenehmen Gefühle, vielleicht einen Diensthofen seiner Gastgeber zu langem Ausbleiben gezwungen zu haben, kann unbeforgt sein. Kein Mensch wartet auf ihn, um ihm Einlaß zu gewähren. Ungehindert betritt er den mauerumgebenen Hof, dessen Ställe offen stehen, das Wohnhaus und sein Zimmer; dafür übernehmen in den meisten Fällen ein paar riesige ungarische Wolfshunde um so pflichteifriger die Rolle der Warner, die den Schlafenden Nachricht geben, daß ein Fremder im Gehöft ist.

Recht widersinnig ist die Wiener Sitte, dem Mieter keinen Hausschlüssel in die Hand zu geben, sondern ihn zu zwingen, wenn er nach 10 oder 11 Uhr nach Hause kommt, den Hausbesorger herauszuklingeln und von ihm das Recht des Eintritts durch das berühmte „Sperrschloß“ zu erkaufen, das je nach der vorgezeichneten Nachtzeit schließlich auf das doppelte oder gar dreifache der sonst üblichen zehn Kreuzer heranwächst. Der Sperrschloßzwang ist im Grunde genommen nur eine dreifache Bewucherung des Publikums, das auf diese Weise vom Hauseigentümer gezwungen wird, den die Reinigung der Treppen und Klure besorgenden Hausmeister, der im übrigen im Nebenhandwerk schustert oder schneidert und vom Hauseigentümer allenfalls eine freie Wohnung im Keller erhält, auf eigene Kosten zu besolden. Gegenüber dem deutschen Gebrauche, daß abgesehen von ganz vornehmen Häusern jede Mietspartei ein oder mehrere Hausschlüssel in Händen hat, von welchen also unter Umständen ein Duzend und mehr im Gebrauch sind, bei denen der bedeutlichste Mißbrauch freilich nicht ausgeschlossen ist, gewährt auch die Wiener Gepflogenheit keine Sicherheit, weil dort jedermann gegen eine monatliche Abfindungssumme von einigen Gulden ein Exemplar des Hausschlüssels erhalten kann.

Nicht weniger unbequem ist die Pariser Einrichtung des Concierge, eines richtigen Portiers, der seine Loge unmittelbar neben der Haustür hat und nebenbei sämtliche Briefe der Hausbewohner in Empfang nimmt und selbstverständlich auch nach Gutsdünken kontrolliert. „Cordon s'il vous plait“ flötet der Pflastertreter, der spät Nachts von den Boulevards nach Hause kommt. Aber dem Concierge, der natürlich jeden Inwohner an der Stimme erkennt, beliebt es trotz der höflichen Bitte nicht immer, sofort die Schnur zu ziehen, mit der er von seinem Bette aus das Schloß aufspringen lassen kann, sondern läßt den Spender schmaler Trinkgelder im umgekehrten Verhältnis zur Höhe und Häufigkeit der Douceurs mehr oder weniger lange draußen warten.

An alten italienischen und spanischen Palästen, besitzen die Haustore vielfach überhaupt keine Schlüsseln, sondern inwendig mächtige Riegel und Balken. An der Außenseite der Tür befindet sich dann ein eiserner oder bronzener Hammer oder Ring, der in der Weise beweglich ist, daß man mit ihm gegen einen metallenen Knopf schlagen kann, zum Zeichen, daß jemand Einlaß begehrt. Auch diese häufig phantastisch gestalteten Türklopfer sind begehrte Gegenstände des Antiquitätenhandels geworden, und es ist keine erfundene Geschichte, sondern buchstäbliche Wahrheit, daß ein reicher englischer Sammler vor einigen Jahrzehnten den besonders kunstvollen Türklopfer eines venetianischen Palazzo mit Golde aufwiegen wollte, ohne sich durch diese lockenden Angebote in den Besitz der Rarität sehen zu können.

Es müßte seltsam zugehen, wenn ein sym bolisch so wichtiger Gegenstand wie der Hausschlüssel nicht auch in den Sitten und Gebräuchen der Völker eine wichtige Rolle

gespielt hätte. Ein derartiger Brauch hat sich bis in die Gegenwart in der Formalität der Schlüsselüberreichung erhalten, die bei öffentlichen Gebäuden und Kirchen der Einweihung voranzugehen pflegt und neuerdings auch bei Profanbauten hier und da wieder in Aufnahme kommt. Dem Bauherrn wird nämlich vor dem Haupteingang des Gebäudes der künstlerisch gestaltete, auf einem Rissen liegende Schlüssel von dem Baumeister mit einer der Gelegenheit angepaßten Ansprache überreicht. Auch bei Festungen pflegt als Zeichen der Uebergabe der Schlüssel vom Besiegten an den Sieger übergeben zu werden.

Ein alter, recht verschwieblicher Hausschlüssel ist aber noch zu viel geheimnisvolleren kabbalistischen Dinge nahe. Ebenso wie man aus dem Siebe wahrsagen kann (Roscinomanie), ist noch heute in ganz Europa der Glaube verbreitet, daß man mit so einem alten Hausschlüssel, einem sogenannten Erbschlüssel, wie della Porta sagt, „den Namen eines Diebes, die Gedanken der Frau, des Reiters und des Pferdes Glück und geheime Angelegenheiten aller Art entdecken kann. Man hängt den Schlüssel entweder an einer Schnur auf oder legt ihn in eine Bibel, die man auf zwei Fingern im schwankenden Gleichgewicht balanciert. Dann nennt man die Namen der Verdächtigen, oder tritt auf die einzelnen Anwesenden heran. Derjenige, bei dessen Namensnennung sich der Schlüssel bewegt, ist nach tiefeingewurzelter Ueberzeugung der Täter. Der ungeheuerliche Aberglaube ist zweifelsohne aus demselben Boden entsprossen, wie das mittelalterliche Barrecht oder Jus orientationis — man denke nur an Hagen an der Leiche Siegfrieds — ist aber noch keineswegs ausgerottet, wie mehrfache Gerichtsverhandlungen aus den letzten Jahren beweisen haben.

Ein Weihnachtsidyll.

Von Paul Siegfried.

Trotz des feinen Regens, der schon den ganzen Tag über zur Erde niederfällt, und der bei jedermann ein frohliges Schütteln hervorrufen muß, herrscht heute in den sonst bei solch' garstigem Wetter ziemlich ruhigen Straßen der Groß- und Residenzstadt N. ein emsiger Betrieb. Große und kleine Lastfahrwerke rollen dröhnend über das Straßenpflaster, Droschken und Omnibusse rasseln vorüber, und seine Equipagen sausen leicht über die Asphaltdecke dahin. Motorwagen jeglicher Art lassen warnend ihr Töf! Töf! erklingen, und zwischen ihnen hindurch erschallt das scharfe Signal der elektrischen Bahnen. In diesem echt großstädtischen Getriebe hasten und eilen die Menschen einher; jeder trägt ein größeres oder kleineres Paket unter dem Arm oder in der Hand. Manche sind fast überladen und drohen unter der scheinbar so großen Last zusammenzubrechen. Trotzdem schreiten sie leicht über das Pflaster daher und drängen sich geschmeidig durch die Menschen- und Wagenmenge. Hier und dort sind an freien Plätzen Wälder von Christbäumen abgeladen und werden trotz des regnerischen Wetters von Männern und Frauen mit prüfenden Blicken umlagert.

In den angrenzenden Straßen begegnet man vielen, die in offener Befriedigung über einen wohl gelungenen Kauf mit dem eben errungenen Tannenbaume ihrem heimatischen Herde zustreben. Die Schaufenster der Warenhäuser sind herrlich angestattet, und reicher Lichtglanz breitet sich über die schaulustige Menge, die sie in großem Gedränge umsteht. Die teils neugierigen, teils prüfenden Blicke werden fast geblendet durch den grellen Widerschein und die mannigfaltige Farbenpracht, die noch durch bunte Glühlämpchen und Spiegel vergrößert wird. Wer noch nicht wußte, worin das geschäftige Drängen und Hasten seinen Grund hat, der kann es eben erfahren durch die lieblichen Ränderstimmchen, die aus dem leisen Ge-

murmel der wogenden Menschenmenge hell herausklingen.

„Sieh doch, Mama, diese schöne Burg! So eine hab' ich mir beim Christkindchen bestellt. Und auch so 'ne schöne Rüstung und so ein Schoukelpferd.“

„Da ist die große Puppe, die ich mir zu Weihnachten gewünscht. Siehst Du nicht, sie kann die Augen schließen und auch Papa und Mama schreien. Ob das gute, liebe Christkindlein mir alle meine Wünsche erfüllen wird? Ach, nur noch eine Nacht und das schöne Weihnachtsfest ist da!“

Ein kleiner Knirps drückt sein Stumpfknöchel hart an die Fenster, und zeigt mit seinen kleinen Patzchhändchen seiner Erzieherin all die Sachen, die er sich gewünscht. Die Umstehenden lächeln vergnügt über den kleinen Kerl, der fast alle Gegenstände, die dort im Fenster ausgebreitet sind, nach und nach aufgezählt hat. Es ist der Vorabend jenes Tages, auf den sich groß und klein schon so lange gefreut, den arm und reich so sehnsüchtig erwartet, der Vorabend des hl. Weihnachtsfestes.

Witten in dem Menschen- und Wagenwege schreitet eine kleine Gestalt eilig daher. Ein warmer Mantel mit Kapuze umhüllt ihre zarten Glieder, und läßt nur das rosige Gesichtchen neugierig hervorstechen. In ihm blicken zwei große blaue Augen ängstlich fragend in die Welt. Goldene Locken lösen sich mit dem Winde spielend ihre weiße Stirne. Um den kleinen schön geformten Mund liegt ein Zug von Behmut und Entschlossenheit. Letztere giebt sich auch in dem ganzen Wesen des kleinen Mädchens kund. Der Stöße nicht achtend, drängt es sich durch die Passanten. Viele Blicke folgen der kleinen Gestalt, die eben in eine Seitenstraße einbiegt. Hier macht sie plötzlich vor einem großen Hause Halt.

Auf den Zehen sich emporhebend, buchstabiert das Kind die auf dem blanken Messingschild eingravierte Aufschrift: „Sanitätsrat Dr. Georg Paul Hoffmann, Professor an der Universitätsklinik.“ Dann drückt es schnell entschlossen auf den Knopf der elektrischen Klingel. Der schrille Ton verflingt im Hause, gedämpfte Schritte werden hörbar und gleich darauf öffnet sich die Haustür. Ein alter Diener in blauer Livree schiebt seinen ergrauten Kopf aus der Türe und fragt mürrisch: „Sie — — Was wünscht die Kleine?“

Empört über diese Anrede reckt sich die kleine Gestalt hoch auf und zornig funkeln ihre Augen.

„Den Herrn Sanitätsrat sprechen“, lautet ihre kurze bündige Antwort.

„Ist jetzt keine Sprechstunde.“

„Ich muß und will Herrn Dr. Hoffmann treffen!“

„Der Herr Sanitätsrat ist aus,“ und schon will der Diener die Türe schließen, als im Klare eine Thür sich öffnet und eine sonore Stimme fragt: „Was gibts Peter?“

Aber unsere kleine Bekannte läßt dem Diener gar keine Zeit zur Antwort. Resolut drängt sie den Diener beiseite und begrüßt den Herrn Professor, denn kein anderer ist der Herr in dem Thürrahmen. Er ist eine hohe imposante Erscheinung, ein grauer Schnurrbart bedeckt seine Oberlippe, unter den buschigen Augenbrauen blicken ein Paar gutmütiger Augen.

Nun da sie vor ihm, dem so sehnsüchtig Gewünschten steht, verliert sie plötzlich den bisher bewiesenen Mut. Konvulsivisches Zucken zieht sich um den niedlichen Kirschmund, und verräterische Zeichen treten in ihre Augen.

„Ach, Herr Doktor“, stößt sie dann mit zitternder Stimme hervor, „meine gute Großmama ist so krank. Und sie will durchaus keinen Arzt rufen lassen. Deshalb bin ich heimlich hergekommen, um Sie zu holen. Sie besuchen gewiß die liebe Großmama einmal. Nicht wahr, die Leute haben doch Recht, wenn sie sagen, daß Sie ein so gutes Herz besitzen und jedermann gerne helfen. O kommen Sie

doch bitte, ich will Sie auch immer recht lieb dafür haben“.

Immer schneller sprudeln die Worte der kleinen Wittwe hervor. Bald ist jede Furcht und Schüchternheit aus ihr verschwunden. Ziehend strecken sich die Ärmchen aus, und dem sprechenden zuversichtlichen Blick kann niemand widerstehen, besonders nicht Dr. Hoffmann, der nicht umsonst im Rufe eines großen Menschen- und Kinderfreundes steht. Begütigend fährt seine Hand über die blonde Lockenfülle, und ein mildes Lächeln umspielt seinen Mund. „Ja, wir wollen einmal nach deiner Großmutter sehen, mein Fräuleinchen“.

Ein triumphierender Blick fällt bei dieser freundlichen Ansprache auf den Diener, der noch immer in respektvoller Entfernung vor seinem Herrn steht, ein Blick, der ihn strafen sollte für das empörende Wort „Kleine“. Und diesem Blick folgt gleich eine Erklärung für Dr. Hoffmann.

„Nicht wahr, Herr Sanitätsrat“, sagt sie mit der Würde einer vollendeten Weltkame, „nicht wahr, ich bin doch keine Kleine mehr, wie der da sagt. Und verächtlich zeigt der rosigte Finger auf den erstaunten Diener.“

„Nein, nein“, sagt schmunzelnd der Arzt. „Wie heißt du denn, und wo wohnst du?“

Constanze Andrés heiße ich und wohne mit Großmama Regentstraße 8. Dann befehlt Dr. Hoffmann dem Diener anzuspannen. Dieser beillt sich, die Befehle seines Herrn auszuführen, aber nicht, ohne für sich zu brummen: „Diese kleine Hege!“

Während der Sanitätsrat sich ankleidet und dranhin der Wagen vorsährt, sind die Augen des Mädchens schnell über alle Gegenstände des Studierzimmers geflogen und bleiben erstickt an einem Bilde haften, das über dem Schreibtische hängt. Letzter tritt sie näher, um es besser betrachten zu können. In seinen Anblick besunken überhört es das Wiedererkennen des Professors. Verwundert blickt dieser auf die kleine Gestalt.

„Kennst Du diese Dame dort?“ fragte er sichtlich erstaunt.

„Nein“, erwiderte das Kind, „aber dasselbe Bild hängt bei Großmama im Wohnzimmer“.

„So! war die einzige Antwort, aus der man sowohl Erstaunen als auch innere Bewegung heraus hören konnte. Jetzt, da er das Bild mit dem Gesichte der Kleinen verglich, kam es ihm zum Bewußtsein, wodurch ihm die lieblichen Züge desselben so bekannt und anziehend erschienen waren. Eine auffallende Ähnlichkeit lag in den Augen und dem Aussehen beider. In ihrer Betrachtung stört sie die Meldung des Dieners, daß alles zur Ausfahrt bereit steht. Regentstraße 8 ruht der Arzt seinem Kutscher zu, und schon setzt sich das leichte Koupee in Bewegung. Während der Fahrt durch die hellerleuchteten Straßen plaudert die Kleine unangeseht. Der Sanitätsrat hingegen schaut nachdenklich vor sich hin, und wenn auch dann und wann die Erzählung des Kindes ein leichtes Lächeln in seinen ernsten Mienen hervorruft, oder zuweilen eine der kindlichen Fragen Antwort fordert, seine Gedanken beschäftigt sich mit ernstern Dingen. Nach kurzer Zeit hält der Wagen vor dem bezeichneten Hause. Es ist ein kleines jenenartiges Gebäude. Rasch springt die Kleine aus dem Wagen und stürzt die vier Treppen zur zweiten Etage hinauf. Kaum vermag der Arzt ihr zu folgen.“

Oben angekommen, öffnet sie behutsam die Türe und führt ihn in ein schwach erleuchtetes wohnlich eingerichtetes Zimmer und durch eine zweite Türe in das Krankenzimmer. Beim Durchschreiten fällt sein Blick auf ein großes Gemälde. Einen Augenblick starrt er; denn tatsächlich findet er in den Zügen der schönen Frau eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Bilde, das in seinem Besitz ist. Das Kind stürzt sich mit jugendlichem Ungestüm auf ein Bett, das in der äußersten Ecke des

Zimmers steht und die Frage: „Wo warst Du so lange, mein Liebling?“, und die schwache Stimme, die sie stellt, beweisen Dr. Hoffmann genügend, daß dort die Kranke liegt.

„Ach, Großmütterchen, verzeih' mir“, sagt die kleine Constanze mit schmeichelnder Stimme, „ich habe trotz Deines Verbotes einen Arzt gerufen. Du mußt mir deshalb nicht böse sein.“

Jetzt bemerkte die Kranke den Arzt, der sichtlich bewegt über die Sorge und Liebe Constanzens im Hintergrunde des Zimmers steht.

„Sie entschuldigen“, sagt sie mit zitternder Stimme, während ihre abgekehrte Hand lieblosend über den Kopf ihres Lieblings fuhr, „daß die Kleine Sie hierher bemühte. Aber sie macht sich große Sorge um mich und stellt sich meine kleine Erfüllung viel schlimmer vor, als sie in Wirklichkeit ist.“ Nun schraubte Constanze die Lampe höher und Professor Hoffmann konnte die Sprecherin deutlich erkennen. Ein gutmütiges Gesicht, umrahmt von schneeweißem Haar, blickt ihm entgegen. Aber kaum hatte er sie gesehen, als er erkaunt ausrief: „Gott, Anna, sind Sie es!“

Freudig leuchtete das Auge der Greisin auf, als sie erwiderte: „Ja, Herr Sanitätsrat, ich bin Anna. Ich hatte Sie gleichwiedererkannt, und es tut mir in der innersten Seele wohl, daß auch Sie mich nicht vergessen haben.“

Erstaunt blickt Constanze von der einen zum anderen. Der Arzt nimmt die Kleine bei der Hand und läßt sie in das Nebenzimmer treten. Ein leichter Anflug von Influenza hatte die Kranke befallen, doch stand für den Augenblick keine Gefahr zu besorgen. Nur mußte sich die Kranke bei ihrem hohen Alter sehr in acht nehmen und besonders vor einem Rückfalle hüten. Nachdem er die nötigen Anordnungen getroffen, erkundigte er sich teilnahmsvoll nach ihrem bisherigen Lebensschicksale. Anna Ströter war im Hause des Großkaufmanns André als Kinderwärterin tätig gewesen, und wie gut sie mit Kindern umzugehen wußte, davon legte die Liebe, mit der die Kinder ohne Ausnahme an ihr hingen, beredtes Zeugnis ab. In dieser Stellung lernte sie Paul Hoffmann kennen, der ein Freund des leider so früh verstorbenen Sohnes ihrer Herrschaft war. Nach dem Tode ihrer Herrin führte sie den Haushalt ihres Herrn. Um diese Zeit bewarb sich Paul, der eine Stelle als Assistenzarzt des städtischen Krankenhauses inne hatte, um die Hand Constanze Andrés. Mit inniger Liebe waren beide einander zugetan; aber so sehr sie auch ihre gegenseitige Neigung verheimlichten, das durch Liebe und Sorge geschärzte Auge der treuen Wärterin hatte gar bald erkannt, wie es um ihre junge Herrin stand. Doch um keinen Preis hätte sie dieses süße Geheimnis verraten mögen. War doch auch sie dem schmucken jungen Manne von Herzen zugetan.

Da traf sie eines Tages wie ein Blitz aus heiterem Himmel die niederschmetternde Nachricht, daß Bankier Frank um die Hand der einzigen Tochter angehalten. Alles Bitten und Flehen, alle gütigen und ernststen Vorstellungen von Seiten Constanzens halfen nichts. Herr André hatte über die Hand seiner Tochter verfügt, und wer den eisernen Willen des sonst so guten Vaters kannte, wußte, daß nichts seinen Plan umstoßen konnte.

So fand denn die Hochzeit statt. Von Schmerz gebeugt, hatte sich Paul in die Residenzstadt R. zurückgezogen und suchte in seiner Praxis Vergessen und Trost. Wohl hatte er einige Zeit nachher durch die Zeitung den Tod Herrn Andrés erfahren, und ein Jahr später den großen Bankbruch der Firma Frank. Von Constanze selbst hatte er seither nichts mehr gehört. Von ihr erfuhr er jetzt durch Anna, und das, was er hörte, war nur zu sehr geeignet, sein Herz zu erschüttern. Kummer und Gram um den Verlust des so innig Geliebten hatten ihre Gesundheit stark erschüttert. Da Frank, den man nur als galanten, lebenswürdigen Kavaller und nie und da vielleicht etwas Lebemann kannte, sich nach seiner Heirat als Spieler und Trinker entpuppte, so war es kein Wunder, daß

der Gesundheitszustand Constanzens immer bedenklicher wurde.

Dazu gesellte sich die Sorge um den Gemahl, der oft Tage und Nächte von seinem Hause fern blieb. Einigen Trost in ihrem Leiden brachte ihr die Geburt der kleinen Constanze. Auch Frank war hocherfreut, und eine Besserung schien in ihm vorzugehen. Doch die Neue kam zu spät. Er hatte in seinem Leichtsinne die Deposition seiner Bank angegriffen, und da er dieselben nicht ersetzen konnte, stand er vor seinem Ruin. Tot fand man ihn eines Tages an seinem Schreibtische sitzen. Ein Herzschlag hatte seinem jugendlichen Leben ein jähes Ende bereitet.

Nur dadurch, daß seine Frau den größten Teil des väterlichen Vermögens opferte, rettete sie seinen ehrlichen Namen und bewahrte ihr Kind vor Schande. Gleich nach seinem Tode zog sie in die Residenzstadt R. und lebte hier von dem Reste ihres väterlichen Vermögens in stiller Abgeschiedenheit unter ihrem Mädchennamen. Anna, die auch die Pflege des kleinen Mädchens übernommen hatte, hielt treu an ihrer Seite aus. Doch nicht allzu lange sollte sich die junge Frau der endlich gefundenen Ruhe erfreuen. Eine schwere Krankheit, die natürliche Folge der vielen Aufregungen, gab ihr endlich den ewigen Frieden. Schweren Kummer verursachte ihr die Sorge um die Zukunft des unwilligen Wesens an ihrer Seite, und sie ließ sich von der treuen Anna das Versprechen geben, stets auf die kleine Constanze ein wachsameres Auge zu haben und ihr eine standesgemäße Erziehung angedeihen zu lassen. Wie treu die Dienerin ihr Gelübnis erfüllt, davon konnte Dr. Hoffmann sich jetzt persönlich überzeugen.

Hatte auch Anna in ihrer Bescheidenheit ihrer Verdienste nicht erwähnt, so sah der Arzt doch nur zu wohl, wie aufopfernd diese treue Seele gehandelt hatte. Lächelnd vernahm er ihre Klage, daß in diesem Jahre die kleine Constanze nicht, wie bisher, ein fröhliches Weihnachtsfest mit Christbaum und Kerzenschmuck feiern könne. Eine Nachbarin sorgte für die Kranke und den kleinen Haushalt, aber die Sorge um ihre eigene Familie hinderte sie daran, auch den Herzenswünschen der kleinen Constanze zu genügen. Der Professor schaffte bald Abhilfe. Mit seinem Diener Peter kaufte er einen stattlichen Christbaum ein; für das kleine Mädchen, das im Sturm sein Herz erobert, opferte er sogar einen Teil seiner Nachtruhe, indem er selbst alles zum Feste vorbereitete. Die übergroße kindliche Freude und Dankbarkeit, die sich in einer stämmigen Umarmung und einem herzhaften Kuß der Kleinen Luft machte und die Tränen im Auge der treuen Wärterin waren ihm reichlicher Lohn.

Wie lieblich und ergreifend das Bild war, das die wenigen frohen Gesichter boten, konnte man am besten daran erkennen, daß selbst der alte brummige Diener sich mehrmals mit dem Rücken seiner runzeligen Hand über die Augen fuhr. Von nun an war der Professor täglich ein gern gesehener Gast in der kleinen Wohnung, und hielten ihn dringende Geschäfte einmal fern, so belehrten ihn die trübselige Miene der kleinen Constanze und ein eigenartiges Gefühl der Verlassenheit in seiner eigenen Brust, daß sie einander unentbehrlich wären. Deshalb schritt er bald zur Ausführung eines Planes, der schon lange in seinem Innern feste Gestalt angenommen hatte. Nach der vollständigen Genesung Annas nahm er beide in sein Haus auf. Mit der Liebe und Sorgfalt eines zärtlichen Vaters leitete er die Erziehung des Kindes. Dieses war bald der ganze Sonnenstrahl des ganzen Hauses und wenn es galt, ihr einen einen Wunsch zu erfüllen, so war Peter gern bereit, Stunden weit zu laufen und nicht oft genug konnte man ihn einem guten Freunde gegenüber versichern hören: „Erst muß ich unser kleines Fräuleinchen fragen, ob sie keinen Wunsch hegt, dann gehe ich gern zu Deinen Diensten.“